



Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(XI. Jahrgang 1865.)

11
1865

Beilage zum Landshuter Wochenblatt.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

14

Nro. 1. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Januar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen

I.

Das Jahr 18 . . ging zu Ende; der Winter hatte so eben begonnen. Während des ganzen Jahres war das Wetter trüb geblieben und der italienische Himmel hatte nicht aufgehört, Regenströme herabzufluthen.

Ich kehrte eben in meine Wohnung zurück, via dell' Orso; es ging auf Mitternacht. Meinen Freund Giulio fand ich schon zu Bette liegend. Unzufrieden mit mir, unzufrieden mit den Andern, mißvergnügt über Alles, was mich umgab, war ich die Beute eines melancholischen, höchst peinlichen Gefühls oder, besser gesagt, Vorgefühls.

Nach meiner Gewohnheit schlug ich noch einige Bücher auf und durchblätterte sie maschinenmäßig; meine Gedanken waren anderwärts, vielleicht dürfte ich noch eher sagen, ich dachte gar Nichts.

Abgespannt von dieser unbehaglichen Stimmung fiel ich bald in Schlaf. Meine Ruhe war aber nicht von langer Dauer; denn plötzlich wurde sie von einem dumpfen Geräusch geweckt, das an der Hausthüre sich hören ließ. Ich horchte auf und war nicht wenig erstaunt, als ich das Kreischen eines Schlüssels hörte, den man im Schlosse umzudrehen versuchte.

Ich dachte an einen Raubüberfall und weckte Giulio durch meinen Ruf: „Wer ist da?"

Eine rauhe Stimme antwortete mir: „La sforza!" (die Gewalt, was man anderwärts die Justiz nennt).

Diese Antwort, weit entfernt, mich zu beruhigen, vermehrte nur noch meine Unruhe.

Ich stand auf und eilte an das in der Hausthür angebrachte Fensterchen. Durch dasselbe gewahrte ich eine kleine, untersetzte Mannsperson von unfreundlichem Aeußern in Civilkleidern. Ich erkannte alsbald diesen Mann; es war Nardoni, damals in den Annalen der römischen Polizei sehr berühmt. Zwei Carabinieri begleiteten ihn, von denen der Eine eine trübe Laterne, der Andere einen Schlüsselbund trug.

Nardoni redete in einem trockenen, wiewohl höflichen Tone mich an.

„Wir haben“, sagte er, „bei Ihnen einen unangenehmen Auftrag zu erfüllen. Es sind die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen, um jeden Widerstand von Ihrer Seite nutzlos zu machen. Oeffnen Sie, meine Herren! Ihre Freiheit ist es nicht, die wir wollen.“

Nun sah ich, daß es sich um eine Haussuchung handelte.

Giulio hatte Alles gehört und war gleichfalls aus dem Bette aufgestanden. Nachdem er ein Licht angezündet, beeilte er sich, einige Werke zu verstecken, die einen Theil unserer bescheidenen Bibliothek ausmachten. Um ihm hierzu Zeit zu verschaffen, stellte ich mich, als suche ich den Thürschlüssel, den ich verlegt zu haben vorgab.

Den Leuten von der Polizei ging endlich die Geduld aus; sie wurden ungestüm; ich mußte ihnen daher öffnen.

Nardoni wendete sich geradezu nach meinem Arbeitszimmer; die beiden Carabiniers, denen zwei andere Sbirren folgten, machen sich daran, meinen Kleiderschrank, meine Koffer, unsere Schubladen, kurz jedes Möbel, das zu einem Versteck geeignet war, zu durchsuchen. Man bemächtigte sich unserer Papiere und unserer ganzen Correspondenz. Was die Bücher betraf, so begnügte man sich, die zu Rom verbotenen Werke mitzunehmen, wie Botta, Machiavelli, Bentham, J. J. Rousseau und selbst die „Histoire de X ans“ von Louis Blanc, welche ich mir erst vor einigen Tagen verschafft hatte. Ein Buch, das mich noch mehr hätte compromittiren können, blieb glücklicherweise unbemerkt: es waren „Les ruines“ von Volney. Es war hinter den Nachttisch gefallen und wurde dort nicht aufgefunden.

Als sie sich all' dieser Gegenstände bemächtigt und auch ein Paar Pistolen in Beschlag genommen hatten, schickten die Herren von der Polizei sich zum Rückzug an.

Ich protestirte gegen diese Wegnahme, indem ich eine ordnungsmäßige Licenz vorzeigte, die mir gestattete, alle, selbst verbotene Bücher zu kaufen, zu lesen und zu besitzen, insofern sie in meinem Erlaubnißschein nicht verzeichnet ständen.

Nardoni antwortete mir hierauf, daß er nur auf höheren Befehl handle; dann entfernte er sich und hinter ihm seine Begleiter, die ihre Beute fortschleppten.

Einige Tage darauf erhielt ich ein Schreiben des Fiscalverwalters, worin er mich in das Palais del governo novo citirte. Diese Ladung überraschte mich nicht, ich leistete ihr pünktlich Folge.

Dort bestand ich vor dem Untersuchungsrichter ein Verhör, das vier Stunden dauerte. Ich fand, daß man alle meine Papiere und meine ganze Correspondenz durchstöbert und gelesen, und selbst meine Bücher und Hefte durchwühlt hatte.

Man verlangte von mir mehrfach Erläuterungen über einige ganz unschuldige Schriftzüge, deren sonderbare Figur allerdings den Verdacht eines politischen Untersuchungsrichters erregen mußte. Vor Allem schien der Richter besonderes Gewicht auf eine Satyre zu legen, die ich gegen die berühmte Tänzerin Cerrito verfaßt hatte; vielleicht sah man darin ein Glaubensbekenntniß. Dann ging er über zu den verbotenen Büchern, die man, obgleich ich meinen Erlaubnißschein von Neuem vorzeigte und deren Rückgabe energisch verlangte, dennoch alle in gerichtlichem Verwahr behielt.

Endlich verhörte man mich über die Art und Weise, wie ich öffentlich über gewisse Wunder gesprochen, die sich kürzlich in Rom zugetragen hatten. Man verwarnte mich strenge und schloß das Verhör mit einem wiederholten Verweis, dessen Ende war, daß die

Polizei und die Regierung ein sehr wachsames Auge auf mich habe. Davon begann ich allerdings mich zu überzeugen.

Ich glaubte die ganze Sache abgethan, als ich eines schönen Morgens ein Schreiben mit dem Siegel der Polizei erhielt; ein Gendarm hatte es gebracht.

Unter Zittern öffnete ich es. Man schärfte mir den Befehl ein, mich in ein Kloster zu begeben zu einer Retraite von sieben Tagen. . . .

Da ich wußte, daß eine solche Strafe in Rom Etwas sehr Gewöhnliches war, besonders unter den jungen Leuten, so gehorchte ich ohne Zögern diesem Befehle.

Ich zog mich in das Kloster vom heil. Eusebius zurück, wo ich die s. g. geistlichen Exercitien nach der Regel des heil. Ignacius machte. Man kann sich über ein solches Bekehrungsmittel sein Urtheil bilden aus der Wirkung, die es auf mich hatte.

Als ich nach acht Tagen der Einsamkeit, des Schweigens, des Fastens, des Gebets und der Predigten das Kloster verließ, erschien mir die menschliche Gesellschaft wie ein Haufe Thoren. Ich war sehr erstaunt, daß die Menschen sich noch mit Geschäften abgaben, für ihre Familien sorgen und ihren Gefühlen und Interessen nachleben konnten. Ja ich stand auf dem Punkte umzukehren und mich für immer in das Kloster vom heil. Eusebius zu begraben. Indessen ich kehrte zu meinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Aber eine heftige Reaction folgte auf diese wenigen Tage klösterlicher Zurückgezogenheit; ich gab mich blinder als je einem Leben voller Vergnügen und Zerstreuungen hin, das übrigens die ganze römische Jugend theilte.

Was aber war mein Verbrechen? Welches waren die Gründe, die die päpstliche Regierung bestimmten, das Leben eines jungen Studenten einer so strengen Aufsicht zu unterwerfen? Ich habe vorhin gesagt, wessen man mich beschuldigte: Ich hatte gewisse Wunder öffentlich in Zweifel gezogen. Um zu begreifen, wie gravirend und unklug diese meine Aeußerungen waren, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, in der diese Erzählung spielt. Es bestand damals ein eigenthümlicher Gegensatz, ein geheimer Kampf zwischen den liberalen Bestrebungen eines Theils der römischen Jugend und der fast kindisch argwöhnischen Politik der päpstlichen Regierung. Mit Eifer meinem Studium der Rechtswissenschaft obliegend, hatte ich enge Freundschaft geschlossen mit einigen jungen Römern von lebhaftem Charakter und feuriger Einbildungskraft. In der Literatur verband uns derselbe Geschmack, in der Politik dieselben Tendenzen.

Voll des Stolzes und des Vertrauens, das Jugend und Gesundheit geben, traten wir in die Welt ein, den Kopf erhoben, unzufrieden mit der Gegenwart, hoffend auf die Zukunft. Unsre Lebensweise war ein Gemisch von erhabenen Ideen und weltlicher Zerstreuung.

Man stand spät auf, frühstückte, ging in die sapienca (Universität) und besuchte dann mehrere Stunden lang die Reitschule und den Fechtboden. Wir lasen Zeitungen oder philosophische und geschichtliche Werke; Abends nach dem Essen begab man sich ins Theater. Nach dem Schauspiel, das bekanntlich in Italien sehr spät zu Ende geht, speisten wir zu Nacht bei einem Restaurant, und wenn die Nacht schön war — in Rom sind die Nächte fast alle herrlich — durchliefen wir die Stadt. Wir besuchten das Forum und erweckten auf den Ruinen des Alterthums unsterbliche Erinnerungen. Manchmal begaben wir uns nach dem Colosseum und machten uns dort das eigenthümliche und erhabene Vergnügen, auf den berühmten Mauern mit Fackeln herumzuklettern, deren rothes Licht einen pracht-

vollen Anblick gewährte, wenn man es bald erscheinen, bald verschwinden sah in dem alten Gemäuer, hinter den geborstenen Säulengängen, unter den Bogen, die hundertjähriges Moos und Schmarozerpflanzen umschlingen, jetzt der einzige Schmuck von dem, was das Alterthum Schönstes hinterlassen und der Erdkreis Großartiges aufzuweisen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Newgate.

Old Bailey und Newgate — beide ruft das jüngste Henkersschauspiel in London in meiner Erinnerung wieder wach. Er lebt wieder vor mir der Platz von Old-Bailey mit jenem rußigen großen Gebäude, in dem vor etwa vierzehn Tagen die Gentlemen of the Jury die kurze Spanne Zeit von fünfzehn Minuten gebraucht, um über ein ganzes Leben abzuurtheilen; ich sehe ihn in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit vor mir auftauchen, eine Größe, die ein annähernd vollständiges Rendezvous der vielen Londoner Galgenvögel verursacht hat, die bei Gelegenheiten wie der am Montag Morgens gebotenen nicht fehlen dürfen. Als ich mit meinem freundlichen Begleiter über den Platz von Old-Bailey ging — es war an einem Sonntag — war er leer und öde, hier konnte er von der „Ruhe eines Kirchhofes“ wirklich die Rede sein, aber freilich eines Kirchhofes der Erhenkten. Damals schwamm Müller noch auf dem offenen Ozean und die Londoner hatten nur die Hoffnung, ihn hängen zu sehen, eine Hoffnung, die auch mein englischer Freund sehr freimüthig zu hegen beliebte. „Sehen Sie,“ sagte er zu mir, als wir über den Platz von Old-Bailey gingen, „da drüben jenen schwarzen schwerfälligen Quaderbau, unheimlich schon seinem Aeußeren nach, das ist Newgate, das alte Newgate. Dort, zu jenem Pförtchen werden sie in Bälde den Mörder des Herrn Briggs auf diesen Platz hieher führen müssen, wenn ihn der Arm der Gerechtigkeit gefaßt haben wird. Diese Stufen, die hier vor dem Pförtchen, dem Seitenpförtchen von Newgate, das schon so viele arme Sünder in das Reich der Schatten geführt, sehen, diese Stufen wird Müller hinabsteigen müssen im Angesichte einer unabsehbaren Menschenmasse, und auf der letzten angekommen, wird ihn, nachdem ihm die Sündermütze über's Gesicht gezogen ward, rasch die Strafe für seine gräßliche That erreicht haben.“ Nun, mein englischer Freund hat Recht behalten, Müller ist am Montag genau den Weg aller Mörder gegangen, die am Galgen von Newgate zu verenden bestimmt sind. Alle Sentimentalität bei Seite gelassen — es war gerade kein angenehmes Gefühl, als wir durch das Pförtchen, durch das „Thor der Gehenkten“, wie man es nennen könnte, in die Höfe von Newgate hinabgelangten. Mein englischer Freund wollte, daß ich mir noch das Zimmer ansehen sollte, in dem die sogenannte „Henkertoilette“ gemacht wird, und den Gräbergang, auf dem die Leichname der zum Galgen geführten nebeneinander eingesenkt werden. Ueber eine abseits gelegene Flur wandelnd, welche die Kommunikation mit anderen Sträflingen gänzlich abschneidet, gelangten wir, von dem Wärter geleitet, in jenen Raum, in dem die zum Tode Verurtheilten die letzten Stunden ihres Daseins ablaufen sehen. Es ist eine ziemlich geräumige Zelle, bei deren Ausstattung das Eisen eine große Rolle spielt. Das Arrangement von Fenstern und Thüre sagt den Unglücklichen, die über diese Schwelle müssen, gleich von vornherein

die ganze Hoffnungslosigkeit aller Fluchtgedanken. Die Fenster-Eisenstäbe bricht nicht sobald eine menschliche Hand und durch diesen mit Eisen unterdielten Fußboden ist kein Rückzug zum Leben zu bahnen. Tisch, Schemel und Lagerstätte sind die einzigen Möbel dieses Toilettezimmers; der Tisch ist in der Mauer befestigt und das Arme-Sünder-Bänkchen an den Fußboden gefesselt. An diesen Gestellen befriedigt der Mörder seine letzten irdischen Passionen, ißt er seine Lieblingsspeise und trinkt er seinen Lieblingstrank, den man ihm, ob es nun Ale oder Wein sei, aus dem metallenen Becher, der auf dem Tische steht, zu trinken gibt. In dieser Zelle sind die Todesschauer seit langen Jahren wie zu Hause und wahrlich sie schütteln, wie ich dies bezeugen kann, auch den Unschuldig-Neugierigen, der über diese Schwelle kommt, gehörig durch. Die Gedanken, die die rohgezimmerte Lagerstätte der Verdammten, auf der schon so viele schreckensvolle und seelenmarternde Nächte verbracht worden, in dem Beschauer hervorruft, sind so schwarz wie die historischen Mauern von Newgate. Entfliehen wir ihnen lieber; aber was hilft's, mein englischer Freund liebt selbst in der Bereitung von Schrecken so sehr die Gründlichkeit, daß er mir den Anblick der Ruhestätte der Gehenkten nicht ersparen will. Wissen Sie, daß Newgate noch im Tode die Leiber der armen Sünder, die seiner strafenden Hand verfallen, nicht los läßt? Daß das große schwarze Gefängniß, so wie es die Seelen der schwarzen Sünder, so lange sie noch am Leben sind, gefangen hält, auch nach ihrem gewaltsamen Tode die Leiber nicht heraus gibt? Nicht wie anderwärts unter oder neben dem Galgen wird dem gerichteten Menschen die Ruhe; Newgate bestattet sie in seinem eigenen Innern, nimmt sie von der Richtstätte weg in das eigene unheimliche Haus wieder auf, um sie auf einem langen Gange den gegrabenen Schachten anzuvertrauen. Welch' ein eigenthümlicher Vorgang! Durch eine ganze Reihe von Korridoren, die durch schwere eiserne Pforten, deren dumpfes Gerasse das Dämonische des Ortes nur noch vermehren konnte, abgesperrt waren, gelangten wir im Hofe zu dem „Schacht der Gehenkten.“ Hier auf diesem langen Gange, den fast das Sonnenlicht zu erreichen sich scheuen mag (wenigstens ist es daselbst wochenlang düster), werden die Leiber der Gerichteten neben einander eingesenkt. Ein einfacher Buchstabe bezeichnet daselbst an der Mauer die Namen Derer, die hier in der großen Familiengruft der Londoner Mörder bestattet wurden. In einigen Tagen schon wird ein lateinisches M. in dem obern Winkel des Gräberganges von Newgate die Stelle bezeichnen, wo sie den Mörder des Herrn Briggs in die Schreckenserde von Newgate versenkt haben. Es dauert nicht lange und die „chamber of horrours“, die sogenannte „Schreckenskammer“ in dem Etablissement der „Madame Tusand's Erben“, wird neben der Figur des Herrn Dr. Pommerais, die ich bereits vor Wochen da gesehen, auch die Porträtbüste Franz Müller's aufzuweisen haben.

Ein Brief aus San Francisco im „Philadelphia Demokrat“ schildert in ergötzlicher Weise, wie der plötzliche Reichthum manche Leute, die von ihm heimgesucht werden, in Verlegenheit bringt. Einige hundert wohlgekleidete Männer, welche monatlich an 1000 bis 20,000 Dollars aus ihren Goldgruben beziehen, dämeln in der Stadt umher und wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Die meisten waren ehemals Handarbeiter, welche es sich sauer genug werden ließen. Jetzt fühlen sie sich in hohem Grade unbehaglich, denn seitdem sie die Schaufel und die Spitzhacke aus der Hand gelegt, haben sie ein ganz anderes Leben begonnen. Aber ihr größtes Unglück besteht darin, daß sie nicht wissen, wo sie ihr Geld los

werden sollen. Allerdings trinken sie den besten Wein, rauchen die besten Cigarren und speisen vortrefflich, das Alles kostet jedoch nicht viel. Aber in San Francisco gibt Geld allein noch nicht einem Manne den Anspruch auf Verkehr in der guten Gesellschaft, und für diese fehlen ohnehin den meisten Neureichen die Vorbedingungen. Ein plötzlich reich gewordener Mann wird in den östlichen Staaten als ein Shoddy bezeichnet, in Californien aber als Washoe (nach den reichen Washoegruben). Vielen Leuten kann man kein anderes Verbrechen zum Vorwurfe machen, als daß sie monatlich 10,000 Dollars Einkünfte haben. Ich kenne Einen, den das Mißgeschick betraf, von seinem verstorbenen Bruder obendrein monatlich 12,000 Dollars zu erben, und er ist darüber untröstlich. „Was soll ich nun anfangen?" sprach er. „Ich entgegnete: „Kaufen Sie sich eine gute Bibliothek, kaufen Sie sich auch eine Yacht, treiben Sie Fischfang, werden Sie Jäger, machen Sie Reisen, lernen Sie andere Länder kennen erfreuen Sie sich an der Kunst, namentlich an schönen Gemälden, oder bauen Sie sich ein schönes Haus und treiben Sie Landwirthschaft. Auf solche Weise können Sie sich die Zeit vertreiben." Der Unglückliche gähnte und sprach: „Das Jagen macht mir kein Vergnügen, auf das Fischen verstehe ich mich nicht, zum Ackerbau habe ich keine Lust, beim Lesen habe ich Langeweile und ein Gemäldekenner bin ich auch nicht." — Der Briefschreiber versichert, daß er diese Unterredung buchstäblich wiedergebe: er rieth dem Washoe — sich zu ersäufen, dann habe alle Qual ein Ende.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 2. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Januar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Zu andern Malen schlossen wir uns den wandernden Künstlergruppen an, welche die Stadt durchziehen, um unter den Fenstern der Schönen und gefeierter Sängerinen die schönsten Ständchen zu improvisiren.

So berauschten wir uns an Freundschaft, Liebe und Poesie und sogen in giergen Zügen die erquickende Luft ein, die laue und balsamische Luft dieses Landes, das die classische Wiege der Künste und die Heimath der ewigen Begeisterung für das Schöne ist.

Unter meinen Freunden befand sich Einer, für den ich eine besondere Zuneigung hegte. Er hieß Raphael. Es war ein ruhiger, tiefer Geist, aber sehr anspruchslos: er war mit einer erstaunlichen Capacität für die ernsten Wissenschaften begabt. Gewissermassen die Gemeinschaft unsrer guten und schlimmen Eigenschaften hatte uns gegenseitig angezogen.

Ein anderer Freund, Giulio, von dem ich schon gesprochen habe, war nebst Raphael der unzertrennlichste Genosse aller meiner Vergnügen, der Vertraute aller meiner Gedanken.

Giulio war durchaus verschieden von Raphael; er war Dichter, ein wenig Schwärmer und gefühlvoller, als wir beiden andern.

Mit diesen zwei Freunden verbrachte ich die angenehmsten und zugleich am besten angewendeten Stunden meiner Jugend. Ein- oder zweimal die Woche kamen wir zusammen, um gemeinschaftlich die literalischen Novitäten zu lesen, die man zu Rom nur mit großen Kosten und wirklicher Gefahr auftreiben konnte. So lasen wir die Werke von Gisberti, Arnaldo, Brescia von Nicollini, die letzten Schriften von Lamonnais u. dgl. m.

Giulio hat in der Folge unter der letzten Republik eine wichtige Rolle gespielt; Raphael ist heute einer der berühmtesten Advokaten an den römischen Gerichtshöfen.

Zu der Zeit, in die uns diese Erzählung zurückversetzt, sprach man in ganz Rom von den Wundern, die bei dem Arco di Cenci stattgefunden haben sollten.

Von der einen Seite äußerte man sich über diesen Gegenstand entweder mit großer Zurückhalung oder mit großer Heuchelei, von der andern aber mit großer Offenheit u. Freimüthigkeit.

Ich hatte die Unklugheit begangen, im Café Nero und in der Sapienza meine Ansicht auf eine höchst ironische Weise auszusprechen. Meine Reden, die von Spionen aufgefangen worden waren, hatten über mein Betragen und meine Meinungen eine geheime Untersuchung veranlaßt, in Folge welcher die Haussuchung durch Nardoni stattfand.

Diese Wunder, die Quelle so vielfacher Aufregung, hatten indessen eine in Italien ganz gewöhnliche Ursache.

Am Tage des heil. Petrus verbreitete sich durch Rom das Gerücht, daß ein Madonnenbild, das in einer Blende in der Nähe des Judenplatzes, in der kleinen Straße des Arca di Cenci stand, Wunder wirke.

Dieses Gerücht hatte viel Volk dorthin gezogen.

Ein Maurer, der sich auf seinen Krücken dahin geschleppt, hatte eine überirdische Stimme vernommen, die ihm zurief: „Wirf sie weg!" und augenblicklich war er wieder gerade geworden und hatte ohne Beschwerde allein gehen können. Ein Blinder hatte plötzlich sein Gesicht erlangt und war von der Volksmenge in Procession und unter dem Schein von tausend Kerzen in seine Wohnung geleitet worden.

Nun strömte ganz Rom dahin, die Madonna zu verehren. Man schmückte die Nische und das Bild der Madonna reichlich mit Blumen, Vasen und Wachslichtern.

Am vierten Tage führte die Neugierde auch mich hin. Anfangs war es mir unmöglich, Etwas zu sehen, so sehr war die Menge auf einander gedrängt, so groß war der Eifer, mit dem man sich gegenseitig stieß und drückte, um der kleinen Capelle näher zu kommen, so begierig war man, sich vorzudrängen, als handelte sich darum, einem Großen der Erde seine Aufwartung zu machen. Endlich gelang es mir, eines Stuhls habhaft zu werden, auf den ich dann stieg; von diesem erhöhten Standpunkte aus konnte ich die ganze versammelte Volksmenge übersehen und ungestört Alles, was vorging, beobachten. In der Nähe der Blende sah ich einen dichten und lärmenden Kreis von Hinkenden, Blinden, Epileptischen, kurz von Kranken jeder Art und jeden Standes. Auch Kinder und junge Mädchen waren da, die weinend und schreiend mit großem Aufwand von Gesten und Mienenverzerrungen um, Gott weiß, welche Gnade flehten.

Mitten in diesem Gewühl saß eine Frau von athletischer Figur mit zerzaustem Haar auf einer Art von Fußschemel, der dieser modernen Pythia zum Dreifuß diente. Sie war für das versammelte Volk gleichsam die Dollmetscherin und Priesterin, indem sie von Zeit zu Zeit mit ihrer rauhen und rohen Stimme, die einem abscheulich zahnlosen Mund entquoll, ausrief: „Maria santissima, vogliamo la grazia! si vogliama la grazia! Viva Maria! Viva Maria!"

Und die begeisterte Menge antwortete mit dem tausendstimmig wiederholten Ruf: „Viva Maria!"

Auf jeder Seite des improvisirten Altars stand ein Tisch; auf dem einen waren die der Madonna gelobten Gaben niedergelegt, auf dem andern lag eine große Anzahl von Krücken und sonstigen orthopädischen Instrumenten, die, wie man sagte, den durch ein Wunder geheilten Personen gehört hatten. Bei einem andern Tische stand ein Büßer mit einen offenen Liste, um die Geldopfer in Empfang zu nehmen und Namen und Stand der Per-

sonen aufzuschreiben, welche durch die Wunderkraft des Bildes geheilt worden zu sein behaupteten. Die Zahl dieser ehrwürdigen und frommen Beamten machten etwa zwanzig junge Leute mit widrigen Gesichtszügen und unheimlichen Gestalten voll; sie trugen blecherne Büchsen in der Hand und drängten sich an Jedermann heran, um für die Madonna ein Opfer verlangen. Während sie so die Gläubigen brandschatzten, machten sie sich in ihrem Innern lustig über die „Begnadigten". Auch Diebe von Profession aller Art trieben ohne Gefahr hier ihr Handwerk.

Um ein junges Mädchen, das auf einem Eckstein saß, hatte sich eine Gruppe gebildet. Ich trat auch herzu.

„Seht," sagte man, „das ist ein Weib, das so eben die Gnade empfangen hat."

Ich wendete mich an die „Begnadigte" mit der Frage, ob sie in Wirklichkeit einer himmlischen Gnade gewürdigt worden sei.

„Gewiß, mein Herr!" antwortete sie mir in einem halb komischen, halb traurigen Tone.

„Von welcher Krankheit sind Sie denn geheilt worden?"

„Ich hinkte und war auf der linken Seite ganz gelähmt."

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich geheilt; nur mein linker Fuß ist noch immer ein wenig steif."

Ich erwartete den Beweis ihrer Behauptung; aber ich sah, daß sie zögerte, fortzugehen. Sie bemerkte indessen, daß ich sie nicht aus den Augen zu lassen gesonnen sei. Endlich, des Wartens müde, erhob sie sich, machte eine heroische Anstrengung und fing an, zu gehen.

Ein vom Sturm zerschlagenes, im vollsten Sinne des Wortes von widrigen Winden hin und her geworfenes Schiff macht so gewaltige Sprünge nicht, wie diese Unglückliche, und doch liefen die Zuschauer dieser Scene hinter ihr her und schrien von einem Wunder und zeigten die „Begnadigte" mit dem Finger allen Denen, die herbeiliefen, das Wunder zu sehen.

Plötzlich wurde diese religiöse Orgie gestört; unter lautem Geschrei stob die Menge in einer unsäglichen Verwirrung auseinander.

Ich flüchtete mich in ein benachbartes Haus, stieg die Treppe hinauf und sah dort durch das auf die Straße gehende Fenster die Ursache dieser panischen Furcht.

Der Altar stand in Flammen; in der Capelle war Feuer ausgebrochen.

Wahrscheinlich hatten die in zu großer Anzahl angebrachten Lichter das Feuer den Draperien und den Gazeschleiern mitgetheilt, mit denen man das Bild der Madonna im Uebermaß geschmückt hatte.

Endlich, als das groteske Durcheinander am Aergsten war, sah die geflüchtete Volksmenge, daß das Feuer sich dem Holzwerke nicht mitgetheilt hatte, und bald füllte sich nun die Straße vor der Nische des wunderthätigen Bildes von Neuem.

Als der Tumult sich gelegt hatte, ließ man aus den benachbarten Kneipen eine Menge Mezzi und Fogliette bringen; die Furcht machte der lautesten Freude Platz; auf die Andacht und die frommen Gebete folgten die obscönsten Reden und die ekelhafteste Trunkenheit.

Endlich wurde die Regierung besorgt über diese täglich sich erneuernden Volksscenen. Man faßte einen Beschluß, der von einer theokratischen Regierung eine gewisse Energie er-

forderte. Das Madonnenbild wurde in einer Nacht weggenommen und ohne alle Feierlichkeit in die nächste Kirche gebracht, nach Santa Maria del Pianto.

Auch dahin strömte das Volk schaarenweise, aber Alles ging mit Ordnung und Anstand her, kein Geschrei, keine exaltirten Menschen, keine Verzückungen und keine Wunder waren mehr wahrzunehmen. Im Geheimen aber sagte man sich, daß diese Translocation des Bildes ein Gottesraub sei, daß man der Madonna Gewalt angethan, wofür sie sich durch Einstellen der Wunder zu rächen gewußt habe.

Die eifrigsten Frommen jedoch besuchten nach wie vor die Blende; sogar die Nächte brachten sie dort zu.

An der Stelle des Madonnenbildes hatte man ein kleines Bild der heil. Jungfrau aufgehängt, vor dem diese Frommen eine kleine Lampe beständig brennend unterhielten.

Ich selbst sah mehrere Individuen sich ehrerbietig der Nische nahen, wo das weggenommene Bild gehangen hatte, dort mit Messern, mit Nägeln und selbst mit ihren Fingern einige Stückchen Mörtel abkratzen, den Staub, der von der verkratzten Wand abfiel, sammeln und die Beute dieses frommen Diebstahls als eine Reliquie oder vielmehr als ein Amulet tragen.

Einmal loderte der Fanatismus von Neuem wieder auf; es ging das Gerücht, daß das kleine Bildniß ebenfalls Wunder wirke. Da ließ der Papst die Capelle am Arco de Cenci schließen und den Eingang von Carabiniers bewachen. Damit hatte die Comödie ein Ende.

Rom hat immer eine sonderbare Physiognomie — um mich so auszudrücken — gehabt; man muß längere Zeit sich in dieser Stadt aufgehalten haben, um ihren wahren Geist, ihre wahre Gesinnung zu kennen.

Vor dem Pontificat Pius' IX. hörte man nicht selten die Römer sich mit der größten Freiheit über die delikatesten Punkte der Politik und selbst der Religion äußern. Auf den öffentlichen Plätzen, in den Cafés und den Versammlungen der jungen Leute discutirte man die kitzlichsten Fragen mit einer völligen Ungenirtheit; aber diese Freiheit, die sich nur auf eine wohlberechnete Toleranz gründete, war gewissermaßen eine negative und ermangelte der Handlung. Unglücklich Derjenige, der daran gedacht hätte, die That dem Wort, die Praxis der Theorie folgen zu lassen. Hierin war die Regierung von einer außerordentlichen, ja grausamen und unbarmherzigen Strenge. Ein Brief, ein Zeitungsartikel, ein verdächtiges Abonnement, der Besitz eines verbotenen Buchs, die Theilnahme an einer verbotenen Gesellschaft wurden plötzlich Staatsverbrechen und mit einer draconischen Härte untersucht und bestraft. Aber auch die Freiheit der Rede war beschränkt auf diese und jene Orte, auf diese und jene Zeit.

Zu Bologna z. B. war die Polizei immer sehr nachsichtig; auch in Rom waren die Fremden und häufig sogar die Italiener weniger überwacht; zur Carnevalszeit verdeckte die Freiheit in den Sitten die Kühnheit der Gedanken.

Die Proletarier von Mittelitalien sind übrigens von Grund aus demoralisirt; zwar fehlt ihnen die Moral, d. h. deren Kenntniß, nicht; aber sie betrachten sie wie einen Luxusgegenstand, der außer ihrer Sphäre liegt und fast ausschließlich den höheren Classen der Gesellschaft gehört. Da sie die hohe und unübersteigliche Schranke sehen, die sie von dem Klerus, dem Adel und der reichen Bürgerschaft trennt, so halten sie sich, gewissermaßen Ver-

geltungsrecht ausübend, nicht an die strengen Grundsätze gebunden, die sie in den Kirchen predigen hören. Die untersten Schichten des Volkes, wie die Trastoverine, die Vagarini, die Minenti, die Montegiani sind so zu sagen systematisch verdorben —

Gregor XVI., der damals den päpstlichen Stuhl einnahm, hatte sein ganzes Leben in einer Zelle zugebracht und kannte die Welt nur sehr wenig. Seine theologischen Werke hatten ihm zuerst in das Cardinalcollegium gebracht und ihm dann den Purpur des hl. Petrus erworben. Er fand sich nun plötzlich an einem seinen seitherigen Gewohnheiten durchaus fremden Platz, von dem er er nicht die mindeste Kenntniß hatte. Mauro Cappelari brachte die guten, wie die schlimmen Eigenschaften des Klosters mit auf den päbstlichen Thron; aber die Tugenden eines Mönchs sind nicht die eines Papstes. Die Bescheidenheit, Demuth, Sparsamkeit, die Liebe zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit ziemen sich nicht für Souveräne. Der Sohn eines Kohlenhändlers, wie ein Trappist erzogen, blieb Gregor XVI. Mönch unter der Tiara.

Auf diese Weise war der Vorgänger Pius' IX. als weltlicher Herscher ein Wesen sue generis, ohne Energie, ohne Erfahrung, ängstlich, voll falscher Ideen und Anschauungen in der Regierung, der Politik, im Handel, in den schönen Künsten und selbst in der Wissenschaft. Jede Änderung scheute er, jede einiger Massen große Idee erregte ihm Furcht. Das materielle Wohl seiner Unthertanen war für ihn eine Sache mindestens untergeordneten Ranges, ich darf vielleicht sagen, überflüssig. Jedes Unthernehmen dieser Art erschien in seinen Augen wie eine dem Carbonarismus, dem Teufel und der Hölle entlehnte Neuerung. Ich will nicht sagen, daß er nicht in anderer Beziehung die materielle Lage seiner Unterthanen zu verbessern gestrebt hat; im Gegentheil, nie hat das römische Volk so viele Hospilitäten erbauen, so viele Wohlthätigkeiteanstalten gründen sehen; aber was ihm fehlte, das waren commercielle und industrielle Einrichtungen, das waren der Schutz und die Ermuthung, die in andern Ländern Europa's dem Handel, den Künsten und Gewerben angedihen.

Mit einem Wort, die Grundsätze der Nationalökonomie waren zu Rom unbekannt, sowohl in der Theorie, wie ganz besonders in der Praxis.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Duell auf Pillen.

Ende verflossenen Jahres kam in Wien folgender, gewiß interessanter Gerichtsfall zur Verhandlung.

Wolfgang W., ein Patrizier, welcher einer 20jährigen Thätigkeit ein vierstockhohes Haus verdankt, lebt sehr bescheiden nnd eingezogen im Kreise seiner Familie. In die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise brachte ein Geschenk eines Verwandten, eine tüchtige Dosis „gerebelten Grinzingers“ eine eigenthümliche Verwirrung. Papa W. fand den Wein sehr gut, und weil er ihn sehr gut fand, trank er auch ziemlich davon. Und so 'am es, daß man eines schönes Tages nicht wußte, ob das plötzliche Abhandenkommen seines Bewußt-

seins die Folge eines „Dusels“ oder eines Schlaganfalles sei. Als der herbeigerufene Arzt sich für letztere Annahme aussprach war das 16jährige Töchterchen Therese, ein reizendes Mädchen, die erste, welche sich des von dem Arzte geschriebenen Receptes bemächtigte, um für den geliebten Vater die Arznei aus der Apotheke zu holen Dieser Gang in die Apotheke war der Eingangspunkt einer höchst romantischen Geschichte.

In der Apotheke hatte um diese Zeit der Provisor Oskar B., ein junger, und wie Therese fand, sehr theilnehmender Mann, Dienst. Während er die Medizin anf.rtigte, tröstete er Therese, und zwar so eindringlich, daß diese die Gelegenheit, sich wegen des Leidens ihres Vaters trösten zu lassen auch in Zukunft nicht versäumte. Als Herr W. genesen war, blieb auch die Folge des freundlichen Benehmens des Provisors nicht aus. Er wurde in das W.'sche Haus eingeladen und dort auch gerne gesehen. Was weiter geschah, läßt sich zum Theil wenigstens leicht errathen. B. verliebte sich in Fräulein Therese, was allem Anscheine nach nicht ungern gesehen wurde.

Herr B. gehörte aber nicht zu den muthigen Paladinen. Anstatt dem Vater des Fräuleins sein Leid zu klagen, klagte er es seinem Collegen und Freunde Leopold W. Dieser verlangte, um die Situation gehörig studiren zu können, von seinem Freunde, in das W.'sche Haus eingeführt zu werden. B. ging darauf ein, und wurde dafür von Leopold W. bald nachher mit der Nachricht überrascht, daß Herr Leopold ebenfalls in Therese verliebt sei.

„Freund,“ sagte W. zu B., „wir sind beide in Therese verliebt, einer von uns nur kann sie sein nennen. Der Zufall, der uns in diese Situation gebracht, mag auch entscheiden, wer der Glückliche werden solle.“

„Ich kann ohne sie nicht leben,“ unterbrach ihn Oskar — „Auch mir geht es so,“ antwortete Leopold, und setzte hinzu: „Wohlan denn, mein Plan ist fertig. Mit ihr leben oder sterben, ist unsere gemeinsame Losung, darum höre meinen Plan. Wir bereiten zwei vollkommen gleiche Pillen, eine unschädliche und eine, die den Tod unausweichlich herbeiführen muß. Jeder von uns wählt aus einer Urne eine Pille, und wer die vergiftete wählt, opfert sich ohne Groll dem Glücke seines Freundes. Damit jedoch jeder Verdacht schwinde, werden die Pillen von dritter Hand bereitet. Jeder von uns versieht sich mit einem Passe in's Ausland, und wir verlassen, sobald wir unsere Pillen übernommen haben, Wien. In der Nähe der Grenze nehmen wir die Pillen, und wer von uns den Tod findet, weiß, daß er sich dem Glücke des Freundes geopfert.“

Oskar stimmte diesem Plan zu, und man wandte sich an den Freund und Collegen Theodor R. damit er die Pillen bereite. R. machte anfangs Versuche, die Freunde von ihrem Vorhaben abzubringen, fügte sich aber später ihrem Wunsche. Alles geschah wie verabredet, und einer der Freunde reiste nach Brünn, der zweite nach Olmütz. Dort nahmen sie die Pillen. Jeder von ihnen bekam nun Krampfanfälle, und es zeigten sich Symptome, wie sie nach einer Vergiftung eintreten. Als beide dem Tode in's Auge zu blicken glaubten, fürchteten sie, daß es ernst sei, und wandten Milch und Oel an, um die vermeintliche Vergiftung zu heben; ihr Zustand wurde aber nicht gefährlicher, doch immer ärger, denn R. hatte ihnen kein Gift, sondern geruchlosen Rhabarber gegeben. Keiner von beiden ließ sich beifallen, daß es dem Andern ebenso ergangen, viemehr dachte Oscar von Leopold, und Leopold von Oscar, daß er nicht mehr unter den Lebenden wandle. Beide beeilten sich daher, sich in fremdem Lande in Sicherheit zu bringen.

Man kann sich ihr Erstaunen denken, als der Zufall sie an der Grenzstation zusammenführte. Eine nähere Erklärung zeigte ihnen bald, daß sie die Dupirten seien. Schon gelobten sie sich, an dem ungetreuen Freund R. Rache zu nehmen, und wußten noch nicht einmal, wie sehr sie Veranlassung dazu hatten. Denn Herr Theodor war inzwischen nicht faul gewesen. Er hatte die Pillengeschichte am geeigneten Orte in einer Weise erzählt, wodurch die beiden Herrn lächerlich erscheinen mußten. Man versagte ihnen den ferneren Zutritt in's Haus, und wenige Monate später heirathete R. ein vorzüglicher Pianist, ein liebenswürdiger Gesellschafter und tüchtiger Pharmazeut, die reizende Hausherrntochter Fräulein Therese W.

Die beiden Dupirten nahmen nun die Hilfe des Gerichtes in Anspruch. Es wurde Theodor R. von ihnen wegen Betrug, Ehrenbeleidigung und falscher Bereitung von Arzneien verklagt. Doch zum Staunen der Kläger konnte für keine der angeführten Uebertretungen ein Thatbestand gefunden werden. Sie mußten sich vielmehr eine Auseinandersetzung von Seiten des Richters gefallen lassen, die einer Lection ziemlich ähnlich sieht. Er sagte: „Sie können doch nicht verlangen, der Richter möge einen Betrug darin erkennen, daß ein Mann zwei Verirrte von einem höchst leichtsinnigen fast sträflichem Acte, wenn auch auf listige Weise, abzuhalten wußte. Eine Ehrenbeleidigung liegt ebensowenig vor, weil in der Erzählung eines wahren Ereignisses in dem Kreise derjenigen Familie, welche dadurch berührt wird, nichts als ehrenrührig erkannt werden kann. Durch die Bereitung der Pillen wurde auch keine Uebertretung begangen; denn die Pillen waren weder gesundheitsschädlich, noch enthielten sie Gift."

Die Verhandlung war somit zu Ende. Sie erhielt aber ein unschönes Nachspiel. Oskar B. spie dem Herrn R., als beide Parteien den Gerichtssaal verließen, in's Gesicht und nannte ihn einen Schuft. Nun war es an Herrn R. zu klagen, und er that es auch.

Die Münchener N. N. enthielten unmittelbar vor Aufhebung des Zapfenstreiches folgendes Eingesandt:

Eher werden die Kurhessen hitzig —
Eher wird der „Münch'ner Punsch" witzig —
Eher wird einig das deutsche Reich —
Als wir verlieren den Zapfenstreich.

(Eine komische Bittschrift) Auf dem Rückmarsche aus den Herzogthümern hatte das 7. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 60. Quartier in Spandau erhalten und es waren auch bei einem Schuhmachermeister einige Mann einquartirt, mit denen sich dessen Lehrling viel zu schaffen machte. Als das Regiment Spandau verließ, kam der Lehrling in das Zimmer, in dem sich die Einquartirung befunden hatte, und da er in demselben ein Paar Stiefel vorfand, so setzte er voraus, daß diese einem Soldaten angehören müßten, und eilte mit den Stiefeln dem Regiment nach, holte dasselbe auch ein und warf, da er die ihm bekannten Soldaten nicht entdecken konnte, die Stiefeln mit den Worten auf den Packwagen: „Wem sie gehören, der wird sich schon melden." Bei der Rückkehr nach Hause wurde der vergnügte Lehrling von seinem Meister mit dem Knieriemen empfangen und mußte zu seinem großen Schrecken hören, daß er die Stiefeln eines Gesellen dem Regiment übergeben habe und nun dieselben ersetzen müsse. In aller Stille setzte sich der Bursche hin und schrieb an den König folgenden Brief:" Lieber Herr König! Ich bin ein armer Schusterjunge, aber ein großer Soldatenfreund und will auch mal ein tüchtiger Soldat werden. Ich habe ein Paar Stiebeln, wo ich glaubte, sie gehörten einen Soldaten, der vom 60. Regiment bei uns einquartirt war, dem Regiment nachgetragen, und als ich den Soldaten nicht fand, auf den hintenherfahrenden Packwagen geworfen. Nun sind die Stiebeln nicht den Soldaten seine, sondern unserem Gesellen seine, und der will sie nun von mir wieder haben. Lieber Herr König, meine Angst ist groß, frage doch mal dem 60. In-

fanterie-Regiment nach, wo die Stiefeln geblieben sind und sorge dafür, daß sie mein Geselle wieder kriegt." In diesen Tagen ging der städtischen Behörde von Spandau ein Cabinetsschreiben mit dem Auftrage zu, dem Schuhmacher-Lehrling N. zu eröffnen, daß der König die Stiefeln bezahlen werde."

(Schwindler Raffinement) Die Berliner „Tribüne" erzählt folgende kleine Geschichte, in der ein Berliner Schwindler die Hauptrolle spielt: Vor einiger Zeit traff mit dem Dampfer von Dover ein Fremder in Havre ein; derselbe war elegant gekleidet und ließ sich sein Gepäck nachtragen. Er ließ sich einen Gasthof zeigen, dessen Adresse er bei sich trug, setzte sich an die table d'hôte und speiste wie ein Lord. Beim Dessert wandte er sich an einen Nachbarn, der während der Tafel sehr zuvorkommend gegen ihn gewesen war, und fragte: „Können Sie mir einen Bankier nachweisen, bei dem ich einen Wechsel discontiren kann?" — „Ich selbst bin Bankier und wenn es Wechsel von guten Firmen sind, werde ich solche gerne annehmen." — „Ei, das ist herrlich, sollen wir gleich gehen?" — „Als die Beiden in das Comptoir des Bankier gekommen waren, zeigte der Fremde seine Wechsel vor. Der Bankier betrachtete solche anscheinend sehr aufmerksam, näherte sich der Thür, verriegelte dieselbe und steckte die Wechsel in die Tasche. „Herr" sagte er, „Sie sind ein Schurke, ich war von Ihrer Ankunft unterrichtet. „Sie waren Cassirer des Hauses W. und Compagnie in London, dessen Correspondent ich bin. Sie haben dem Hause 200,000 Frs. in Wechseln entwendet, ich werde solche behalten." Der Fremde blieb ruhig und stumm, der Bankier fuhr fort: „Danken Sie es der Großmuth Ihrer ehemaligen Chefs. Sie hätten Sie an den Galgen bringen können, statt Dessen haben sie sich an mich gewandt. Ich lauerte Sie ab bei Ihrer Landung, setzte mich mit Ihnen zu Tisch und vermuthete, daß Sie die Papiere versilbern würden. Dieß traf ein, Die Großmuth des Hauses W. und Compagnie will die Sache nicht nur verschweigen, sondern Ihrer Frau und Kinder wegen Ihnen die Mittel gewähren, ein ehrliches Leben führen zu können. Sie haben drei Kinder". „Fünf", murmelte der Fremde, indem er Alles sanft zugab. — „Ich bin beauftragt, Ihnen 30,000 Frs. auszuzahlen, hier sind sie in Bankbillets. Machen Sie, daß Sie fortkommen!" — Der Fremde entfernte sich mit den Bankbillets und hat sich nie wieder blicken lassen. Alsbald schrieb der Bankier nach London, er habe sich seines Auftrages entledigt, zugleich schickte er die Wechsel, die er an sich genommen, ein und bat, ihn für die ausgelegten 30,000 Frs. zu entschädigen. Bald darauf empfing der Bankier einen Brief, worin es hieß, das Haus W. und Compagnie sei gar nicht bestohlen, der Cassirer auf seinem Posten, die Wechsel seien falsch. Die dem Schwindler übergegebenen 30,000 Frs. möge der Correspondent auf sein eigenes Verlustkonto schreiben. Der Fremde hatte, wie sich herausstellte, die Briefe an den Bankier geschrieben, sich selbst darin denunzirt und sich die 30,000 Frs. zugesprochen.

(Müller und Schulze an der chinesischen Mauer.) Als die „Arkona" die Reise um die Welt machte, und dieses Schiff in der Nähe der chinesischen Mauer ankerte, fuhren die jungen Schiffsoffiziere zu diesem Denkmale der Urzeiten und suchten durch Inschriften, welche sie mit Oelfarbe auf der Mauer anbrachten, den Besuch bei den Nachkommenden im Andenken zu erhalten. In ihrem guten Humor versäumten sie nicht, die beiden Figuren des „Kladderadatsch", Schulze und Müller, so groß auf die Mauer zu malen, daß man sie vom Schiffe aus wohl erkennen konnte. Nach neueren Nachrichten aus Hong-Kong sollen nun die Bewohner des himmlischen Reiches diese Figuren für die Götter der fremden Barbaren ansehen und nicht ermangeln, ihnen ebenfalls ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Somit wären denn die Geister des „Kladderadatsch" apotheosirt, Müller und Schulze von den Chinesen heilig gesprochen, und es hat sich an ihnen bewährt, daß die Propheten nicht in der Heimath, aber außerhalb derselben zur Geltung gelangen.

In Z. war die Garnison zur Revue ausgerückt und deshalb ward die Wache von der Bürgergarde versehen. Zufällig reitet der Commandant vorbei. Der Posten präsentirt, ruft aber nicht: Heraus!" — Aergerlich fragt der Commandant, warum der Herausruf unterbleibe, allein der Posten antwortet gutmüthig: „Heeren Se, Excellenz, das nützt Se gar nischt! denn es is gar Keener nich drinne!"

Militärische Liebeserklärung. Hauptmann: „Laura! Ich liebe Sie!" — Laura: „I, Herr Hauptmnan, das kann ich nicht glauben! — Hauptmann. „Schweigen Sie, Laura! das muß ich besser wissen."

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 3. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Januar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Dasselbe Gouvernement, das in indifferenten Sachen fast zutolerant war, war hart und unbeweglich, selbst grausam und fast ungerecht in Sachen der Politik. Das Pflichtgefühl war es, das Gregor XVI. so handeln ließ; er glaubte sich verbunden, die Menschen zu regieren, wie er die Mönche regiert hatte, ohne Controle und ohne Kritik, wie eine erhabene Unfehlbarkeit. Ebenso war die Strenge bei ihm nicht ein Ausfluß des Ehrgeizes, noch auch ganz eine Frage der Politik; sie war bei ihm eine Gewissenssache.. Er glaubte sich sogar im Interesse der Menschheit selbst verpflichtet, so gegen Jedermann ohne Ausnahme zu handeln.

Die gemeinen Verbrechen gegen Eigenthum, Ehre und Leben der Bürger konnten noch einige Nachsicht bei ihm finden. Wer aber gewagt hatte, gegen die Regierung zu conspiriren, dessen Schuld war unverzeihlich, wie seine Strafe eine ewige. Man konnte seine Strafe verbüßt, man konnte die untrüglichsten Beweise der Reue gegeben haben, das half Alles nichts; der Schuldige, auch wenn er wieder frei war, wurde immer wie ein äußerst gefährlicher Mensch angesehen. Diese Todsünde besonderer Art machte den armen Verurtheilten zu einem politischen Pariah, der nie mehr der Rehabilitation fähig wurde.

Ein Minister, der ebenfalls Mönch gewesen, unterstützte nach Kräften den gekrönten Mönch in seinem Werke; es war der Cardinal Lambruschini. Er hatte sich 1830 als apostolischer Nuntius zu Paris befunden und dort die sogenannten „glorreichen Tage" mit verlebt. Dieses Schauspiel hatte in der Seele des italienischen Diplomaten einen tiefen Eindruck hervorgebracht und von diesem Augenblicke an schwor er ewigen Haß Allem, was liberal, Allem, was französisch war.

Er besaß eine große Tüchtigkeit in Geschäften, wegen der ihn der berühmte Rossi als eines der hervorragendsten Häupter seines Zeitalters in der Politik nannte.

Gregor XVI. und sein Minister waren auf verschiedenen Wegen zu derselben Handlungsweise gelangt; den einen beseelte die aus Vernunftgründen entsprungene Ueberzeugung daß der Katholicismus der principielle Feind aller Freiheit sei und sein müsse; der andere schöpfte seine Gründe für diese Meinung aus seiner Furcht. Der eine fürchtete den Zorn Gottes, der andere den des Volkes.

Unter diesen Verhältnissen versank die römische Jugend in Lethargie und hing immer mehr den Gewohnheiten eines weichlichen und müßigen Lebens nach; Liebeshändel, ein gutes Leben, das Theater nahmen den Geist der ganzen Bevölkerung in Anspruch.

Die, welche sich ernstlich mit der Kunst und Literatur beschäftigten, waren sehr selten. Das Café Novo auf dem Corso war damals der gewöhnliche Zusammenkunftsort dieser Wenigen. Diese Art von Clubb wurde sehr überwacht; das unbedeutendste Gespräch wurde dem Monsignore Gubernatore hinterbracht, und wenn das verdächtige Wort aus dem Munde einer als entschlossen bekannten Person kam, so traf die Polizei alsbald alle Anstalten, um den so redefertigen Patrioten zu hindern, seinem Worte die That folgen zu lassen.

Die römische Jugend wußte übrigens, wie sehr sie überwacht wurde und fing oft den Feind in seiner eigenen Falle.

Wie oben schon gesagt wurde, gab sich die Jugend zu Rom mit besonderem und zu großem Eifer verliebten Intriguen hin. Bis dahin hatte ich noch nicht geliebt; einige Studentenliebschaften hatten meine Aufmerksamkeit für den Augenblick gefesselt, ohne aber dauernden Eindruck machen zu können.

Da begegnete ich in einem Hause, in dem ich mich zufällig befand, einem jungen Mädchen, das einen tiefen Eindruck auf mich machte Ich will nicht sagen, daß ich sofort leidenschaftlich sie liebte; aber bei ihrem Anblick verspürte ich eine noch unbekannte Regung, und mein Herz kam in heftige Bewegung. Ich kannte aber weder den Namen, noch die Familie, noch den Stand dieses Mädchens.

Einige Tage vergingen, während welcher der Gedanke an sie meinen Geist immer mehr beschäftigte. Bald war ich so weit, daß ich es nicht mehr ertragen konnte, sie nicht zu sehen.

Eines Sonntags in der Kirche (zu Rom beginnen fast alle Liebensabenteuer in der Kirche) glaubte ich, sie wieder zu erkennen. Ich näherte mich ihr; sie war es in der That.

In Begleitung ihrer Mutter hatte sie dem hl. Opfer beigewohnt mit einer Andacht, die mich wahrhaft rührte.

Ich vergaß Alles um mich her und verlor mich in ihren Anblick. Da erhob sie plötzlich den Kopf. Unsere Blicke begegneten sich; ich wurde von dem ihrigen bezaubert; ich liebte.

Nun handelte es sich darum, sie kennen zu lernen und ihr bekannt zu werden. Die Kirche, wo ich sie wieder gefunden hatte, gehörte zu dem Nonnenkloster zum hl. Sylvester in capite. Ich schickte mich eben an, ihr zu folgen, als ich die beiden Personen, die mich so lebhaft interessirten, in das Sprechzimmer des Klosters treten sah.

Ich wartete vergeblich bis zum Abend an dem Kirchthore; ohne sie nochmals gesehen zu haben, mußte ich mich entfernen, und in einem Zustand von Mißmuth und Trübsinn kam ich in meine Wohnung.

Einige Wochen lang versuchte ich, meinen Gram zu verscheuchen durch die Vergnügungen und Zerstreuungen des römischen Lebens, aber vergeblich. Das Bild Derjenigen, die mein Herz liebte, verfolgte mich überall hin.

Ich gab mir Mühe, ihren Aufenthalt zu erforschen und irrte auf gutes Glück in den Straßen und auf den Spaziergängen Roms umher; ich war an allen öffentlichen Versammlungsorten, ich ging in's Theater, in den Circus; ich verfehlte besonders nicht, mich jeden Sonntag in der Kirche zum heil. Sylvester in capite einzufinden.

Eines Sonntags im Frühling, es war ein prachtvoller Tag, hatte ich den Monte Pincio, den schönsten Spaziergang Roms und vielleicht der ganzen Welt, durchsucht und kehrte müde, verdrießlich und unzufrieden zur Stadt zurück. Ich ging über den Tritonsplatz, wendete mich dann rechts nach dem Kreuzgang der vier Fontainen und dem Quirinal.

Der Luxus der Spaziergänger, die herrlichen Equipagen und die eleganten Toiletten der Frauen erregten meine Aufmerksamkeit nicht im Mindesten. Es war noch Tag; aber bereits verbarg die Sonne ihre goldenen Strahlen hinter den Fichten- und Cypressenhainen des Monto Mario.

In meiner Unentschlossenheit, wohin ich mich wenden solle, trat ich, von einer inneren Stimme getrieben, in die Kirche der Sacramentate, die das Eck des Platzes Monte Cavallo bildet. Auf der Vorderseite erhebt sich der Pallast des Papstes und die zwei prachtvollen monumentalen Statuten, welche die eine Castor, die andere Pollux, ihre Pferde bändigend, vorstellen.

Die schwach erleuchte Kirche war ganz mit Draperien behängt. Gesänge, die etwas Himmlisches und bis in die tiefste Herzenstiefe Ergreifendes hatten, stiegen hinter dem Eisengitter auf, das sich zu beiden Seiten des Hauptaltars befindet. Es waren die Stimmen der „immerwährenden Anbeterinnen des heil. Sacraments", Nonnen, deren Regel vorschreibt, daß sie beständig der Verehrung der Gläubigen das erhabenste Symbol der katholischen Kirche ausstellen.

Ich näherte mich dem Ort, wo die wahrhaft engelschönen Stimmen herkamen; dort warf ich mich mitten unter dem Volk auf die Knie und schickte das inbrünstigste Gebet zu Gott, das je über meine Lippen gekommen ist. Reichliche Thränen benetzten meine Wangen, eine Art Begeisterung stieg aus meinem Herzen auf und über meine Lippen. Ich flehte zu Gott, daß er Erbarmen habe mit meinem Schmerz, daß er mir seinen Willen offenbare und mir die Kraft verleihe, mich aus der Niedergeschlagenheit, in der ich mich befand, aufzuraffen.

In demselben Augenblick sah ich ein weißes Blatt durch die Luft fliegen und vor dem Bettstuhl niederfallen, in dem ich mich befand. Es war ein kleines Bildchen, das dem Gebetbuch einer elegant gekleideten Dame entfallen war, die mir zur Seite, aber so kniete, daß sie mir den Rücken wendete.

Ich beeilte mich, das Bildchen aufzuheben, und es der Dame wieder zuzustellen, die sich eben umwendete, um es zurück zu verlangen .... O Gott! Es war das liebreizende Mädchen, das ich so lange gesucht hatte.

Sie erkannte mich gleichfalls wieder.

Ich war nahe daran, die Hand zurück zu ziehen und den theuren kleinen Kupferstich zu behalten, der die Ursache einer so unerwarteten Begegnung war. Aber die liebliche

Nachbarin schien erstaunt über meine Bewegung; ich überwand mein inneres Widerstreben und lieferte ihr das Eigenthum aus.

Die Heiligkeit des Ortes, die Feierlichkeit des Augenblicks ließen mich meine Aufregung unterdrücken und scheinbar fuhr ich fort zu beten.

Diese, obgleich nur indirecte, Berührung mit Derjenigen, die ich liebte, erweckte mich wie aus einem Traum; ich erhob mich und zog mich in das Innere der Kirche zurück. Dort wartete ich verborgen, bis das junge Mädchen die Kirche verlassen werde.

Ich brauchte nicht lange zu warten; nach dem Angelus sah ich die Menge, welche die Kirche erfüllt hatte, an mir vorbeiströmen und darunter erkannte ich das junge Mädchen mit ihrer Mutter.

Ich weiß nicht, ob sie wieder meine Gegenwart bemerkte; denn ich stand in dem Schatten eines Pfeilers versteckt; aber mit dem natürlichen Gefühl einer Frau wendete sie sich nochmals um, wie um ihre Kniebeugung zu machen, und ich sah, wie ihr Blick das Innere der Kirche durchlief.

Dießmal konnte ich ihr bis zu ihrer Wohnung folgen. Es war ein Haus von einem ziemlich schönen Aeußeren, Kreuzstraße, zwischen dem Spanischen Platz und dem Platz St. Carlo, ganz nahe am Corso.

Von nun an hatte ich keine Ruhe, bis ich den Namen und Stand der Familie, die in der Kreuzstraße wohnte, erfahren hatte. Dank einigen Goldstücken, ein unfehlbarer Talisman zu Rom, wußte ich bald Alles, was ich zu wissen wünschte.

Seraphine war die Tochter eines französischen Offiziers, der seit dem Einrücken der republikanischen Armee in Italien zu Rom in Garnison geblieben und Adjutant des Generals Championnet, dann des corsischen Generals Cervoni gewesen war. Derselbe sah die Mutter Seraphinens und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr; aber als er sie zur Frau begehrte, wurde er abgewiesen, denn das junge Mädchen gehörte einer reichen und hochadeligen Familie an, während er kein anderes Vermögen besaß, als seinen Degen, und keinen andern Adel hatte, als den des Herzens.

Doch die Liebe des französischen Offiziers, die von dem jungen italienischen Mädchen erwidert wurde, siegte endlich über diese Schwierigkeiten. Die Wechselfälle des Kriegs nöthigten den glücklichen Gatten, Mittelitalien zu verlassen, um seiner Fahne zu folgen. Abwechselnd begleitete oder verließ ihn seine Gattin, wie es der Dienst erforderte. Endlich traf Victorine Clelir in Spanien wieder zu ihrem Gatten, dem Commandanten C***. und machte ihn einige Monate nachher zum Vater einer Tochter, die den Namen Seraphine erhielt.

Nach dem Fall des Kaiserreichs verließ der ehemalige Adjutant, nun Obrist-Lieutenant, die Armee und ließ sich mit seiner Familie zu Rom nieder. Aber ihr häusliches Glück war nicht von langer Dauer; der Vater Seraphinens starb bald an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Militärdienste zugezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Abhandlung über moderne Plattologie!

In unserer Zeit der „freien Forschung“ auf allen Gebieten der speculativen Ausbeutung des Industriefleißes und der Reclame, der es gelungen, die Natur durch Kunst zu ersetzen und wo möglich selbst in ihren Leistungen zu übertreffen, — der Wissenschaft, die für jedes Gift ein Gegengift, für jedes Uebel eine Abhilfe, für jede Krankheit ein Präservativ gefunden, so daß man sich nur wundern muß, wie es überhaupt noch Jemanden möglich ist, mit „Tod abzugehen“, in dieser Zeit ist gleichwohl noch eine fühlbare Lücke in dem Streben, „den Organismus durch Gewaltmaßregeln der Industrie dienstbar zu machen“, auszufüllen, nämlich durch die Schaffung eines Universalmittels gegen die immer mehr überhand nehmende Plattenbildung auf menschlichen Häuptern! — Ein Blick in unsere Tagesblätter zeigt uns zwar Mittel hiegegen in Hülle und Fülle; Mailänder- und Neapolitaner-Balsam, **Eau de Lob** und **de Hauschild**, Klettenwurzel- und andere Oele finden wir hier als unfehlbare Mittel nicht nur gegen das Ausfallen der Haare, sondern auch zur Wiedererlangung derselben „in schönster Fülle und Glanz“ angepriesen. Wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, so auch hier. Neben den nicht bekannten vielen Tausenden, die unzweifelhaft durch Anwendung dieser untrüglichen cosmetischen Mittel wieder in den Besitz ihrer verlornen Haare kamen, existiren leider ebenso viele Tausende, denen die schmerzliche Entdeckung blieb, daß sie mit der Mehrheit des Verbrauches das gerade Gegentheil ihrer Hoffnungen erzielten: daß nämlich statt „Haar“ die „Platte“ wuchs, und alle mit deutscher Geduld, großer Beharrlichkeit und ängstlicher Gewissenhaftigkeit angewandten derartigen Mittel sich nur in der einen Richtung als probat erwiesen, daß schließlich keine Haare mehr ausfielen, aus dem einfachen Grunde, weil gar keine nicht mehr da waren!! Wo aber nichts ist hat nicht nur der Kaiser, sondern auch der Haarbalsam sein Recht verloren! — Diese durch Natur und Kunst ihres Haarschmuckes Beraubten mögen indeß nicht verzagen; auch dieses Ding hat seine zwei Seiten; wenn man nämlich eines großen Glückes theilhaftig ist und eine Sache von Werth besitzt, so ist es sehr häufig, daß man deren Werth nicht kennt oder achtet, und erst dann inne wird, was man hatte, wenn man dieselbe verliert.

So ist es auch mit den Plattköpfen!

Wer eine Platte besaß, und dessen Schädel sich dann nachträglich mit Haaren bedeckte, der würde erst, aber zu spät, begreifen, wie sehr ihm seine Platte fehlt, und sich wieder sehnlichst in die Zeiten seines „offenen Kopfes“ zurück wünschen. Abgesehen von der Mühelosigkeit einer Morgentoilette und der Klarheit des Kopfes ist aber die Platte auch ein sicherer Beweis für in dem Kopfe wohnende Fähigkeiten und zeigt immer einen denkenden Geist. Wo wird je auf dem Gipfel eines Vulkans Vegetation herrschen?! Es ist stets kahl und öde darauf, aber darunter wohnt die schaffende Kraft und der stete Kampf im Innern! Nur auf Humus, da grünt und blüht es, da wuchern die schmarozenden Gräser, da bläht sich das Unkraut wohlgefällig in der Sonne — ein Zeichen der innern Faulheit seines Bodens! Während die Platte das äußere Zeichen des tiefen Denkers und Gelehrten, ist ein Buschmannskopf das Zeichen roher Kraft und Gewalt, denn es ist schon durch die Bibel bewiesen, daß gerade nur allein diese Kraft in den Haaren liegt. Man

braucht sich nur den Simson in's Gedächtniß zu rufen, dessen ganzes Sein nur in seinen Haaren bestand, nach deren Verlust er so schwach wurde, daß er selbst einem Frauenzimmer nicht mehr widerstehen konnte. Eine Platte dagegen hatten alle großen und weisen Männer wie Socrates, St. Peter und Paulus, Elias, Moses, die Propheten und noch viele andere Berühmtheiten. Leider sind noch sehr Wenige zu der glücklichen Einsicht von dem großen und unschätzbaren Werthe einer Platte gekommen, daher der Grund, daß Viele diesen schönen Stempel geistiger Größe, den ihnen Mutter Natur liebreich aufgedrückt, ängstlich verbergeo und sein Dasein verwünschen; es wird aber noch die Zeit kommen, wo es als Auszeichnung und körperlicher Vorzug gelten wird, eine Platte zu besitzen, und man wird zur Herstellung derselben, wie jetzt zu ihrer Vertilgung, künstliche Mittel anwenden und sich über ihr Gelingen freuen!! —

So verschieden die menschlichen Geistesrichtungen und Meinungen sind, so verschieden ist auch die äußere Form der Platte, und es ist daher, um über deren Wesen einen richtigen Begriff zu bekommen, nöthig, daß man dieselben auch von wissenschaftlicher Seite beleuchte. Die alten Lateiner, die schon in wahrer Erkenntniß ihres Werthes die Platte hoch schätzten, nannten sie „Luna“, ein Name, der schwerlich durch einen besseren ersetzt werden kann. Die Plattköpfe sind ihren verschiedenen Eigenschaften nach in verschiedener Weise eintheilbar; un aber die wissenschaftliche Grundlage nicht zu verlassen, theilt man dieselben ein in

a) Phanerogamische, sichtbar blühende, und

b) Kryptogamische, verborgen blühende.

A. Phanerogamische.

1. Die Entstehungsplatte, (Luna prima quarta) findet sich bei angehenden Männern, häufig auch bei noch im Jünglingsalter stehenden Epikuräern. Der Inhaber ist sich oft derselben nicht bewußt und wird erst von Andern darauf aufmerksam gemacht. Sie ist in der Regel eine Vergrößerung des Wirbels, die sich immer mehr in die Runde ausdehnt, und zuletzt einen lieblichen Vollmond bildet. Sie deutet auf ein lebhaftes Temperament, leicht erregbares Gemüth, leidenschaftlichen Forschungstrieb und Reichthum an Gedanken.

2. Die hohe Stirn oder Gelehrtenplatte (luna bombastus) ist primitiv eine Verlängerung der Stirn nach dem Wirbel und später von dort nach dem Rückgrat. Sie ist zu finden bei Gelehrten, Musikern, Dichtern und Genies. Diese Art von Platte ist ein Zeichen hoher Geisteskräfte; alle großen Philosophen waren mit solchen Platten versehen und wurden dieselben von den Alten hoch in Ehren gehalten.

3. Die vollkommene Platte, (luna universalis) ist eine complette äußerliche Leerheit des Hauptes, während innen die schaffende Gewalt wirkt. Sie ist jedoch sehr selten sichtbar, und wird meistentheils von Perrücken bedeckt, in welchem Falle sie dann unter die kryptogamischen Platten gezählt wird. Männer, welche diese Platte offen tragen, sind in der Regel große Philosophen, die auf das Urtheil der Welt nichts geben.

Wir kommen nun auf die

B. Kryptogamischen Platten.

Diese zerfallen in

1. Die Zwangsanlehensplatte (luna spatzennesti); diese ist nur bei dem männlichen Geschlecht als wirklich zählende Species zu betrachten, während sie bei dem weiblichen in vielerlei Varietäten ausartet. Die eigentliche Zwangsanlehensplatte beim

Manne ist eine großartige künstliche Haarzucht, welche die Ueberbleibsel vermittelst unendlich often Kämmens von allen Seiten des Kopfes auf die Mitte desselben schlingpflanzenartig zusammenrankt. In diese Kathegorie gehört auch die luna pastum funsetris, zu deutsch Trauerweide, welche sich von der vorherbeschriebenen Art dadurch unterscheidet, daß die dem Genicke zunächst befindlichen Haare in ihrer ganzen Länge in die Höhe gestrichen und in schöner Ordnung trauerweidenartig über den blanken Kopf gelegt werden. Die Eigenthümer solcher Platten sind überzeugt, daß dieselben unsichtbar sind, was als allgemeine Eigenschaft aller kryptogamischen Platten zu betrachten ist.

2. Die Rollen- oder Haarmangelersetzungsunterlage der Damen (luna worscht); diese ist in vielen und sinnreichen Varietäten bei dem andern Geschlecht zu finden und besteht entweder aus von ausgekämmten Haaren oder auch aus profanen Kuhhaaren gemachten künstlichen wurst- oder hörnerförmigen Rollen, welche unter die eigentlichen Haare gelegt werden, um auf diese Weise die Dünnheit derselben zu verbergen. Zuweilen besteht diese Unterlage auch aus ganzen Ballen Maculatur.

3. Das Toupé oder der Plattendeckel (luna participia), ist eine Verdeckung der Entstehungsplatte, kommt sehr häufig vor und ist besonders an einer andern Farbe, als die der natürlichen Haare kenntlich. Bei dieser Species schwört der Inhaber auf deren vollkommene Unsichtbarkeit.

4. Die vollkommene Perrücke oder Haarhaube (luna atzelus), deckt die gänzliche Kahlheit des Kopfes und folgt in der Regel als letztes Mittel zur Wiedererlangung der Haare in „schönster Fülle und Glanz". Diese ist gleich der vorigen kenntlich an dem Unterschied der Haarfarbe mit den wenigen noch übriggebliebenen eigenthümlichen Haaren. Meistens bekommt dieselbe mit der Zeit eine in's Röthliche schimmernde Farbe, was man im gewöhnlichen Leben „fuchsig werden" nennt, während die eigenen Haare immer mehr „Kümmel und Salz" werden. Im vorigen Jahrhundert wurde diese Gattung künstlich cultivirt, und selbst Leute mit vollem Haarwuchs legten sich dieselbe zu. Damals züchtete man hievon verschiedene Arten, nämlich die Allonge-Perrücke, die Haarbeutel, den Zopf u. s. w. Wir schließen hiemit diese Abhandlung, wodurch über das Wesen der Platten hinlängliche Klarheit verbreitet und somit auch in dieser Beziehung einem bisher gefühlten schreienden Bedürfnisse abgeholfen sein dürfte.

Nächstens werden wir vielleicht auch auf einen andern, nicht minder wichtigen Gegenstand, nämlich über „natürliche und falsche (künstliche) Gebisse" zu sprechen kommen.

Stierkampf. Von einem verhängnißvollen Stierkampfe meldet man aus Beneschau in Mähren: Auf einem Gute unweit Neiße rissen sich zwei Sprungstiere im Stalle von ihren Ketten los und stießen gegen einander mit solcher Wuth, daß sie den mitten im Stalle stehenden Pfeiler, welcher das Gewölbe des Stalles von allen vier Seiten hielt, umwarfen, in Folge dessen das Gewölbe herabstürzte und unter seinen Trümmern nicht nur die beiden Stiere und mehrere Kühe, sondern auch den im Stalle eben anwesenden Gutsherrn nebst dessen Verwalter begrub.

Die schlechte Gegend. Dame: „Ach wie der Pfirschbaum voller Blüthen hängt. Da werdet ihr eine gute Ernte haben."

Bauer: „Mein Gott, sie wer'n halt in dere Gegend nie net zeitig."

Dame: „Wie, ist denn hier das Klima so rauh?"

Bauer: „Dös net, aber d' Buben fressen's halt alleweil scho grün."

Ein 73jähriger Othello. Der 73 Jahre alte Tischler W. in Wien lebt seit ungefähr 20 Jahren mit seiner nunmehr 60jährigen Wirthschafterin Agnes H. in einer Wohnung. Dieß hinderte W. jedoch nicht, eine vermeintliche Untreue seiner Genossin als ein Attentat auf seine Ehre zu betrachten und er machte eine Klage gegen Agnes anhängig, welche gestern beim Bezirksgerichte der innern Stadt zur Verhandlung kam. W., ein gemüthlicher Schweizer, betheuert, daß er es nicht dulden werde, daß seine Ehre, die er bis in sein hohes Alter so rein zu erhalten wußte, nunmehr durch irgend Jemand besudelt werde. Agnes H. entwickelt dagegen eine ermüdende Suada, worin sie angibt, daß ihr W. immer mit dem Umbringen drohe und Hacke und Messer dazu schleife. Der Richter fragte, wie lange er ihr schon damit drohe, worauf sie gutmüthig antwortet: „Seit a 20 Jahrl." Der Richter weiß endlich die beiden Aufgeregten zu beruhigen und das Paar verläßt versöhnt das Gerichtszimmer.

Pariser Gerichtsscene. Zwei biedere Arbeiter: Hartmann und Ditsch, erscheinen vor Gericht, um Einer von dem Andern Genugthuung für eine empfangene Ohrfeige zu erhalten. Nach der Aussage aller Ohrenzeugen ist aber nur ein einziger Schlag gefallen, den Beide je für ihre Wange in Anspruch nahmen. Hartmann scheint der Thäter zu sein, einmal weil, wie die Zeugin Wittwe Raguet aussagt, er ein Deutscher, Ditsch aber nur ein Elsäßer ist, und dann, weil nach vollbrachter That, die elsäßische Wange etwas röther gewesen sein soll, als die deutsche. Dem Gerichtshof genügen diese Indizien nicht, um zu konstatiren, wer sich im Rechte, d. h. im Besitze der Ohrfeige, befindet, denn er weist beide mit ihrer respectiven Klage ab und verurtheilt sie gemeinschaftlich in die Kosten. Einer der Zeugen that folgenden tiefsinnigen Ausspruch über das deutsche Volkstemperament: „Sehen Sie, Herr Präsident, man weiß nie, woran man mit den Deutschen ist. Sie zanken sich zwei Stunden lang herum, ohne darauf zu schlagen, und dann schlagen sie zwei Stunden lang auf einander los, ohne sich herumzuzanken."

— An einem öffentlichen Orte Wiens schwadronirte ein Berliner außerordentlich über das theure und inkomfortable Leben Wiens. Unter Anderem rief er aus: „Verdammtes Land, was man da Alles ertragen muß! Stellen Sie sich vor, was begegnete mir hier für eine verfluchte Geschichte: Neulich will ich einen Dukaten wechseln lassen und habe gar keinen.

In früheren Zeiten ging man so weit, daß die Hörigen ihren Herren die Hunde in Körben zur Jagd tragen mußten, und es kam vor, daß ein Bauer zu 10 fl. und 4tägiger Einsperrung verurtheilt wurde, weil er dem Hunde, den er auf dem Rücken trug und der ihm fortwährend in's Ohr bellte: „Verfluchtes Vieh, sei still!" zugerufen hatte. So weit haben es die Mecklenburger und preußischen Junker doch heutzutage noch nicht gebracht.

— Schmied und Schneider lenken die Geschicke der amerikanischen Union. Präsident Lincoln lernte sein erstes Handwerk in einer Schmiede, sein Meister Hammer sah ihn aber so oft als Ambos an, daß er davon lief, und — Präsident wurde. Sein College Johnson lernte als Schneider, brachte es zum Gouverneur von Tenessee und schließlich zum Vicepräsidenten der Union.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut — Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 4. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Januar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Seraphine, von Geburt Spanierin, Tochter eines französischen Vaters und einer römischen Mutter, vereinigte in sich in einem gewissen Grade diese drei Nationalitäten. Sie war mit der feurigen Einbildungskraft einer Südländerin begabt, stolz und eifersüchtig auf ihren Namen und ihre Tugend, wie ein Edler von Castilien, und hatte dabei, fast unbewußt, einen kaum bemerkbaren Zug von französischer Coquetterie. Sie hatte einige Jahre in Frankreich gelebt und kannte vollständig den Geschmack, die Gebräuche, die Sitten, die Fehler und besonders die Sprache der Franzosen, die sie wie eine Pariserin sprach, während sie das Italienische mit der Weiche, der Leichtigkeit und dem angenehmen Wohlklang einer Sieneserin aussprach.

Durch Ausdauer und erfindungsreiche List gelang es mir nach und nach, sie mehrmals zu sehen und einige Worte mit ihr zu wechseln, bis ich endlich durch die Vermittlung ihres Bruders, eines ausgezeichneten Künstlers und eines der besten Schüler des berühmten dänischen Bildhauers Thorwaldsen, Zutritt in ihr Haus erlangte.

So mit der Familie befreundet, gab ich bald meine Absichten zu erkennen und war so glücklich, meine Liebe getheilt zu sehen.

Mein Liebesrausch aber machte mich unvorsichtig in meiner politischen Haltung. Ich beging eine Menge von Unklugheiten, die mich in den Augen der Polizei immer verdächtiger machten. Ich ließ mich von meinen Freunden bereden, auch fernerhin eifrig die Theater zu besuchen; so sah ich Madame Ristori in ihrem Debüt, deren Ruhm erst viel später die Alpen überfliegen sollte. Bei keiner musikalischen oder dramatischen Festlichkeit fehlte ich.

Eines Abends begab ich mich in Gesellschaft meiner unzertrennlichen Studien- und Vergnügungsgenossen in das Theater Valle, wo Fabri einige classische Gedichte, u. A. das

Werk Dante's über den Grafen Ugolino vortragen sollte. Das ganze Parterre schenkte dem Schauspieler die größte Aufmerksamkeit, obgleich Jeder die Verse auswendig wußte, welche Fabri sprach. Als derselbe an die Stelle kam, wo die Rede von dem Erzbischof Ruggeri ist, den der unsterbliche Gibelline zu den ewigen Strafen der Hölle verwünscht, bemerkte ich, daß die Censur das Wort „arcivescovo" (Erzbischof) in dem Verse:

E questi è l'arcivescovo Ruggeri

gestrichen hatte und daß man nun statt dessen in der Scene sagte:

E questi è l'Ubaldine*) Ruggeri.

Erzürnt über eine solche Verstümmelung und eine Entheiligung, die mir in Wahrheit ein Sacrileg zu sein schien, erhob ich mich auf meinem Platze und rief dem Schauspieler mit aller Kraft meiner Lunge zu:

E questi é l'arcivescovo Ruggeri!

Besonderen Nachdruck legte ich auf das Wort „arcivescovo". Nun erhob sich das ganze Parterre und applaudirte, wie rasend, meiner Kühnheit unter Wiederholung des Dante'schen Verses in seiner richtigen Lesart.

Während man mir eine Art Huldigung darbrachte, hob die Polizei die Vorstellung auf und nahm mich fest.

Ich wurde aber alsbald wieder frei gelassen, nachdem man mich um meinen Namen und Vornamen gefragt hatte.

Ich begab mich darauf sogleich zu Seraphine. Sie hatte schon von meiner Unbesonnenheit gehört und empfing mich, zitternd vor Angst. Sie tadelte mein Betragen heftig und bat mich mit Thränen in den Augen, in Zukunft klüger zu sein.

Ich versprach es ihr, ohne aber zu bedenken, ob ich auch so stark sei, ihr Wort zu halten.

Ganz gegen meine Besorgnisse wurde ich wegen obigen Vorfalls nicht zur Verantwortung gezogen. Ein solches Verfahren stimmte vollständig überein mit dem damals befolgten System, den jungen Leuten, die sich in Politik mischten, so lange, als immer möglich, die Zügel schießen zu lassen, damit sie, kühner gemacht, durch eine Straflosigkeit, die man der Freimüthigkeit bis zu einem gewissen Grade zuzugestehen schien, sich nicht scheuten, sich immer mehr zu compromittiren, bis endlich die Justiz sicher wäre, sie mit einem Schlage zu vernichten.

Dieser Vorfall, der seinen Grund nur in der zu großen Empfindlichkeit der römischen Censur hatte, veranlaßt mich, ein Wort zu sagen über die Ueberwachung, welche die päpstliche Regierung über die Geistesproducte ausübte.

Preßfreiheit existirt bekanntlich nicht in Rom; wenn man unglücklicherweise auf Veröffentlichung seiner Geisteserzeugnisse angewiesen ist, so kann man nur durch Ueberwindung einer Menge von Schwierigkeiten und Quälereien von der Behörde ein unglückliches „Imprimatur" erlangen. Selbst die unschuldigsten Werke, deren Verkauf und sogar Druck man in den andern Städten des römischen Staates gestattet, werden ohne Gnade von der Censur zurückgewiesen, wenn man sie in Rom erscheinen lassen will. So ist es nicht selten, daß Artikel, die mit Genehmigung der Censur zu Bologna, Ferrara, Ancona, Ravenna ver-

*) Ubaldini war der Familienvater des Erzbischofs.

öffentlicht wurden, wenn man sie in der Folge in Rom veröffentlichen will, auf's Neue einer „Beschneidung“ (es ist dies der technische Ausdruck) unterworfen werden, so daß man in derselben Regierung zwei Maßstäbe hat, gewissermaßen eine Censur der Censur. Die Ueberwachung der Theater ist noch strenger. Sogar der Notendruck ist der Censur unterworfen; ein einfacher Operntext, der eingeführt werden soll, muß drei Revisionen durchlaufen, und dann, ehe er gedruckt werden darf, nochmals zwei, im Ganzen also nach und nach fünf.

Trotz dieser Strenge sind eine große Anzahl verbotener Bücher in Rom in Umlauf, die Polizei drückt ein Auge zu über Bücher, die von Außen eingebracht werden, besonders wenn sie in einer fremden Sprache sind.

Nicht selten sieht man, wie bei öffentlichen Versteigerungen und immer unter den Augen der Polizei die anti-religiösesten und abscönsten Werke ausgeboten werden.

Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich leicht: Die Regierung könnte nur mit enormen Schwierigkeiten die Einführung fremder Bücher verhindern. Ebenso leicht läßt sich andererseits die Censur begreifen, welche sie über die inländischen Werke ausübt. Ein Buch, das in der Hauptstadt des Katholicismus mit Genehmigung des Kirchenoberhauptes oder seines Stellvertreters veröffentlicht wird, ist gewissermaßen eine Publication. Alles aber, das von einer Kirche ausgeht, welche die Devise hat: „Außer mir kein Heil! Außer mir keine Wahrheit'“ muß unangreifbar sein.

Nach dem Vorfall im Theater Valle wurde ich vorsichtiger und zurückhaltender; aber meine Klugheit war nur von kurzer Dauer.

Zu schwach, um den Einflüsterungen meiner Freunde wiederstehen zu können, und zu sehr in meine Liebe versunken, um mich mit ernsten Studien zu befassen, fiel ich bald wieder in meine früheren tollen Streiche zurück.

Ein junger Student, ein Corse, hatte uns die Marseillaise gelehrt (die Kenntniß der französischen Sprache ist in Italien unter der studirenden Jugend allgemein) und fast jeden Abend nach dem Schauspiel begingen wir die Tollheit, sie im Chor vor dem Fenstern der Cardinäle abzusingen.

Sei es nun, daß man uns nicht gehört, sei es, daß man uns nicht verstanden hatte, genug, unsere Prahlerei, wiewohl wiederholt, blieb Anfangs unbeachtet.

Meine Verehelichung mit Seraphine sollte, sobald ich meine Studien beendigt habe und unter die Zahl der Advokaten aufgenommen sein würde, stattfinden.

Da ich bereits vier Jahre studirte, so war die Zeit meines Examens nicht mehr ferne. Ich ging mit Eifer wieder an die Arbeit und Dank den Zusammenkünften, die wir unter uns Studenten eingeführt hatten, war ich bald im Stande, mich der Prüfung zu unterziehen.

Mein Freund Raphael unterstützte mich bestens mit seinem Rath und seinen Kenntnissen; kurz ich wurde Doctor utrisque juris. (In Rom wird man ohne den Doctortitel nicht in die Liste der Advokaten aufgenommen.)

Meine Wünsche sollten bald in Erfüllung gehen; der Gedanke, nun bald mit Seraphine vereinigt zu werden, erfüllte mein Herz mit unaussprechlicher Freude. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden schon getroffen. Seraphine wollte sich durch innerliche Sammlung zu diesen wichtigen Schritte vorbereiten und bat mich, sie einige Tage lang nicht zu besuchen.

Obgleich sie weit entfernt war, bigott zu sein, so wollte sie doch in der Religion die Kraft und die Tugenden schöpfen, die sie für ihre Standesveränderung für nöthig erachtete.

Diese kurze Trennung, die ich nur ungern willigte, sollte leider länger dauern, als wir gedacht hatten.

Während Seraphine sich in das Kloster des St. Sylvester in capite zu einer ihrer Verwandten zurückgezogen hatte, wurde ich eines Abends, als ich nach Hause kam, in meiner Hausflur von zwei verkleideten Sbirren arretirt, die mir bei'm Scheine einer trüben Laterne einen schriftlichen Regierungsbefehl zu lesen gaben.

Dieser Befehl trug ihnen auf, sich meiner Person zu bemächtigen und mich in das Gefängniß im Palast Madame einzuliefern.

Mehrere andere Agenten kamen hinzu und umringten mich auf eine Weise, die jeden Widerstand und Fluchtversuch unmöglich machte. Ein kalter Schweiß badete meine Stirne; es schwebte meinem Geiste die ganze Schwere und Bitterkeit einer nicht zu vermeidenden Zukunft vor. Ich versuchte indessen, ruhig zu bleiben.

In Begleitung meiner Häscher gelangte ich in zwei Minuten nach dem Regierungsgebäude.

Dort erwartete man mich offenbar; denn ich wurde von höheren Polizeibeamten in Empfang genommen und in eine kleine Zelle geführt, die auf den zweiten Hof des Palais ging und den Hotel der russischen Gesandschaft fast gegenüber lag. Dort fand ich ein Feldbett, einen Tisch, zwei Stühle und die „Nachahmung Christi“.

Man fragte mich, ob ich sonst noch etwas bedürfe. Auf meine verneinende Antwort wurde die Thüre geschlossen und ich mit mir allein gelassen, d. h. allein mit den Qualen und den trüben Gedanken, die besonders in der ersten Nacht der Verhaftung die Gesellschaft eines armen Gefangenen sind.

II.

Meine Freunde, meine Familie und Seraphine blieben eine Woche lang in vollständiger Unwissenheit über mein Schicksal, so daß man schon anfing, meinen Tod zu beweinen.

Endlich beschloß die Regierung, das Stillschweigen über meine Verhaftung zu brechen; sie erklärte dieselbe für auf politischen Gründen beruhend.

Etwa zwanzig Tage brachte ich in meinen Gefängniß zu, in das man mich zuerst geworfen hatte.

Es gibt keine Qualen, die sich mit denen vergleichen ließen, die ich im Palais Madame erduldete; schlechtes Lager, kein Feuer mitten im Winter, ohne Licht des Nachts, ohne Bücher, war ich außerdem noch in der schrecklichsten Ungewißheit darüber, was man mit mir beabsichtigte. Und doch war dieser physische Schmerz Nichts gegen den moralischen. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe über meine Thorheiten, die mich hierher gebracht hatten; ich verwünschte die Vergangenheit und bebte vor der Zukunft.

Nach mehreren Monaten ängstlichen Harrens begann mein Proceß.

Jedermann weiß, daß in Rom die Untersuchungen unendlich lang dauern; aber da ich die Anklage, die gegen mich erhoben wurde — Theilnahme an einer geheimen Verbindung — vollständig eingestand, mit Ausnahme meiner Mitschuldigen, und auch nicht leug-

nete, dem jungen Italien angehört zu haben, so ging mein Prozeß ziemlich rasch voran. Nichtsdestoweniger wurde ich unzähligen Verhören unterworfen.

Der Untersuchungsrichter (giudice processante) war ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, von einer nicht unansehnlichen Corpulenz. Seine Kleidung hielt die Mitte zwischen dem Kleid eines Priesters und dem eines Schulmeisters; vollständig kann ich ihn aber nicht beschreiben, weil ich seine vermummte Person nur zur Gesicht bekam, wenn er pro tribunali saß und hinter einem hohen Pult versteckt war. Der Kopf allein war ganz sichtbar und mit Recht, denn er war in der That das Hauptstück an dieser würdigen Person. Sein Gesicht, ziemlich dick, aber länglich, endigte plötzlich in einem spitzigen Kinn; seine Kinnbacken waren stark, die Augenknochen vorspringend, die Nase mit einem Prachtexemplar von Warze geziert. Der übrige Theil des Gesichts, roth und blau, zornig und sanguinisch, verrieth einen sehr leidenschaftlichen Charakter. Eine rothe Perücke wiegte sich auf dem kahlen, glänzenden und holperigen Schädel. Noch weit interressanter war dieser achtbare Criminalrichter, wenn er seinen weiten, zahnlosen Mund öffnete, um den Angeklagten zu verhören. Seine große Backenknochen schienen einem Skelett oder einem Automaten anzugehören und durch eine geheime Feder in Bewegung gesetzt zu werden. Seine Stimme durchlief beim Aussprechen auch nur eines einzigen Wortes die ganze Scala; im Fistelton fing er an und endigte im Contrabaß der Orgel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Familie Tom Pouce.

Der Pariser Feuilletonist der Kölnischen Blätter theilt über diese Zwergfamilie die folgenden interressanten Einzelnheiten mit. Vorerst dürfen wir aber unsern Lesern nicht verschweigen, wie Tom Pouce, oder wie er jetzt gewöhnlich genannt wird, General Tom Pouce, zwei Pariser Fuß und neun Zoll hoch, überhaupt dazu kam, Familienvater zu werden. Als Tom Pouce „auf den Brettern, welche die Welt bedeuten“, ein reicher und berühmter Mann geworden, fehlte ihm zu seiner irdischen Glückseligkeit nur mehr eine Frau. Tom Pouce suchte sich also eine Frau, und naturlich eine, die zu seiner Taille paßte. Er hätte vielleicht sein Leben lang vergeblich gesucht, wenn ihm nicht die hübsche Sitte seines amerikanischen Vaterlandes, die heirathsfähigen und lustigen Mädchen durch die Zeitungen bekannt zu machen, zu Hülfe gekommen wäre. Eine Annonce aus New-York suchte für ein achtzehnjähriges, gut erzogenes, bemitteltes Fräulein einen „passenden“ Gemahl (in Parenthese war noch hinzugesetzt, daß das Fräulein, wenn auch durchaus wohlgewachsen, nur dreiundzwanzig Zoll messe). — Da rief Tom Pouce ein glückliches „Gefunden!“ Dank der zugesicherten „strengsten Discretion“ erfuhr er bereits in Boston alles Nähere über seine Zukünftige, denn als solche betrachtete er sie sofort. Der Vater war ehrlicher Eisenhändler in Brooklyn. Beide Eltern hatten eine gewöhnliche Statur, aber ihre Ehe war mit zwei Mädchen gesegnet worden, von denen das größte, die ausgeschriebene Braut war. Der General machte sich auch alsbald auf den Weg Nie hatte er mit

mehr Recht seinen Feldherrntitel getragen, denn er zog wie ein Eroberer aus: er kam, er sah und siegte. Die beiden kleinen Herzen oder Herzchen fanden und verstanden sich leicht. Die Eltern schätzten sich hochgeehrt durch den Antrag und gaben mit Freuden ihre Einwilligung. Der Name Tom Pouce war ja nicht allein ein europäischer, sondern auch in der neuen Welt berühmt, denn von Rio bis hinauf nach New-York gab es keine bedeutende Stadt, die der General nicht besucht und wo er nicht Lorbeeren und Thaler geerntet hatte. Als aber die Trauung vollzogen werden sollte, stieß man auf eine große Schwierigkeit. Der General, der nichts halb thun wollte, fand keinen passenden Trauzeugen, d. h. keinen Zwerg, der dem Bräutigam geglichen hätte. Die Braut hatte ihr Schwesterchen Mannie dazu gewählt. Ein Herr von gewöhnlicher Größe an der Seite des Generals wäre eine unglückliche Anomalie gewesen und hätte leicht den Ernst der heiligen Handlung stören können. So wenigstens raisonnirte Tom Pouce; aber er dachte auch zugleich an den einzigen Menschen, der ihn aus dieser Verlegenheit ziehen konnte. Es war dies der Zwerg des Sydenham-Palastes, unter dem Scherznamen „Commodore Nutt" in ganz England bekannt, und seit einigen Jahren der Liebling des Londoner Publikums. Eine telegraphische Depesche lud diesen Freund und Rivalen ein, und vierzehn Tage darauf wurde die Pygmäen Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam mit seiner Braut und mit den beiden Trauzeugen waren, alle vier zusammengenommen und auf einandergestellt, nicht größer, als ein französischer Tambour-Major von der Garde, den langen tricoloren Federbusch mitgerechnet.

Die Ehe wurde mit einem Töchterlein gesegnet. Tom Pouce stolz auf diesen Zuwachs seiner Familie begab sich Ende vorigen Jahres mit seiner Familie nach Paris, wo er im Hotel Louvre wohnte und mit seiner Frau nebst Fräulein Tochter ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. Man durfte in der That vom Glücke sagen, zu dieser Wunderfamilie Zutritt zu erhalten. Der Eingangs erwähnte Feuilletonist gehörte nun zu diesen Glückskindern und beschreibt diese seltsame Visite in folgender Weise:

Der General bewohnte mit Frau und Kind im Grand Hotel du Louvre ein elegantes Appartement im ersten Stock. Ein Diener meldete uns an und ein zweiter empfing uns, um uns zu seiner Herrschaft zu führen. Dieser zweite Diener war schon sehenswerth, nicht seiner Kleinheit, sondern umgekehrt, seiner Größe wegen: ein Riese von fast sieben Schuh Länge, bei entsprechender Breite und Dicke, ein wahrer Koloß. Der pikante Contrast war gewiß mit ein Grund für die Wahl eines solchen Bedienten gewesen, aber nicht der alleinige, denn John (ein Engländer von Geburt) war zugleich Schutz und Schirm für die gesammte originelle Familie. Der General hatte den Riesen seit jenem schrecklichen Abend in Dienst genommen, wo man ihn — nicht den Riesen, sondern den Zwerg, mit Gewalt entführte und in einer Punschbowle versteckt gehalten hatte.

Der General empfing uns mit dem Anstande eines Weltmannes, der er trotz seiner fünf und zwanzig Zoll auch wirklich ist; er war in der That sehr liebenswürdig gegen uns.

"Ich muß Ihnen auch Madame Stratton, meine Gattin, und ihre Schwester, Miß Warren vorstellen", sagte der General und verließ uns, um die Damen zu holen; ein kleiner Verstoß allerdings gegen die Etiquette, aber hier augenscheinlich absichtlich, um uns Zeit zu lassen, uns etwas im Salon umzusehen. Auf einer mit einem Teppich belegten Estrade befand sich ein allerliebstes Ameublement en miniature, wie man es wohl in reichen Häusern vier- und fünfjährigen Kindern zum Christfeste schenkt: keine Lehnstühle und noch kleinere

Tabourets, ein rundes Tischchen, mit zierlichen Blumenväschen darauf rechts und links Gueridons und Etageren, Alles in Diminutiv. In der Mitte stand das Hauptmöbel, ein Wunderwerk: ein Erard'scher Flügel, d. h. ein Flügelchen für Kinderhändchen. Die kleinen Tasten waren so zart und fein, daß man sie kaum erkennen konnte; der große John hätte mit einer Hand fast alle Oktaven auf einmal gespannt. Ein aufgeschlagenes Notenbüchlein bewies außerdem, daß das Instrument gespielt wurde.

Die Flügelthüren gingen auf, und der General führte die Damen in den Saal, und zwar mit einem Ceremoniell, das allerdings ganz zu der eleganten Umgebung des Ortes und zu den übereleganten Toiletten der Dämchen paßte, das aber im höchsten Grade komisch aussah. Ich hütete mich indeß wohl, zu lachen; denn wir befanden uns, die Pygmäenstatur abgerechtet, doch verständigen Leuten gegenüber, von gesetztem Alter, die einen nicht geringen Grad von Bildung verriethen, die sich in mehreren Sprachen mit Leichtigkeit ausdrückten und dabei sehr ernst und ehrbar aussahen. Dies letztere war nun erst gar possirlich; aber, wie gesagt, ich hütete mich wohl zu lachen. Die Damen waren unterdessen die drei, vier Stufen hinabgestiegen und hatten in ihren kleinen Fauteuils Platz genommen. Tom Pouce stand am Rande der Estrade und unterhielt sich angelegentlich mit meinem Begleiter und einem anderen decorirten Herrn, der unbemerkt eingetreten war; der Zwerg reichte ihnen in dieser Stellung bis an den letzten Westenknopf. Ich betrachtete mir unterdessen die Damen. Mistreß Stratton, die „Frau Generalin", war unleugbar eine sehr niedliche Erscheinung, durchaus wohl proportionirt und um einige Centimeter kleiner, als der Herr Gemahl, der, wie bereits erwähnt, deren siebenzig mißt. „Die Frau", sagte Tom Pouce mit wichtiger Miene, indem er sich neben seine Gattin stellte, „muß immer etwas kleiner sein als der Mann, meine Schwägerin", fuhr Tom Pouce fort, „ist etwas kleiner als meine Frau, aber sie ist ehrgeizig und hofft noch zu wachsen."

Der decorirte Herr hatte mittlerweile die Generalin an den Flügel geführt; die kleine Frau präludirte mit Präcision und spielte uns dann einen Walzer, einen Polka und Rule Britania — ungezwungen und leicht ganz wie eine Dame der feinen Welt.

Aber jetzt wende ich mich an meine Leserinnen, und will noch vorausschicken, daß ich nichts als die reine Wahrheit berichte, so unglaublich es auch klingen mag — aber das merkwürdigste unserer seltsamen Visite sollte noch kommen: das kleine Kind des kleinen Ehepaares, das von der Wärterin, einer hübschen zwölfjährigen Kammerzofe, in den Saal gebracht und wie eine Rarität herumgezeigt wurde. Nein, das war doch wirklich zum Erstaunen. Es lebte, dieses Püppchen, das man bequem in einem Handschuhkästchen betten konnte, obschon es bereits eilf Monate zählt und ein munteres, gesundes Mädchen ist. Es lachte uns an mit seinen winzig kleinen Aeuglein, und streckte die Aermchen der Mutter entgegen, die ihr Töchterchen auch in die Arme nahm und herzte und küßte, nicht besser und nicht schlechter, wie jede andere Mutter.

Eine reiche aber sehr sparsame Wittwe hatte für ihre Kutschpferde zwei Geschirre, ein neues und ein älteres. Bei Tage und gutem Wetter wurde das erstere, bei schlechtem Wetter und des Nachts das letztere gebraucht. Neulich wollte sie Vormittags ausfahren, die Kutsche hielt schon vor dem Hause. Da bemerkte sie, daß es zu regnen anfing, und, den von jenem Sachverhältnisse nicht unterrichteten Vorübergehenden unverständlich, doch spaßhaft genug, rief sie laut zum Fenster hinaus: „Johann, Johann! schnell das Nachtgeschirr!"

(Verkauft!) Die Berliner Montagszeitung theilt aus „Heinrich Heine's Nachlaß“ welcher jüngst von dessen Wittwe gegen eine Leibrente von 3000 fl. an die österreichische Regierung verkauft ward) folgende Stelle mit:

Weiber dem Meere gleicht Ihr! Lieblich seid Ihr und schrecklich!
Glich dein Auge nicht den Blumenglocken des Ganges,
Als du, mein Weibchen, mir heut credenztest
Den Morgenkaffee,
Und mir, Schwindsüchtigen, wegküßtest die kranken Träume?
Zucker war dein Kuß von der besten Primasorte
Darum auch trinke ich bitter den Kaffee!
Aber ich schaut' es in ahnendem Geist:
Kommen wird der Tag, da den Heiland du,
Deinen Gemahl, für Silberlinge
Wirst verkaufen — an wen? o Nemesis!
Kommen wird der Tag, da mich Niemand wird lesen
Als die Minister von Oesterreich beim Morgenfrühstück!
Aber auch kommen wird der Tag, da der Reichsrath
Interpelliren wird den Geheimrath Plener,
Wer ihm das Geld gegeben hat, mich zu kaufen?
Hallelujah!
Dann erröthet der Plener
Kyrie Eleison!
Und ich bin gerächt, weil ich mitrunirte
Oesterreichische Finanzen!
Heideldibum! Hallelujah!

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 5. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. Januar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Dieß war der sonderbare und komische Mann, mit dem ich regelmäßig jede Woche zweimal zu thun hatte. Da ich bei seinen absurden Fragen, die er an mich richtete, ein Lächeln oft nicht unterdrücken konnte, so wurde er häufig hitzig und mehreremal ließ er sogar durch seinen Actuar mein „revolutionäres Hohnlächeln" in das Protokoll bemerken.

Während der ganzen Untersuchung wurde ich in strengem Gewahrsam gehalten; mit meinen Freunden und meiner Familie zu correspondiren, war mir jedoch erlaubt, nur mußten meine Briefe dem Gefängnißdirector zur Einsicht gegeben werden.

Der Gedanke an Seraphine quälte mich am meisten. Ich war zugleich glücklich und trostlos, als ich hörte, daß sie unwiderruflich entschlossen sei, mir ihre Treue zu bewahren. Diese Aufopferung stürzte mich in eine Art von Verzweiflung, gepaart mit unendlich wohlthuender Bewunderung.

Mein Urtheil, ein fürchterliches Urtheil, wurde mir endlich verkündigt; ich war wie vom Blitz zerschmettert. Zehnjährige Einsperrung in eine Festung! Das war sicherer Tod nach einem langen Märtyrthum.

Meine ganze Familie war in der äußersten Bestürzung. Seraphine fiel in eine Krankheit, die sie dem Tode nahe brachte. Außerdem quälte mich noch die bange Besorgniß, daß man mich entfernt von Rom einsperren würde, in dem Schloß zu Ancona oder Civita-Castellana

Ich petitionirte, ich supplicirte; auch meine Freunde riefen die Fürsprache einflußreicher Personen an. Endlich erlangte ich als eine sehr große Vergünstigung die Erlaubniß, meine Strafe zu Rom in der Engelsburg verbüßen zu dürfen.

Die Engelsburg liegt auf dem linken Ufer der Tiber, vor einer der schönsten Marmorbrücken der Stadt. Bekanntlich wurde sie zu Ehren Hadrians erbaut und diente ihm als Grabmal; daher heißt sie auch jetzt noch Moles Adriana. Das Gebäude hatte

die Form einer runden Pyramide; es war umgeben von einem großen Kreis, den mit einander abwechselnde Säulen und Statuen bildeten. Die Spitze des Gebäudes trug einen enormen Pinienapfel von Bronce, der heutzutage im Museum des Vaticans aufbewahrt wird und der Sage nach die Asche Hadrians enthielt.

Im Mittelalter änderten die Päpste nach und nach die Einrichtung dieses Mausoleums. Man beraubte es seiner Säulen, nahm das Erz von deren Capitälern und schmolz es um zu Kanonen. Der Statuen hatten sich zur Zeit der Belagerung der Stadt durch Alarich die Römer als Wurfgeschosse gegen die Barbaren bedient. Nach der Erfindung des Schießpulvers vervollständigte man die Festungswerke der Moles Adriana; Wälle wurden aufgeworfen und mit Kanonen bepflanzt, Gräben gezogen, Zugbrücken angebracht.

Die Ebene, die sich vor der Festung nach Westen hin ausdehnt, wurde mit einem ununterbrochenen Gürtel von Befestigungswerken umgeben.

Die Namen mehrerer Päpste sind in die Erinnerungen der Engelsburg verflochten. Johann II. war dort eingekerkert und starb dort; Benedict VI. wurde dort erdrosselt; Johann XIV. starb dort Hungers; Gregor VII flüchtete sich dahin, als er von Heinrich IV. bedrängt und belagert wurde; auch Alexander VI. suchte dort seine Zuflucht; Clemens VII. endlich zog sich dorthin zurück vor dem Connetable von Bourbon und entfloh unter einer Verkleidung, die ihm Benvenuto Cellini verschafft hatte.

Noch andere Personen haben dieses düstere Schloß geschichtlich merkwürdig gemacht. Crescens, der Vorgänger von Riconzi, wurde dort erhängt; Arnold von Brescia war dort eingekerkert; Cäsar Borgia erduldete gleichfalls daselbst eine lange Haft; Karl von Bourbon wurde vor seinen Mauern durch einen Flintenschuß, der aus dem Thurme San Spirito kam, getödtet; Christine, Königin von Schweden, richtete von da aus ihre Kanonen gegen die Villa Medici, heutzutage die Académie française des beaux-arts; Michel Angelo brannte daselbst sein bekanntes erstes Feuerwerk ab; auch dem berühmten Cagliostro hat es endlich zum Gefängniß gedient.

Ein geheimer Gang, das Werk der Borgia, verbindet die Engelsburg mit den Gemächern des Papstes im Vatican.

Mit Beginn des Frühjahrs wurde ich in mein neues Gefängniß gebracht, in dieses tausendjährige Grab, das in seinen Mauern zehn Jahre meines Lebens begraben sollte. Ich war kaum 25 Jahre alt!

Bei meiner Ankunft daselbst verlangte ich, meiner Familie, meinen Freunden und vor allem Derjenigen schreiben zu dürfen, von der getrennt zu sein mir das Schrecklichste war. Der Castellano — der Gouverneur der Festung — gestand mir dieß zu, unter der Bedingung, daß meine Correspondenz seiner Durchsicht unterläge.

Ich ging darauf ein und schrieb nun unzählige Briefe an Jedermann.

Anfangs brachte man mich in eine feuchte und düstere Zelle; bald aber gab man mir ein freundlicheres Zimmer.

Die Freunde meiner Familie hatten mich bereits dem Gouverneur und den Oberbeamten des Gefängnisses empfohlen.*) Meine Jugend, meine traurige Lage und meine

*) Die Bevölkerung der Engelsburg beläuft sich über 2000 Personen. Außer den Sträflingen jederlei Art bewohnen der Gouverneur, mehrere Civilbeamte und eine ziemlich zahlreiche Garnison diese Festung.

tiefe Niedergeschlagenheit hatten mir übrigens auch ohnedieß das Mitleid Aller erworben

Ich kann nicht umhin, rühmend zu erwähnen, daß meine Haft in der Engelsburg nichts gemein hatte mit den Schrecken des Spiegelbergs, den Jedermann aus den Enthüllungen Silvio Pellico's kennt. Ich wurde mit einer gewissen Rücksicht, mitunter sogar mit einem gewissen Wohlwollen behandelt.

Nach Verlauf einiger Monate begann ich, mich an meine neue Lebensweise zu gewöhnen

Ich hatte meine Beschäftigung regelmäßig vertheilt: Lesen, Studiren, Spazierengehen, meine Correspondenz, manchmal die Unterhaltung mit meinen Mitgefangenen füllten die Tagesstunden aus. Der Spaziergang besonders hatte für mich ganz besondere Reize wegen des prachtvollen Panorama's, das man von der Engelsburg aus vor sich hat. Von der Höhe derselben, wo sich eine Art Plattform befindet, sieht man die ganze Stadt, welche von der Tiber in zwei Theile zertheilt wird. Rechts der Vatican, vornen und zur Linken, das Colosseum, das Pantheon und das Capitol; endlich hinter der Stadt die ganze römische Campagna, Tivoli, Frascati, die Apenninen und die tausend Ortschaften, die theils so künstlich auf dem Gipfel der zum Stadtgebiet gehörigen Hügel erbaut, theils so coquett an den Seiten dieser Hügel versteckt sind.

Bei großen kirchlichen Feierlichkeiten vertauschte ich gerne mein Zimmer mit einer der Zellen, die ganz im Gipfel der Festung angebracht sind, in der Nähe einer Capelle, die den bezeichnenden Namen Sanctus Michael inter nubes hat. Ich kam mir da vor, wie der böse Feind unter den Füßen des Erzengels. Ich wurde nicht müde, die bunte Menge zu beobachten, die sich unter den Mauern der Burg herumtrieb; ich fand eine Art melancholischen Vergnügens darin, dieses geräuschvolle Leben in der Tiefe mit der Ruhe meiner luftigen Einsamkeit zu vergleichen.

Trotz dieser Augenblicke der Zerstreuung litt ich doch sehr unter Langweile und Verzweiflung; ich konnte mich über meine Trennung von Seraphine nicht trösten. Lange sann ich nach über ein Mittel, sie zu sehen, bis ich mir endlich eines erdacht hatte.

Zu Rom lebte eine Tante von mir, deren Tochter ungefähr die Figur Seraphinens hatte. Mein Vater bat um die Erlaubniß, bei einem Besuch, den er mir machte, diese Verwandten mitzunehmen; sie wurde ihm ertheilt, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeiten. Nichtsdestoweniger folgten sich mehrere Besuche dieser Art und durch einige Protectionen erhielten meine Tante und Cousine die Erlaubniß, alle vierzehn Tage mich zu besuchen. Das Uebrige wird der Leser errathen: Seraphine nahm die Stelle meiner Cousine ein.

Auf diese Weise konnte ich monatlich zweimal einige Augenblicke in der Gesellschaft meiner Tante und meiner Braut verleben. Nach und nach gewöhnten sich die Beamten der Engelsburg an die Anwesenheit dieser Frauen; der Gouverneur erlaubte mir sogar, sie mit in die Capelle des Schlosses zu nehmen und wies ihnen daselbst besondere Plätze an.

Unsere gegenseitige Liebe wurde immer heftiger.

Doch über diesem Harren verging unsere Jugend. Wenn ich darüber zuweilen in Niedergeschlagenheit verfiel, so war es aber auf Seiten meiner muthigen Braut nicht so. Ihr Muth wuchs mit den Hindernissen, die sich unserer Vereinigung entgegen stellten.

Was sie, um meine Befreiung zu erwirken, gethan hatte, das Alles zu erzählen ist nicht möglich. Stark durch ihre Tugend und die Heiligkeit ihrer Sache, war sie selbst

trotz des Widerrathens mehrerer ihrer Verwandten zu meinen Richtern, dem Gouverneur und den höchsten Behörden Rom's gegangen, und hatte sie sich dem Cardinal-Staatssecretär zu Füßen geworfen, um für jeden Preis eine Gnade zu erlangen, um welche ich nicht den geringsten Schritt zu thun erklärt hatte. Ueberall, wo sie erschien, erregten ihre Jugend und Schönheit Aufmerksamkeit; schon ihr Muth erwarb ihr die Achtung und Hochschätzung der Personen, an die sie sich wandte. Dennoch konnte sie nur unbestimmte Versprechen erlangen, die keinen Erfolg hatten. Sie suchte hierauf selbst um eine Audienz bei'm Papst nach und wollte sich ihm zu Füßen werfen; ihr Gesuch wurde aber zurückgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein modernes Wunder.

Irgendwo in einer Stadt da oben herum, da wohnte eine junge Frau, die hatte unter andern schönen Sachen auch einen Mann und eine Kommode, und diese Beiden waren ihr Stolz und ihre Freude, denn der Mann war brav und die Kommode war von glänzend polirtem Nußbaumholz, die junge Frau aber war sehr fromm. Nun war es jeden Morgen ihre Gewohnheit, erst ihre Kommode zu putzen, dann ihren Mann, und dann sich selbst, um die Messe zu besuchen; er aber ging auf die Kanzlei.

Eines Morgens machte die Frau ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte zu ihrem Manne: „Lieber Anton, ich habe dir etwas mitzutheilen."

„Was denn, mein Kind?" sagte der Herr Anton und gab seiner Frau einen Kuß, „es muß etwas Wichtiges sein, denn du machst ja ein Gesicht, als wollest du zur Beichte gehen."

„Spotte du nur; der Spott wird dir schon vergehen, du Gottloser," schalt sie und führte ihren Mann vor die nußbaummene Kommode. „Sieh einmal her, Anton, siehst du nichts auf des Kommode?"

Der Herr Anton schaute das Stück Möbel mit verwunderten Augen an und sagte, er sehe nichts.

„Siehst du nicht hier diese vier Staubflecken?" sagte sie und zeigte mit dem niedlichen Finger auf die polirte Platte.

„Richtig, ja, vier Staubflecken. Nun und was weiter?"

„Und siehst du nicht, daß diese vier Staubflecken die Form eines Kreuzes bilden?

„Nun ja, wenn du so willst," lachte der Herr Anton, „sie bilden ein Kreuz, wie überhaupt vier Punkte so eine Art von Kreuz bilden, man mag sie setzen, wie man will.

„So, und du kannst noch lachen?" sagte die Frau vorwurfsvoll. „Doch das Lachen wird dir schon vergehen; denn höre: Dieses Kreuz von Staub wische ich nun seit 4 Wochen jeden Morgen von der Kommode weg, und jeden Morgen ist es wieder da. Nun, was sagst du dazu?"

Jetzt aber lachte der Herr Anton noch ärger: „Du kleines Närrchen, was quälest du dich und mich wegen ein paar Staubflecken. Wische sie ab, Marie, ich aber will auf die Kanzlei gehen, ich habe keine Zeit für solche Dummheiten. Guten Morgen."

„Dummheiten, sagte er?" seufzte Frau Marie, und wischte mit etwas unsicherer Hand die Staubflecken weg. „Der gottlose Mann hat halt keine Religion."

Und an jedem Morgen wischte sie die vier Staubflecken von der Kommode und an jedem Morgen waren sie wieder da. Zu ihrem Manne sagte sie nichts mehr, sie fürchtete seinen Spott, es fing ihr aber an unbehaglich zu werden in ihrem eigenen Hause, das Staubkreuz wurde für sie zum förmlichen Hauskreuz, und nachdem ein paar weitere Tage vergangen waren, ohne daß die Staubflecken weichen wollten, so hielt sie's nimmer länger aus, sie warf den Mantel um und ging zum Herrn Kaplan. Der Herr Kaplan nahm die Sache sehr ernst und rieth ihr, die Kommode mit geweihtem Wasser abzuwaschen, vor dem müsse der Spuk weichen, denn daß es ein Höllenspuk sei, daran sei ganz und gar kein Zweifel. Doch auch das Weihwasser nützte nichts, sie polirte jeden Morgen die Kommode mit dem geweihten Naß und jeden Morgen waren die Flecken wieder da. Jetzt kam es wie eine Art Verzweiflung über sie, die Flecken brannten ihr auf der Seele, und zudem wollte ihr Mann auf einige Tage in Geschäften verreisen und sie, entsetzlicher Gedanke, mit dieser unheimlichen Kommode allein zu Hause lassen.

„Lieber Anton,“ sagte sie beim Abschiede in Thränen ausbrechend, „so willst du mich also wirklich verlassen?“

Der Herr Gemahl war ganz gerührt ob der Zärtlichkeit seiner kleinen Frau und tröstete sie, daß er ja bald wieder komme.

„Ja wohl, aber . . . .“, seufzte sie.

„Nun, was aber?“

„Aber — aber die Kommode da!“

„Was ist's mit der Kommode?“

„Die Kommode mit den vier Staubflecken,“ schluchzte die arme Frau und warf sich ihrem Manne um den Hals, „ich soll ganz allein bleiben bei diesem Teufelsspuke!“

„Zum Henker, mit deinen Staubflecken!“ fuhr der Mann auf und ward fast zornig, „lasse mich ungeschoren mit solchen Alfanzereien. Nun, nun, beruhige dich, Marie, ich verspreche dir's, wenn ich zurückkomme, lasse ich die Kommode frisch poliren, da wird der Spuck schon aufhören!“

Nach 8 Tagen kam der Mann wieder. Die Frau flog ihm mit einem Freudenschrei entgegen und schon nach dem ersten Kusse rief sie:

„Sie sind fort, lieber Anton, sie sind fort!“

„Wer ist fort?“ fragte der erstaunte Herr Gemahl.

„Die vier Flecken. Die Staubflecken!“

„Nun, Gott Lob und Dank!“ lachte der Herr Anton, „so hast du sie wegpoliren lassen?“

„Wegpoliren?“ rief Frau Maria in frommer Entrüstung, „so etwas läßt sich nicht wegpoliren, du Ungläubiger du; so ein Teufelsspuck weicht nur durch geistlichen Zuspruch!“

„Meinetwegen, wenn sie nur weg sind und du deine Ruhe wieder hast. Und welcher Engel von den himmlischen Heerschaaren hat denn diese Schreinerarbeit übernommen?“

„Spotte nicht, Anton, die Sache ist zu ernst. Lasse mich erzählen, und wenn du dann noch lachen kannst — doch nein, du wirst nicht mehr lachen, denn das wäre zu gottlos!“

„Nun so erzähle denn, ich will ernsthaft bleiben, wenn es möglich ist.“

„Nun also,“ fing die Frau zu erzählen an, „kaum warst du fort, so wurde mir's, so allein mit der Kommode, so unheimlich, daß ich mich wahrhaft fürchtete und in meiner Angst lief ich zu . . . .“

„Nun zu wem bist du gelaufen, zum Schreinermeister?“

„Nein, zum Pater Alban.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Herr Anton. „So zu dem? Ja freilich, der versteht's.“

„Freilich versteht er's, der heilige Mann,“ fuhr die Frau eifrig fort, „und auch diesesmal hat er's verstanden. Er hörte mich auch sehr gütig an, lobte mein Vertrauen und meinen Glauben und versprach mir, mich zu besuchen, und den Spuck zu vertreiben.“

„Ich richtete also auf den Nachmittag einen guten Kaffee und Wein mit Kuchen, um den geistlichen Herrn würdig zu empfangen . . .“

„Und Nachmittags 4 Uhr kam er.“

„Gottlob, daß er endlich da ist. Hat ihm der Wein und der Kuchen geschmeckt?“

„Wenn du mit deinem Spotte nicht aufhörest,“ zürnte die Frau fast weinend, „so spreche ich kein Wort weiter.“

„Nun, nun,“ begütigte Herr Anton, erzähle nur weiter, ich will gewiß recht brav sein, ich verspreche es dir.“

„Der Herr Pater brachte ein kleines Krystallgläschen mit, in dem war . . . .“

„In dem waren Thränen der heiligen Magdalena!“

„Der Himmel steh' mir bei! Was sagst du war darin?“

„Thränen der heiligen Magdalena. Der Herr Pater sagte, die heilige Magdalena habe mit ihren Thränen ihr ganzes fleckenreiches Leben reingewaschen, und so müßten die Thränen auch für andere Flecken gut sein.“

„Also das reinste Fleckenwasser,“ fiel der Herr Gemahl mit komischem Ernste ein, „in der That, der Herr Pater ist sehr praktisch. Hast du noch mehr von diesem köstlichen Naß?“

„Ja, hier ist das Fläschchen noch, ich habe jeden Abend beim Betzeitläuten 4 Tropfen davon einreiben müssen; für jeden Flecken einen Tropfen und einen Rosenkranz.“

Herr Anton hielt das Fläschchen an die Nase und schnitt ein komisches Gesicht. „Höre einmal, Marie, die Thränen der heiligen Magdalena riechen stark nach Terpentinöl.“

„Das kommt vom Alter,“ erklärte die junge Frau, „sie sind vom Alter ölig geworden, hat der Herr Pater gesagt, es ist schon lange her.“

„Freilich, es ist schon eine schöne Zeit. Und die Flecken sind also weggeblieben?“

„Wie du siehst, lieber Mann. S' ist ein wahres Wunder, und der Herr Pater hat auch des Lahrer hinkenden Boten Kalender mitgenommen, der unter der Uhr über der Kommode hieng. Er meint, der könne wohl Schuld sein, an dem ganzen Spuck.“

„Richtig, der Hinkende ist Schuld an der ganzen Geschichte und der Herr Pater hat ganz Recht, ein Wunder, ein wirkliches Wunder. Und der Herr Pater hat dich wohl öfters besucht, um die Kommode einzureiben?“

„Vier oder fünfmal,“ sagte die junge Frau schüchtern.

Und jedesmal Kuchen und Wein?“ forschte der Gemahl weiter.

„Warum denn nicht, lieber Anton? Du kränkest mich wirklich,“ schmollte die junge Frau und wandte sich zürnend ab.

Nun, nun lasse gut sein, du hast ganz recht gehabt. Inzwischen aber,“ fuhr Herr Anton fort und zeigte auf die alte Stockuhr, die auf einem Wandgestelle über der Kommode stand, „inzwischen aber hast du in deinem frommen Eifer während meiner Abwesenheit vergessen die Uhr aufzuziehen. Hast du sie niemals aufgezogen?“

„Nein," erwiederte Frau Maria etwas beschämt, „das habe ich in der Aufregung über den Spuck des hinkenden Boten ganz vergessen."

„Gut, so will ich sie aufziehen, sie hat nun lange genug geruht und soll ihr Tagwerk wieder beginnen.

Herr Anton nahm die alte Uhr von ihrem Gestelle herunter, setzte sie auf die Kommode, zog sie auf und stellte sie wieder an ihren vorigen Platz.

Kaum stand sie wieder oben, so rief Frau Marie, einen Blick des Entsetzens auf die Kommode werfend:

„Anton, da sind sie wieder!"

„Wie, was? Maria, sei doch gescheidt, was hast du?

„Die Flecken, die Flecken," rief Frau Maria in Thränen ausbrechend, „dein Unglaube hat den Zauber zerstört, die Flecken sind wieder da!"

Richtig, da waren sie wieder, die verhängnißvollen vier Staubflecken, mitten auf der Kommode.

Herr Anton warf einen Blick darauf und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Richtig, da sind sie wieder, und jetzt, mein Kind, beruhige dich und trockne deine Thränen, ich bin dem Wunder auf die Spur gekommen, und ich will dir zeigen, daß ich ein noch größerer Hexenmeister bin, als der fromme Pater. Aufgepaßt, mein Kind, wische einmal die Flecken wieder weg. Halt," rief er, als Frau Marie das Thränenfläschlein öffnen wollte, „zu meinem Wunder braucht's der Thränen der heiligen Magdalena nicht, dazu ist ein gewöhnlicher Putzlumpen gut genug. So, nun sind sie wieder fort, und nun gebe Acht, nun kommt das Wunder."

Herr Anton nahm die Uhr wieder vom Gestelle herunter, setzte sie auf die Kommode, und als er sie wieder aufhob, waren richtig die vier Staubflecken wieder da. Frau Maria machte ein langes Gesicht und ließ beschämt das Köpfchen sinken. Herr Anton aber griff ihr lachend unter das Kinn und sagte freundlich:

„Aufgeschaut, mein armes Kind, merkst du jetzt etwas? Siehst du, jeden Morgen, wenn du noch im Bette lagst, habe ich die Uhr aufgezogen, und weil das Gestell, auf dem sie steht, dick mit Staub bedeckt ist, es ist zu hoch für meine kleine Marie, sie konnte es mit ihrem Abstäublumpen nicht erreichen, so haben die vier staubigen Füße der Uhr jedesmal vier Staubflecken auf der Kommode zurückgelassen. Siehst du, das ist das ganze Unheil, welches der Lahrer Hinkende angerichtet hat, und das ist das Wunder, welches die Thränen der heiligen Magdalena gemacht haben und für das du den frommen Pater mit Wein und Kuchen regalirt hast. Nehme dir ein Exempel dran."

Am andern Morgen stand die kleine Frau Marie auf einem Stuhle und stäubte das alte Uhrgestell ab, der Lahrer Hinkende hing wieder über die Kommode und die Thränen der heiligen Magdalena wanderten unter die Stiefelwichse.

* * *

Diese wahrhaftige Geschichte hat sich zugetragen im Jahre des Heils, da man schrieb ein tausend acht hundert und vierundsechszig!!! — — —

— Herr Dawison hat dieser Tage in der „grünen Insel" — einem Wiener Literaten- und Künstlerverein unter ähnlich humoristischen Formen, wie einst die bekannte Ludlamshöhle — vom bekannten Beckmann eine sehr pikante Kritik in der liebenswürdigsten Form zu hören bekommen. Er ist gegenwärtig in Wien auf Gastrollen und erschien am letzten Kapitelabende der „Ritter von der grünen Insel" als Pilgrim. Beckmann, der Oberprior der Insel, begrüßte den Gast mit einer Anrede, aus welcher wir folgende drastische Stellen entnehmen:

„Das ist mein Sohn, mein vielgeliebter Knabe,
Der Bogumil, an dem ich Wohlgefallen habe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Bogumil! der, Kinder, kann euch gaukeln,
Daß Deutschlands Podia sich alle schaukeln,
Spielt den Othello der, bei vollem Haus,
Das hält euch keine Desdemona aus,
Wenn er in Wallung kommt, dann ist's verbürgt,
Daß er sie schon im ersten Akt erwürgt;
Der spielt euch, wenn ihr's haben wollt, den Faust,
Daß manchmal dem Mephisto selber graust;
Was Goethe schrieb, das hat ihm nie genügt,
Nach ihm hätt's Gretchen Zwillinge gekriegt!
Er spielt den Hamlet euch so geistig stark,
Wie's niemals einen gab in Dänemark,
Des Vaters Geist steht neben ihm fast wie verwaist,
Er spielt den Hamlet, wenn ihr wollt, ganz ohne Geist.
Ha! wie's euch eiskalt über'n Rücken läuft,
Wenn er als Ferd'nand Limonade säuft,
Wie er sich oben wälzt vergiftet 'rum,
Wird wehe auch dem ganzen Publikum!
Wir sind doch große Narren hier gewiß,
Doch Dawison ist größer als Narciß!
So wie er hier im Glanze vor uns steht,
Cedire ich ihm willig die Priorität;
Denn er ist ein Gastnarr — ich bin ein stabiler blos,
Und im Gastiren ist er wirklich groß!"

Im Inseratentheile der „Kreuzzeitung" steht folgendes Gedichtchen:

Unter den Linden.

Heut' hab' ich den König, den Wilhelm geseh'n.
Das Herz schlug mir hoch auf vor Freuden;
Er sah' mich, den Hut ab, in Front vor sich steh'n,
Und sein Blick traf scharf mich von Weitem,
Er griff dann zum Helme mit dankendem Gruß,
Wie Schade! daß ich ihn so selten seh'n muß; —
Es ist ein gar wunderbar selig Gefühl,
Den Vater des Landes zu grüßen,
Den Herrscher vor Augen — wie dünkt man sich viel!
Man könnte die ganze Welt küssen,
Man möchte als Preuße zeitlebens so steh'n,
Um täglich nur einmal den König zu seh'n.

(Dieser poetische Radies wird sich kaum zu einem sehr schmackhaften Rettich auswachsen).

Was erfreut das Menschenherz mehr — der Geruch oder der Geschmack? Diese Frage wurde in einem **englischen** Club zur Lösung wichtiger Lebensfragen aufgeworfen. Nachdem viel hin und hergeredet war, erhob sich ein Anwesender, welcher für die Vorzüge des Geschmacks stritt und verlangte ein Glas Punsch. Er trank es mit vielem Behagen aus, reichte das leere Glas einem für die Oberherrschaft des Geruches Streitenden und donnerte: „Nun, Herr, riecht daran!" Der Erfolg war entscheidend, die Versammlung stimmte lachend für den Geschmack.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 6. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Februar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre vergingen so unter fruchtlosen Versuchen, welche Seraphine mir jedoch verheimlichte, um mich nicht ganz zu entmuthigen.

Meine Gesundheitsverhältnisse wurden unterdessen immer bedenklicher; Langeweile, Kummer, eine Art Heimweh hatten sich meiner bemächtigt. Der Gedanke, Seraphinens Zukunft untergraben zu haben, verfolgte mich mit einer Hartnäckigkeit, die bisweilen meinen Geist nahezu in Verwirrung brachte. Da faßte ich einen schmerzlichen Entschluß; ich wollte mein Glück dem Seraphinens opfern.

Ich schrieb ihr und bat sie, mich zu vergessen und ihre Liebe einem Andern, der sie glücklich machen könne, zuzuwenden. Ihr Vermögen, ihre Schönheit, ihre Tugend seien im Stande, ihr eine andere passende Verbindung zu verschaffen, während, wenn sie darauf beharre, ihr Loos mit dem meinigen zu verknüpfen, sie nach einigen Jahren nur einen unglücklichen, von Leiden gebeugten Gatten haben würde, der nicht im Stande sei, sie so glücklich zu machen, wie sie es verdiene.

Als einzige Antwort schickte mir Seraphine einen kurzen Brief, worin sie mir unter bittern Vorwürfen sagte, daß sie nie darein willigen werde, mich aufzugeben und daß, wenn sie nicht meine Gattin werden könne, sie sich dann in ein Kloster zurückziehen werde.

Der Aufseher, der zunächst mit unserer Bewachung beauftragt war, war den süßen Tönen desjenigen Metalls, von dem Rossini's Figaro spricht, leicht zugänglich. Seine Physionomie und sein Costüm, beide von einer drolligen Originalität, werde ich nie vergessen. Klein, untersetzt, höckerig, trug er ein schwarzes Sammtbarett, stets kühn auf ein Ohr gesetzt. Er trug ferner einen Kittel mit großen, senkrecht laufenden, blauen und grünen Streifen. Seine Hosen reichten bis an die Schafte seiner Stiefel, in die er sich verirrt zu haben schien. Sein possirlicher Aufzug war aber nichts im Vergleich zu dem

eigenthümlichen Ausdruck seines von Blatternarben durchfurchten Gesichts. Ein Mund, wie ein Haifisch, eine Nase von der Form eines Papageischnabels, seine Midasohren, Alles trug dazu bei, ihm ein äußerst burlesques Aussehen zu geben und mit seinen Augen, wie gekochtes Fischfleisch, seinem weichschwammigen Gesicht und seinem Pique-Buben Costüme glich er eher einer Carricatur, die ein phantastischer Maler auf die Leinwand hingeworfen hat, als einem lebenden Wesen.

Von diesem Menschen mußte ich mit Hülfe klingender Münze einige Stunden der Freiheit in der Woche oder im Monat zu erlangen suchen. Ich wußte, daß er auf eigene Gefahr, aber gegen schöne blanke Denare einem andern Gefangenen die Vergünstigung zugestanden hatte, welche ich nun von ihm verlangen wollte. Ich machte ihm also einen Vorschlag, der Anfangs zurückgewiesen wurde, aber nach und nach ein willigeres Ohr fand. Ich sprach ihm von einer mäßigen Summe, aber der schlaue Kerl stellte sich, als habe er mich nicht gehört. Durch meine Sparsamkeit, die Opfer meiner Familie und die Großmuth Seraphinens stand mir eine ansehnliche Summe zu Gebot. Ich konnte also glücklicherweise mehr bieten und fand, daß die Harthörigkeit meines Wächters sich verloren hatte.

Zweimal des Monats erlaubte er mir, am Abend die Engelsburg durch eine geheime Pforte zu verlassen, unter dem Schutz einer Verkleidung. Meine Abwesenheit durfte aber nicht länger, als vier bis fünf Stunden dauern; ich mußte mein Wort verpfänden, daß ich diese Zeit nicht überschreiten wollte.

Wir waren bereits über Alles einig, als Gregor in dem Augenblick, wo unsere Uebereinkunft ausgeführt werden sollte, mir erklärte, daß er noch eine neue und sehr lästige Bedingung zu machen habe. Er verlangte auf das Entschiedenste Jemanden als Geisel, der für meine Person hafte. Mein Freund Giulio erbot sich großmüthig hierzu und nahm für die Stunden meiner Abwesenheit meine Stelle ein. Nun, nachdem er mit Gold vollgepfropft und sicher gestellt war, zeigte sich Gregor gefällig.

Der Gedanke, daß ich bald ein wenig Freiheit genießen könne, machte mich ruhig und beinahe gesund.

Wir waren im Anfang des Monats Mai; die Sonne strahlte am heitersten Himmel. Der Weißdorn, das Veilchen und das Geißblatt erfüllten die Ebenen um die Engelsburg herum mit balsamischen Düften; die Luft hatte etwas Belebendes, eine Art lauen und erfrischenden Wohlgeruchs, der Kopf und Herz berauscht.

Endlich erschien der ersehnte Augenblick, die Thüre der Festung wurde mir geöffnet. Ich betastete mich mit beiden Händen, ob ich nicht träume; dann eilte ich schnell voran; ich athmete frisch auf; dann blieb ich stehen und sog in noch stärkeren Zügen die freie Luft ein; ich lief wieder voran, auf gutes Glück, ohne Plan, nur um mich zu überzeugen, daß der selige Zustand in dem ich mich befand, nicht ein Traum sei.

Plötzlich kam mir die Erinnerung an Seraphine wieder; ich zitterte vor Freude bei dem Gedanken, daß ich sie bald wieder sehen und mit ihr von unserer Liebe kosen sollte. Raschen Schritts verfolgte ich nun den Weg nach der Kreuzstraße; schon näherte ich mich ihrer Wohnung. Nun stand ich an der Thüre. Ich öffnete sie und selig lagen wir einander in den Armen. Stürmisch drückte ich ihr treues Herz an meine Brust und in dieser Wonne zweier von Sehnsucht verzehrter Herzen konnten wir unsere Thränen nicht zurückhalten.

Ich verlebte einige himmlische Stunden. Nichtsdestoweniger riß ich zur bestimmten Zeit mich los und kehrte zurück.

Wegen meiner ganz besonderen Pünktlichkeit gestattete Gregor mir bald einige außerordentliche Ausgänge und so brachte ich zweimal wöchentlich die Nacht außer der Festung zu. Endlich entschloß sich mein Kerkermeister, mir den Schlüssel zu der kleinen Pforte, durch welche ich die Festung verließ, anzuvertrauen. Stets aber war ich ängstlich besorgt, pünktlich vor Tagesanbruch zurückzukehren.

In einer Nacht, nachdem ich drei oder vier Schildwachen, die auf meinem Weg standen, glücklich vermieden hatte und meine Zelle wieder aufsuchen wollte, kam ich an einem Pförtchen vorüber, das, wie ich wußte, in den Gang führte, der die Engelsburg mit dem Vatican verbindet. Dasselbe war nicht verschlossen; ich drückte leise dawider, da öffnete es sich. Ich schritt voran, entschlossen, mich zu überzeugen, ob, wie man sagte, der Gang durch eine verborgene Thüre in das Schlafgemach des Papstes auslaufe. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ich hinter mir ein leises Geräusch, dann das Kreischen von Thürangeln und Riegeln hörte. Ich wendete mich um und sah ein Licht sich mir nähern. Da ich nicht wußte, was ich von dieser Erscheinung denken sollte, so beeilte ich meine Schritte und ging so rasch voran, als es die Dunkelheit gestattete. Mit Hülfe eines schwachen Mondstrahls, der durch eine Spalte zwischen dem Dach und der Mauer einfiel, bemerkte ich in der Hälfte des Ganges eine geräumige Ausbiegung, eine Art Balcon, der über die Mauer vorsprang. Dort verbarg ich mich. Eine Minute später sah ich einen Mann vorüber gehen, der eine Laterne trug; ihm folgte ein anderer, der in einen weiten Mantel gehüllt war Ein Mondstrahl beleuchtete Beide. Ich erkannte sie; es war der Papst, dem sein vertrauter Kammerdiener Gaetanino vorausging. Mein Richter, mein Verfolger war in meiner Gegenwart und fast in meiner Gewalt! . . . .

Es bedurfte übermenschlicher Anstrengung, um Herr meiner selbst zu bleiben. Aber dieser Anstrengung und heftigen Aufregung folgte alsbald eine schmerzliche Reaction. Ohnmächtig fiel ich zu Boden und erst die Morgenkühle brachte mich wieder zum Bewußtsein.

Es war, als ich wieder zu mir kam, die höchste Zeit, in meine Zelle zurückzukehren.

Glücklicherweise war der Eingang zu dem Corridor nur von meiner Seite verschlossen durch zwei Riegel und eine Eisenstange, so daß ich die Thüre leicht öffnen konnte.

Giulio war über mein Ausbleiben bereits unruhig geworden; der Gefängnißwärter hatte aber nichts davon bemerkt. Ich drückte meinem Freunde die Hand; dann beeilte er sich, mich zu verlassen.

Die Begegnung mit dem hohenpriesterlichen Herrscher zu einer solchen Stunde und an einem solchen Orte verdankte ich dem Proceß des Abbé Dominico Abbo, welcher Proceß in der Engelsburg geführt wurde.

Diese Nacht hatte ein Verhör des Angeklagten stattgefunden, und um den Verhören unbemerkt beizuwohnen, begab sich Gregor XVI. einigemal durch den geheimen Gang, in dem ich ihm begegnete, in die Engelsburg.

Dominico Abbo wurde des Meuchelmordes schuldig erkannt und einige Tage darauf zur Todesstrafe verurtheilt, die auch in der Engelsburg selbst vollstreckt wurde.

Eines Sonntags hatten meine Tante und Seraphine die Capelle der Festung besucht, woselbst auch der größte Theil der Beamten und der Gefangenen versammelt war.

In dem Augenblicke, wo gegen das Ende der Messe der Priester sich gegen die Gläubigen wendete, um ihnen den Segen zu ertheilen, erhob ich mich von meinem Platz, reichte Seraphinen die Hand und führte sie vor den Hauptaltar; auf den Stufen desselben knieten wir nieder.

Mit lauter Stimme sprach ich nun: „Diese ist mein Weib!“ und Seraphine antwortete hierauf: „Dieser ist mein Gatte!“

Dann erhob ich mich wieder und rief zu der Versammlung gekehrt:

„Meine Herren! Seien Sie Zeugen unseres gesetzlich und öffentlich vollzogenen Ehebündnisses!“

Jedermann hat in den Verlobten von Manzoni von einer ähnlichen Trauung gelesen, die Renzo und Lucia versuchten, welche aber durch die Angst des Don Abbondio mißglückte. Man glaubt vielleicht, diese Art, das siebente Sacrament zu empfangen, sei eine Erfindung der Romanschreiber und in der Wirklichkeit ermangele ein solches Ehebündniß in Italien der Gültigkeit, — dem ist aber nicht so. Besonders zu Rom, wo man die Civilehe nicht kennt, und wo man festhält an der doctrina probabilis (um mich dieses Ausdrucks der Casuisten zu bedienen), daß bei der Ehe die zu Trauenden selbst die Spender des Sacraments sind und der Priester nur den kirchlichen Segen ertheilt, — zu Rom, sage ich, sind derartige Ehen ziemlich häufig. Nur droht den so Getrauten die excommunicato latae sententiae; ihre Ehe ist aber somit um Nichts weniger gültig, als eine andere.

Eine unsägliche Verwirrung folgte auf die Ueberraschung, die unser Schritt anfänglich hervorgerufen hatte.

Der diensthuende Offizier war wüthend vor Zorn; auf seinen Befehl bemächtigte ein Wächter sich meiner Person und führte mich ab.

Seraphine wurde zum Gouverneur gerufen; seinen Drohungen und Vorwürfen hielt sie jedoch muthig Stand.

Dieses erhabene Beispiel der Standhaftigkeit und Treue eines Weibes machte auf mehrere hohe Regierungsbeamte einen günstigen Eindruck. Der Papst selbst war davon gerührt.

Bald wurde dieser Auftritt in der Engelsburg und die Handlungsweise von Seraphine auch im größeren Publikum bekannt. Die ganze Stadt interessirte sich auf das Lebhafteste für die junge Heldin dieses Romans, der in der Capelle eines Gefängnisses begonnen hatte und in den Palais der Mitglieder des heil. Collegs weiter spielte.

Besonders war die römische Jugend für diese Angelegenheit auf's Wärmste eingenommen. Man sprach in den Salons von Rom von Nichts mehr, als von dieser Trauung. Man machte Sonette zu Ehren Seraphinens und überall, wo sie sich zeigte, wurde sie mit Beweisen von Hochachtung und Bewunderung überschüttet.

Endlich aber fing die Polizei an, über diese allgemeine Bewegung in Unruhe zu gerathen. Den Gouverneur der Citadelle hatte man glauben gemacht, daß die Studenten mit bewaffneter Hand mich befreien wollten.

Die Folge davon war eine desto strengere Haft für mich. Man verdoppelte die Posten und consignirte die Garnison; man nahm Verhaftungen vor, während ich in vollständiger Unkenntniß war über Alles, was meinetwegen vorging.

Unter der strengeren Haft litt meine Gesundheit; ich begann Blut zu speien. Nach inständigem Bitten erhielt ich die Erlaubniß, in das Krankenzimmer gebracht zu werden.

Der Klerus und die geistlichen Orden nahmen ihrerseits ebenfalls Theil an dem Streit, freilich aber nur von kirchenrechtlichem Standpunkte aus. Die Meinungen waren getheilt, Alle aber waren darüber einig, daß dieser Fall ein ganz neuer und eigenthümlicher sei. Ueber die Gültigkeit der Ehe war man übrigens einig; nur über die möglichen Consequenzen hieraus stritt man noch.

Ein letzter und äußerster Versuch blieb noch zu wagen, nämlich den Papst selbst anzugehen und von dem Kirchenoberhaupt und weltlichen Souverän zu erlangen, was seine Stellvertreter so hartnäckig verweigert hatten.

Gregor XVI. war von unserer Lage vollständig unterrichtet. Seraphine, die schon vor unserer Verehelichung förmlich abgewiesen worden war, gab den Muth nicht auf. Sie bat auf's Neue um eine Audienz bei dem heil. Vater. Ich sage Audienz, obgleich dieser Ausdruck unrichtig ist; denn der Papst ertheilt Frauen nie Audienz; wenn er, was aber sehr selten ist, ihre Bitten und Beschwerden anhören will, so gestattet er, daß sie auf dem Spaziergang, in den Gärten des Vaticans oder Quirinals zu ihm herantreten. Es gilt dieß mehr für ein zufälliges Begegnen, als für eine förmliche Annahme.

Wir wendeten uns an hochgestellte Beschützer, um diese Art Zusammenkunft unter freiem Himmel zu erlangen; der Fürst-Cardinal Massimo, der die Familie Seraphinens kannte, wurde gebeten, unsere Sache in die Hand zu nehmen und der jungen Frau eine günstige Gelegenheit zu verschaffen.

Trotz vieler Versprechungen, die er uns machte, ließ er uns unter unzähligem Hinausschieben die köstliche Zeit verlieren. Vielleicht wollte er durch diese ewige Langsamkeit zeigen, daß er ein ächter Nachkomme von Fabius Maximus Cunctator (dem Zauderer) sei, von dem er in directer Linie abzustammen sich rühmte. Die Ahnen dieses Prälaten waren, um das fast zweitausendjährige Alter ihrer Familie besser zu beweisen, auf den Gedanken gekommen, sich ein „sprechendes Wappen“ zu wählen, nämlich mehrere vorwärts und einige rückwärts gekehrte Fußstapfen in einem azurnen Feld, welche die zahlreichen Vor- und Rückmärsche des römischen Feldherrn andeuten sollten, der durch dieses Mittel den Hannibal ermüdet und sein Vaterland gerettet hatte.

Wie dem auch sei, seine Eminenz glaubte nicht mit so großem Eifer und so großer Schnelligkeit handeln zu müssen, wie wir für unerläßlich nöthig hielten, und so mußten wir auf seine Protection verzichten.

Inzwischen begab sich Gregor XVI. nach Castel-Gondolfo, seiner gewöhnlichen Herbstresidenz.

Ein Hoffnungsstrahl belebte auf's Neue meine unermüdliche Fürsprecherin. Ohne Zeit zu verlieren, begab sie sich mit ihrer Mutter nach Albano, einem Städtchen in der Nähe der päpstlichen Residenz. Sie miethete sich nahe bei dem päpstlichen Schlosse ein und hatte nun keine andere Sorge mehr, als die Gewohnheiten des Papstes zu studiren. Als sie dann mit sich vollständig im Reinen war über den zu befolgenden Plan, schritt Seraphine zur Ausführung desselben.

Es war ein schöner Herbstabend; der Papst hatte des Tags über alle die kleinen Städtchen in der Umgebung seiner Residenz besucht und war überall mit Enthusiasmus

empfangen worden. Zu Albano waren alle Straßen, die er zu passiren hatte, mit Blumen bestreut, eine **infiorata**, wie man in Italien sagt.

Man verschafft sich nämlich eine große Masse Blumen aller Art und entblättert sie in große Körbe, nach den Farben getrennt. Mit Hülfe von Pappdeckelstreifen oder von einigen Holzreifen bildet man in der Straße auf dem Pflaster eine Mosaik von Blumen und von Grün, daß man einige Centimeter dick aufstreut. Auf diese Weise setzt man die verschiedenartigsten Verzierungen und Embleme zusammen, in deren Mitte die Initialen vom Namen des Fürsten hervortreten, dem diese Huldigung gilt. Wenn die **infiorata** fertig ist, so ist die Straße für jeden Verkehr gesperrt; nur der Papst und sein Gefolge haben das Recht, die zierlichen Zeichnungen zu zerstören.

(Schluß folgt.)

Ueber die Kultur des Bartes.

Mercer Adam tritt als warmer Vertheidiger des Bartes auf, der nicht nur seit den ältesten Zeiten als Zierde galt, sondern auch als wesentlich die Gesundheit fördernd betrachtet werden muß.

Als Beleg führt unter Anderm Mercer die von Szokalski an 53 kräftigen und gesunden Männern gemachten Beobachtungen auf. Diese, im Alter von 25—45 Jahren stehend, ließen sich sämmtlich die Bärte abnehmen, welche sie vorher getragen hatten. Alle hatten zuerst ein unangenehmes Kältegefühl, und nur 14 von ihnen gewöhnten sich rasch an den Wechsel, ohne weitere Folgen zu verspüren, während die Uebrigen mehr oder weniger zu leiden hatten. 27 bekamen heftiges Zahnweh und Kieferschmerzen, 11 Zahnweh und Gesichtsneuralgie und 16 Rheumatismus des Zahnfleisches mit und ohne Abscesse. In 6 Fällen war hartnäckige Anschwellung der Submaxillardrüsen und in 13 rasche Zunahme der Caries bei den schon schadhaften Zähnen vorhanden. Die vergleichende Statistik von 30, im Alter von dreißig Jahren stehenden Männern, deren eine Hälfte einen Bart hatte, die andere rasirt war, ergab, daß von den erstern nur 8 Zähne ausgezogen waren, während bei den andern 26 Extractionen statt fanden.

Alle Zahnleiden, welche das Resultat des Rasirens waren, waren sehr hartnäckig; in 2 Fällen verschwanden sie sogar erst, nachdem der Bart wieder gewachsen war.

Der Bart erwärmt und schützt Mund, Zähne und Speicheldrüsen und erhält so diese wichtigen Ernährungsorgane in gesundem Zustande.

Er entwickelt sich beim Manne zur Zeit, wo die Verdauungsfunctionen am kräftigsten von Statten gehen.

Nach Andral und Chavarret steht die Thätigkeit des Blutbildungsproceßes in geradem Verhältnisse mit der in einem bestimmten Zeitraum ausgehauchten Kohlensäure. Nun wächst aber der Bart gerade zu der Zeit, wo die Ausathmung der Kohlensäure beim Manne das Maximum erreicht. Ebenso hat man bei den Frauen gefunden, daß nach Aufhören der Menstruation der Verbrauch des Kohlenstoffs ein vermehrter ist; und zeigt sich dann häufig ein gerade nicht zur Zierde des schönen Geschlechts dienender oft ziemlich starker

Bart. Da im nördlichen Klima die Speicheldrüsen und Kauapparate mehr in Anspruch genommen sind, so ist auch bei den dortigen Bewohnern der Bart dicker und stärker. Außerdem wirkt der Bart als Respirator, indem er nicht nur mechanisch den Eintritt fremder Körper in die Luftwege verhindert, sondern auch die Kälte der einzuathmenden Luft mildert, dadurch daß er derselben einen Theil der Körperwärme, die auf ihm zurückblieb, mittheilt. Von wesentlichem Nutzen ist der Bart den Eisenbahnbediensteten, Bahnwärtern, Locomotivführern, Jägern, Briefträgern u. s. w., welche viel der Zugluft ausgesetzt sind, und kommen bei den dergleichen mit Bärten versehenen Leuten Erkrankungen der Lungen und Respirationsorgane wirklich seltener vor. Deßhalb sollte auch den Matrosen und Soldaten, welche so mannigfachen klimatischen Veränderungen ausgesetzt sind, erlaubt sein, wohl cultivirte Bärte zu tragen.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß man auf alle Weise die Kultur des Bartes befördern sollte.

Heiraths-Antrag.

O! Ihr
a r m e n
a r m e n
MAENNER!
s u ch e t
immer
fort
in den
Zeitungsblättern
Frauen hier und dort.
Gutes Herz und Geld dabei,
Daß die Ehe glücklich sei!
Manches Mädchen gäbe nicht
Ihre Lieb' und Ihre Hand
An einen solchen Wicht
Zum Ehestand.

50,000 Gulden — Gutes Gemüth

Auf Taille!

Doch ich bin nicht spröde
Und nur ein wenig blöde.
Weiße Zähne, schwarzes Haar,
Und ein schön blau Augenpaar,
Auch rosenroth die vollen Wangen,
Das ist den Männern ihr Verlangen.
Nun, so komm' zu mir, mein Freund,
Hier findest Alles Du gewiß vereint:
Schwarze Zähne, silberweißes Haar,
Roth das thränenfeuchte Augen-Paar
Blau die knoch'gen magern Wangen
Säume nicht, eh's mich gereut!
Hier ist Geld, das Dich erfreut.

Aufrichtig jetzt gesagt!
Wenn ihr nach einem Weibe fragt,
Ist's Geld, das Euch behagt!

Wähle links liegt's Herz.
Quäle nicht aus Scherz.

(Raufende Teufel). Sonntag, den 8. d. M. Abends begegneten einander zu Lemberg in der neuen Gasse 2 Gesellschaften von Lehrburschen, welche die heil. 3 Könige vorstellten. Hierauf geriethen die beiderseitigen Teufel aus unbekannter Ursache hart aneinander, als ob Einer den Andern holen wollte. Da sich die Principale ihrer Teufel annahmen, so entstand bald eine allgemeine Rauferei, wobei namentlich ein Mohr mit einem großen Holzsäbel grimmig herumfocht, bis die herbeigeeilte Patrouille diese neue orientalische Frage dadurch löste, daß sie mehrere Kämpfer festnahm während die andern davonliefen.

(Ein richtiger Schusterjunge). Dem alten Zelter, erzählt Genast im dritten Bande des interessant geschriebenen „Tagebuches eines alten Schauspielers," war es ein Gräuel, wenn eine musikalische Phrase nicht zu Ende gebracht wurde, und als er einst hinter einem Berliner Schusterjungen herging, der fort und fort „Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz" sang und diesen Anfang immer wiederholte, fiel er voll Aergers mit seiner Baßstimme ein! „Veilchenblaue Seide! veilchenblaue Seide!" worauf der Junge sich umdrehte und sagte: „Hör'n Se mal! Wenn Se den Jungfernkranz singen wollen, fangen Se sich'n och an!"

— Ein eleganter Herr drängte bei der Eröffnung des Theaters eine Dame zur Seite und nahm vor derselben Platz. „Wissen Sie, wie man solch' Benehmen nennt?" rief der Begleiter der Dame. — „Ja wohl, zuvorkommend," war die Antwort des Voransitzenden.

Von dem Schusterdichter Hans Sachs hat Jedermann gehört, aber daß es auch Schneiderdichter gibt, ist nicht so bekannt. So erhielt letzter Tage ein saumseliger Zahler, ein gewisser junger Herr, von einem gewissen Schneider folgende poetische Mahnung:

„Vergiß mein nicht! Du Jüngling, den ich meine,
Zu dem dies Liedchen spricht;
Die Kleider, die Du trägst, nennst Du zwar deine,
Doch zahlst Du heute nicht, nenn' ich sie meine,
Bevor der Tag anbricht;
Darum vergiß mein nicht!"

„Vergiß mein nicht! dem ich gekreditiret
Blos auf sein schön Gesicht,
Den ich so prompt, so herrlich ausstaffiret,
Und der zum Lohne jetzt so schändlich führet
Den Schneider hinter's Licht:
Vergiß, vergiß mein nicht!"

„Vergiß mein nicht! hiemit zum letzten Male
Der Schneider zu Dir spricht;
Gedenke mein beim Billard, Speisesaale,
Im Café und Theater — kurz, bezahle!
Sonst mahnt Dich Schuldentriebsgericht —
Vergiß, vergiß mein nicht!"

Ein hessischer Held.

(Frei nach Heine).

G'en Norden zogen zwei Offizier',
Die waren in hessischen Diensten,
Und als sie waren in Hamburg hier,
Da spannen sie Pläne, die kühnsten.

Hier hörten sie beide die glänzende Mähr:
Es würde nach Alsen gegangen,
Da thät die beiden, dem preußischen Heer
Zum Kampfe zu folgen, verlangen.

Da sannen zusammen die Offizier',
Das Kriegesglück zu umhalsen,
Der Eine sprach: Was soll ich hier?
Ich wollte, ich wär' schon auf Alsen!

Der Andere sprach: Nur sacht, nur sacht,
Was soll mir ein preußisches Bändchen?
Die Dänen sind eine befreundete Macht,
Wo bliebe mein Lieutenantspatentchen!

Was schert mich Hessen, was schert mich Patent,
Ich trage weit beff'res Verlangen;
Ich gehe nach Alsen, setzt mich auch am End'
Mein Kurfürst, mein Kurfürst gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich dort fallen werde,
So nimm meine Leiche nach Hessen mit,
Begrab' mich in Hessens Erde.

Ein Alsenkreuz am schwarzweißen Band
Sollst Du auf's Herz mir legen.
Den Degen geb' mir in die Hand,
Den nackten, eroberten Degen!

So will ich liegen und horchen still
Und will nicht mein Deutschland vergessen,
Bis einst ich hör', was ich hören will,
Den Einmarsch der Preußen in Hessen.

Dann reitet mein Kurfürst wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich bewaffnet hervor aus dem Grab, —
Der Kurfürst mag selber sich schützen!

Eine gute Lection. In einer Gesellschaft von Amerikanern wurden viele haarsträubende Jagd- und Reiseabenteuer erzählt. Ein Sportsman schien den anderen überbieten zu wollen. Der Gentleman, an den die Reihe zuletzt kam, sagte: „Drei Indianer mit blitzenden Tomahawkes in den Händen, jagten mich auf einer Prairie. Ich lief was ich nur laufen konnte, sah jedoch, daß ich kaum eine Aussicht hatte, den Schnellfüßen auf die Länge zu entrinnen. Da bemerkte ich, zurückblickend, daß einer meiner Verfolger den zwei anderen weit vorausgeeilt war. Divide et impera, dachte ich, ließ ihn herankommen — furchtbarer, aber kurzer Kampf — ich erschlug ihn und lief weiter. Nach einer Weile kam auch der zweite Indianer mir auf den Leib, auch er mußte in's Gras beißen. Aber nun begann mir die Kraft zum Rennen wie zum Raufen auszugehen. Der dritte Indianer war wie ein Tiger hinter mir drein — schon fühlte ich seinen Athem auf meinem Nacken, da — „Schlugen Sie auch ihn todt?", fragten die ungeduldigen Zuhörer. — „Nein, er schlug mich todt!" schloß der Erzähler ruhig.

In der Jesuitenschule. Schüler. Nicht wahr, Herr Pater, Galiläi's Lehre, daß die Erde sich um die Sonne drehe, ist eine schändliche Irrlehre?

Pater. Gewiß, mein Sohn, das kannst Du schon aus der Encyclica entnehmen.

Schüler. Aber die Wissenschaft will ja bewiesen haben, daß die Erde sich drehe.

Pater. Wenn die Erde sich wirklich dreht, so kann sie sich nur um den Papst drehen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 7. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Februar 1865.

Die Engelsburg.

Aus den Erinnerungen eines politischen Gefangenen.

(Schluß.)

So hatte man soeben in Albano die Ankunft des Papstes gefeiert, der von dem Exkönig von Portugal, Dom Miguel de Braganza, begleitet wurde.

Am Abend ging der Papst zu Fuß in der Villa Barberini, die vor den Thoren von Castel-Gondolfo liegt, spazieren. Sein Gefolge blieb in ziemlicher Entfernung zurück, wie er es befohlen hatte. Langsam ging er die enge Allee hin, die von beiden Seiten mit dichtem Gebüsch umgeben war, das in regelmäßigen Zwischenräumen Oasen und grüne Stellen unterbrachen, wo sich Bänke und Statuen befanden. Die Allee endigte in einem terrassenähnlichen Rondel, das mit Vasen und Fontainen geziert war und von wo man ein prachtvolles Panorama vor sich hatte.

So eben war der Papst auf diese Plattform getreten, als eine Frau in Trauerkleider gehüllt und den Kopf unter einem langen Schleier verborgen, sich von einer Steinbank, wo sie gesessen hatte, erhob und sich ihm zu Füßen warf.

Erstaunt stand der Greis stille, ja er schien bestürzt umkehren zu wollen.

Da brach Seraphine, die einsah, daß von dieser Begegnung meine ganze Zukunft und unser ganzes Glück abhing, das Stillschweigen und trug ihm so kurz als möglich, aber mit sichtbarer Bewegung ihre Bitte vor. Als er meinen Namen nennen hörte, wurde er bleich vor Zorn und, indem er in seinem venetianischen Dialekt leise einige unverständliche Worte murmelte, suchte er, ungestüm einen Schritt zurücktretend, sich von der ungelegenen Bittstellerin los zu machen. Diese aber schlug ihren Schleier zurück und ließ ihr thränenfeuchtes Antlitz sehen; zugleich ergriff sie mit lebhafter Bewegung die Stola des Papstes. Der Augenblick war kritisch; von ihrer Aufregung überwältigt, wankte die arme junge Frau.

Erschreckt hielt Gregor XVI. sie aufrecht und ließ sie sich auf eine Bank setzen. Da erschien das Gefolge des Papstes.

Die Plattform der Villa Barberini bot ein interessantes Schauspiel: Der Nachfolger des heil. Petrus hielt in seinen Armen ein jungfräuliches Weib am Fuß einer Statue Jupiters, dessen Tempel die Kirche, deren Haupt er war, zerstört hatte, — auf den Ruinen einer Villa Domitian's, dessen Thron er einnahm. In diesem Augenblick sendete die sinkende Sonne ihren letzten Strahl durch das Gebüsch auf die sonderbare Gruppe und beleuchtete zugleich das Alter und die Jugendschönheit, den Repräsentanten des Cölibats und die Heldin der Gattentreue!

Das feierliche Schweigen, welches die Zuschauer dieser Scene beobachteten, wurde nur unterbrochen von den Seufzern der jungen Frau, die den päpstlichen Herrscher im Namen der Religion, deren sichtbares Oberhaupt er war, anflehte, ihr den Gatten zurück zu geben, den zu lieben, von ihm zurück zu verlangen, dem zu folgen ihr dieselbe Religion gebot.

Zwei Tage nach diesem Auftritt wurde ich vor den Gouverneur der Engelsburg gerufen. Er eröffnete mir Anfangs bloß, daß die Strenge meiner Haft gemildert worden sei; dann kündigte er nach einem langen Eingang über die unerschöpfliche Milde Sr. Heiligkeit und die Größe meiner Vergehen mir an, daß ich einen gänzlichen Erlaß meiner Strafe nicht zu hoffen habe, daß aber, wenn ich es wünschte, die fünf Jahre meiner Strafe, die ich noch zu erstehen hätte, in Verbannung umgewandelt werden sollten. Ich bat um achtundvierzig Stunden Bedenkzeit.

Als ich den Gouverneur verließ, gab der Gefangenwärter Gregor mir einen Brief von Seraphine, worin sie mir Alles erzählte, was vorgegangen war, und mich bat, jede Verwandlung meiner Strafe, welche es auch sein möge, anzunehmen.

Nichtsdestoweniger zögerte ich. Eine Verbannung statt fünfjähriger Haft — das war eher eine Straferhöhung, als eine Gnade. Ich bedachte indessen, daß nach Ablauf dieser fünf Jahre man mich vielleicht doch willkürlich verbannen würde und zur größeren Sicherheit nicht blos von Rom, sondern ganz aus den römischen Staaten. Ich nahm deßhalb die angebotene Begnadigung an.

Am andern Morgen öffneten sich mir die Thore der Engelsburg, um mich der Freiheit wiederzugeben

Meine neue Familie erwartete mich; ich eilte, zu ihr zu kommen.

Seraphine, schön wie eine Jungfrau von Raphael, war mit einer gewissen Coquetterie geputzt; eine Rose in ihrem schönen schwarzen Haar hob ihr blasses, ausdrucksvolles Antlitz sehr. — Ich flog in ihre Arme und in dieser feierlichen Umarmung vergaß ich die Leiden des Gefangenen, wie die Besorgnisse des Verbannten. . . . . . .

Drei Tage waren mir bewilligt, um die Vorbereitungen zu meiner Abreise zu treffen.

Ich wendete diese kurze Zeit dazu an, Rom und seine Umgebung zu durcheilen, alle die Orte noch einmal zu sehen, die einen Theil meines Lebens bildeten. Ich mußte, meinen Augen, wie meinem Herzen tief eingeprägt, die theure Erinnerung an das römische Land mitnehmen, wo meine erste Jugend verflossen war.

In Seraphinens Begleitung besuchte ich die Villa Barberini; sie zeigte mir die Stelle, wo sie das Vorübergehen des Papstes erwartet hatte.

Diese Spaziergänge waren für meine Gesundheit eben so heilsam, wie sie mir Vergnügen gewährten. Ich athmete die Luft in vollen Zügen; ich kostete mit einer unersättlichen

Begierde das unschätzbare Gut, frei zu sein, geliebt zu sein. Das Fieber, welches ich noch aus dem Gefängniß mitgebracht hatte in die Freiheit, verließ mich bald; ich gewann wieder einige Kräfte; in meine erstarrten Adern fühlte ich die Kraft der Jugend zurückkehren; ich war beinahe glücklich! . . . .

Bevor wir die albanischen Hügel verließen, wollten wir auch noch den Cavi, eine der höchsten Spitzen der Apenninen besuchen. Dieser Berg, etwa sechs bis acht Meilen westlich von Rom gelegen, trägt noch die Ruinen eines alten, dem Jupiter Feretrius geweihten Tempels. In diesem Heiligthum legten die römischen Feldherren die Häute ihrer Besiegten nieder. Der sehr malerische Weg ist mit Meilensteinen besetzt, die die Initialen V. N. (via numinis) tragen. Vor Sonnenaufgang waren wir auf der höchsten Spitze des Gebirgs angelangt. Ich versuche nicht, das unvergleichliche Panorama zu beschreiben, diese unermeßliche Kreislinie, die uns von allen Seiten umgab, ohne daß unser Blick deren Gränzen zu erreichen vermochte. Gereinigt durch die Höhe des Orts, erfrischt durch die Morgenluft und einem zwei Tage vorher stattgehabten Regensturm, war die Atmosphäre klar und durchsichtig. Eine Säule, vor der wir standen, trug die italienische Inschrift: „Wer Du auch seist, wenn Du glaubst, daß der Mensch einigermaßen und für kurze Augenblicke glücklich sein kann, stehe und betrachte!“ In der That, welches Bild! Links und rechts begränzten zwei Meere, das adriatische und mittelländische, den Horizont; in der Ferne sah man einige Segel, die in verschiedener Richtung schifften. Vor uns breitete sich die Provinz Terracina aus, weiter entfernt das Königreich Neapel, die Abruzzen und die Kette der Apenninen, welche auf dem Hintergrunde des Himmels ihre zackige Silhouette abzeichnete. Rom zeigt sich im Westen und unter seiner Häusermasse erkannte ich deutlich den Engel von Erz, der die Engelsburg, vor Kurzem noch meine traurige Wohnung, beherrscht.

Unsere Blicke hafteten lange auf der römischen Campagna, diesem von der Tiber durchschnittenen, im Westen von den Küsten von Nettuno, im Osten von den zu der Stadt gehörigen Hügeln begränzten Landstrich. Auf der der ewigen Stadt entgegengesetzten Seite begränzte das Cap Circeium unsere Aussicht. Dieses ganze unermeßliche Terrain war besät mit Marktflecken, Landhäusern, Villen, Grabmälern, Ruinen, einer Menge Bäche und Wasserfälle. Unsere Blicke reichten bis Velletri und zu den Ebenen, wo Marcellus den Marsch Hannibals aufgehalten hat, in der Nähe von Rocca di Papa. Fünf oder sechs Seen spiegelten in ihren wie Crystall durchsichtigen Wogen die Dörfer wieder, die sie umgaben, — ein unendlich reizender Anblick.

Dieses Schauspiel bezauberte uns; mit einem Blicke umfaßten wir alle Reste der Größe des alten und die berühmtesten Kunstwerke des neuen Roms. Die Sonne, welche eben aufgegangen war, gab der Gegend ein neues Aussehen. Sie ließ die verschiedenen Nuancen der Vegetation klarer hervortreten und zeigte die kleinsten Krümmungen der Thäler, Hügel, Grotten und Felsen, die uns umgaben; sie machte die kleinsten Schlösser, bescheidene Dörfer, einzelne Thürme, die der Nebel bisher verborgen hatte, sichtbar.

Nach und nach wuchs mit dem Tag das Geräusch des Lebens in der bisher stillen Natur; das Gebimmel der Glöckchen; der Dudelsack der Hirten, das Blöcken der Schafe, das Brüllen der Stiere belebte die stumme Schönheit der Scene, in deren Bewunderung wir versunken da standen.

Bei dem Gedanken, daß ich zum Letztenmale dieses erhabene Schauspiel genösse, kamen mir die Thränen in die Augen, mein Herz füllte Trauer und Wehmuth. Adieu, schönes Land meiner Jugend! Adieu, theures Italien! Weil ich dich zu sehr geliebt habe, muß ich mich jetzt von dir losreißen! O, möchte mein Unglück wenigstens eine Sühne sein! Möchte deine Zukunft dir die vielen Thränen und das viele Blut vergelten, das deine Söhne für deine Befreiung und Wiedergeburt vergossen haben! — — —

Auf den Arm meiner treuen Gefährtin gestützt, stieg ich herab in die Ebene. Seraphinens Gegenwart machte mich etwas heiterer. Ich bedachte, daß mitten in den Leiden der Verbannung sie mir bliebe. —

Wir verließen die römischen Staaten gegen Ende des Herbstes und wendeten uns zunächst nach Toscana.

Bei meiner Abreise war ich fast vergnügt; ich erinnerte mich der Zerstreuungen und Genüsse, die ich auf meinen früheren Reisen gehabt hatte, und hoffte von-Neuem auf freundliche und angenehme Eindrücke. Ach! Ich wußte noch nicht, wie traurig eine solche Pilgerfahrt durch die Welt ist, bei der man nirgends ein Vaterland finden und auch nicht hoffen kann, später wenigstens Ruhe zu finden in dem

dolce nido del paterno tetto.

Der herbste Schmerz stand mir noch bevor. In Corsica, wohin wir von Toscana aus gingen, fühlte Seraphine zum Erstenmal die Anzeichen einer schmerzlichen Krankheit, die reißende Fortschritte machte.

Was soll ich von Frankreich, von den balearischen Inseln reden, die die arme Sterbende nach und nach besuchte? Weder das Klima, noch meine ängstliche Sorge für sie, noch ihre Sehnsucht nach dem Leben konnten den Sieg davon tragen über die unglückielige Krankheit. . . . . Ich sah sie in meinen Armen sterben! . . . . Die Anstrengungen und Beschwerden, denen sie sich, um mich zu befreien, unterzogen hatte, hatten ihre Gesundheit aufgerieben und ihre Kräfte verzehrt. — Dieser Gedanke wird noch mein Tod sein! . . . .

Nachdem ich meine Trauer und Niedergeschlagenheit eine Zeit lang in den verschiedensten Gegenden Europa's herumgetragen hatte, benutzte ich eine Amnestie, die der Nachfolger Gregor's XVI. verkündigt hatte und kehrte nach Rom zurück. Mit welcher Hast eilte ich nach Italien! Der Trost, den ich im Schoß meiner Familie fand, die Bewegung, die sich damals zu Gunsten der italienischen Unabhängigkeit bemerklich machte, Alles schien mir ein glückliches Vergessen meines Schmerzes zu versprechen.

Ich will nicht in die Einzelheiten eines Kampfes eingehen, der für Italien so unglücklich endete.

Nach den Ereignissen von 1849 war ich gezwungen, meinem Vaterland zum zweitenmal den Rücken zu kehren. In dem Augenblick, wo ich im Begriffe stehe, mich nach Amerika einzuschiffen und ein neues Leben zu beginnen, werfe ich diesen letzten Blick auf mein vergangenes Leben, wie auf die Küsten, die ich ohne Zweifel nie mehr wiedersehe! . . . .

Hier endigt mit dem Tode Seraphinens die romantische Seite einer Geschichte, die der Wirklichkeit angehört und die ihr hauptsächlichstes Interesse der Aufopferung dieser jungen Frau verdankt.

Indessen mag man in dieser Erzählung gerade wegen ihrer Einfachheit und der wenigen Ereignisse, die sie vorführt, mehr eine Belehrung über die Lage und Beschäftigung der römischen Jugend in einer uns noch nicht gar fernen Zeit erblicken. Dieser Mangel an Thatkraft, dieses Schwanken zwischen einer erhabenen Idee und den fadesten Nichtigkeiten des Lebens, diese unnützen Unklugheiten, dieses wegen einiger Studentenstreiche gänzlich zerknickte Leben, — es ist nicht allein das Leben und der Charakter eines Individuums. Ist es nicht vielmehr auch der Charakter und die Geschichte eines Volkes? . . .

Menschenhandel deutscher Fürsten.

Aus dem Soldatenleben der Vergangenheit bringt ein vor Kurzem in Berlin erschienenes Buch: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika", von Friedrich Kapp, eine Reihe ergreifender und in vielfacher Beziehung denkwürdiger Bilder, die zugleich ein interessantes, wenn auch trauriges Licht auf das Leben und Treiben der kleinen deutschen Fürsten im 18. Jahrhunderte werfen. Bekanntlich sah sich England im Kampfe mit seinen amerikanischen Colonien genöthigt, da seine eigene Kraft nicht ausreichte, fremde Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes anzuwerben. Es wandte sich zu diesem Behufe an Rußland, wurde aber von der Kaiserin Katharina abschlägig beschieden, da diese es nicht mit der Würde ihrer Krone vereinbar fand, einen derartigen Handel einzugehen. Desto bereitwilliger wurden die englischen Anerbietungen von den kleinen Fürsten Deutschlands angenommen, die durch ihre Verschwendungssucht und Maitressenwirthschaft sich in fortwährender Geldverlegenheit befanden. Zuerst wandte sich der englische Unterhändler, Oberst Faucitt, nach Braunschweig, wo der Herzog Karl I., einer der prachtliebendsten, leichtsinnigsten und am meisten verschwenderischen Fürsten, regierte. Italienische Oper und französisches Ballet, auswärtige und einheimische Maitressen, Militär-Spielerei und Alchymie verschlangen ungeheure Summen. Der Theater-Direktor und Kuppler Nicolini, ein unbedeutender italienischer Abenteurer, hatte 30,000 Thaler jährlichen Gehalt, dagegen der berühmte Lessing als Bibliothekar zu Wolfenbüttel — nur 300 Thaler. Der Herzog nahm keinen Anstand, 4300 Landeskinder, Stück für Stück zu 51 Thaler 15 Silbergroschen, an England zu verkaufen. Die Löhnung für seine Soldaten schickte jedoch die englische Regierung zu seinem großen Leidwesen direct an ihren General Zahlmeister in Amerika, da sie die Erfahrung gemacht hatte, daß der würdige Landesvater die Hälfte des doppelt so viel in England als in Braunschweig betragenden Soldes sich in die Tasche gesteckt und zu seinem Nutzen verwendet hatte, während die Truppen an dem Nothwendigsten Mangel litten. Der arme deutsche Soldat, der für eine ihm ganz fremde Sache die Haut zu Markte trug, mußte vom Käufer gegen die Habsucht des Verkäufers geschützt werden.!!!

In Hessen-Kassel zeichnete sich besonders der damals regierende Landgraf Friedrich II. als Seelenverkäufer aus. Derselbe hinterließ trotz seiner Verschwendung, zahlreichen Maitressen, von denen seine Favorite allein 40,000 Thaler ihm jährlich kostete, und zahlloser unehelicher Kinder ein baares Vermögen von 60 Millionen, die er zum größten Theile aus Landeskindern gelöst. In Ermangelung der Letzteren, da das erschöpfte Land

nicht die genügende Mannschaft zu stellen vermochte, legte sich der Landgraf auf Menschenraub und ließ unschuldige Reisende, die zufällig durch Hessen kamen, mit Gewalt aufheben und nach Amerika entführen, was bekanntlich auch dem Dichter Seume als jungen Candidaten passirte. Der Landgraf verkaufte 27,992 Mann für den Preis von 1,223,156 Pfd. Sterl. und ansehnliche Subsidien. — In dem benachbarten Hanau, das 1736 an Kassel gefallen war, residirte Wilhelm I., der Großvater des jetzigen Kurfürsten von Hessen. Auch er besaß 74 uneheliche Kinder, darunter die Gebrüder v. Haynau. Dieser deutsche Fürst hatte ein sehr einfaches Mittel erfunden, um seine Sprößlinge zu versorgen. Er vertheuerte den Preis des von seinen Unterthanen aus den Salinen zu beziehenden Salzes um 1 Kreuzer für den Sack und belehnte den Neugebornen mit dieser Rente. Seine Maitresse war ein Fräulein v. Schlotheim, die vor der ihr zugedachten Ehre die Flucht ergriff, aber von den eigenen Eltern dem Erbprinzen ausgeliefert wurde. Als eine fremde Dame bei der Erzählung dieser Thatsache ihre Entrüstung äußerte, bemerkte eine hessische Adelige ganz naiv: „Aber mein Gott, der hessische Adel durfte sich doch diesen Vortheil nicht entgehen lassen.“ — Der Prinz nun, welcher ebenfalls seine Unterthanen an England verkaufte, ist derselbe, der 1785 seinem Vater in der Regierung als Landgraf folgte, 1803 Kurfürst wurde, 1806 von Napoleon verjagt, 1814 mit dem Zopf zurückkehrte und, die Geschichte der letzten sieben Jahre vollkommen ignorirend, durch seinen Starrsinn und seine Beschränktheit unsägliches Unheil und Elend über sein nur zu getreues Volk brachte!

Die Unruhen in Turin.

Die im voraus angekündigte Demonstration, gelegentlich des am 30. v. Monats abgehaltenen Hofballs, nahm Proportionen an, welche man nicht vermuthet hatte. Umsonst hatte man in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß eine außerordentliche Entfaltung von Truppen auf dem Schloßplatz und in den anliegenden Straßen eine jede Demonstration verhindern werde; umsonst waren Proklamationen an die Arbeiter und an die Bevölkerung gerichtet worden, sich ruhig zu verhalten — die Demonstration war furchtbar unheimlich und im höchsten Grad anti-dynastisch. Victor Emanuel ist in seiner geliebten Hauptstadt in einer Weise ausgepfiffen und beschimpft worden, wie es noch wenige Monarchen wurden. Der Ruf „Abasso il Rè!“ wechselte mit dem „Viva la Guardia nazionale!“ und es war ein eigenthümlicher Anblick, den die festlich beleuchteten Zugänge zum Palast und das Schloß selbst im Contrast zu der ungeheuer erregten, wohl 2000—3000 Personen zählenden Menschenmenge, bot, welche zischend, schreiend, heulend und tobend auf dem Platz umherwogte. Um 7 Uhr zeigte sich nur eine halbe Schwadron Lanciers, welche ruhig an ihrem Posten verblieb. Um halb 8 Uhr erschienen die ersten Equipagen, welche mit einem schrecklichen „Pereat!“ empfangen wurden, so daß mehrere sofort umkehrten. Andere, die im Galopp anzufahren versuchten, wurden angehalten; die Kutscher wurden vom Bock gerissen, und die Eingeladen, worunter viele Damen und Offiziere, genöthigt, entweder unter schrecklichem Zischen zu Fuß in den Palast zu gehen oder umzukehren. Jene, welche die letztere Parthie ergriffen, wurden kräftigst applaudirt. Der Lärm war gegen 8 Uhr, wo die

meisten Wagen anfuhren, am furchtbarsten, und da machte die Cavallerie einen Angriff au das wüthend gewordene Volk, das sich einen Augenblick zerstreute, um sich sofort wiede unter ungeheurem Lärm zu sammeln. Erst gegen 9 Uhr erschien die Nationalgarde, di sich aber völlig passiv verhielt. Drei bis vier Wagen wurden umgeworfen; andern wurde die Fenster mittelst Steinen zerstört; jedoch kamen glücklicherweise keine Verwundungen vor Am Schlimmsten wurden die Offiziere der Nationalgarde behandelt, welche sich zu Fuß zun Ball begaben. Vom Ballsaal aus ertheilte der Oberkommandant des ersten Militär departements seine Befehle. Weder Bürgermeister noch irgend ein Mitglied des Magistrat waren erschienen. Der König schien äußerst verstimmt zu sein; denn die gräßlichen Rufe die auf dem Schloßplatz ertönten, drangen bis in den Ballsaal, wo alle Augen auf ih gerichtet waren. Obwohl die Nationalgarde bis 4 Uhr Morgens auf dem Platze verblieb wurden die heimkehrenden Personen wiederholt mit schrecklichem Zischen empfangen. De König soll geschworen haben, Turin nicht wieder öffentlich betreten zu wollen. Das Offizier corps ist wüthend über die Bevölkerung, und sollten ernstere Ereignisse eintreten, so dürft die Rache desselben eine fürchterliche werden. Ein zweiter Hofball, der auf Mitte Februa angekündigt ist, wird wohl abgesagt werden. Niemand glaubt indeß, daß mit der gestrige Demonstration die Reihe der unruhigen Auftritte abgeschlossen ist, zumal nur im Ganze zwanzig Personen verhaftet wurden, und die Nationalgarde die größte Gleichgültigkeit a den Tag gelegt hat.

Daß man auch in Konstantinopel Reklame, und zwar auf dem Friedhofe, zu machen versteht, beweist folgender Fall, dessen Richtigkeit verbürgt werden kann. „In Pera," so erzählt ein Reisender, „besichtigte ich den Friedhof, der an schönen und prunkvollen Monumenten reich ist. Ein Grabmal vor allen anderen fesselte meine Aufmerksamkeit durch den Reichthum seiner Verzierungen; der hier begraben liegt, dachte ich, muß zu den ersten Männern der Stadt gehören, und ich begann, die Grabschrift zu lesen, deren goldene Buchstaben, wie gewöhnlich, nichts als Gutes und Lobenswerthes dem Verstorbenen nacherzählten, bis ich auf eine auffällige Lücke kam. Das Datum seines Todes war nicht ausgefüllt. „Wie ist das?" fragte ich meinen Führer. — „Ganz einfach," entgegnete dieser; „der Mann lebt und ist frisch und gesund; er hat sich den Stein vor fünf Jahren setzen lassen, am Tage seiner Hochzeit und der Eröffnung seines Gewölbes." — „Wer ist dieser seltsame Kauz?" — „Sehen Sie, weiter will der Mann nichts, als daß die Fremden, wenn sie unsern schönen Kirchhof besuchen und sein Denkmal sehen, neugierig werden und fragen: „Wer ist dieser seltsame Kauz?" Dann antwortet der Cicerone, der Todtengräber, oder wer sonst bei der Hand ist: „Das ist Mr. B. in Puff-Street, der die beste Schuhwichse und Seife in Pera macht. Sehen Sie, dieser Grabstein hat ein gutes Stück Geld gekostet, aber er rentirt sich."

Ein Königswort. Als Georg I. den Thron von England bestieg, wünschte ihm Jemand Glück dazu, daß er neben Hannover nun auch England besitze. „Wünschen Sie mir lieber Glück dazu," erwiderte Georg, „daß ich in einem Reiche einen Unterthan habe wie Newton, und in dem andern einen wie Leibnitz."

Schön gesagt. Der erste Paragraph der alten Berliner Feuer-Ordnung lautete: „Wenn ein Brandfeuer ausbricht, so ist dasselbe vor allen Dingen so schnell als möglich nach allen Seiten hin zu verbreiten.

Werthvolle Randbemerkung. Bei der Versteigerung der Bibliothek eines angesehenen Gelehrten ward von dem Ausrufer auch ein Buch mit dem Beisatze ausgeboten, es enthalte Randglossen von des Gelehrten eigener Hand. Es ward hoch hinaufgetrieben. Als der glückliche Käufer nun nachsah, fand er die einzige Bemerkung: „Das Buch ist nicht des Lesens werth."

(Encyclische Statistik.) Die jüngste Encyclica hat den ganzen Erdkreis, bis auf einige Dutzend Millionen frommgläubiger Auserwählter, verdammt. Dazu gehören: 1) Alle „Heiden", deren Zahl sich ungefähr auf 667 Millionen beläuft. 2) Alle „Ketzer" und „Freigeister", die nach eigener Façon selig werden wollen. 3) Alle Katholiken, welche sich in den römisch-tridentinischen Principien noch nicht zurecht gefunden. Ihre Zahl beläuft sich auf 160 Mil. Die Zahl sämmtlicher Verworfenen beträgt also 997 Millionen.!!

Besondere Verschwiegenheit. Der Kapitän eines Kauffahrteischiffes, der verbotene Waaren an Bord hatte und dieselben an's Land zu bringen wünschte, sagte zu einem Zoll-Offizier: „Wenn ich auf jedes Ihrer Augen ein Goldstück legte, würden Sie dann sehen können?" — „Nein," antwortete dieser, „und wenn Sie noch eins auf meine Zunge legen, kann ich auch nicht sprechen."

Ein Franzose hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts eine „Verstandssteuer" ausgesonnen und dieselbe dem Finanzminister vorgeschlagen; denn, meinte er, da werde sich alles zur Bezahlung drängen, da Niemand gern für einen Dummkopf gelten wolle. Der Minister erwiederte ihm: „Und Sie erkläre ich steuerfrei."

Mütterliche Bedenken. „Wie, mein Benno? das war die Frucht mehr als zwanzigjähriger Bemühungen, Dich vor allem Gemeinen fern zu halten, daß Du jetzt den gemeinen deutschen — Civilproceß liesest!? Gemein, deutsch und Civil! Benno, Du bist aus einer der ersten Familien des Landes, hattest französische Gouvernanten und Dein Vater war Major!"

Ein fatalistisches Echo. Als der Dichter Lenau in Amerika war, besuchte er mit einigen Freunden Water Cap in Virginien, woselbst sich ein starkes Echo befindet. „Werde ich in Wien enden?" fragte Lenau das Echo scherzhaft. „Wien enden!" lautete die deutliche Antwort. Sie war prophetisch; denn der geistesumnachtete Dichter starb in dem Irrenhause Winnenden bei Stuttgart.

— Ein reicher Kaufmann in London verordnete in seinem Testamente: Ich verlange, daß mein Körper von Aerzten genau untersucht werde, da ich wissen will, was die Ursache meines Todes war.

Fürchterlich. Berliner Zeitungen melden wörtlich: „Die Königin von Preußen speist am Sonnabend Nachmittag die Unteroffiziere ihres Gardegrenadier-Regiments, nachdem sie auf dem Hofe des Palais werden besichtigt sein."

Wahrhaft köstlich ist in der Wochenschrift der bayr. Fortschrittspartei ein Aufsatz über das Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Bayern. Wir heben aus ihm folgende Stellen aus: „Wenn der loyale Staatsbürger das neueste, im jüngst verflossenen Jahr an's Licht getretene Handbuch ergreift, wird er die wohlthuende Wahrnehmung machen, daß reichlich der vierte Theil des Ganzen mit Listen der Ordensträger gefüllt ist und dieser Anblick wird ihm, wofern er je daran gezweifelt hätte, die Ueberzeugung aufdrängen, daß es im civilisirten Staat wenige Dinge gibt, die das Interesse der Gesammtheit so mächtig in Anspruch nehmen, wie ein erschöpfendes Verzeichniß sämmtlicher Ritter des Michaelordens I. und II. Klasse. Wenn hierauf der loyale Staatsbürger, um belehrende Vergleichungen anzustellen, nach einer ältern Ausgabe des Handbuchs greift und die Wahrnehmung macht, wie im Verlauf weniger Jahre der Umfang dieses Ordensregisters von 6 auf 10 Druckbogen angeschwollen ist, so wird ihn der Gedanke freudig ergreifen, daß die Summe der verdienten Männer in so kurzer Frist um 66⅔ Procent zugenommen habe.". . . „Auch der zunehmende Wachsthum des Eisenbahnverkehrs hat auf diesem (Ordens-) Gebiet wie überall seine befruchtenden Wirkungen geäußert. Denn indem eine große Anzahl gekrönter Häupter sich der neuen Verkehrswege bedient, ohne von den Führern der Locomotiven in die Luft gesprengt oder in Abgründe geschleudert zu werden, ergibt sich reichlicher Anlaß, durch Verleihung von Orden an höhere Bahnbeamte auch dieses Verdienst um die Wohlfahrt des Staates zu ehren.". . . Am Schluß des Aufsatzes wird noch auf die beachtenswerthe Erscheinung aufmerksam gemacht, daß die bayerischen Justizbeamten sich ungleich weniger Dienste um den Staat erwerben, als die Verwaltungs- und Polizeibeamten; denn während z. B. unter 39 Ministerialräthen 37 durch Orden ausgezeichnet seien, hätten sich unter 35 Oberappellräthen nur 7 der Zierde eines Ordensbandes würdig gemacht. — Wir sehen die Sache anders an und erblicken in der Armuth der Themisdiener an Ordenssternen nur eine neue Bestätigung des weisen Raths, welchen der Jude seinem studirenden Sohn ertheilte: „Du willst die Rechte studiren? O waih! studir' du Gewalt, du kommst weiter!"

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 8. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Februar 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

1.

Locke und Sohn heißt die Firma der reichsten und angesehensten Weberwaarenfabrik im Gebirge. Sie ist über hundert Jahre alt, hat von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn übergeerbt und befindet sich jetzt im Besitz von Johann Daniel Locke.

Nach einer langen, kinderlosen Ehe mit einer liebenswürdigen, aus armer Familie stammenden Gemahlin ist Herr Locke jetzt endlich, in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre, Vater eines hoffnungsvollen Knaben geworden, auf den die ehrwürdige, mit allen Welttheilen verkehrende Firma einst übergehen soll. Dieser Erbfolger wurde von Johann Daniel Locke eben so schmerzlich vermißt, als seine Gattin ihn mit heißen Thränen herbeisehnte. Ein Weib, das einen wahrhaft braven Gemahl hat, darf solche Thränen niemals weinen müssen.

Zu den drei Personen der Familie, die uns bis jetzt bekannt sind und von denen die eine noch nicht das Wort Mama oder Papa stammeln kann, gesellt sich noch eine vierte. Es ist die angenommene Nichte der Madame Locke — Clara — ein liebes, blondlockiges Mädchen von etwa acht Jahren.

Die Familie Locke bewohnt in dem langen, zweistöckigen Gebäude die erste Etage — eine Reihe prunkvoller Gemächer. Von dem Hause durch einen geräumigen Hof getrennt, breitet sich ein reizender Kunstgarten aus mit Schaukel, Pavillon und Gewächshaus. Im Stalle im Hofe schnaufen und scharren zwei feurige Füchse und in der Remise steht eine ganze Auswahl von Equipagen. Eine derselben — die eleganteste der Stadt — führt die Familie jeden Nachmittag auf's Land hinaus, wo der Kaffee eingenommen wird. Unter den Wagen in der Remise lagert eine Schaar Cochinchin- und Perlhühner friedlich nebeneinander. Hoch oben auf einem Kutschersitze thront ein Haushahn, dessen Gefieder fast eine Patentverletzung der Natur gegen den Paradiesvogel ist, und auf einer der Wagendeichseln schaukelt sich ein weißer Pfau. Der ganze Hof ist von allerlei Geflügel angefüllt — Clärchens

größte Freude und nicht minder die ihrer Tante, welche schon als armes Mädchen keinen heißern Wunsch kannte, als einmal einen Hühnerhof zu besitzen.

Im zweiten Stockwerk des Hauses befinden sich die Lagerräume für Garne, die an einer Winde, nach dem Hofe heraus, emporgezogen werden.

Das Parterre enthält den Raum, für fertige Waaren, die Einkaufsexpedition, wo die liefernden Weber abgefertigt werden, und das geräumige Comptoir.

Einen behaglichen Anblick gewährt es, wenn man an Winterabenden an den Fenstern des Comptoirs vorüber geht und die Herren darin bei ihren eleganten Lampen, die ein magisches Licht auf die grünen Pulte werfen, arbeiten sieht. Man kann sich da nur schwer mit dem Gedanken befreunden, daß sie sich aus dem glänzend erleuchteten Raume herausfehnen auf die Straße, in die staubige Wirthsstube oder gar in das enge Familienzimmer, wo Kindergeschrei ertönt und die Stühle von Kinderwäsche, Puppen und anderm Spielzeug eingenommen sind. — Und dennoch sehnen sich Alle heraus und die Sehnsucht wächst, wenn vom Thurme herab die Abendstunde schlägt, die den Bureaux und Werkstätten der Stadt den süßen Feierabend verkündet. Um diese Zeit erst gönnt sich Herr Locke die Muße, die Zeitungen zu lesen. Tief in seine Lectüre versenkt, sitzt er mäuschenstill und unbeweglich an seinem Pulte. Die Höflichkeitsform, daß man Leuten von Distinction stets den Vortritt läßt, wird hier bis auf das Nachhausegehen ausgedehnt. Niemand wagt, vor Herrn Locke das Comptoir zu verlassen.

Vom Thurme schlägt es Sieben, durch die herrschende Stille hört man auch den gedämpften Schlag mehrerer Uhren der Nachbarschaft, zuletzt hebt der Hammer der Comptoiruhr aus; klingt das lange präludirende Schnarren schon wie Ironie, so ist es, wenn nun alle sieben Schläge wirklich ertönen, Hohn und Spott, und schon Manchem ist es vorgekommen, als setzte sich das Zifferblatt der Uhr mit Zeigern und Ziffern zu einem grinsenden Gesicht zusammen.

Minute auf Minute vergeht, schon hat es vom Thurme wieder „geviertelt." Herr Locke sitzt, in seine Lectüre vertieft, noch mäuschenstill und unbeweglich an seinem Pulte. Und nun fängt man an, ihn leise an die flüchtige Zeit zu erinnern: Senftenberg, ein junger Commis des Hauses, der vom Morgen bis zum Abend in der Einkaufsexpedition beschäftigt ist, eröffnet den Reigen dadurch, daß er sich im Comptoir zeigt und zum Zeichen, daß seine Expedition geschlossen sei, mit möglichst viel Gerassel die Schlüssel aufhängt. Einige Andere ziehen unaufhörlich die Uhren aus den Taschen und sehen nach der Zeit, Andere ziehen ihre Uhren auf, und Einer, der so glücklich ist, eine Repetiruhr zu besitzen, läßt diese schlagen und gibt sie einem Zweiten, der dasselbe Manöver wiederholt, und dieser giebt sie einem Dritten, so daß Herr Locke der Meinung ist, ein Jeder von seinen Leuten erfreue sich des Besitzes einer Repetiruhr. Trotzdem sitzt er, in seine Lectüre vertieft, noch immer mäuschenstill und unbeweglich an seinem Pulte. Jetzt endlich empört sich auch das friedlichere Gemüth des älteren Buchhalters, Mühlbach, dessen Familie daheim mit dem Abendessen wartet. Er klappt laut die Strazzen zusammen und zuletzt auch, mit einem schußähnlichen Krache, das riesige Hauptbuch. Um eine letzte Demonstration zu versuchen, verfügt sich Carl — der Lehrling — auf die Straße und schließt die Comptoirläden, die der Chef, wie man behaupten will, gern bis zum letzten Augenblick offen weiß, damit jeder Vorübergehende sich von der späten Thätigkeit bei Locke und Sohn überzeugen kann. — Es hat schon zu

wiederholten Malen vom Thurme „geviertelt,“ ehe sich Herr Locke hinauf in seine Familienwohnung zurückzieht. Nichts gleicht dem Jubel des Comptoirpersonals, wenn es in der Stadt ein Concert, einen Ball oder sonst eine festliche Veranstaltung gibt, die Herr Locke besucht und in deren Berücksichtigung er voraussichtlich pünktlich die Feierabendstunde einhalten muß. Man spricht schon eine Woche vorher davon und nimmt sich für diesen Abend allerhand vor.

Einige Zeit, nachdem die letzte Lampe im Comptoir ausgelöscht und vor die eiserne Thüre der schwere Riegel geschoben ist, wird es in einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses Licht. Dann hört man hinter demselben Fenster die Accorde eines Piano's. Jetzt ein Walzer von Schulhoff, jetzt eine Tarantella, dann Rosellens Reverin und dann endlich ein von einer hübschen Tenorstimme gesungenes Lied, wie: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ — oder: „Ob ich Dich liebe, frage die Sterne.“ — Der Musiker, der da drüben wohnt, ist Niemand anders als Senftenberg.

Liebespaare, die durch die Gassen promeniren, bleiben stehen und lauschen und lieben sich noch einmal so innig, und mitten in der Hausflur stellen die Dienstmädchen ihre Wasserkannen bei Seite, um zu tanzen.

Wohl ist sich Senftenberg bewußt, daß er gehört wird; aber er fragt nicht nach dem Entzücken der Straßenwanderer und des Tanzclubs in der Hausflur, sein Spiel und sein Gesang gelten Jemand Anderm; aus tiefstem Herzen singt er seine Liebeslieder mit lauter und voller Stimme, daß sie nach einem Fenster hinüberklingen, nach einem gewissen Fenster in Locke's Hause, wo sich ein Frauenkopf zeigt, zuweilen von einem Strahle des Mondes beleuchtet, die weiße Stirn hart an die Scheibe gedrückt und die Augen nach dem Sänger drüben gerichtet, den sie durch den dünnen, leichten Fenstervorhang hindurch — am Clavier sitzend — sehr wohl unterscheiden können.

Es gab eine Zeit, wo Senftenberg der es im Clavierspiel zu einer gewissen Virtuosität bringen wollte, ganze Abende hindurch nichts als Fingerübungen und Etuden spielte und sich um keinen Zuhörer kümmerte.

„Es ist sonderbar,“ sagte sich Senftenberg, als er eines Sommerabends, den er auch am Clavier zugebracht hatte, das Instrument wieder verschloß, „sobald ich eine ansprechende Composition spiele oder singe, zeigt sie sich auch am offenen Fenster; spiele ich meine Fingerübungen — gleich schlägt sie es zu und ist verschwunden. Ich glaube, sie hört mir gern zu; ich glaube, wenn sie sich am Fenster zeigt, so gilt dieß meinem Spiele.“

Senftenberg ging ein Weilchen im Zimmer auf und ab, blieb zuletzt am Fenster stehen und sah hinüber nach den in Folge der herrschenden Dunkelheit wie schwarzgemalte Fenster erscheinenden Scheiben, wo sie herausgeblickt hatte.

„Es ist ein trockenes, einsames Dasein,“ fuhr Senftenberg fort, „ein Tag vergeht wie der andre; wenn ich aber wüßte, daß der Schwarzkopf mit dem kleinen Munde und den großen, schönen, feurigen Augen mir wirklich zuhörte, so sollten diese kurzen Abendstunden hinreichen, mich für den langweiligsten Tag zu entschädigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Adamitin vor Gericht.

(Aus halbvergangener Zeit.)

Von Ludw. Aug. Frankl.

Wenn die See stürmt, wirft sie häufig aus ihren Tiefen Thiere und Muscheln von seltsamster Bildung, von unbekannter oder lange nicht mehr gesehener Art an den Strand. Die Menschen staunen die Gebilde an, die sie kaum begreifen können.

Wer hätte es gedacht, daß die Sekte der Adamiten, die zu Ende des 13. Jahrhunderts von dem Franzosen Picard begründet, und von Ziska, dem wilden Hussitenführer, auf der Insel des kleinen Flüßchens Luschnitz, wohin sie sich in eine von ihr erbaute Feinung zurückgezogen hatte, im Jahre 1421 mit Feuer und Schwert vernichtet wurde — wer hätte daran gedacht, daß sie in unseren Tagen wieder auftauchen sollte? Und doch ist dem so.

Schon als das Toleranzpatent jenes Kaisers erschien, der noch jetzt nach einer Bauernsage in Böhmen lebt, und in einem zweiräderigen, mit nur einem Pferde bespannten Wägelchen ungekannt fährt, um die Noth und die Wünsche seiner Unterthanen kennen zu lernen — schon zu seiner Regierungszeit kamen die unheimlichen Gestalten der Adamiten in Böhmen wieder zum Vorschein, namentlich im Chrudimer Kreise. Nur durch Gewalt konnten damals die heimlichen Zusammenkünfte in Wäldern, ihre blutschänderischen Orgien, ihre communistischen Grundsätze unterdrückt werden. Sie verwarfen die Abendmahlslehre, das Priesterthum und predigten die Gemeinschaft der Frauen.

Die Erscheinung tauchte ebenso rasch unter, als sie emporgekommen war, und jeder Funke des phantastischen Glaubens schien ausgetreten, und kein Emporflammen mehr befürchten zu lassen. Es schien aber nur so! Als im Jahre 1848 der Frühlingssturm erwachte, und die Wogen des Volkslebens hoch gingen, da bevölkerte sich wieder der Wald in mitternächtigen Stunden, nackte Gestalten schritten durch denselben, und der wildheiße Hochzeitsreigen wurde geschlungen. Es war, als ob die Geister aus längst verfallenen Gräbern wieder aufgestanden wären, weil sie noch immer nicht Ruhe finden konnten, nach der sie sich aber nicht zu sehnen schienen.

Es ging wie ein grauenhaftes Geheimniß, wie eine Sage durch die Bevölkerung des czechischen Kreises, daß viele Personen aus dem Bauern- und Handwerkerstande Adamiten seien. Niemand konnte jedoch Bestimmtes sagen. Erst die einzelnen Züge zusammgefaßt, geben das hier im Umriß gebotene Bild, das die Bestätigung seiner Wahrheit vor Gerichtsschranken fand.

Männer jeden Alters gehörten der Sekte an, die sehr sorgfältig in der Wahl ihrer Weiber waren; diese mußten jung, schön, kräftig und — sanfter Gemüthsart sein. Alle waren thätig im Hause, auf dem Acker, im Gewerbe; ihre Kleidung reinlich. Schweigsam, und streng rechtlich in ihrem Thun, versäumten sie keine Pflicht der Obrigkeit gegenüber zu erfüllen. Spielern, dem Trunke ergebenen oder sonst verrufenen Personen verschlossen sie den Eintritt in ihre Gemeinschaft. Sie glaubten nicht an Gott, nicht an die Unsterblichkeit der Seele, und waren bei vorkommenden Fällen nicht zu vermögen, einen Eid zu leisten. Wenn sie ihr Haus verließen, verschlossen sie dasselbe nicht, ebenso ließen sie Kasten und

Schränke offen. Das Eigenthum des Einen war zugleich das des Andern. So zugeknöpft sie gegen Jeden, der nicht ihrer Gemeinschaft angehörte, waren, so machten sie doch, stets mäßig und arbeitsam, den Eindruck inneren Beglücktseins. Ihr Messias werde kommen, in der Gestalt eines Prinzen aus Marokko! Sie glaubten an die Prophezeiung, daß wieder blutige Religionskämpfe ausbrechen, die grausam verheerend über die ganze Erde sich hinziehen sollten. Die Pest werde wüthen, und erst bis die Meere und Flüsse vom Blute der Erschlagenen geröthet, könne der Erlöser erscheinen. Dann erwache das paradiesische Leben: Haß, Lüge, Falschheit, Mord und Kriege verschwinden, die Menschen kehren in den Naturzustand zurück und umschlingen sich in Liebe.

Das Oberhaupt dieser Sekte war im Jahre 1849 ein Webergeselle Namens Pelzmann, der in der Stadt Chrast beim Webermeister Siegel in Arbeit stand. Die Mitglieder kamen abwechselnd in verschiedenen Nächten in einem bestimmten Hause nach Mitternacht zusammen.

Jedem wurde nach leisem Anklopfen am Hausthore auf die Frage: „Wer sucht?" und nach der Antwort: „Adam" oder „Eva" aufgethan. In der Vorhalle entkleideten sie sich, traten dann nackt ein, und begannen im Finstern die wilde Orgie. Jeder, der in den verbrecherischen Bund aufgenommen werden wollte, mußte früher irgend eine schwere Probe von Willenskraft ablegen. Wir führen ein Beispiel an: Ein Schuster, der sich dem Bunde beigesellen wollte und als ein unmäßiger Esser bekannt war, mußte unter Aufsicht dreier Mitglieder zwei volle Tage sich vollkommen jeder Speise enthalten, durfte nur Wasser trinken, und mußte nach Ablauf der 48 Stunden nackt einen Baum erklettern. Er vollführte das, erkrankte aber unmittelbar darauf und genas nur langsam unter ärztlicher Behandlung.

Das Treiben der Sekte wurde bei aller strengen Verschwiegenheit ihrer Bekenner dennoch bekannt, endlich durch so grelle Thatsachen und Verbrechen, daß sie sich der öffentlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr zu entziehen vermochten; im Dorfe Lonka wollte eine Bäuerin ihren Mann vergiften, weil er ihr es durchaus verwehrt hatte, dem Bunde der Adamiten beizutreten. Ein Müller, dem durch seinen Gesellen verrathen wurde, daß sein Weib eine Adamitin sei, tödtete dasselbe. Ein junger Bauernbursche, welcher der Sekte angehörte und zu einem Jäger-Bataillon assentirt wurde, nannte erst nach vielen Androhungen seinen Namen, und als er den Fahneneid leisten sollte, weigerte er sich dessen und sprach erst nach eindringlichster Aufforderung, weinend und unverständlich die Eidesformel. Im Dorfe Stradoun trat die Sekte so zahlreich auf, daß die Bewohner sich in Parteien theilten und heftig zu bekämpfen anfingen. Das kaiserliche Kreisamt sah sich genöthigt, eine Abtheilung von dem im Kreise stationirten Graf Civallart-Uhlanen-Regimente aufzubieten und nach dem Dorfe abzusenden. Die Ruhe wurde äußerlich wenigstens hergestellt.

Ein amtlich geführtes Protokoll führt uns einen höchst interessanten Fall vor: Ein schönes, etwa 24 Jahre altes Weib, das sich durch längere Zeit in den umliegenden Dorfschaften aufhielt und als Adamitin bekannt war, wurde von einem Dorfrichter festgenommen, und dem Gerichte der Stadt Chrast, welche der Sommersitz der Bischöfe von Königgrätz ist, übergeben. Der Amtmann verhörte sie, und fragte nach den üblichen Formalien um ihren Namen. Das Weib sah aus blauen, schönen Augen den Fragenden an, und schwieg auch nach der zum zweitenmale wiederholten Frage.

„Bist Du taub?"

„Ich höre."

„Warum beantwortest Du meine Rede nicht?"

„Ich kann nicht, Herr!"

„Aus welchem Grunde?"

„Weil ich keinen Namen habe?

Die freundliche Aufmunterung, die ernste Drohung wirkten nicht; das Weib blieb stumm, der Ausdruck ihres Gesichtes ruhig und entschlossen. Der Amtmann ließ sie in's Gefängniß zurückführen und ihr weder Speise noch Trank reichen. Nach neunzehn Stunden wieder vorgeführt, verharrte sie in demselben Schweigen, und auch dann noch, als sie weitere achtundvierzig Stunden, diesmal bei Wasser und Brod, im Gefängnisse zugebracht hatte.

Der Amtmann bat den Stadtarzt Dr. S., sich zu der Gefangenen zu begeben, und es zu versuchen, ihren schwärmerischen Starrsinn zu brechen. Dr. S. trat bei dem Weibe ein; es saß an einem Tische, das Haupt auf die Rechte gestützt, die Linke lag schlaff im Schoße; sie war blaß, das Auge trüb.

„Ich bin ein Arzt und komme zu fragen, wie es Dir geht?"

„Ich brauche keinen Arzt."

„Ich komme nicht aus Neugierde, auch nicht von Gerichtswegen, um Dich auszuforschen. Mich führt menschliche Theilnahme zu Dir; sei freundlich! Ich bringe Dir Speise und Wein. Du bist hungerig und erschöpft."

Fast automatisch griff sie nach einigen Bissen und trank vom Weine, aber nur mäßig.

„Fasse Vertrauen zu mir. Alle Menschen sind Brüder. Ich komme zu einer leidenden Schwester aus Mitgefühl."

Das Weib schien nachzudenken, indem sie den Arzt fest in's Auge faßte. Sie bewegte sich unruhig, als ob sie einen inneren Kampf kämpfe. Plötzlich that sie die Frage: „Habt Ihr, Herr! schon lange keine Leiche berührt?"

„Seit langer Zeit nicht."

Das sonderbare Weib erhob ihr Haupt und sah den Arzt mit einem eigenthümlich vertrauenden Ausdrucke an, an dem er bemerken konnte, daß sie in weicherer Stimmung und bereit sei, Auskunft zu ertheilen. Er frug sie: „Warum weigerst Du Dich so hartnäckig, Deinen Namen zu nennen? Wie heißest Du?"

„Ich heiße, wie alle meine Schwestern, die uns angehören, und wie dereinst alle heißen werden — Eva."

„Ich weiß, ihr nennt euch unter einander Adam und Eva. Ihr müsset doch aber auch in der bürgerlichen Gesellschaft einen Namen haben, der euch unter einander scheidet. Wie rufst Du den, welchen Du ansprechen willst?"

„Er hört, wenn ich Stehe! („Stuj") rufe, und bleibt stehen."

„Wenn aber Mehrere vor Dir einhergehen und Du willst doch nur Einen von ihnen sprechen?"

„Ich rufe auch Stehe! Da bleiben alle stehen und ich wende mich demjenigen zu, den ich sprechen will. Ich spreche laut, denn wir haben kein Geheimniß vor einander."

„Bist du verheirathet?"

„Wie meinst Du, Herr?"

„Nun, ob Du einen Mann hast?"

„Ich habe keinen Mann, aber einen Gehilfen (**Pomonaika**), dem ich in der bürgerlichen Welt, wie Ihr die übrigen Menschen nennt, allein angehöre."

„Liebst Du ihn?"

„Wenn er meinen Weg wandelt, liebe ich ihn eben so sehr, wie Alle, die uns angehören.

„Ist es wahr, daß euere Wohnungen offen bleiben, so oft ihr sie verlasset?"

„Man hat Euch, Herr, die Wahrheit gesagt."

„Aus welchem Grunde thut ihr das?"

„Weil wir uns alle angehören und nur e i n e Familie bilden. Was Einer besitzt, ist auch das Eigenthum des Andern."

„Woher hast Du das schmucke Leibchen, das Du trägst?"

„Ich hab' es auf dem Jahrmarkt gekauft."

„Wenn es nun einer Deiner Schwestern gefällt und sie es sich nimmt?"

„Nun sie wird es so lange tragen, bis wieder eine Schwester ein Gelüste (**Nachilnost**) danach hat."

„Ihr seid sehr sonderbar!"

„Glaubt das nicht, Herr! Das scheint nur Anfangs so; man begreift es aber bald, daß es so recht ist."

„Seid ihr fromm und gottesfürchtig?"

„Was ihr fromm nennt, heißt bei uns: Einer den Andern lieben; was Ihr gottesfürchtig nennt, verstehe ich nicht."

„Ihr glaubt doch an Gott?"

Das Auge des jungen Weibes, das sich erst jetzt, wie gewaltsam emporgerissen, von ihrem Sitze erhob, funkelte von innerem Feuer und senkte sich rasch nieder, als könnte es den Anblick des Fragers nicht ertragen. Dem Blicke nach senkte sich das bleiche schöne Haupt. Der Arzt betrachtete sie schweigend, eine feierliche Stille trat ein. Dann sprach er wieder zu ihr: „Wenn Du vor einem Hause vorbeigehst, mußt Du doch denken, daß es jemand aufgebaut hat?"

Das Weib nickte mit dem Haupte, ohne den Blick zu erheben.

„Nun sieh, wir nennen denjenigen, der die Welt gebaut hat, Gott."

„Wir kennen," antwortete sie zögernd, „nur eine Macht (**Moc**), die das Weltall geschaffen, um nach gewissen Gesetzen zu bestehen; nach diesen Gesetzen m u ß sie fortan bestehen und kann nicht mehr regiert werden."

„So glaubt ihr auch an keine Unsterblichkeit der Seele?"

„Unsterblichkeit ist Rauch!"

Fortan gab sie keine Antwort mehr auf die Fragen, die der Arzt noch an sie richtete; sei es, daß das dreitägige Fasten ihren Körper zu sehr ermüdet und ihren gewiß starken Geist gebändigt hatte, sei es, daß sie vor ihrem eigenen Geständnisse, vor diesem Treubruch gegen ihre Brüder und Schwestern, in sich erbebte. Sie schwieg. Eine fast königliche stolze Handbewegung hieß den Arzt gehen und sie fortan nicht mehr stören.

„Ich gehe," sagte der Arzt, „gestattet mir nur eine Frage noch: Werdet Ihr dem Richter antworten?"

„Es gibt keinen Richter! Ich werde nur mir selbst antworten, wenn es in mir fragt."

Sie hielt Wort. Nach vierzehntägiger Haft wurde sie zwangsweise in das Dorf, wo sie aufgegriffen wurde, zurückgebracht. Nach einigen Tagen verschwand si· aus demselben, und wurde nur noch einmal gesehen unter den in stiller Mondnacht auf einer Berg Waldwiese Tanzenden, die sich in rasendem Reigen umschlangen: eine wunderbare Gestalt, der die langen schwarzen Haare um den weißen Leib flatterten. Die ausgesendete lauernde bewaffnete Macht blieb bei dem Anblick festgewurzelt stehen, und als sie durch die Waldbäume hörbar herannahte, waren die unheimlichen Gebilde, wie Schatten zerfließend, verschwunden. Schwarze Wolken verhüllten plötzlich den Mond, und entzogen die Opfer eines schwärmerischen Wahnsinns den Verfolgern. Die Meisten sollen sich in die Wipfel der Bäume geflüchtet haben, und hörten athemlos unter ihnen die Waffen klirren. Andere rettete eine rasche Flucht im finster dichten Bergwalde.

Der größten Wachsamkeit gelang es nicht mehr, Spuren der Adamiten aufzufinden. Ob die Sekte erloschen ist? Ob einzelne Funken nicht unter bergender Asche glimmen, die, bei einem Sturm unversehens wieder emporgejagt, zu Flammen werden? Wer weiß es zu sagen! Gewiß, es leben Viele, die, entsetzlicher Ehe entsprossen, von den Dorfbewohnern unheimlich betrachtet werden, und die sich, aus unerklärtem Grunde, jedem Begräbnisse fernhalten, oder wenn sie gezwungen bei einem solchen doch erscheinen müssen, im Schmerze seltsam lächeln!"

Die Phantasie der Menschheit wirft wunderbare Blasen an die Oberfläche der Welt.

Eine Gesellschaft von Städtern, welche sich auf dem Lande belustigte, traf beim Spazierengehen einen ziemlich großen Bauernjungen an, welcher Schafe hütete. Eine junge muntere Dame aus der Gesellschaft wollte sich mit diesem Jungen einen Spaß machen. Sie ging daher zu ihm und fragte ihn, ob er schon eine Frau habe. Er antwortete: „Nee!" „Desto besser," sagte sie, „so will ich Dich heirathen." Der Junge wies die Zähne, schüttelte den Kopf und antwortete: „Nee." Einer aus der Gesellschaft stellte ihm vor, wenn er das Fräulein nähme, so bekäme er eine schöne Frau, käme nach der Stadt und kriegte schöne Kleider und gutes Essen und Trinken. Er lachte schalkhaft und sagte: „Ick mag nich." „Warum willst Du mich aber nicht haben?" fragte die Dame. „Ei," versetzte der Junge, „wenn ick Sie nähme, da kreeg ick woll mehr to höden, als mit mienen Schaapen."

Belohnung. „Gnädiger Herr haben befohlen, daß ich mich punkt elf Uhr hier einzufinden habe." — „Ach ja, Johann! es ist heute ein wichtiger Tag Deines Lebens. Heute sind vierunddreißig Jahre verflossen, seit ich Dich in meine Dienste genommen habe. Du hast mir immer treu und redlich gedient und ich habe Dir versprochen, Deine Treue und Anhänglichkeit dereinst zu belohnen. Ich habe mein Wort nicht vergessen, denn Versprechungen pflege ich mit ehernem Griffel in meine Seele zu schreiben. Höre denn, was ich für Dich beschlossen habe! Du sollst fortan nicht mehr Du, sondern per Er von mir angeredet werden. — Jetzt geh' Er in Gottes Namen."

Gut conservirt. Der kaum zwanzigjährige Börne befand sich in einem Kreise disputirender Kaufleute und wurde wider seinen Willen in's Gespräch gezogen. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze vertheidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widersprechen gewagt hatte, mit den Worten an: „Wie, junger Mann, Sie wagen es, mir zu widersprechen? In ihren Jahren war ich in solchen Sachen noch ein Esel!" — „Da haben Sie sich außerordentlich gut conservirt," erwiederte Börne und kehrte ihm den Rücken.

Aron's Ruhestunde. Levi: „Sag' mal, Aron, wenn halt'st Du denn eigentlich immer Deine Mittagsruh?" Aron: „Wenn mer gegessen hab'n, dann schläft se gewöhnlich e Stund'." — Levi: „Wer denn?" – Aron: „Nu, mei' Frau." — Levi: „Ich frag' aber, wenn Du Dein' Mittagsruh' halten thust?" — Aron: „Nu, wenn sie schlaft, dann hab' ich mein' Ruh!"

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 9. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Februar 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Als Senftenberg schon im Bette lag, hörten die vier Wände seines gemüthlichen Zimmers ein langes, langes: „Ach!“, das seiner Brust entströmte und dem die Worte folgten: „Was ist doch der Mensch für ein eingebildetes Wesen! — Und besonders i ch!“

Am nächsten Abend aber spielte er keine Etude. Alle unter seinen Noten befindlichen Salonsachen, die er schon längst abgelehnt hatte, suchte er zusammen, und nun rauschte ein langes Programm der beliebtesten Melodien in die Abendluft hinaus, denn er hatte heute das Fenster geöffnet.

Wenn Senftenberg — von den Noten aufblickend — den Kopf ein wenig seitwärts dreht, kann er die beiden Fenster des Zimmers, welches sie bewohnt, sehen. Leer sind die langen Fensterfronten des stolzen Hauses, überall Glas und rothe Gluth von dem Abendrothe der sinkenden Sonne, aber richtig — dort an dem einen Fenster — wie malerisch, wie lebensfrisch hebt sich da der Schwarzkopf ab! — Sie hat das Kinn auf die weiße, längliche Hand gestützt. Ach! Sie träumt vielleicht, nach dem purpurrothen Himmel blickend, von irgend einem Herzen in der Ferne und die Melodien und Klänge, die Senftenbergs Finger hervorzaubern, dienen ihren Träumen vielleicht nur als Wiegenlieder!

Senftenberg wagt es, einen flüchtigen Blick nach den träumenden Augen hinüber zu werfen. Er kehrte schnell zurück, roth im Gesicht, wie ein verschämtes Mädchen: denn die dunklen Augen der Lauscherin drüben blickten nicht träumerisch nach dem glühenden Himmel, nicht nach den hinter Senftenbergs Wohnung hoch emporragenden Pappeln, um vielleicht neidisch ein Vöglein zu betrachten, das sich, seiner Schwingen bewußt, fröhlich auf den Zweigen wiegte, — die dunklen Augen waren auf Senftenberg gerichtet und schlugen sich, als sie den seinigen begegneten, auf die mit einem rothen Sammetkissen bedeckte Fensterbrüstung herab.

Einige Tage später fand Senftenberg in seinem Zimmer ein Billet. Es enthielt die zierlich geschriebenen Worte:

„Eine innige Verehrerin der Musik sagt Ihnen für so manche schöne Stunde, die Sie ihr unbewußt bereitet haben, ihren freundlichsten Dank."

Senftenberg wäre am liebsten gleich hinüber gelaufen zu ihr, deren Hand unzweifelhaft diese Zeilen geschrieben hatte, um ihr den Ring, den er an seinem Zeigefinger trug, anzustecken und ihr ewige Liebe zu schwören. Aber das ging nicht; er mußte sich mäßigen und erwartete mit Ungeduld den nächsten Morgen In aller Frühe ging er zu einem Handelsgärtner und kaufte drei Feuernelkenstöcke, die er an sein Fenster stellte.

Als er im Laufe des Tages in seine Wohnung hinüberschlüpfte, um nach ihren Fenstern zu sehen, stand vor jedem derselben ein Stock mit einer vollaufgeblühten Rose. Sie hatte ihn verstanden und noch an demselben Abend schrieb er ihr einen langen Brief, der die glühendste Liebeserklärung enthielt.

Er wurde mit maßvoller Zurückhaltung beantwortet, aber zwischen den Zeilen war zu lesen, daß Senftenbergs geheimster Herzenswunsch Erhörung gefunden hatte; ja zwischen den Zeilen war es zu lesen, selbst wenn das Postscriptum nicht gewesen wäre, durch welches Herrn Senftenberg für die Vermittlung des Briefwechsels Lisette (eines der Dienstmädchen in Locke's Hause) anempfohlen wurde, als eine Person, der er unbedingt Vertrauen schenken könne.

Und seit jener Zeit hat Senftenberg Etuden, Fingerübungen und Solfeggien bei Seite geworfen, und spielt und singt nur für die kleinen, weißen Ohren da drüben.

Zuerst hat er sein Glück dem Buchhalter mitgetheit; er erinnerte sich gleich darauf, daß er der Geliebten unverbrüchliches Stillschweigen hatte geloben müssen, aber es war zu spät und es hat ja nichts auf sich. Zuletzt wußte fast ein Jeder auf dem Comptoir um das zärtliche Verhältniß und bald wird es auch noch Einer erfahren, der diese Stadt noch nie gesehen, Senftenbergs Namen noch nie gehört hat, Einer, der dem Schauplatz unserer Erzählung eben erst entgegenreist.

2.

Es ist eine eigene Sache, wenn man einen alten, gewohnten Wirkungskreis verläßt, um in einer fernen Gegend, die man noch nie gesehen hat, einen neuen aufzusuchen. Die Existenz eines solchen Menschen gleicht einem mit der Wurzel ausgegrabenen Baume, der ebenfalls versetzt werden soll. Der Mensch ist dann bei Weitem nicht Das, was er eigentlich ist. Des Furchtlosesten sogar bemächtigt sich ein Gefühl der Unsicherheit.

Diese Erfahrung macht soeben Herr Meyerhoff, der, um eine Stellung bei Locke und Sohn anzutreten, vor mehreren Tagen seine Vaterstadt, eine norddeutsche Metropole, verließ, und jetzt, dem Orte seiner neuen Bestimmung bis auf wenige Poststunden nahe gerückt, neugierig den Kopf zum Wagenfenster hinausstreckt. Alle Erscheinungen in der nächsten Umgebung eines neuen Wirkungskreises müssen mit dem letzteren selbst, so denkt man, im engsten Zusammenhange stehen. Hier in dem Dorfe — der Zeugweber, der, in Hemdärmeln hinter seinem Stuhle am Fenster sitzend, den Kopf nach dem vorüberfahrenden Postwagen dreht, webt gewiß eben ein Stück für Locke und Sohn. — In dem Wirthshause, in welchem sämmtliche Fenster des oberen Stockwerkes geöffnet sind, damit der Staub,

den zum Sonntage die Tänzer verursacht haben, herauszieht, haben sich gewiß gestern die Commis von Locke und Sohn amüsirt. — Hier ein behäbiges Bauerngut, mitten unter den niederen Häusern der Weber. Oben auf der Mauer steht ein stattlicher Hahn, den man unwillkürlich in Verdacht hat, er verstehe auch etwas von Industrie. Aus dem Thorweg lenkt eben ein Mädchen mit ihrem Milchwagen heraus und schlägt die Richtung nach der Stadt ein, — es kann nicht fehlen, daß ein Theil dieser Milch für Herrn Locke's Hauswirthschaft bestimmt ist.

Endlich, da unten im Thalkessel liegt das Städtchen. Dort unten, wo der Kirchthurm emporragt, mitten unter der kleinen Häusermasse und den zahlreichen Schloten, denen dicker, schwarzer Dampf entsteigt, ist Meyerhoffs neuer Wirkungskreis; da unten wird er nun schlafen und arbeiten und sein Geld verdienen und neue Bekanntschaften anknüpfen, die er sich jetzt noch gar nicht vorstellen kann.

Während trotz des vom Postillon angewendeten Schleifzeugs die vier Gäule den Wagen in scharfem Trabe und unter einem heillosen von sich sträubenden Kummeten, Ortscheiden und Wagenketten verursachten Geklapper den Berg hinunterbalanciren, beschäftigt sich Meyerhoffs Phantasie damit, die Portraits und Charaktere der künftigen Collegen, sowie ein Bild von dem Hause und den Lokalitäten des Geschäfts zu entwerfen. Auch den Chef selbst, Herrn Locke, sucht er sich wiederholt vorzustellen. Es kann kein unfreundlicher Mann sein, seine Briefe waren stets sehr höflich.

Meyerhoff zieht einige derselben aus der Tasche. Bald wird er an der Wiege dieser Briefe stehen. Der bescheidene Poststempel auf der Adresse gewinnt jetzt, da er wieder in seine Heimath einfährt, plötzlich ein recht keckes Aussehen! Meyerhoff entfaltet die Briefe und liest einzelne der artigsten Sätze noch einmal durch: „Suchen Sie Ihren Antritt so viel als möglich zu beschleunigen, wir werden Sie zu jeder Stunde willkommen heißen." — „Wir sind im angenehmen Besitz Ihrer geehrten Zuschrift." — „Vorher erwarten wir noch einen Brief von Ihnen, und indem wir Ihnen glückliche Reise wünschen, sind wir, auf das Vergnügen hin, bald Ihre werthe persönliche Bekanntschaft zu machen, hochachtungsvoll Ihre ergebenen Locke und Sohn." Alle diese Briefe versprechen eine zuvorkommende Behandlung, denkt Meyerhoff, während der Wagen schon über das holprichte Pflaster der bergigen Gassen rumpelt und sich in den Parterrefenstern der Häuser mit Pferden, Postillon und den herausschauenden Köpfen der Passagiere abspiegelt, daß es den Letzteren fast dünkt, als führe ein Doppelgänger des Postwagens immer nebenher durch die niedrigen Stuben und, die Wände durchbrechend, aus einer in die andere.

Auf dem Marktplatz hält die Post. Für die von dem Blättergrün der Promenaden lieblich sich abhebenden Monumente seiner Vaterstadt scheint der verwöhnte Großstädter hier auf keinen andern Ersatz rechnen zu dürfen, als auf den des Brunnens auf dem Markte — da steht allerdings Gott Neptun, aus Stein gemeißelt, aus einer Art Cigarrenpfeifchen den Wasserstrahl speiend, in der einen Hand den Dreizack, die andre Hand abgebrochen, zu seinen Füßen auf dem steinernen Rande des Brunnens wächst Gras.

Meyerhoffs Vorstellung von dem Grundstücke seines Chefs ist jetzt von der Wirklichkeit zerstört; denn er steht eben vor dem stattlichen Hause selbst. Er tritt in die Hausflur. Eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren, mit höchst einnehmenden und interessanten Gesichtszügen, ein liebliches achtjähriges Mädchen an der Hand, Beide in Hüten und

Schleiern, tritt ihm entgegen. Sie unterhalten sich mit einander in französischer Sprache und gehen an ihm vorüber. In demselben Augenblick hört er Etwas klingen. Die Damen bemerken es nicht; sie treten eben auf die Straße. Auf der steinernen Flur zu Meyerhoffs Füßen blinkt etwas im lichten Sonnenschein, wie ein Stück Glas. Meyerhoff bückt sich und hebt einen zierlichen, kunstreich gearbeiteten Schlüssel auf.

„Meine selige Mutter," sagt er für sich, den Schlüssel betrachtend, „würde diesem Zufalle sofort eine Deutung untergelegt haben; sie war abergläubisch, die alte Frau. Das ist der Schlüssel zu Deinem Glücke, mein Sohn! würde sie gesagt haben."

Eine von diesen Damen indessen hat den Schlüssel verloren, Meyerhoff geht nach der Thür zurück. Schon sind Beide zu weit entfernt. Er will ihnen nicht nachgehen und behält den Schlüssel einstweilen an sich.

Meyerhoff betritt das Comptoir. Herr Locke ist nicht da, wird aber jeden Augenblick erwartet.

Man gibt ihm einen Stuhl. Er setzt sich und hat Muße, die sechs bis acht Collegen zu betrachten. Es befindet sich darunter keine einzige Physiognomie, die nur im Entferntesten einer der Vorstellungen, die er sich gemacht hat, entspräche.

Endlich tritt ein Herr ein, elegant gekleidet, eher klein als groß, mit kleinen, stechenden grauen Augen, einzelnen grauen Haaren, mit einem fahlen Teint und mit vielen Falten im Gesicht, die sich halb zu griesgrämigen, halb zu stolzen Zügen vereinigen. Die ganze Art und Weise, wie der Herr eintrat und die ersten Schritte im Comptoir that, ließ Meyerhoff darauf schließen, daß es Der sei, dem dieß Alles gehöre.

Er erhob sich von seinem Stuhle und machte eine tiefe Verbeugung.

Die ganze Art und Weise, wie der im Comptoir sitzende junge Mann sich erhob und eine Verbeugung machte, ließ Herrn Locke darauf schließen, daß es der Commis sei, den er heute erwartete.

Der Chef der Herrn Meyerhoff in Hochachtung ergebenen Firma Locke und Sohn schoß an diesem mit einem flüchtigen Kopfnicken vorbei, in die anstoßende Garderobe, in der er seinen Hut aufhing.

Das Vergnügen, Herrn Meyerhoffs werthe persönliche Bekanntschaft zu machen bestand Seitens Herrn Locke's in einem mit abgewandtem Gesicht zwischen den Zähnen gemurmelten „Wie geht es Ihnen?", auf das er jedoch die Antwort nicht abwartete.

Meyerhoff wurde an das ihm bestimmte Pult gewiesen und, nachdem er aus Mühlbachs Händen einen Federhalter, einen Bleistift und ein Schächtelchen Stahlfedern in Empfang genommen hatte, war der Baum mit der Wurzel wieder eingegraben, war Meyerhoff, der einige Tage lang frei und ungebunden, als keines Menschen Diener, einen kleinen Theil der Welt durchreist hatte, wiederum der einfache Commis eines Handlungshauses.

Gegen Abend trat ein junger Bursche in's Comptoir; er hatte ein rußiges Gesicht und geschwärzte Hände und trug einen Bund Ditriche und Brecheisen in der Hand.

Meyerhoff sah einen blondhaarigen, blauäugigen Herrn, der einen blonden Schnurrbart trug und Senftenberg genannt wurde, auf den Schlosserlehrling zuspringen und hörte ihn sagen:

„Gehen Sie oben hinauf, eine Treppe hoch, die vorletzte Thür links."

Zum Buchhalter, der hinzugetreten war, sagte Senftenberg:

„Fräulein Marie hat heute den Schlüssel zu ihrem Schreibsecretaire verloren.“

Meyerhoff entsann sich erst jetzt wieder des kleinen Fundes, den er gethan hatte; schon griff er in die Tasche, um den Schlüssel heraus zu nehmen und ihn Herrn Senftenberg zu übergeben, als dieser den Buchhalter fragte:

„Meinen Sie nicht, daß man am besten thäte, das ganze Schloß umändern zu lassen?“

„Warum?“

„Es könnte ihn Jemand gefunden haben, der schlechten Gebrauch davon machte.“

Mühlbach schüttelte lächelnd den Kopf und Senftenberg gab sich zufrieden.

Meyerhoff aber ließ den Schlüssel wieder in seine Tasche gleiten. Er fühlte sich nicht verletzt, aber er schämte sich, in den Augen Senftenbergs auch nur einen Augenblick lang die Maske jenes Jemands getragen zu haben, der von einem gefundenen Schlüssel schlechten Gebrauch machen könnte.

Geduldig wartete Meyerhoff den Augenblick ab, wo Herr Locke am Abend nach beendeter Zeitungslectüre sich in seine Wohnung zurückzog.

Kaum hatte der Chef die Thüre in's Schloß geworfen, als die Herren wild durch einander schossen, um sich so schnell als möglich anzukleiden und das Freie zu gewinnen. Nur Einer blieb zurück, um sich des Fremden anzunehmen, und das war Senftenberg.

„Ich pflege eigentlich des Abends nicht auszugehen,“ sagte er zu Meyerhoff; „allein heute gereicht mir eine Ausnahme, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, zu besonderem Vergnügen. Ich führe Sie an einen Ort, wo Sie schnell Bekanntschaften anknüpfen werden.“

Senftenberg geleitete den neuen Collegen in einen Bierkeller. Eine zahlreiche, heitere Gesellschaft war dort bereits versammelt. An den Wänden waren allerhand drollige Wirthshausgeschichten abgemalt.

Beide setzten sich an einen kleinen Tisch apart. Einen großen Theil des Abends unterhielt Meyerhoff seinen Begleiter durch Mittheilungen aus seiner Heimath. Senftenberg, sehr erheitert von manchem Abenteuer, das Meyerhoff ihm berichtete, sprach fleißig dem Glase zu. „Ich kann eigentlich nicht viel ertragen,“ äußerte er zu Meyerhoff, sobald er einen neuen Schoppen bestellte. Er machte sehr gefährliche Bewegungen mit seinem Stuhle, indem er diesen bald auf zwei, bald auf nur einem Beine stehen ließ. Zu jeder Bemerkung lachte er und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Meyerhoff benutzte eine im Gespräch eingetretene Pause zu der Frage:

„Wer ist Fräulein Marie?“

„Par—bleu,“ rief Senftenberg begeistert, „woher kennen Sie schon Fräulein Marie?“

„Ich begegnete in der Hausflur einer jungen Dame. Im Laufe des Tages hörte ich von Fräulein Marie sprechen, woraus ich mir den voreiligen Schluß bildete, daß jene Dame und diese Fräulein Marie synonym seien.“ (Fortsetzung folgt.)

Der geheilte Duellant.

Die Saison in Saratoga hatte begonnen, die Haute voulée Amerikas war angelangt, und schwelgte in dem wogenden Strudel berauschender Genüsse. Freude und Lust

herrschte in dem fashionablen Sodom; man war überrascht, entzückt, begeistert. — Auf einmal aber ward es still und ruhig, der Ballsaal blieb unbesucht, die Promenaden waren verödet, die geläufigsten Zungen gelähmt, ein Bleigewicht drückte auf die Gemüther der Anwesenden. Mr. Ferguson aus Boston, der berüchtigte Händelsucher und passionirte Duellant, der binnen fünf Jahren neun Gentlemen in die elysäischen Felder des Jenseits spedirt, war seit einigen Tagen in Saratoga; — er war der Falke, der die Goldfinken verscheuchte! — denn Jedermann ahnte, daß der gentile Rowdie gekommen, um blutige Lorbeeren zu pflücken und seine traurige Berühmtheit aufzufrischen. Diese Ahnung ging nur zu bald, jedoch in ziemlich heiterer Weise in Erfüllung.

Ein gewisser Tayler aus New-Orleans, ein schöner, reicher junger Mann mit feinen Manieren, ein Gentleman comme il faut, war angekommen und hatte auf seiner ersten Morgenpromenade das unverzeihliche Unglück gehabt, auf die untadelhaften Lackstiefletten des Bostoner Vollblutyankees zu treten. Als Mann von Welt und Tact bat er sehr höflich um Entschuldigung, war aber auf's Höchste erstaunt, als ihm sein vis à vis so laut als möglich zurief: „Sie ungeschickter Lümmel!"

Der Neworleanese war Anfangs verblüfft, glaubte einen jener Unglücklichen vor sich zu haben, bei denen irgend eine Schraube im Oberstübchen locker geworden, zuckte daher mitleidig mit den Achseln und trat bei Seite.

„Elender Feigling!" brüllte der heißspornige Puritaner. Tayler zuckte wieder mit den Achseln, steckte kaltblütig seine Cigarre in Brand und verließ den Platz.

Im Laufe desselben Morgens brachte ein Freund des Cannibalen dem jungen Tayler eine Einladung zu einem Pistolenduell, erhielt aber die lakonische Antwort:

„Ich schieße mich weder mit Kranken noch mit Rowdies!"

„Das Signal zum Speisen war gegeben worden; Ladies und Gentlemen versammelten sich im Saale des Hotels. Auch Mr. Tayler trat ein und war eben im Begriff, sich einen Platz an der gedeckten Tafel zu wählen, als Ferguson ihn vermittelst eines respectablen Ochsenziemers auf höchst unceremonielle Weise plötzlich zu bearbeiten begann. Die offenbar mit großem Geschick geführten Hiebe wurden so gut als möglich mit dem linken Arm parirt, die Rechte wühlte in den Taschen der Kleider. Aber vergebens; Mr. Tayler hatte sein liebenswürdiges Spielzeug, seinen Revolver nicht eingesteckt und war also ohne Waffen.

„Sie sind ein feiger —"

„Mensch," wollte der Bostoner vielleicht sagen, aber die Lippen versagten den Dienst, die Zunge war plötzlich gelähmt, das Wort war abgeschnitten und ging leider für immer verloren; denn eine große Terrine voll warmer Bouillon mit Fadennudeln ergoß ihren Inhalt auf das gelockte Haupt des Wüthenden; die Fleischbrühe strömte à la Niagara vom Körper und die Nudeln blieben in den Haaren und auf den Kleidern sitzen. Ein allgemeines Gelächter erschallte.

Kaum hatte sich der Angreifer vom ersten Schreck erholt, so kam ein sehr sorgfältig bereitetes Hühnerfricassee auf die feste Capsel von Fergusons edlem Gehirn, die dicke sahnige Masse floß langsam über das Gesicht. Eine Menge weichgekochter Eier zerschellten dann an dem eisenfesten Cranium des Vandalen, der nicht mehr aus den Augen sehen, desto besser aber das homerische Gelächter hören konnte.

Hin und wieder machte Mr. Ferguson zwar noch Versuche, den Ochsenziemer mit seinem Gegner in innige Verbindung zu bringen, jedoch war ihm das Glück nicht besonders hold, weil immer neue Geschosse hinderlich in den Weg traten Tayler aber benutzte seinen Vortheil sehr gut, und begann sogar seine Projektile aus der Masse der Speisen sorgfältiger zu wählen. Mit wunderbarer Geschicklichkeit und Kraft, die man dem jungen Manne kaum zugetraut, schleuderte er einen gebratenen Truthahn durch die Luft, der mit Vehemenz an den Schädel des Duellanten flog, zerplatzte und die kostbare Füllung entleerte.

Als aber der muthige Kämpfer eine Sauciere ergriff und den Inhalt über dem Kopfe des Rowdy mit den Worten entleerte: „Hier ist Sauce zum Kalbskopf!“ da wurde das Lachen der Zuschauer so krampfhaft, daß der mit Delicatessen Ueberschüttete es für gerathen hielt, den Platz zu verlassen. Dieß ging jedoch keineswegs so schnell; denn jeden Augenblick kamen neue Bomben durch die Luft. Schon hatte er den halben Weg zur Thür zurückgelegt, da erreichte ihn sein hartnäckiger Gegner nochmals und schleuderte ihm mit den Worten: „Hier, noch etwas zum Dessert!“ eine Menge Gelee in's Gesicht.

Und es war hohe Zeit, daß der unglückliche „Neuntödter“ die Thür erreichte, denn die Geschosse kamen plötzlich von allen Seiten und Hunderte von Eiern flogen durch die Luft; die ganze Gesellschaft hatte sich zum Schlusse am Kampfe betheiligt.

Der edle Ferguson ward nicht mehr gesehen; einige Tage blieb er in seinem Zimmer eingeschlossen und verließ eines Nachts Saratoga für immer.

Die Cur schien probat gewesen zu sein; die Zeitungen berichteten nie wieder von einem Duell Fergusons; er hatte diese noble Passion aufgegeben oder war, was auch leicht möglich sein kann — nach Mecklenburg ausgewandert.

Wo sich die vormächtliche — solidarische Allianz den Dank für die Befreiung Schleswig-Holsteins eigentlich holen soll.

Ein Reimgedicht
in politisch-rythmischen Ungebundenheiten.

Ein hundert Thaler preußisch Courant
— Gibt männiglich ein Kieler Professor bekannt —
Dem, der an Oesterreich und Preußen
In des Liedes sinnigsten Weisen
Den Dank der Schleswig- und Holstein-Lande
Für ihre Befreiung aus der Knechtschaft Bande
Zu bringen vermag — ein Ehrenpreis!
Welch' deutsche Zunge wohl den zu erringen weiß.
Klingt es nicht wie bitterer Hohn,
Die Muse zu fordern zu solcher Frohn!
Aus welchem Munde tönt wohl ein Wort,
Auf welcher Leyer ein Akkord? — —
Unversehrt bleibe das Lorbeerreiß,
Das der Krieger sich errang mit Blut und Schweiß,
Des Führers Gebot folgend, seiner Fahn',
Hat er als Soldat seine Pflicht gethan.
Aber nicht für Deutschland, nicht für die Elbbundeslanden
Erfocht man die Siege, die eleganten — —
Die „norddeutsche gemeine,“ der Kreuzzeitung freche Zung' —
Geben Jedermann zu wissen genung:
Nicht um zu befreien die nordische Mark —
Nein! um das Lond'ner Protokoll — diesen elenden Quark —
Zu exequiren, die Kriegsmacht schwamm
Hinüber nach Alsen und selbst Sklagen nahm;
Es wisse das revolutionäre Geschmeiß,
Nicht etwa zu seinem Preiß —
Bewahr — um für Preußen zu erobern Land
Ist die Kriegsfackel dort oben entbrannt.

Eskamoteurs und Taschenspieler
Titulirt man die Professoren, die Kieler;
Mit der Knechtung dieser Brut, dieser parlamentären,
Will Bismark auch gegen die Andern sich kehren.
Im eignen Haus auf dem Dönhofs Platz
Dem Erfolg, den erkämpfte der preußische Degen,
Soll das preußische Volk zu Füßen legen
Sein Palladium, sein Landesstatut, den mit höhnischer Tücke
Man zu Leibe geht mit der Theorie „von der Lücke.“
Höret es vom Ministertisch dort
Das übermüthige verletzende Wort
Ob ihr mackelt am Budget, ob ihr bewilligt die Steuer —
Der König, dem Nichts im Herzen so theuer
Als sein herrliches Kriegsheer, dessen tiefstes Wesen
Er in der tiefsten Tiefe gelesen,
Kennt nur den Soldaten — die Constitution
Macht ihm kaum eine leichte Indigestion —
Drum widersprecht nicht, nicht widerstrebet,
Und stracks mit vollen Säckeln gebet. —
O süße Attribute der Demuth „von Gottes Gnaden“
Im Kriegsruhm zu schwelgen, im — Schaumwein zu baden —
Im Innern Willkühr und absolutistischer Knebel,
Nach Außen die annexionistischen Hebel.
Ihr aber ihr mittlern und kleinern Potenzen
Mit euern Staatsmännern und ihren kühnen Sentenzen,
Sammt dem hochheiligen Bund, dem alten Plunder,
So mürbe und schlottrigt wie Hadern und Zunder,
Der Rettungsanker, den ihr auserkoren,
Die Triasidee — ist todtgeboren.
Wydenbrugk, welch eine schmachvolle Verhöhnung
Wird deinem Dogma von der Versöhnung
Des Dualismus — sein doppelt geöffneter Rachen
Droht zu verschlingen die Starken und Schwachen.
Am Mainufer als Palliative
Erwartet man die bayerische Initiative
Umsonst — die Kleinen sie bangen und zagen,
Es geht ihnen Allen noch an den Kragen. —
Zwölfmal hat sich der Mond erneut,
Seit des deutschen Volkes Einigkeit
In Adressen und Deputationen
Offnen und geheimen Resolutionen
In schwungvollen demosthenischen Reden,
In gelehrten Gutachten von Fakultäten,
In Collektiv-Episteln mit streng gläubigen Sprüchen,
In losgelass'nen und verhalt'nen Flüchen
Seinen Willen manifestiret —
— Von den Vormächten so schlecht respektiret
Ueberall fließen aus vollen Händen
Patriotische Gaben und Bruderspenden;
Vergebliche Opfer — auch Beust, der Bewährte,
Von London blamiret zurückkehrte.
Alles leere Wort' und Schall.
Die ein gleiches Schicksal
Theilen mit den Dokumenten
Der gefürsteten Prätendenten;
Wahres und Falsches und allen Schund
Bewahrt die verschwiegene Registratur beim Bund.
Auf die schlechteste Hütte die letzten Hypotheken
Sind mehr werth als all' die vergilbten Scharteken.
Daß die nationale Ehre man will identifiziren
Mit dem Recht Erb-Friedrichs, thut nicht geniren;
Die Gelegenheit wird sich auch bald finden,
Dem verkörperten Recht, dem unbequemen, die Miethe zu künden —
Der Volksbote, weiland eine der ersten Größen
Im Münchner Verein, dieser seiner Blößen
Schämt er sich jetzt — in desperaten Capriolen
Muß er sich die geweihte Gunst wieder holen:
Für den Syllabus, das Rundschreiben
Und für das sonstige ultramantane Treiben
Kämpft ohne Rast und Ruh der Ehrenpatron
Als der Kirche fromm — reuiger Sohn;
Und der Nürnberger Anzeiger, der Jakobiner,
Dieser Gottlose und Baalsdiener
Klopft ohn' Erbarmen ihm auf die schwarze Livree,
Hat von der Tolerranz keine Idee. — —
Die schwäbische Zeitung in ihrem Dusel
— Ich glaube, sie trinkt Berliner Fusel —
Mit Rendsburg als Bundesfestung, mit der Kieler Bucht
Sie das Publikum zu beruhigen sucht. —
Indeß wird Bismark immer verwegener und dreister,
Er fühlt sich als der Lage Meister,
Zumal der Louis, diese räthselhafte Creatur,
Dermalen macht in der Literatur.
— Cato und Brutus, ihr müßt euch bequemen,
Vom modernen Cäsar euer Lob hinzunehmen —
Mit Erlanger Pfeilen und dialektischen Blitzen,
Mit guten und mit schlechten Witzen
Läßt der preußische Premier den Rücken sich spicken.
Und thut nur spöttisch um sich blicken;
Läßt sich nicht irre machen in seinen Ränken und Kniffen,
In seinen Plänen und unsaubern Griffen.
Am End' findet sich noch ein hungriger Dichter
Zur Verherrlichung, und ein Preisrichter,
Der zuerkennt die Silberlinge, den Judassold,
Den ausgeschrieben der Professor Weinhold. —
Meine Verse, schlecht, doch nicht feil, führen den Knittel-Lieder als den Dankes-Titel.
„Der Teufel verdiene die hundert Thaler blank
„Und zoll' der solidarischen Allianz den Dank.

P.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 10. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. März 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Sie haben das Rechte getroffen. Haben Sie Fräulein Marie richtig angesehen? Gefällt sie Ihnen?“

„Eine sehr interessante Erscheinung.“

„Ob sie es ist,“ rief Senftenberg, den neuen Collegen mit kleinen verschmitzten Augen ansehend.

„Ist es eine Tochter des Herrn Locke?“

„Nein, die Gouvernante der Nichte des Herrn Locke. Und — soll ich Ihnen noch Etwas sagen —“ Senftenberg erhob sich, daß sein Stuhl hinter ihm mit großem Lärmen zu Boden fiel, lehnte sich über den Tisch zu Meyerhoff hinüber und flüsterte diesem in's Ohr: „meine Geliebte.“

„Ich gratulire,“ entgegnete Meyerhoff, und nun erzählte Senftenberg genau und ausführlich die ganze Geschichte seiner Liebe.

„Sie ist höchst geistreich,“ versicherte er seinem Begleiter, „Sie sollten nur die Briefe lesen, die sie mir geschrieben hat; denn auf Briefe ist unser Hauptverkehr nun eben beschränkt, obwohl wir einander gegenüber wohnen. Nur mitunter des Sonntags, wenn Herr Locke mit seiner Familie ausgefahren und Marie durch Vorschützen von Unwohlsein u. s. w. der lästigen Pflicht, die Herrschaften begleiten zu müssen, glücklich entbunden ist — da husche ich hinüber und die Treppe hinauf, und in dem sogenannten „blauen Salon“ erwartet mich schon meine Marie zu süßem Geplauder, während ein Dienstmädchen draußen Schildwache steht. So unangenehm meine Stellung ist, diese Sonntagsnachmittage lassen mich Alles verschmerzen.“

„Stammt sie aus guter Familie?“

„Sie ist die Tochter eines unbemittelten Beamten.“

„Hat sie reiche Verwandte, die sie einst beerben wird?“

„Nein.“

„Also nur ein Abenteuer,“ äußerte Meyerhoff lachend.

Senftenberg überhörte diese Bemerkung.

„Marie hat eine kleine Eigenthümlichkeit an sich,“ fuhr er fort, „die mich mitunter unangenehm stört. Sie fürchtet nämlich nichts so sehr, als daß unser Verhältniß Herrn Locke entdeckt werden könnte. Als eines Sonntag Nachmittags, während wir gerade auch im blauen Salon saßen, unten ein Wagen vorfuhr, überfiel sie eine solche Angst, daß sie auf die Knie niedersank und laut betete. Ihre Befürchtung, Herr Locke könne mit seiner Familie unvermuthet zurückgekehrt sein, war unbegründet; denn es war eine Kindstaufkutsche, in welcher ein Dienstmädchen abgeholt wurde. Demungeachtet konnte sie ihre einmal rege gewordene Angst nicht mehr bemeistern, sie drang so inständig und so lange in mich, bis ich sie verließ und wieder nach meiner Wohnung hinüberging. Ich ließ mich nicht am Fenster sehen, wie sie es gewünscht hatte, ich war ärgerlich und suchte in sehr trüber Stimmung das Freie. Am nächsten Abend setzte ich mein Schmollen fort, indem ich mein Clavier öffnete und statt ihrer Lieblingsstücke unausgesetzt Tonleitern spielte. Auch sah ich nicht nach ihrem Fenster hinüber. Die Folge davon war, daß ich von Marie einen langen Brief erhielt, worin sie mich in warmen, rührenden Worten um Verzeihung und Nachsicht bat. Und so waren wir wieder vereinigt. Doch Mariens Furcht, die sie selbst ihrer Nervenschwäche zuschreibt, wird aufhören, sobald mir meine Verhältnisse gestatten, das ganze Geheimniß dem Manne, vor dem es jetzt noch am sorgfältigsten gehütet sein muß, gerade zu enthüllen, und —“

„Was?“ rief Meyerhoff erstaunt —

„Und,“ fuhr Senftenberg unbekümmert fort, „Marie vor aller Welt für meine Braut zu erklären.“

„Sie wollen sie wirklich heirathen?“ frug Meyerhoff mit ungläubigem Lächeln.

„Warum nicht?“ war Senftenbergs erstaunte Gegenfrage.

„Dann setze ich voraus, daß Ihre Vermögensverhältnisse Ihnen gestatten, bei der Wahl einer Gattin Ihr Herz sprechen zu lassen.“

„Ich selbst besitze keine Mittel.“

Mit einer solchen Heirath wird für Sie Vieles, Vieles zu sein aufhören, woran Sie sich sonst freuen konnten,“ sagte Meyerhoff zu Senftenberg. „Es ist eine Mißheirath. Mit einer Heirath, wie sie sein soll, darf weiter nichts aufhören, als die freie Wahl. Im Uebrigen muß sie die Freuden des Lebens vermehren, statt sie zu vermindern.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das heißt, meine künftige Gattin müßte mir zu dem Wenigen, was ich habe, noch hinzubringen, was mir gefehlt hat.“

Senftenberg schüttelte fremd den Kopf.

„Ich werde mir die Fesseln des Ehestandes nur dann anlegen,“ ergänzte Meyerhoff unter einem feinen, fast verächtlichen Lächeln, „wenn sie von Gold sind.“

Diese Worte hörte Mühlbach, der, Beide grüßend, eben an dem Tische, wo dieß Gespräch geführt wurde, vorüber ging. Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Fesseln anlegen — Ehestand —,“ dachte er bei sich, „ich lasse mich hängen, wenn Senftenberg dem Fremden nicht schon seine Liebesgeschichte anvertraut hat.“

Senftenberg aber schilderte seinem Nachbar mit flammender Begeisterung das eheliche Glück, das seiner in Mariens Armen wartete. Jenes Glück, das alle Schätze der Erde entbehrlich mache, jenes Glück der Zufriedenheit, das nie im Palast des Reichen, sondern nur in der Hütte der Armuth gefunden wird, jenes Glück, das im Besitze eines geliebten Wesens wurzelt. „Geld und Reichthum sind tausendfach auf der Erde vorhanden," schloß Senftenberg, „aber meine Marie ist nur einmal da, und wenn sie mit ihrer herrlichen Seele, mit ihren strahlenden Augen, mit ihrem lieben Angesicht, mit ihrer Nymphengestalt und mit ihrem von Liebe und Hingebung für mich erfüllten Herzen einst ganz mein gehört, um immer bei mir zu sein, niemals von mir zu gehen, so habe ich das Höchste gefunden, was ein Mensch finden kann, so habe ich — es klingt klein, aber es bedeutet viel — den Geist meines Lebens ergründet und den wahren Ausdruck dafür gefunden. O die Erschaffung des Weibes war die herrlichste Idee des Schöpfers, Gold und Edelsteine sind nur ihr äußerer, entbehrlicher Schmuck."

Meyerhoff hatte den Sprecher starr angeblickt. Ein feinerer Beobachter, als Senftenberg, würde gegrübelt haben, ob in diesem starren Blicke festgebannte Aufmerksamkeit oder Abwesenheit läge.

Meyerhoff zerdrückte, als Senftenberg geendet hatte, in seinem Auge eine Thräne. Ein feinerer Beobachter, als Senftenberg, würde sich gefragt haben, ob diese Thräne eine Thräne der Rührung oder nur eine Folge der physischen Anstrengung des Auges sei.

Senftenberg aber ergriff Meyerhoffs Hand, drückte sie fest und sagte:

„Wir sind einverstanden!"

Meyerhoff nickte. Dann gingen Beide.

Als Senftenberg, der den neugewonnenen Freund bis an die Thür seines Gasthofs begleitet hatte, allein nach Hause ging, murmelte er für sich: „Er ist ein guter Kerl, aber ein Bischen weich!"

Meyerhoff dachte, als er längst im Bette lag, über die verschiedenen neuen Eindrücke nach, die sich ihm am heutigen Tage, einem Wendepuncte seines Lebens, aufgedrängt hatten. Jede einzelne Stunde dieses Tages, von der Reise im Postwagen bis zu dem letzten Schoppen, den er im Bierkeller geleert hatte, zog noch einmal an seinem Geiste vorüber. Deutlich sah er alle neuen Gesichter vor sich, die er heute kennen gelernt hatte, das Gesicht seines Chefs, das Gesicht eines Jeden seiner Collegen und auch das Gesicht der Gouvernante. Bei dem letzteren Gesicht verweilte seine Phantasie, er sah den Angstschweiß auf dieses Gesicht treten, er sah die bebenden Lippen jenes Gebet stammeln, von dem ihm Senftenberg erzählt hatte. Er wurde die Erinnerung nicht wieder los, daß sie vor dem Gedanken, Locke könne sie in ihrem Verkehr mit Senftenberg überraschen, in die Knie gesunken war und laut gebetet hatte.

3.

Meyerhoff findet sich allgemach in seiner neuen Stellung zurecht. Es ist einer der unbedeutendsten Posten im Comptoir, den er über sich hat, aber er sieht ihm tüchtig vor und läßt sich nie eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen.

Man glaubt seinem ganzen Wesen anzumerken, daß er bisher unter sehr gedrückten Verhältnissen gelebt hatte. So schwierig allen Uebrigen die Existenz in dem Hause des

launischen, unter den arbeitenden Classen der Stadt als Tyrannen verschrienen Chefs erscheint, so geduldig trägt Meyerhoff sein Loos, das vielleicht gegen sein früheres ein goldenes ist. Er wagt nie in die Klagen seiner Collegen einzustimmen, er schweigt zu allen Vorwürfen, die sie auf Locke's Haupt häufen, wie ein Grab.

„Ich habe den schlimmsten Posten," äußerte einst Senftenberg gegen Meyerhoff, „ich unterstütze Herrn Locke bei Durchsicht der Waaren, die von den Webern abgeliefert werden. Ich bin streng angewiesen, den geringsten Fehler, den ich in einem einzelnen Stück entdecke, durch einen hohen Abzug am Lohne zu rügen. Auf der einen Seite, wenn ich der mir innewohnenden Humanität folge, droht mir der Verlust meiner Stelle; auf der andern Seite helfe ich das Elend der Weber vermehren. Wenn Marie nicht wäre — ich hätte längst schon mein trauriges Amt niedergelegt. — Ich thue zu Gunsten der Arbeiter, was ich thun kann; an dem Namen, den man in's Geheim diesem Hause beilegt, habe ich keinen Antheil. Die Unzufriedenheit meines Chefs mit meinen Leistungen ist mein Trost."

„Welchen Namen legt man denn diesem Hause bei?" frug Meyerhoff.

„Man nennt es" — Senftenberg blickte vorsichtig umher, um sicher zu sein, daß Niemand das Gespräch belauschte; — dann flüsterte er Meyerhoff in's Ohr: „man nennt es das Blutschlößchen."

Meyerhoff verzog keine Miene. Sein Schweigen drückte deutlich aus, daß er mit der Sache nichts zu schaffen haben wollte.

Niemand trug die Launen des Chefs mit der Geduld, wie Meyerhoff, und da er sich außerdem willig jeder Arbeit unterzog, so benutzte dieß Herr Locke, das Gebiet seiner Pflichten zu erweitern, so daß Meyerhoff endlich für Zwei arbeitete und seinem Chef die Besoldung eines Commis ersparte. Meyerhoff blieb nicht nur halbe Nächte arbeitend allein im Comptoir zurück, sondern er nahm auch noch Arbeiten mit nach Hause.

Alles dieß war Grund genug für Meyerhoffs Collegen, sich von ihm zurückzuziehen. Auch hielt sich Meyerhoff selbst in gemessener Entfernung. Dabei blieb es jedoch nicht, Meyerhoff begann jetzt eine neue Seite seines Wesens zu entfalten, wodurch er sich geradezu den Haß der Uebrigen zuzog. Er begnügte sich nicht mehr mit der Neutralität, die er bis jetzt dem gefürchteten Chef gegenüber beobachtet hatte, er suchte diesem sogar auf Unkosten der von dem übrigen Personal nur mühsam behaupteten Rechte zu gefallen.

Der Winter schien in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Strenge auftreten zu wollen. Es war Anfangs November und schon lag Berg und Thal in tiefen Schnee gehüllt; an den Dächern hingen starrende Zapfen, Eisblumen machten die Fenster undurchsichtig und auf der festgefrornen Oberfläche des Flusses vergnügten sich bereits die Schlittschuhläufer. Wurde die schöne Sommerzeit dem Comptoirpersonal Locke's vielfach dadurch verkümmert, daß es den größten Theil der lockenden Abende im dumpfen Comptoir hinbringen mußte, so brachte der Winter ein noch größeres Leiden. Herr Locke, dem es auf einige hundert Thaler nicht ankam, wenn es galt, ein schönes Pferd einzutauschen, der zur Verschönerung seines Gartens oder seiner Familienwohnung Tausende nicht scheute, war geizig, wenn es sich um Kleinigkeiten handelte, die dem Wohle seiner Familie ferner lagen. Nichts brachte ihn mehr außer Fassung, als im Winter eine behagliche Wärme im Comptoir

An einem eisig kalten Novembermorgen stand das ganze Comptoirpersonal am den Ofen, der nur eine sehr mäßige Wärme verbreitete. Nur Meyerhoff saß hinter seinem

Pulte am Fenster und schrieb mit roth gefrornen Fingern in seiner Strazze. Mühlbach, der von Allen gegen die Kälte am empfindlichsten war und mit emporgehobenen Rockflügeln dem Ofen am nächsten stand, äußerte zahneklappernd:

„Meine Herren, wenn Sie Lust haben, Ihre Gesundheit zu opfern, so thun Sie es; ich für meinen Theil scheue mich nicht, auf die Gefahr hin, Herrn Locke's Zorn auf mich zu laden, den Ofen mit reichlicherem Material zu versehen."

Mühlbach rief dem Markthelfer und befahl ihm, einen Korb Holz zu bringen.

Die Anderen waren über den Muth des Buchhalters erstaunt. Seiner Stellung wegen, von welcher die Ernährung seiner zahlreichen Familie abhing, suchte er mit seinem Chef so viel als möglich in Frieden zu leben. Wie einen Andern aber gewöhnlich nur die Hitze zu verleiten pflegt, einen Schritt zu thun, der über die Schranken seiner normalen Seelenstärke hinaus geht, so machte den Buchhalter die Kälte zum Helden. Mühlbach legte von dem frisch ankommenden Holze sogleich einige Stücke eigenhändig in den Ofen.

„Ich finde es so sehr kalt gerade nicht," ließ sich Meyerhoff vernehmen.

„Von Ihnen glaube ich sogar, daß Sie schwitzen," rief ihm Mühlbach, dessen Gesicht eine leichte Zornröthe überflog, zu. „Ich weiß auch, wem zu Liebe Sie schwitzen. — Ich für meinen Theil friere und dabei bleibts — oder auch nicht," schloß Mühlbach in gereiztem Tone und legte auf der Stelle noch einige Scheite nach, während die um den Ofen versammelten Herren in lautes Gelächter ausbrachen. —

Nach einiger Zeit kam Herr Locke. Es herrschte keine auffallend warme Temperatur im Comptoir. Aber von einer gewissen Gegend her leuchtete Anfangs klein, dann immer größer werdend ein rother Schein. Herr Locke blickte hin: der Ofen glühte. Und nun begann auch Herrn Locke's Gesicht zu glühen und auf der Stirne zuckte die aufgeschwollene Zornader wie ein blauer Blitz.

Mit Donnerstimme fragte er nach dem leichtsinnigen Verschwender, nach dem Urheber dieser Höllengluth. Alles schwieg, während Herr Locke, der jetzt plötzlich die Hitze unerträglich fand, sich den zugeknöpften Rock aufriß. Ein Gleiches that er mit der Weste, und da ihm nun nichts mehr aufzuknöpfen übrig blieb, so zog er sein weißes Taschentuch heraus und wischte sich damit den Schweiß von der trockenen Stirn. Meyerhoff aber kletterte auf ein Fensterbrett und — öffnete die oberen Fensterflügel, daß der eisige Winterhauch im sichtbaren Kampfe mit der hinausziehenden Ofenwärme hereindrang und dem Buchhalter sämmtliche Scripturen durcheinander wehte.

„Niemand anders als ein Lehrbursche ist solcher dummen Streiche fähig," grollte Herr Locke, „deßhalb bitte ich Sie," wandte er sich bedeutsam an Mühlbach, „als den Aeltesten im Comptoir, Carl'n strenger zu beaufsichtigen."

Noch immer nicht zufrieden mit der jetzt mehr als zu sehr gemäßigten Temperatur im Comptoir, ging Herr Locke nach diesen Worten hinaus, um im Hof auf und ab zu promeniren.

„Auf den Sack schlägt man," brummte der unschuldig gekränkte Carl, „und den Esel meint man."

Dem Buchhalter jedoch entging diese anzügliche Aeußerung, denn er stand bereits auf dem Fensterbrett und war angelegentlich beschäftigt, die obern Fensterflügel wieder zu schließen.

An diesem Tage nahm Herr Locke eine Gelegenheit wahr, mit Meyerhoff unter vier Augen zu sprechen.

„Wie sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden?" fragte er in einem Tone, der, aus dem Munde des Chefs, jeden Andern als Meyerhoff überrascht haben würde.

„Ich danke Ihnen," entgegnete Meyerhoff, den forschenden Blick auf Herrn Locke gerichtet, „sie läßt mir nichts zu wünschen übrig."

„Ich werde Ihnen von künftigem Monat an Gehaltszulage geben."

Meyerhoff verbeugte sich.

„Wie vertragen sich Ihre Collegen mit Ihnen?"

„Ich kann nicht klagen."

„Sie wollen nicht klagen. Sagen Sie mir in Allem die Wahrheit. Sie bilden, der Anmaßung und Unbescheidenheit der heutigen Jugend gegenüber, von der leider auch ältere Leute sich anstecken lassen, eine so rühmliche Ausnahme, daß es Ihnen an Anfechtung von Seiten Ihrer Collegen unmöglich fehlen kann."

„Erlassen Sie mir, Sie mit kleinen Händeln, welche abzuwehren mir ein Leichtes ist, zu behelligen. Sie haben ohnedieß Aerger und Sorge genug.

„Gerade soviel, um mich auch Ihrer noch annehmen zu können. Stößt Ihnen Etwas zu, so wenden Sie sich an mich. Es darf Ihnen von Niemanden Unrecht geschehen; hierüber zu wachen ist für mich Ehrensache. Verstanden?"

Meyerhoff verneigte sich und wollte gehen.

„Noch Eins!" rief Herr Locke ihm zu und Meyerhoff trat wieder näher, während jener ein Stück Papier zur Hand genommen hatte, das er in alle möglichen Formen brach.

Ist Ihnen noch nichts aufgefallen?" fragte Herr Locke mit einer leisen, tiefen Stimme. „Ich meine, ein Verhältniß zwischen zwei Personen, die Beide diesem Hause, wenn auch in ganz verschiedenen Stellungen, angehören."

Locke bemerkte in Meyerhoffs Augen ein eigenthümliches Blitzen. Er schien sich zu besinnen. Nach einem Weilchen sagte er:

„Ich weiß nicht, wodurch ich mich so ehrendem Vertrauen dankbar bezeigen kann."

Herr Locke winkte ablehnend mit der Hand.

„Nicht wahr," fuhr er fort und Meyerhoff, der keinen Blick von dem Gesichte seines Chefs abwandte, bemerkte, wie dieses von einer leichten Blässe überflogen ward, „nicht wahr, es ist Ihnen schon aufgefallen, daß sich zwei Personen in diesem Hause lieben?"

„Wie könnte mir das auch entgangen sein?" äußerte Meyerhoff in verbindlichem Tone, fest sein Auge auf Locke's Gesicht gerichtet, das immer blässer und blässer wurde.

„Und glauben Sie, daß diese Liebe eine gegenseitige ist? Glauben Sie, daß sie ihn wiederliebt?

„Oft haben Fremde dafür ein schärferes Auge, als die Betheiligten selbst," gab Meyerhoff zur Antwort, und Locke begegnete, als er gespannt zum Sprecher aufsah, einem so durchbohrenden Blicke, daß er sein Auge schnell wieder abwandte. „Soll ich sagen, was ich als Fremder beobachtet habe, so liebt sie ihn wieder." —

Herrn Locke's Hände zitterten, das Stück Papier, mit dem er gespielt hatte, fiel zu Boden.

„Mit der ganzen Gewalt ihres Herzens — liebt sie ihn wieder," fuhr Meyerhoff begeistert fort, während er auf dem kreideweißen Gesicht Locke's die blauen Adern zu Tage treten sah, „wie nur eine Gemahlin ihren Gatten lieben kann."

Außer sich sprang Locke von seinem Stuhle auf und rief mit kreischender Stimme dem Sprecher zu:

„Wen liebt sie?"

„Wen anders als Sie?" antwortete Meyerhoff mit erkünsteltem Erstaunen. „Mein Gott, ich hoffe nicht zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben zu haben; wen anders liebt Ihre Frau Gemahlin so hingebend, so heiß — als Sie?"

„Sie sind ein —" Locke sprach das Wort, das er auf der Zunge hatte, nicht aus. Sein Blick begegnete jenem eigenthümlichen Blitze in Meyerhoffs Augen noch früh genug, um hinter der Maske der Dummheit das ausgesprochenste Raffinement zu erkennen. Mit einem gewaltsam erzwungenen launigen Lächeln ergänzte er: — „sonderbarer Mensch," und entließ ihn freundlich. —

Meyerhoff ging. Er kniff die Lippen zusammen und dachte an jenen Sonntag-Nachmittag, wo die Gouvernante vor dem Gedanken, Herr Locke könne unvermuthet zurückgekehrt sein, auf ihre Knie gesunken war und laut gebetet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines Löwenbändigers.

Französische Blätter enthalten folgende drastische Erzählung aus Würzburg, von der wir bisher weder in bayerischen, noch in andern deutschen Blättern zu lesen bekamen: Seit einiger Zeit hielt sich in Würzburg ein Thierbändiger, Namens Soulages, ein geborner Franzose, auf. Er stand im kräftigsten Mannesalter, und seine Productionen zeichneten sich durch Sicherheit und Kühnheit aus.

Am 25. Januar, eben bevor er seine Production gab, scherzte und lachte er mit einigen Franzosen, worauf er sich in einen Käfig begab, in welchem sich ein Löwe und eine Löwin befanden. Die Uebungen, die er mit den Königen der Wüste anstellte, trugen ihm reichlichen Beifall ein, und der Erfolg machte ihn nur um so kühner. Wahrscheinlich um den Zuschauern für den Applaus durch ein außerordentliches Schauspiel zu danken, gab er in einem Käfig einen Löwen, eine Löwin, einen weißen und zwei schwarze Bären, vier Hyänen, zwei Wölfe und einen Königstiger zusammen. Mit erhobener Stirne, eine Peitsche in der Hand, trat er mitten unter diese Bestien. Kaum aber hat man das Gitter, durch welches er eingetreten, hinter ihm geschlossen, als der Tiger sich — nicht auf den Bändiger, sondern auf den weißen Bären stürzt. Das war das Signal zu einem schrecklichen Kampfe.

Der Löwe, von einer Hyäne angegriffen, stieß ein fürchterliches Gebrüll aus; die beiden schwarzen Bären fielen über einen Wolf her, die Löwin hielt eine Hyäne unter ihren Tatzen, und alle diese Thiere brüllten und heulten wild durch einander. Die erschreckten

Zuschauer drängten gegen die Thür, um der Gefahr zu entgehen, aber die Gefahr bedrohte nur Soulages. In der Hoffnung, die Thiere einzuschüchtern, schoß er zweimal sein Pistol ab, doch sollte ihm das verhängnißvoll werden. Der Tiger gab seinen Kampf mit dem weißen Bären auf und stürzte sich auf Soulages, der in einem Moment zu Boden gerissen und zerfleischt ward. Dem Tiger folgten die andern Bestien, die sich nun gierig auf den Bändiger stürzten, von dem nach wenigen Minuten nur mehr einige blutige Knochen übrig waren.

(Die Wolf'sche Philosophie.) Der berühmte Philosoph Wolf in Halle wurde 1720 bekanntlich beim König Friedrich Wilhelm I. von Preußen angeschwärzt, gefährliche Lehren in die Köpfe der Jugend zu streuen. Die Majestät, die von den Gelehrten überhaupt blutwenig hielt und deßhalb den vielwissenden Paul Gundling mehr als Hofnarren, denn als geheimen Rath behandelte, forderte von diesem wohlbeleibten Herrn Auskunft über die Beschaffenheit des Wolf'schen Systems. Gundling, der gern jedes Ding in's Lächerliche zog, um sich dafür zu entschädigen, daß man ihn beständig lächerlich machte, gab zur Antwort: „Erlauben mir Ew Majestät, daß ich Solches durch ein Beispiel erläutere. Wenn irgend einer von Ew. Majestät großen Grenadieren davon läuft, so hat er Solches nach Wolf's Lehren durchaus thun müssen; denn die Uebereinstimmung der Dinge bringt es so mit sich, daß dieser Kerl mit seinen langen Beinen zu einer gewissen Stunde sich in Bewegung setzen und davon laufen muß." Der König, der an seiner Potsdamer Riesengarde so zärtlich hing, daß er sie immer nur „seine lieben blauen Kinder" nannte, erschrack bei dem Gedanken an die Möglichkeit von Desertionen so heftig, daß er befahl, Wolf solle die preußischen Staaten binnen zweimal vierundzwanzig Stunden räumen. — Unter dem aufgeklärten Nachfolger des Soldatenkönigs ward aber sowohl der verbannte Philosoph mit Ehren zurückberufen, als das höchst überflüssige und theure Grenadier-Regiment aufgelöst.

Kaum hat der Aetna bis auf den Grund seinen Magen ausgeleert, fängt der Besuv zu speien an. Kein Wunder, wenn man bedenkt, was Italien während der letzten Jahre hat verschlucken müssen und unverdaut im Leib ihm liegen geblieben ist. Zuerst das süße Versprechen Napoleon's: „Italien frei bis zur Adria!" Dann das zähe Losungswort: „Rom oder Tod!" Ferner die immergrüne, nie reifende „Einheit Italiens!" Endlich „die Convention, die Encyklica und zu alledem kein Geld und kein Benetien!" Da möcht' Einem freilich übel werden. O, daß Deutschland auch einen Besuv hätte! Dann könnt' es doch auch einmal sein Herz erleichtern; so aber heißt es bei uns einfach: „Vogel friß oder stirb!"

(Wer keine Orden braucht.) Spontini's Brust war mit vielen Orden geziert; bei feierlichen Gelegenheiten trug er sie auch alle, und als er sich einstmals bei einem großen Musikfeste in Halle befand, äußerte bei der Concert-Probe ein alter Kammermusiker gegen seinen Collegen: „Sieh' einmal, wie viel Orden der Spontini trägt, Mozart hatte gar keine!" Spontini wußte genug Deutsch, um diese Aeußerung zu verstehen, wendete sich rasch gegen den Redner und sagte: „Lieber Freund, Mozart brauchte auch keinen!"

Bekanntlich haben die Engländer den König von Dänemark trotz der Verschwägerung der beiden Höfe im letzten Kriege im Stiche gelassen. Dafür erhielt der König nunmehr den Hosenband-Orden. Die „Eule" hat folgendes Epigramm darauf gemacht:

Der arme Dänenfürst! wir regen
Bei seinem Hilfruf keine Hand;
Nun er ein Bein verloren, legen
Wir auf die Wund' — ein Hosenband.

— Ein Abschiedsgedicht. Ein Dragoner erhielt vor einiger Zeit, als er die Garnison verließ, von seiner früheren Geliebten, einem poetisch begabten Dienstmädchen, folgendes Gedicht:

„Ich weine glühende Lava,
„Ich platz' vor Herzeleid,
Weil mein geliebter Kava-
lerist gezogen weit."

Frage: Welchen besonderen Vorzug hatte Adam vor anderen Männern? — Antwort: Er hatte keine Schwiegermutter.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 11. XII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. März 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

4.

Seit mehreren Tagen schon ist es in Locke's Hause sehr still zugegangen. Die Treppen sind überall mit Teppichen belegt; an jeder Thür ist eine Einrichtung getroffen, daß sie sich, selbst von unvorsichtiger Hand regiert, leise und unhörbar schließt. Herr Locke geht mit bekümmerter Miene umher und Jeder sucht ihm auszuweichen. Halbe Tage ist er im Comptoir gar nicht sichtbar. Er hält sich oben in seiner Familienwohnung auf, wo es noch viel stiller hergeht, als unten. Zwei Aerzte kommen täglich mehrere Male, mitunter wird auch in der Nacht zu ihnen geschickt. Wenn auf dem Corridor ein Dienstmädchen dem andern begegnet, flüstert stets die Eine, die eben aus einem gewissen Zimmer tritt: „Er wird wahrscheinlich sterben!“ Vor wenig Monden erst hallten derselben Person wegen, die im ganzen Hause Alles jetzt so still macht — diese Räume wieder von dem Jubel zahlreich geladener Gäste, und die Treppen, die jetzt mit Teppichen belegt sind, waren an einem gewissen Tage mit Guirlanden und Kränzen behangen. Das war am Tauftage des kleinen Locke. Seine Geburt wurde festlicher begangen, als die glänzendste Hochzeit, und in den Räumen eines Fürstenpalastes, wo ein erwachsener Thronerbe mit dem Tode ringt, kann keine drückendere Schwüle herrschen, als jetzt in dem Fabrikanten-Hause, seit der Säugling hoffnungslos an einer jener Krankheiten darnieder liegt, die so vielen zarten Kindern die Leiden und Freuden menschlichen Daseins abschneiden. Die Todtenstille im ganzen Haus war nur ein Mal unterbrochen worden: Madame Locke hatte zu ihrem Gemahl unter wehmüthigen Thränen geäußert: „Ich bin gefaßt, daß Gott ihn wieder zu sich nimmt.“ Diese Resignation war Herrn Locke fremd und unheimlich. Er warf seiner Gemahlin einen wilden Blick zu, stampfte heftig mit dem Fuße und ließ sie allein.

Eines Tages war Alles noch viel stiller im Hause. Man sprach nicht in gedämpftem Tone mehr, sondern man flüsterte; man traute der die Schritte dämpfenden Eigenschaft

der Teppiche nicht mehr, sondern schlich auf den Zehen über diese hinweg. Nur ein Schritt wandelte fest und unbefangen über die Teppiche und schallte laut in einem stillen Zimmer wieder, in demselben Zimmer, in dem der Erbfolger lag — der Schritt der Leichenfrau.

Locke's Haus gegenüber stehen eine Menge Frauen und Kinder, die neugierig nach der geöffneten Hausthür und nach den Fenstern des ersten Stockwerks schauen. Ganz denselben Anblick gewährte diese Gegend vor wenig Monden, wo eine gaffende Volksmenge die glänzenden Equipagen zählte, die donnernd hier vorfuhren. — Ganz dieselben Equipagen stehen heute still und düster die Gasse entlang, — still bis auf den ungeduldigen Hufschlag der Rosse, welche die Bewandtniß des Weges, den sie jetzt vor sich haben, nur in dem kurzgehaltenen Zügel empfinden werden.

Endlich schwankt er heraus, der kleine Sarg, reich mit Silber und mit Blumen geschmückt, und während er langsam vorauszieht, fährt Wagen auf Wagen an der Hausthüre vor und von den Einsteigenden sieht man nur die Füße. — Wie dunkle Schatten gleiten die Equipagen an den Fenstern des Comptoirs vorüber — wie dunkle Schatten, denn die im Solde des gebeugten Vaters stehenden Herren besitzen den Tact, ihre Augen auf ihre Arbeit zu richten, anstatt, jener neugierigen, unbetheiligten Menge gleich, die Gesichter nach dem Leichenzuge zu wenden. Der Zug ist vorüber, die Volksmenge gegenüber ist verschwunden, um ihn nach dem Friedhofe zu begleiten.

Im Comptoir herrscht tiefe Stille, — nicht die Stimme einer erschütterten Theilnahme, sondern die Stille der Ceremonie. „Es sind schon viele Kinder gestorben, Kinder, deren Väter bemitleidenswerther waren, als gerade dieser. Welche Ostentation um den Tod eines Säuglings! Wer weiß, wie viele Menschen er, gleich seinem Vater, einst geknechtet haben würde, wenn er am Leben blieb.“ Die herrschende Stille wurde durch den naiven Lehrling, Carl, unterbrochen.

„Es ist ein eigenthümliches Gefühl,“ sagte er, „wenn man einen Mann, der Einem sonst selbst Thränen verursacht hat, weinen sieht.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Mühlbach.

„Herrn Locke!“ war die Antwort.

Alle schwiegen. Viele lächelten verstohlen.

Carl, der das Stillschweigen, womit seine Bemerkung übergangen ward, kaum empfand, noch weniger verstand, fuhr nach einer Weile fort:

„Am meisten aber weinte Jemand, der am wenigsten Ursache hat, über den Tod eines künftigen Erben zu weinen.“

Tiefes Schweigen.

„Der Jemand, den ich meine,“ sprach Carl nach einer Pause weiter, „saß im zweiten Wagen.“

Wieder schwiegen Alle, aber Jeder suchte sich in's Gedächtniß zurückzurufen, wer in dem zweiten der Schattenwägen gesessen haben könnte.

„Ich meine Clärchen, die Nichte Herrn Locke's,“ fügte Carl nach einer neuen Pause hinzu.

Meyerhoff schien den eben geschilderten Vorgängen im Comptoir keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, trotzdem fragte er jetzt den Lehrling:

„Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?“

„Nun," entgegnete Carl, „weil sie doch jedenfalls die Universalerbin ihres Oheims wird, wenn dieser kinderlos bleibt."

„Davon verstehen Sie nichts," rief Meyerhoff scheinbar verächtlich. Mit einem Seitenblicke auf den Buchhalter fügte er hinzu: „Herr Locke hat noch hundert andre Verwandte mit gleichen Ansprüchen an seine Hinterlassenschaft."

Im Geiste hing Meyerhoff an Mühlbachs Lippen, in dessen dichtester Nähe er sich jetzt zu schaffen machte. Er wußte, daß er jetzt in das Gehirn des Buchhalters eine Brandrakete geworfen hatte, er wußte, daß die eben auf's Gerathewohl ausgesprochene Behauptung von diesem dem Geschäfte schon seit mehr als einem Decennium dienenden, mit allen Verhältnissen des Hauses und der Familie vertrauten Veteran beistimmend oder widersprechend beantwortet werden würde.

„Herrn Locke's Verwandtschaft," begann endlich Mühlbach, indem er sich von seinem Platze erhob und nach dem Ofen ging, um das Feuer anzuschüren, — „Carl," rief er dem Lehrling zu, „sagen Sie doch dem Markthelfer, er solle Holz herein bringen, aber schnell, ehe Herr Locke vom Kirchhofe zurückkehrt."

Mühlbach suchte die letzten Holzstückchen und Splitter aus dem Holzkorbe zusammen und bemühte sich ängstlich, dieselben unter die nur noch glimmende Masse im Ofen zu vertheilen, daß die vorhandene Gluth sich von diesen Fragmenten wenigstens so lange nähren konnte, bis der neue Holzvorrath ankam.

„So thun sie doch, Carl, wie Ihnen Herr Mühlbach geheißen hat," donnerte Meyerhoff den Lehrling an, der ruhig sitzen geblieben war und mit einem Blicke der Verwunderung auf Meyerhoff sich jetzt schnell auf den Weg machte. Damit war jedoch bei Mühlbach das alte Gleichgewicht, das zur Wiederaufnahme des vorhin abgebrochenen Gesprächs nöthig war, noch nicht hergestellt, denn der Buchhalter war besorgt, daß der Bringer des neuen Holzvorraths in der Hausflur mit Herrn Locke zusammen treffen möchte und blickte in ängstlicher Erwartung nach dem Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

Nichts anzuziehen!

„Aber ich sage Ihnen, daß ich die Spitzen haben muß," betheuerte Lady Clare; „ich habe keine Anderen, die passen; sie sind sehr alt und kostbar."

„Ich sehe es wohl," war die ruhige, gedrückte Antwort der armen Spitzenstopferin, welche fühlte, daß die Umstände gegen sie waren, wie sie es immer gewesen, und schon seit so langer Zeit, daß sie jedes Hoffen auf Besserung verlernt hatte. Die vornehme Dame, vor welcher sie stand, wandte sich aufblickend und mit einiger Neugierde zu ihr hin, als sie die vier ruhigen Worte hörte.

„Ja," fuhr Lady Clare fort, „ich setze voraus, daß Sie den Unterschied zwischen guten und geringen Spitzen kennen, sonst würden Sie nicht verstehen, sie fehlerlos auszubessern. Foley und Hudson empfahlen Sie mir angelegentlichst als eine gute und billige Arbeiterin. Sie sehen, das Stück wurde durch Zufall zerrissen und ich kann kein Anderes von demselben Muster finden.

„Könnten Sie mir nicht bis Freitag Zeit geben, Mylady?"

Mit einer Geberde der Ungeduld entgegnete Lady Clare: „Wie wäre das möglich, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich das Kleid bis morgen Abend brauche? Ich habe durchaus nichts Anderes anzuziehen."

Die Spitzenflickerin warf einen scheuen Blick durch das Zimmer. Vielleicht drängte sich ihr der Gedanke auf, daß es doch sonderbar sei, wenn die Bewohnerin eines solchen Gemachs nur ein einziges Gesellschaftskleid besitzen sollte; aber sie empfand darüber kein besonderes Erstaunen — da sie schon öfter solche Aeußerungen zu hören Gelegenheit gehabt hatte. Ihr Auge streifte jedoch nur flüchtig über die Anhäufung von Eleganz und Kostbarkeit und traf dann die Dame, die mit einem Ausdruck leichten Verdrusses in den Zügen in einem niedrigen Lehnstuhl, die Füße auf einem weichen Kissen, da saß; dann blieb es auf dem dicken, sammetartigen Teppich auf dem sie stand, haften, als ob die schönfarbigen Blumen darauf eine besondere Anziehungskraft ausübten.

„Ich habe einen kleinen Knaben krank zu Hause, Mylady; hoffnungslos hinsiechend wie ich fürchte," sagte die Arbeiterin; „ich bitte, Sie mögen mir verzeihen — ich habe seit drei Nächten nicht geschlafen und —"

Lady Clare fiel ihr hastig in's Wort. Sie hielt sich durch die Weigerung der Frau, eine Arbeit zu übernehmen, mit der sie ihr eine Wohlthat zu erzeigen gedachte, für ein wenig beleidigt und beachtete nicht die Erwähnung des kranken Kindes.

„Die Handlung Foley und Hudson empfahl Sie," wiederholte sie daher, und gab mir zu verstehen, daß Sie über die Beschäftigung froh sein würden. Wenn Sie die Arbeit nicht zu rechter Zeit fertig machen können, so wird sich Jemand Anders dafür finden.

Der Spitzenflickerin Augen hafteten noch immer auf den Teppichblumen, obgleich sie sie kaum sah. Sie wußte, daß sie die ganze Nacht beim Nähen würde aufsitzen müssen, daß der Knabe, an dessen hinschwindendem Leben sie hing, wie nur eine Mutter es kann, umsonst nach ihr rufen würde; und sie wußte auch, daß, wenn sie die Arbeit ausschlüge, eine Andere sie machen würde. Ihr Kampf mit dem Leben war zu schwer, um ihr zu erlauben, sich den geringsten Verdienst entgehen zu lassen.

„Ich danke Ihnen, Mylady," sagte sie endlich, „ich bin froh um die Arbeit, sehr froh und ich will sie zu rechter Zeit fertig machen. Ich bin eine schnelle Arbeiterin."

Sie ging fort und Lady Clare lehnte sich zurück und nahm ein Buch zur Hand. Sie war an einer interessanten Stelle unterbrochen worden und wunderte sich jetzt, daß sie kein Interesse mehr daran fand. Sie fühlte sich aus irgend einem Grund nicht so befriedigt über die Spitzenangelegenheit, als sie erwartet hatte. Natürlich konnte sie jetzt das gewisse Kleid an dem gewissen Abende anziehen, ihre Laune hätte sich keinem Widerspruch fügen müssen. Sie grübelte, warum sie nicht zufrieden war und das vergrämte Antlitz der Spitzenstopferin stieg vor ihr auf. Es schien ihr, als stünde die Frau, in schattenhafter Gegenwart, noch immer auf dem blumendurchwirkten Teppich vor ihr. Das Antlitz trug den Ausdruck solch schmerzlicher Geduld, widerstandsloser Unterwerfung und hoffnungsarmer Resignation, als ob die Eigenthümerin nie eine Freude erlebt hätte und auch wüßte, nie eine zu erleben! Lady Clare fing an, über das Dasein solcher Frauen nachzudenken. Es war ein Gegenstand, über den sie gänzlich unwissend war. Sie war erst seit ihrer Ver-

heirathung nach London gekommen und ihre Vorstellung von der Existenz der großen Masse der dortigen Armen war undeutlich und unbestimmt.

„Wie müde sie aussah!“ dachte sie. „Ich wünsche, ich hätte ihr eine Hilfe angeboten. Ich dachte nicht daran. Wenn ich wenigstens nicht um die Bezahlung mit ihr gehandelt hätte!“

Dann fiel ihr plötzlich die anfänglich unbeachtet gebliebene Erwähnung des kranken Kindes ein. Sie legte ihr Buch hin und blickte in das Feuer. Sie war oft vor Betrug gewarnt worden; war dies Einer? Vielleicht dachte sie an ihren eigenen kleinen Knaben und erweichte sich ihr Herz bei der Vorstellung von eines Kindes Leiden; vielleicht schien es ihr auch jetzt, als hätte sie nicht so unnachsichtlich wegen der Spitzen zu sein brauchen, und als wäre es doch allenfalls möglich zu machen an dem morgenden Abende ein anderes Kleid zu tragen. Sie überzeugte sich sogar von der Möglichkeit und machte sich Vorwürfe. Sie erinnerte sich, schon von ähnlichen Fällen mitleidlosen Druckes gegen arme Näherinnen gehört zu haben, und wie sie selbst darüber den tiefsten Unwillen empfunden hatte. War ihr Benehmen in der vergangenen Minute nicht ebenso tadelnswerth gewesen? Lady Clare ging vom Kamin zum Fenster und wünschte von ganzem Herzen, daß die Spitzenflickerin noch vor ihr stehen und den müden stillen Blick auf die Teppichblumen heften möchte.

„Und ich hätte ihr helfen können,“ überlegte sie, „und ich that es nicht. Schlimmer noch, ich handelte um den Preis. Ich möchte mich wohl überzeugen, ob sie die Wahrheit sprach, ob sie wirklich einen kleinen kranken Knaben hat; ob — ob —“

Einige Zweifel beunruhigten sie. Ihr Gatte war nicht zu Hause, daher konnte sie sich nicht bei ihm Rath erholen; sie wußte nicht, ob er es billigen würde, wenn sie selbst die Frau aufsuchte. Sie war jung und unerfahren. War es passend, wenn Damen von ihrem Stande sich in die Wohnungen Londoner Armer wagten? Warum sollte es denn unpassend sein! Aber gefährlich! Auch das am Ende nicht. Mylady stand noch immer am Fenster und blickte sinnend auf die in leichten Nebel gehüllten Bäume des Square's vor ihrem Hause. Zuletzt entschloß sie sich.

Nicht lange nachher stand Lady Clare's Equipage vor der Spiegelglas-Front des großen Waarenlagers der Herren Foley und Hudson, und ein Bediensteter der Firma sprach mit Mylady. Er stotterte ein wenig in seiner Antwort auf die Frage der Dame. Er zögerte und fuhr mit der Hand durch das Haar und sah sich verlegen in der Hoffnung um, daß vielleicht Einer der Prinzipale ihm zu Hilfe kommen möchte.

„Die Spitzenflickerin,“ sagte er — „gewiß, ich kann die Adresse nennen; aber in der That, Mylady können sich nicht selbst in eine solche Straße begeben.“

„Warum nicht?“ fragte sie.

„O, nein, — wirklich nicht —“

„Ist es gefährlich?“

„Das wohl nicht, Mylady; allerhöchstens bei Nacht. Aber —“

„Nun“ meinte Mylady, „es ist jetzt nicht Nacht; es ist wenig über die Mittagsstunde.“

„Ganz recht,“ sagte der junge Mann, könnte ich aber nicht für Mylady eine Botschaft ausrichten?“

Sein Blick fiel auf den Kutscher und Bedienten, als er diese Worte sprach, und auch auf die Zofe, welche den Rücksitz des Wagens einnahm, und er hielt es doch für

unwahrscheinlich, daß Lady Clare in das Magazin gekommen wäre, um einen Boten zu haben. Daher unterbrach er sich und nannte nur noch die verlangte Adresse.

Mylady's Wagen fuhr fort; Kutscher und Bediente tauschten verwunderte und ärgerliche Blicke und Geberden, und die Zofe würde Widerspruch geäußert haben, wäre sie nicht eine kluge Person gewesen, sie wußte, wie weit sie gehen durfte. Die Straßen wurden schmutziger und enger, der Kammerfrau Gesicht verzog sich mehr und mehr, während Lady Clare immer entschlossener auf den Weg blickte. Nach und nach verwandelte sich dieser Ausdruck der Entschlossenheit in den schmerzlichen, mitleidsvollen Erstaunens. Welche Reihen von entsetzlichen, einsturzdrohenden Häusern, sich gegen die finstern Straßen neigend! Wie hatte die aus den Gassen aufsteigende Feuchtigkeit sie geschwärzt! Hier war nicht einmal die freie Gottesgabe, frische reine Luft, zu finden! Welche Gruppen von verkümmerten, jämmerlichen Kindern, bedeckt mit Schmutz, bedeckt mit Lumpen, barfüßig, hohläugig, in herzbrechender Vernachlässigung!

„Dies die Kinder von Mitmenschen! Mein Gott, welches Elend!" rief unwillkürlich Lady Clare aus.

Hier und da stand eine Thür auf; instinktmäßig errieth sie, daß es Branntweinläden waren. Sie sahen weniger gräßlich bei Tag aus, als im grellen Gaslicht, wenn dies stiere, verglaste Augen und verthierte Gesichter trunkener Männer und Frauen bescheint; das Tageslicht ist milder und barmherziger, aber gräßlich war es immer noch.

Als der Wagen hielt, wandte sich Lady Clare zu ihrer Zofe, erwartend, daß diese zuerst aussteigen würde; sie rührte sich jedoch nicht.

„Ich bitte um Vergebung, Mylady," sagte sie, „ich könnte nicht in das Haus gehen. Ich fürchte mich zu sehr. Ich könnte wirklich nicht. Auch bin ich nicht verpflichtet —"

„Schon recht," fiel die Dame ruhig ein und stieg aus dem Wagen.

Sie stand in dem elenden Hausgange, am Fuße der großen düsteren Treppe von Eichenholz, die gänzlichem Verfall nahe war. Einst war das Rauschen seidener Schleppen und das Klirren goldener Sporen auf dieser Treppe laut geworden; Ritter und Fräulein hatten sie überschritten, Liebende auf ihr ein flüchtig Abschiedswort getauscht, und hochtönende Namen waren von ihrer obersten Stufe anmeldend in Räume gerufen worden, in denen jetzt Sünde, Elend, Hunger und Nacktheit herrschten und ihre reichen traurigen Ernten hielten.

Ein Gedanke der Furcht und des Schreckens durchfuhr Lady Clare's Sinn; ein Schwindel bemächtigte sich ihrer. Wie wenn des Knaben Krankheit ansteckender Natur wäre und sie den Giftstoff ihrem eigenen Kinde mittheilte? Dann erinnerte sie sich der Worte der Frau, daß der Kleine „hinsiechte," und sie faßte neuen Muth. Als sie jedoch in das Zimmer kam, in dem die Spitzenstopferin wohnte, sank ihr abermals das Herz. Sie hatte Armuth zu sehen erwartet, sicherlich; aber ihr Begriff von Armuth war nach einem anderen Maßstab gebildet. Im Kamin brannte kein Feuer. Die entfärbten Wände tropften von Nässe und die Feuchtigkeit sickerte langsam auf den kahlen ausgetretenen Fußboden nieder. Der Stuhl von dem die Spitzenflickerin mit ihrer Arbeit in der Hand aufstand, war der einzige vorhandene und zerbrochen. Sie konnte ihn der vornehmen Besucherin, die seine schwache Stelle nicht kannte, nicht anbieten.

Lady Clare, welche die zögernde Bewegung wahrnahm, sagte rasch: „Nein, nein; bitte, setzen Sie sich wieder," und ging zu einem unkenntlichen Haufen in einer Ecke der

Mansarde. Er erwies sich als ein paar Bretter, welche auf Backsteinen von dem Boden erhöht lagen. Etwas gleich einem alten Sack war darüber gebreitet, und auf diesem kalten, harten Lager, mit einer Handvoll Stroh als Kopfkissen und dem Rock, den seine Mutter zu dem Zwecke ausgezogen, als Decke, lag der kranke Knabe.

Lady Clare beugte sich über ihn. Seine matten Augen erhellten sich für einen Moment, als er die farbigen Bänder ihres Hutes sah, und seine kleinen mageren Hände streckten sich darnach aus, wie nach einem Sonnenstrahl. Der Dame Antlitz war sehr blaß, als sie sich wieder zu der Mutter des kranken Kindes wandte.

Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie sich zu dem Repariren der Spitzen Zeit nehmen können."

„Ich danke, Mylady, ich danke."

Die Augen der beiden in so verschiedenen Lebenssphären sich bewegenden Frauen begegneten sich, und was die Arme der Reichen zu sagen haben möchte, blieb ungesagt. Es lag Etwas in dem beschämten und gerührten Blick der Letzteren, das in dem Herzen der Ersteren Gefühle, welche dumpfe Hoffnungslosigkeit so lange erstickt, von Neuem wachrief.

„O, Mylady," sagte sie endlich leise, „es war nicht immer so. Und dieser Ort, — ein solcher Ort für Sie zu —"

„Still!" sprach Lady Clare sanft; „und solcher Wohnungen sind viele?"

„Hunderte sind schlimmer," lautete die Antwort. „Ich habe meistens Arbeit, obgleich selten solche wie die Ihrige, aus erster Hand. Meistens kommt sie uns durch die Kaufleute zu, die hart mit uns umgehen. Es gefällt ihren Kunden, billige Arbeit gemacht zu bekommen. Sie drücken uns auf den letzten Heller herunter, und was die Eine nicht thun will, thut die Andere. Aber das ist noch nicht das Schlimmste."

„Und was ist?" fragte Lady Clare.

„Das Schlimmste ist, Mylady, wenn von uns verlangt wird, daß wir eine Arbeit, die vielleicht vier Tage Zeit braucht, in zwei Tagen machen sollen. Dann müssen wir die Nächte zu Hilfe nehmen. Das nimmt uns unsere einzige Wohlthat, den Schlaf. Der Schlaf ersetzt uns den Mangel an ausreichender Nahrung. Es ist überall so. Ehe ich heirathete, arbeitete ich bei einer Kleidermacherin. Ich mußte Nachts arbeiten, bis ich keinen Stich mehr sah, bis mein Kopf von einer Seite zur anderen schwankte und ich nicht mehr wußte, wohin die Nadel ging; und dann mußte ich wieder auftrennen und dieselbe Arbeit noch ein Mal machen. Ich dachte jung zu sterben, wie die meisten Anderen, aber ich blieb leben und blieb im Elend. Ich klage nicht, wenigstens nicht oft. Ich denke manchmal, wenn die vornehmen Damen es wüßten, wie hart es ist, die Arbeit von zwei Tagen in Einem thun zu müssen, so würden sie uns mehr Zeit geben; und wenn sie wüßten, wie theuer uns billige Arbeit zu stehen kommt, so würden sie auch keine solche verlangen. Es war sicherlich sehr gut von Ihnen, Mylady, wegen der Spitzen Nachsicht zu haben, sehr gut. Ich danke Ihnen vielmal, von ganzem Herzen."

„Ihr kleiner Knabe soll auch noch heute Nacht auf einem besseren Bette schlafen und er soll stärkende Nahrung haben," sagte Lady Clare.

„Ich hoffe wieder zu kommen und ihn besser zu finden. Ich kannte niemals etwas so Trauriges, ich hielt es niemals für möglich. Ich wollte ich könnte mehr thun; ich wollte ich könnte Sie gänzlich der Sorge entreißen, Sie und alle Ihre Unglücksgefährtinnen."

Lady Clare spendete eine reichliche Hilfe und entfernte sich mit ernster Miene, traurig über all' das Elend, das auf Erden weilt. Sie hatte eine weise Lehre empfangen, die, ihrerseits nie die Last der Armen auch nur um das Gewicht eines Strohhalms schwerer zu machen, und ebenfalls den gewissenlosen Launen Anderer Einhalt zu thun, wo es ihr immer möglich sein würde. Welch große wirkliche und Unterlassungssünde erzeigt die traurige Wahrheit, „daß die eine Hälfte der Welt nicht weiß, wie die andere lebt!"

Bierbrauers Trost.

Wer heutzutag will Brauer sein,
Darf nicht die Ruh' verlieren.
Zumal die Gäste, grob und fein,
Das Bier stets kritisiren,
Daß man oft möcht hinaus zum Loch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Dem Einen ist das Bier zu braun,
Dem Andern ist's zu helle,
Und jeder muß es erst beschau'n,
Eh' kaum er sitzt zur Stelle.
Sie tadeln fort die ganze Woch' —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Bald soll es haben einen Stich,
Bald wieder ist's zu bitter;
Dem einen ist's zu wässerig,
„Zu dick!" schreit gar ein Dritter,
Und And're tadeln And'res noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Wenn's Bier recht kräftig ist und stark,
Daß man könnt' sein zufrieden,
Dann machen sie es erst recht arg,
Es wird das Haus gemieden:
„Es ist 'was drin, man kriegt gleich hoch"
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Sie rechnen Einem her in Eil',
Was mich das Bier wohl koste,
Der Hopfen sei gar billig feil
Von Saaz bis nach Aloste!
Die Gerste auch sei wohlfeil noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Tagtäglich sagen sie, man soll
Den Preis vom Bier abschlagen;
Man könnte werden taub und toll,
Was sie da alles klagen;
Ein Jeder will es bill'ger noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

D'rum meinem Herzen geht's nicht nah,
Wenn sie auch immer wandern;
Mein Trost ist dies! sie machen's ja
Dem Einen wie dem Andern.
Und darum bleibt der Bierpreis hoch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Ludwig Jegel, bekannt aus den Bewegungsjahren 1848/49 als Redakteur des „Fränk. Kuriers," kehrte vor einigen Jahren aus Amerika in sein Vaterland zurück. Er errichtete mit seinem in Amerika erworbenen Vermögen die Badeanstalt zu Rupprechtsstegen bei Nürnberg, hat jetzt aber fallirt, und zeigt dies seinen Gläubigern in folgenden Worten an:

Rupprechtsstegen, die schöne Leiche,
Es ward erobert im fremden Reiche,
Es ward verloren im Heimathland
Durch meinen eignen Unverstand,
Der treulich wähnte, doch vermessen,
Daß dumme Säue Perlen fressen.
Ich konnte die Gegend nicht schöner schaffen,
Die leider zu schön war für Protzen und Affen.
Ich baute für Götter und Fashionables
Leider ein wenig zu sehr in den Nebel,
Ich schanzte mit Spaten und Reklamen,
Wie sie nie so schön zur Presse kamen,
Ich kaufte ein Hauptbuch, beginnend: „Mit Gott"
Was half das Alles? Ich ward doch banquerott."

Nürnberg, 1. Februar 1865 als am Tage seiner zweimaligen Reise nach Nordamerika. Lud. Jegel.

(Ein resoluter „Affe".) Vor nicht langer Zeit war die Menagerie Kreuzberg während eines heftigen Sturmes auf dem Meere und der ganze Menageriekasten mußte mit seinem theuren Inhalte über Bord des Schiffes geworfen werden. Als die Reihe an die Behälter kam, sprach der riesige Orang Utang plötzlich deutsch und schrie: „Om Gotteswillen, lasset mi 'raus; i bin der Sohn vom Kronewirth in Mähringen und in Päris a Aff' worda." Diese Geistesgegenwart zu rechter Zeit rettete dem sonderbaren Affen das Leben.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 12. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. März 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Also, was wollten Sie sagen, Herr Mühlbach?“ fragte Meyerhoff.

Mühlbach antwortete nicht, sein abwesender Blick schweifte nach dem Fenster.

„Herr Mühlbach!“ raunte Meyerhoff dem Buchhalter zu, „vergessen Sie Ihre Rede nicht, ich hatte Sie, glaube ich, unterbrochen.“

Mühlbach wandte sich um und sah den Sprecher mit abwesendem Blicke an. Als hätte er Etwas versäumt, drehte er den Kopf schnell wieder nach dem Fenster und fragte Meyerhoff:

„Fuhr da nicht eben ein Wagen vorbei?“

Inzwischen trat jedoch der Markthelfer, den Korb bis über den Rand mit Holz gefüllt, durch die Thür und, nachdem er im Ofen unter Mühlbachs Leitung gehörig aufgeschüttet hatte, verließ der Buchhalter seinen Posten am Ofen und kehrte unter vergnügtem Händereiben, wie eine Mutter, die ihr Kind nach langem Mühen in festen Schlaf gewiegt hat, beruhigt an seine Arbeit zurück.

„Was wollten Sie vorhin sagen?“ wiederholte Meyerhoff leise seine Frage.

„Wovon sprachen wir denn?“

„Ich habe es selbst vergessen, ich erinnere mich nur, daß Sie sagten, — Herrn Locke's Verwandtschaft —“

„Herrn Locke's Verwandtschaft,“ recitirte der Buchhalter mit nachdenkend zur Decke emporgerichteten Augen; „ja richtig, Herrn Locke's ganze Verwandtschaft beschränkt sich nur auf diese einzige Nichte. Sie ist Schwesterkind von Madame Locke und auch deren einzige Verwandte.“

„Nun — und —?“

„Nun, und dieser fällt einst das ganze Vermögen zu.“

„Das glaube ich doch kaum," warf Meyerhoff mit der ganzen Gleichgültigkeit hin, mit welcher man Dinge, die Einen wenig interessiren, bespricht.

„Auf Ehre!" rief Mühlbach fast gereizt.

„Meinen Sie wirklich?"

„Es verhält sich schlechterdings nicht anders."

„Aber wie dann, wenn Herrn Locke's Ehe wieder mit einem Kinde gesegnet wird?"

„Dann erhält die Nichte einen gleichen Antheil mit diesem Kinde, so steht es in Herrn Locke's Testament. Das weiß ich, weil Herr Locke selbst kein Geheimniß hieraus gemacht hat, um seiner Nichte in den Augen der Welt die Stellung einzuräumen, die sie einnimmt."

„Ein sehr edler Zug von Herrn Locke," bemerkte Meyerhoff.

„Ah!" rief Mühlbach, „Leute, die es mit dem Wohle Fremder weniger genau zu nehmen scheinen, sind oft in ihrem eignen engen Familienkreise die „zärtlichsten Menschen."

„Und diese Nichte," rief Carl laut über das ganze Comptoir und schlug mit der Faust auf sein Pult, „muß meine Frau werden! Punctum!"

Das ganze Personal schlug ein schallendes Gelächter auf. Meyerhoff aber wandte sein Gesicht nach dem Fenster und das Gesicht war roth geworden, wie das rothe Löschblatt, das er zwischen den Fingern zu einer Kugel zusammen drückte. Die Aeußerung des Lehrlings klang in seinem Innern wieder — wie der Schuß aus einer Flinte, die er heimlich geladen hatte und, von der Hand eines unvorsichtigen Knaben abgefeuert, plötzlich krachen hört. So stand er noch am Fenster, als eine Equipage langsam vorfuhr. Herr Locke stieg aus mit seiner Nichte. Starren Auges verfolgte Meyerhoff das Kind, bis er es nicht mehr sehen konnte.

5.

Wie schon oft, seit Meyerhoffs Eintritt in das Geschäft, sah man auch heute, zur späten Abendzeit, durch die Ritzen der Comptoirläden Licht schimmern. Meyerhoff war wieder allein zurückgeblieben. Aber er arbeitete nicht — er saß an seinem Pulte, in tiefes Sinnen versunken. — So saß er schon seit Stunden. Er beschäftigte sich mit dem Glücke Desjenigen, der einst Clärchens Hand erhalten wird. Irgend ein junger, reicher, angesehener Mann wird sie erhalten. Wo mag er jetzt weilen, dem sie im Geheimbuche der Geschicke bestimmt ist? Noch kennen Beide sich nicht. Noch schläft in ihren Herzen der Funke der Liebe. — Liebe? hier liegt eine Wendung! Der wird Clärchens Hand erhalten, den sie liebt! Sie wird ihn auf einem Balle, auf einer Badereise kennen lernen. Dann ist ja die Liebe das Werk eines Augenblicks. Clärchen wächst gewiß einst zu einem schönen Mädchen heran. Wenn das kleine, allerliebste Gesicht, das wie gemalt aussieht, einst die verständigen, eigenwilligen, stolzen Züge jungfräulicher Reife erhalten haben wird — wenn aus dem dunkelblauen großen Auge einst der gebildete Geist und die Anmuth des Herzens hervorleuchten wird — und dazu, gerade wie schon jetzt — über der Stirn und um die Schläfe sich die braunen Löckchen ringeln bis in den Nacken hinab, — wer sollte nicht auf der Stelle von ihr bezaubert werden? Aber nicht Jeder, dem dieser Zauber das Herz versengt, kann ihr Gemahl werden. Nur Einer, — den sie wieder liebt. Und dieser muß sich durch Etwas auszeichnen, das die spröde Schöne fesselt — durch Liebenswürdigkeit, Männlichkeit —

durch eine stattliche Figur, wie zum Beispiel Meyerhoff sie hat, der jetzt an den Comptoirspiegel tritt und darin ein regelmäßig gebildetes Gesicht sieht. Ueber die rothen Wangen bis zum Kinn hinab zieht sich eine ganze Milchstraße winziger schwarzer Pünctchen hin: der Ansatz zu einem starken Barte, der so rabenschwarz wird, wie das üppige Haar über der etwas niedern Stirn. Welchen Zauber übt solch ein Bart auf das schöne Geschlecht aus, welchen Zauber aber erst das Lächeln mit halbgeöffnetem Munde, aus welchem zwei Reihen blendend weißer Zähne wie Perlen hervorblitzen. Und die zarte, weiße Hand, mit den schmächtigen Fingern, und der Accent und Wohllaut der reinen norddeutschen Aussprache, den man hier allgemein bewundert. Ein solcher Mann könnte schon unwiderstehlich sein; daß er es Andern bereits gewesen ist, kann mehr als Eine bezeugen. — Wer freilich bürgt für Clärchens einstige Geschmacksrichtung? Man sagt, daß Gewohnheit zur Anhänglichkeit und Anhänglichkeit zu Liebe werden kann. Meyerhoff erinnert sich eines armen Clavierlehrers in seiner Vaterstadt, der eine seiner reichsten Schülerinnen geheirathet hat. Sie war ein Kind, wie Clärchen, als der junger Musiker seinen Unterricht begann. Das Kind gewöhnte sich während der Reihe von Jahren, wo es seine Schülerin war, so an ihn, daß die Jungfrau sich nicht wieder von ihm trennen konnte. Die Eltern wollten die Heirath nicht zugeben, das Mädchen verfiel in Trübsinn; in der ganzen Stadt sprach man damals von dieser Geschichte, die mit dem Tode des Mädchens geendet haben würde, wenn die Eltern sich nicht noch entschlossen hätten, in die Verbindung einzuwilligen. Herr Locke würde auch nicht jeden Bewerber um seine Nichte aufnehmen, auch wird nicht jedes Mädchen aus Liebe wahnsinnig. Sie tröstet sich wohl mit der Zeit und nimmt einen Andern. Einen reichen und angesehenen jungen Mann, ganz nach dem Geschmack ihres Oheims. — Meyerhoff ist nicht reich und angesehen, — er ist arm. Aber bis zu der Zeit, wo Clara's Hand vergeben wird, könnte er ihren Oheim um Das bereichern, was ein reicher Freier sein Vermögen nennt. In der That, das könnte er, er könnte ein angesehenes, unentbehrliches Glied der Firma Locke werden, wenn er — eine entsprechende Stellung im Hause einnähme, eine Stellung — in der er sich hervorthun, in der er dem Geschäfte große Vortheile schaffen konnte. — Den wichtigsten Posten bekleidet Herr Locke selbst: die Abzüge, die er den Webern bei der Ablieferung am Lohne macht, betragen jährlich Tausende. — Senftenberg unterstützt Herrn Locke und fühlt deßhalb Gewissenscrupel — der weichmüthige, schwärmerische, verliebte Senftenberg! Meyerhoff sprang plötzlich auf! „Das ist die Stellung, in der sich Jemand hervorthun kann,“ rief er halblaut und wies mit dem Finger nach der Seite der Gasse hinüber, wo Senftenberg wohnte.

In starres Hinbrüten verloren, blieb er eine Weile so stehen. Dann setzte er sich wieder an sein Pult, breitete beide Arme aus und legte den Kopf darauf, um über Etwas nachzudenken. Vor Meyerhoff stand die Lampe. Er hatte, als er die Arme auf das Pult legte, ein Federmesser bei Seite geschoben, das Messer war dadurch in eine Lage gekommen, in welcher die geöffnete Stahlklinge die Strahlen der Lampe auffing und blitzend wieder ausstrahlte.

Als Meyerhoff nach einiger Zeit den Kopf wieder emporrichtete, wurde sein Auge von dem Blitzen geblendet. Gerade so hatte ihm hier in diesem Hause schon einmal Etwas entgegen geblickt und sein Auge geblendet. Aber es war kein Messer gewesen, auch kein Glas, wie er Anfangs geglaubt hatte, sondern — ein Schlüssel. Diese kleine Gedankenkette

scheint elektrisirt zu sein: als Meyerhoff das letzte Glied derselben berührte, fuhr er zusammen. Hier in dieser alten Brieftasche liegt noch der Schlüssel — der Schlüssel zum Schreibsecretär der schönen Gouvernante.

Es ist bitterkalt im Comptoir geworden. Meyerhoff zieht seinen andern Rock an, löscht die Lampe aus und geht nach Hause.

Schlaflos wälzte Meyerhoff sich die ganze Nacht hindurch auf seinem Lager.

Um die Zeit, wo die Kräfte Anderer von einem gesunden Nachtschlummer erfrischt und neu gestärkt sind, ging er am andern Morgen müde durch die engen Gassen nach dem Comptoir.

Vor der Hausthüre stand ein Handschlitten mit einer rothgesäumten Rehdecke. Eine kleine verschleierte Dame saß darin, mit Muff und Pelz versehen. Es war Clärchen, die ein Markthelfer eben in die Stadt fahren wollte.

Der Anblick verlieh dem rasch heranschreitenden Meyerhoff neue Lebenskraft. Er vergaß in diesem Augenblicke die durchwachte Nacht. — Zum ersten Male in seinem Leben machte er sich mit einem Kinde zu schaffen. „Wie geht es, Clärchen?" fragte er in herzlichem Tone.

„Ach!" seufzte Clärchen, „ich bin sehr, sehr traurig um meinen kleinen, lieben Cousin."

Sie schüttelte wehmüthig das kleine Haupt und Meyerhoff sah durch den weißen Schleier hindurch, wie ein Thränenstrom aus den dunkelblauen Augen hervorbrach.

„Tröste Dich, liebes Clärchen," hörte sie ihn sagen, „er ist bei den Engeln oben und dort findest Du ihn wieder." Clärchen blickte zu ihm auf. In seinem Auge blitzte eine Thräne, die er eben zerdrückte.

Der Schlitten setzte sich in Bewegung. Der gute, liebe Herr nickte Clärchen freundlich zu, sie nickte wieder. An der Straßenecke blickte sie sich noch einmal um. Da stand er noch und sah ihr nach und nickte ihr noch einmal zu. Und sie nickte wieder, während die Thränen von Neuem aus ihren Augen brachen. Aber sie waren süß diese Thränen, das Mitleid des guten Herrn hatte der Kleinen so wohl gethan!

6.

Es ist Sonntags Früh. In Senftenbergs Zimmer brennt Licht. Er trifft die Vorbereitungen zu einer kleinen Geschäftstour. Die Andern, an ihre Scholle gebannt, beneiden ihn um die kurze zweitägige Abwesenheit. Aber Senftenberg ist mürrisch. Ehedem — ja ehedem — kannte er nichts Herrlicheres als das Reisen, je weiter, desto besser. Wie oft hat er sich herausgesehnt aus dieser kleinen, engen, trübseligen Fabrikstadt. Jetzt wird ihm der Abschied so schwer, so unendlich schwer. Schon bei einem Ausfluge auf das nächste Dorf überfällt ihn eine Sehnsucht, eine Art Heimweh, und jetzt muß er sich auf zwei ganze lange Tage von der Scholle trennen, auf der auch Mariens Fuß weilt. Und noch dazu heute, zum Sonntage, wo seiner süße Stunden im blauen Salon gewartet hätten! Deßhalb ist er mürrisch, so mürrisch, daß er sich nicht einmal die Mühe nimmt, das Licht zu putzen, dessen hoher Docht wie ein schwarzer Schatten die Klarheit der Flamme durchbricht. Das Licht flackert unruhig und die verschiedenen Gegenstände, welche als Schatten oben auf der Decke und an den Wänden erscheinen, werden mit gleicher Unruhe hin- und hergezerrt. Die Reisetasche wogt als eine riesige, unförmliche Figur von dem Mittelpunkt

der Decke bis an die Kammerthürklinke herab und hinauf. Das Barbiermesser, einer Säge in einer Schneidemühle gleichend, fäbelt über den ganzen Stubenhorizont hinweg. Die Pomadenbüchse, groß wie ein Sturmfaß, walzt bald oben, bald unten — auf und ab.

Mit diesem Schauspiele unterhielt sich Senftenberg, der reisefertig auf dem Sopha saß. Die Schatten wurden schwächer und schwächer, das Licht glich einer glimmenden Kohle, zum Fenster blickte die Morgendämmerung herein. Die Grabesstille auf der Straße wurde durch ein leises, fernes Glöckeln unterbrochen. Es nimmt zu und kommt näher. Es ist das Schellengeläute zweier Pferde, und bald hält unten vor Senftenbergs Hausthür der Postschlitten und der Postillon guckt nach Senftenbergs Fenster hinauf und knallt mit der Peitsche. — In den Häusern liegt Alles im tiefen Schlafe, kein neugieriges Gesicht wird von dem Peitschenknalle und dem Schellengeläute an's Fenster gelockt.

Senftenberg tritt aus der Hausthür. Sein erster Blick richtet sich sehnsuchtsvoll nach einem Fenster in Locke's Hause. Leise bewegt sich dort oben die weiße Gardine. Wie ein Nebelbild entsteht dahinter ein weißes Gesicht und ein weißes Blondenhäubchen und zwischen Beiden ein schwarzer glänzender Streifen. Ein kleiner Theil von einer durch einen auf's Fensterbrett aufgestützten Arm emporgedrängten Achsel, die in ein weißes Negligee gehüllt ist, wird noch sichtbar. Das Nebelbild nickt herunter; Senftenbergs Auge gleitet blitzschnell über alle Fenster der Straße, dann wirft er ein Kußhändchen zu ihr hinauf. Die Pferde ziehen an und das Nebelbild ist vergangen, zerronnen. Am blauen Winterhimmel färben kleine Wölkchen sich rosenroth, Fenster und Eiszapfen blitzen und auf Senftenbergs Gesicht zuckt, wie ein Sonnenaufgang, ein Freudenstrahl. Er warf noch einen Blick nach den weißen, stillen Gardinen hinauf. Dann dachte er bei sich: „Ja warte nur, es kommt die Zeit, wo Dich kein Vorhang mehr verhüllt.

„Nun Schwager, fahrt zu!" rief er lustig dem Postillon zu. „Es setzt ein gutes Trinkgeld. Jetzt blast aber gleich ein lustiges Lied. Dann gebe ich Euch eine feine Cigarre."

Der Postillon setzte das Horn an und blies ein Lied, daß es von den beiden Häuserfronten der Gasse wieder zurückschallte. Gewiß — sie hört es noch und weiß auch, daß es ihretwegen geschieht. Und wie das Horn in lustigem Rythmus schmetterte und das Schellengeläute, nach dem Trab der Pferde, begleitend dazu rauschte, und klang — da sang immer und immer in Senftenbergs frohem Herzen eine Stimme dazu:

„Ja, warte nur, es kommt die Zeit,
Wo dich kein Vorhang mehr verhüllt,"

bis das Horn schwieg und der Schwager sich von seinem Bock zu Senftenberg neigte, um die Cigarre, die ihm dieser gegeben hatte, an Senftenbergs Cigarre anzuzünden.

7.

Die Stimmungen des Menschen, und besonders der Liebenden, wechseln wie Aprilwetter. Weihevolle Augenblicke, die mit einer Macht das Herz umspannen und rings umher die Welt vergolden, als solle es nun auf ewig so bleiben, vergehen, verschwinden, wie der einzige Sonnenstrahl, der aus grauem Himmel hervorbrach und über eine ganze trübe Landschaft den lichten, sonnigen Tag verbreitete — auf wenige Augenblicke. — So könnte man annehmen, daß die glückliche Stimmung, in der Senftenberg unter den Klängen des Posthorns gestern früh das Städtchen verließ, hundert Eindrücken, Gedanken oder Launen

gewichen sei, daß die Beschwerden der Winterreise, der Verkehr mit den prosaischen Menschen sein Herz ernüchtert haben, daß seine Rückkehr jetzt, spät am Abend, in bittrer Kälte, in einer Entfernung von jenen schönen Morgenaugenblicken von weit mehr als hunderttausend Secunden — daß seine Rückkehr jetzt in das Städtchen von einem mehr reflectiven Zustande begleitet sei. Waren doch der sternenlose, schwarze Himmel, die eisigen Schneeflocken, die dem im offenen Schlitten Sitzenden in's Gesicht wirbelten, daß er oft die Augen schließen mußte, die finstern Fenster, an denen er vorüber fuhr, und die mattbeleuchteten kleinen Scheiben, hinter denen noch der Webstuhl klapperte, Aufforderung genug, darüber zu grübeln, wie nicht Alles so bleibt, wie es ist; wie schöne Morgen von trüben Nächten verwischt werden können, wie ein freundliches Nebelbild hinterm Fenstervorhange bei Sonnenaufgang — zur Nachtzeit ein schwarzer scharf abgegränzter Schatten ist.

Aber Senftenberg besaß keines jener Herzen, in denen die Stimmungen wie Aprilwetter wechseln. Als der Schlitten in die Straße einlenkte, wo seine Wohnung war, lebte jener glückliche Morgen trotz Nacht und Schneegestöber in seiner Seele frisch wieder auf.

Der Postillon mußte das Lied wieder blasen, das Schellengeläute rauschte gerade so lustig wieder drein, und dazu sang in Senftenbergs frohem Herzen die alte Stimme wieder:

„Ja, warte nur, es kommt die Zeit,
Wo dich kein Vorhang mehr verhüllt.“

Mariens Fenster waren finster. Senftenberg stieg aus, und während er in seinem Zimmer Licht anzündete, hörte er das Glöckeln des sich entfernenden Gespanns allmälig verklingen. Marie wußte, daß er um diese Stunde zurückkehren würde. Daß sie so spät kein Licht in ihrem Zimmer brennt, gebietet ihr die Vorsicht. Aber sie wird sich am finstern Fenster zeigen. Und der Himmel ist dem Liebenden günstig, denn eben stiehlt sich das Mondenlicht durch das Schneegewölk und wirft seinen Glanz flimmernd auf die Glasscheiben, hinter denen bald ihr liebes Gesicht als Nachtgruß erscheinen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Trauerspiel im Koffer.

Eine sehr eigenthümliche Geschichte ist es, welche unter diesem Titel aus Nordamerika herüber kommt und welche sich vor dem Gerichtshofe von Norfolk im Staate Virginien abgespielt hat. Eigenthümlich schon vor Allem ist der Umstand, daß Angeklagter, Zeuge und Vertheidiger in einer Person vereinigt sind und diese Person ist ein Weib, eine Deutsche. Marie Louise Linder ist vierzig Jahre alt, von hoher Statur, von angenehmen Zügen und gut konservirtem Aussehen. Auf ihrem bleichen Gesichte sieht man die Spuren der tiefen Seelenangst, welche sie bestanden. Sie sitzt nicht auf der Bank der Angeklagten und nicht auf jener der Zeugen, sie hält sich zwischen beiden aufrecht vor den Richtern und erzählt folgendermaßen ihre bizarre Geschichte: Ich bin angeklagt und auch schuldig, einen Koffer mit mir von Norfolk nach Baltimore geführt zu haben, in welchem sich der Körper John Freeborn's befand, mit dem ich eine intime Bekanntschaft hatte. John Freeborn sagte mir eines Tages, daß er es müde sei, als Soldat zu dienen und daß er mir 400 Dollars geben wolle, wenn ich ihn nach Chicago brächte. In Chicago wolle er sich nämlich noch

einmal als Soldat anwerben lassen und da würde er 1000 Dollars Werbegeld bekommen, von denen er mir 400 geben wolle; dann würde er nach Canada desertiren, wohin ich im folgen sollte, um ihn dort zu heirathen. Ich antwortete ihm, daß mir das schon recht wäre, daß ich aber kein Mittel sähe, ihn aus Norfolk wegzubringen, wo auf Soldaten strenge Wacht gehalten wurde. Darauf sagte er: „Geh und kaufe mir einen großen Koffer; ich werde mich hinein legen, Du wirst ihn zusperren und ihn mit Stricken einschnüren, als wenn er Gepäck enthielte. Du wirst ihn als Fracht auf dem Schiffe nach Baltimore aufgeben, dort wirst Du mich auspacken und wir werden auf der Eisenbahn nach Chicago fahren.“ Ich wollte Anfangs nicht an die Sache, aber er drang in mich und endlich willigte ich ein. Ich kaufte den Koffer, er legte sich hinein und wir schifften uns auf diese Weise nach Baltimore ein. Richter: Aber sprach er zu Ihnen nie von der Gefahr, aus Mangel an Luft in dem Koffer zu ersticken? Marie Louise Linder: „Ja, mein Herr, um derselben aber zu entgehen, machte er ein Loch in den Koffer.“ Der Richter ließ hierauf den Koffer bringen; er war groß und schön, von etwa 25 Zoll Höhe, 16 Zoll Breite und 32 Zoll Länge; unter einem der Riemen entdeckte man ein ganz kleines Loch, durch welches der Deserteur mittelst eines Pfeifenrohres Luft einathmete. Ein Arzt erklärte, daß das Loch nicht so viel Luft zulassen konnte, als eine Ratte zum Leben braucht. In dem Raum des Koffers konnte Freeborn, da er klein war, allenfalls zusammengekauert liegen: da aber die Fahrt nach Baltimore fünf Stunden dauerte, mußte er wohl entsetzliche Krämpfe erleiden. Die Angeklagte fährt nach der Untersuchung des Koffers fort: „Als wir bei der Festung Monroe vorbei kamen, nahte ich mich dem Koffer und versetzte ihm zwei leichte Fußstöße, wie es abgemacht war, damit ich wisse, ob es darinnen gut gehe. Zwei leise Schläge aus dem Innern antworteten mir bejahend. Er hatte nichts bei sich als eine Flasche Wasser, eine Serviette und Tabak zum Kauen. In Baltimore angekommen, nahm ich rasch einen Fiaker, der mich und den Koffer nach einem Hotel brachte. Ich brannte vor Ungeduld, an Ort und Stelle zu sein. Kaum daß man mir ein Zimmer angewiesen hatte, beeilte ich mich, die Thüre zu schließen und den Koffer zu öffnen; noch früher aber, in der Vorhalle des Hotels, hatte ich wieder zwei Fußstöße gegen den Koffer geführt, ohne daß jedoch diesmal die Antwort erfolgt wäre.“ Hier gerieth die Angeklagte in große Bewegung und vermag erst nach einigen Minuten fortzufahren: Ich öffnete also den Koffer und rief: „Johnny, stehe auf, wir sind in Baltimore. Ich erhielt keine Antwort. Ich glaubte Anfangs, er wolle mich schrecken, und sagte: „Wenn Du nicht gleich aus dem Koffer gehst, schließe ich ihn wieder zu. Noch immer keine Antwort. Da faßte mich Entsetzen, ich fuhr mit der Hand über sein Gesicht, es war kalt, ich legte sie auf sein Herz, es schlug nicht mehr — Johnny war todt. Die Angeklagte stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden. Man eilte ihr zu Hülfe, man labte sie und brachte sie endlich wieder zum Leben. Nachdem die Verhandlung eine halbe Stunde unterbrochen gewesen, brachte die Unglückliche die Erzählung dieses bizarren Dramas zu Ende. Sie erzählt, wie sie halb wahnsinnig und bereit, Alles zu gestehen, darauf aber erschreckt von der Lage, in welche sie sich gestürzt hatte, auf dem Kamin des Zimmers plötzlich die Adresse eines Hotels von Chicago erblickte, wie ihr dadurch das Gedächtniß wieder kam, sie einen Kutscher kommen ließ, um sich und ihn (hier bebte sie zusammen) auf die Eisenbahn von Chicago bringen zu lassen. „Als mein Gepäck aufgegeben war — schließt sie mit krampfhaft

zusammengepreßten Lippen — floh ich wie eine Wahnsinnige und rannte den ganzen Abend in den Straßen herum, ohne zu wissen, was thun. Endlich kam ein Polizeiagent des Weges; in einer plötzlichen Eingebung hielt ich an und erzählte ihm Alles. Das Uebrige wissen Sie.“ Nach einer langen Berathung wurde Marie Louise Linder schuldig erkannt, einem Soldaten zur Desertion verholfen und ihn durch Unvorsichtigkeit getödtet zu haben. Das Urtheil lautete auf 500 Dollars Geldstrafe und zwei Jahre Zuchthaus. Doch wendeten sich die Richter zugleich mit einem Begnadigungsgesuche für das arme Weib, das schon ohnedies genug gelitten hat, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, und man ist über den Erfolg desselben nicht im Zweifel.

— Unglückliche Wirkung. Der verstorbene Professor Meyer in Berlin besaß das Talent eines guten Erzählers in einem vorzüglichen Grade, die Art, mit der er seine Anekdoten vortrug, die witzigen Bemerkungen, womit er sie ausschmückte, gaben ihnen einen Anstrich von Neuheit und frischem Leben, wodurch sie selbst dann noch amüsirten, wenn man sie auch schon mehrmals gehört hatte. Der Baron von P . . ., ein junger, eitler Thor, war einmal Augenzeuge von der glücklichen Wirkung gewesen, die Meyer's Erzählung auf das Zwerchfell der Zuhörer gemacht hatte. Er brannte vor Begierde, eine gleiche Sensation hervor zu bringen, aber bei seinen Anekdoten verzog man selten nur eine Miene. Er ging also zu Meyer und machte ihm folgenden Vorschlag: „Hören Sie, lieber Professor! Sie können mir einen rechten Gefallen erweisen.“ — „Mit Vergnügen!“ — Ihre Geschichte von dem Eifersüchtigen ist allerliebst. Lassen Sie mir sie ab. Wenn Sie mir versprechen, sie nie wieder zu erzählen, gebe ich Ihnen 4 Friedrichsd'or. — „Recht gern!“ sagte Meyer, und — der Handel ward geschlossen. — Nach einigen Wochen trafen Beide in einer großen Gesellschaft zusammen. Bei Tafel trat der Baron von P . . . mit der erkauften Anekdote hervor. Sein Vortrag war aber so schleppend, daß Meyer darüber ganz ungeduldig wurde. Unruhig bewegte er sich auf seinem Stuhle hin und her, zog endlich ganz ärgerlich seine Börse und rief, indem er dem Baron vier Friedrichsd'or zuwarf: „Herr, nun hab ich das Gestotter satt; da, haben Sie Ihr Geld wieder, geben Sie mir meine Geschichte zurück, denn Sie verhunzen sie mir ganz.“

Katzenjammer!

Glaßbrenner bringt in seiner „Montags-Zeitung“ folgende Vorlesung über den Katzenjammer: „Einer der wunderbarsten Zustände des Menschen, ein Phänomen für Physiologie und Pathologie, ein Räthsel für den Wein- und Naturforscher, ist der Katzenjammer, auch Kater genannt. Keine Sprache ist reich genug, ihn zu beschreiben, man muß ihn empfunden haben, um ihn unbeschreiblich und unbegreiflich zu finden. Katzenjammer ist ein Mittelding zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Hunger und Uebersättigung, zwischen Trunkenheit und Nüchternheit. Katzenjammer ist nüchterne Trunkenheit oder trunkene Nüchternheit. Katzenjammer ist die Reue des Magens. Katzenjammer ist die Katzenmusik, die der Kopf dem Magen bringt. Katzenjammer ist ein moralisches Ragout von Uebersättigung, Durstüberfluß, Idiosynkrasie und noch nicht zum Durchbruch gekommenen Besserungsvorsätzen. Katzenjammer ist ein Janus, der zurückschaut auf die Vergangenheit der leeren Fleischtöpfe Egyptens, und der nach vorwärts blickt in die Zukunft mit der soliden, halbglaublichen Devise: Ich thu's nicht wieder! Katzenjammer ist ein Hochgericht, das dem Wein das Consilium abeundi ertheilt, und Beefsteaks und Mehlspeisen und Austern und Nesselrode bis auf weiteres relegirt. Katzenjammer ist der herrschende Feudalismus nach der Epoche der Freude und Freiheit. Katzenjammer ist die Enzyklika-Krankheit des Gehirnes. Katzenjammer ist die Rechnung des Stoffes, welche der Geist bezahlen muß. Katzenjammer ist der Hundejubel der Reaktion. Katzenjammer ist der Aschermittwoch des Karnevals. Katzenjammer ist die Seekrankheit der Weinflaschen, die einem Sturme folgt, und Katzenjammer ist das dunkle Gefühl, bei dem sich der Magen selbst im Magen hat.“

(Herrschaftlich.) Ehe die Leibeigenschaft in Rußland durch Kaiser Alexander's II. Einsicht und Humanität aufgehoben war, rief eine Bäuerin, welcher der gutsherrliche Vogt drohte, er werde ihr den Rücken einschlagen: „Was geht's mich an? Mein Buckel ist herrschaftlich!

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 13. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. März 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Senftenberg sieht im Mondenlichte Alles ganz deutlich: die geschlossenen Comptoirläden unten; sogar, von der Hausthüre auslaufend, viele Fußtapfen im Schnee, welche seine Collegen beim Nachhausegehen dort zurück gelassen haben. — Er sieht Alles ganz deutlich, aber das Mondenlicht kann auch täuschen. — Wo ist denn die Bronceampel mit den immergrünen Schlinggewächsen, die man sonst an Mariens Fenster hängen sieht? Der trügerische Mondenschein fügt sie hinweg. — Auch das Lichtbild, Faust und Gretchen, das sonst immer so blendend weiß herüber leuchtet, sieht man jetzt nicht. Die Fenstervorsetzer, die sie mit eigner Hand gehäckelt hat, sind auch nicht da. Die hat sie wohl weggenommen, wer weiß weshalb.

Senftenberg blickt hinüber und immer will sich Niemand zeigen. Er muß sie heute noch einmal sehen, sie hat es ihm heilig versprochen. Er stellt sein Licht so, daß sie, wenn sie herüber blickt, seinen Schatten am Fenster sehen muß und auch den Schatten des Zeigefingers, den er scherzhaft drohend erheben will. Es bleibt Alles still hinter dem Fenster. Sieh! ein dunkler Kopf zeigt sich. Senftenberg will drohend den Finger erheben, da glaubt er zu hören, daß drüben hastig die Fensterwirbel zurück geschnellt werden und, ehe er sich von der kleinen Ueberraschung erholt, wird auch schon das Fenster aufgestoßen. Warum Das? Senftenberg läßt die Hand wieder sinken. Es legt sich drüben ein Kopf weit zum Fenster heraus und durch die Todtenstille der Winternacht rief eine tiefe Stimme herüber: „Herr Senftenberg!“

Der Gerufene schauerte zusammen. Die Stimme klang hohl wie ein Ton aus einem Grabe.

„Herr Senftenberg!“ rief es wiederholt, „warum gehen Sie nicht zu Bett?“

Daß war Locke's Stimme! Das war Locke, der ihm aus Mariens Fenster zugerufen hatte.

Senftenberg antwortete nicht, er taumelte mehrere Schritte zurück in sein Zimmer. Er hörte nicht mehr, wie das Fenster drüben wieder zugeschlagen wurde, er war in das Sopha gesunken und sah stieren, gedankenlosen Blicks nach der Decke und nach der Wand, wo sich im Scheine des herabgebrannten, unruhig flackernden Lichts wieder die Schatten des Barbiermessers und der Pomadenbüchse, welche beiden Gegenstände auf demselben Flecke stehen geblieben waren, mit dem Schatten der Reisetasche, die er gerade wieder auf denselben Fleck gesetzt hatte, wild umherjagten.

8.

In einer verzehrenden Spannung öffnete am nächsten Morgen Senftenberg die innere Glasthüre, welche zum leichteren Verschluß des Comptoirs diente.

Seine Collegen begrüßten ihn wie immer; auf ihren Gesichtern, in ihren Reden lag Nichts angedeutet, das auf irgend einen besondern Vorgang hätte schließen lassen. Auch Herr Locke war wie immer und hörte ruhig Senftenbergs Bericht über die Resultate seiner Geschäftsreise an.

Im Laufe des Vormittags erfuhr Senftenberg von Carl, der im Hause wohnte, daß Herr Locke seit gestern die bisherige Wohnung der Gouvernante zu seinem Arbeitszimmer gemacht und dieser ein Gemach nach dem Garten heraus dafür eingeräumt habe.

Senftenberg sollte bald mehr erfahren. Ehe die Mittagsstunde schlug, rief ihn der Chef zu einer Privataudienz.

„Ich glaube,“ begann Herr Locke, „es bedarf zu Dem, was ich mit Ihnen jetzt zu sprechen habe, nach dem gestrigen Vorgange keiner weitern Einleitung. Liebesverhältnisse unter Leuten, die mir dienen, dulde ich nicht. Lassen Sie daher Ihre Tändeleien mit der Gouvernante meiner Nichte von jetzt ab fallen.“

„Da Sie von Allem unterrichtet zu sein scheinen,“ entgegnete Senftenberg mit großer Festigkeit, „so scheue ich mich nicht, Ihnen zu sagen, daß Tändeleien zwischen Fräulein Marie und mir nicht stattgefunden haben. Ich hatte die ernsteste Absicht, sie zu heirathen und habe sie noch.“

„Ich hätte Ihnen mehr Vernunft zugetraut,“ rief Herr Locke erbittert; die Gouvernante meiner Nichte wenigstens,“ fügte er in schneidendem Tone hinzu und machte mit dem Kopfe eine zickzackartige Bewegung, „scheint Ihnen an Einsicht überlegen zu sein.“

„Es dürfte für Sie schwer halten, mich davon zu überzeugen.“

„Das kommt mir auch gar nicht zu, denn ich bin — hi, hi, nicht Ihre Gel— nicht die Gouvernante. Nur Eins habe ich in dieser Sache zu thun, — Ihnen die Briefe abzufordern, die Fräulein Marie Ihnen geschrieben hat.“

„Die kommen niemals und niemals in Ihre Hände,“ rief Senftenberg unter bitterm Lachen.“

„Noch Einmal,“ sagte Herr Locke in seiner ganzen ruhigen Principalswürde, „geben Sie mir die Briefe.“

„Das wäre ein Treubruch gegen Marie und zugleich eine Beschimpfung meines bessern Selbst.“

„Treubruch!“ sprach Herr Locke verächtlich nach, „berücksichtigen Sie, wir spielen hier nicht Theater und sagen Sie nicht: Marie,“ fügte er, mit dem Fuße stampfend, hinzu,

„das ziemt sich nicht, wenn Sie mit mir über diese Person sprechen. Für Sie ist sie Fräulein Helmenreich!"

In Senftenberg kochte es. Er bebte am ganzen Körper und wußte nicht, wo er die zitternden Hände hinthun sollte, um seinem Gegner die heftige Aufregung seines Innern zu verbergen. Es fehlte ihm in solchen und ähnlichen Lagen an Worten. Er wußte auch jetzt nichts zu entgegnen, als:

„Die Briefe erhalten Sie nicht, selbst wenn meine Existenz davon abhinge!"

„Ich bin weit entfernt," erwiderte Herr Locke stolz, „Ihnen Etwas abzuzwingen. Sie verletzen mich auf's Tiefste, wenn Sie glauben, ich wäre gemein genug, Ihnen dieser Bagatelle wegen Amt und Brod zu entziehen. Ohne Zweifel würde ich von dem Grundsatze, Liebesverhältnissen unter Leuten, die zu meinem Hause gehören, entgegen zu treten, eine Ausnahme gemacht haben — denn ich trage gern zum Glücke Anderer bei — wenn die Person, der Sie Ihre Zuneigung widmeten, Ihrer würdig wäre."

Senftenberg richtete sich empor. Er wollte Herrn Locke in's Wort fallen, aber dieser fuhr fort:

„Sie wollen mir Fräulein Helmenreichs Briefe nicht geben, gut — hier sind die Briefe, die Ihre Hand an diese Dame schrieb."

Herr Locke griff in die Tasche und überreichte dem in sich zusammensinkenden Senftenberg ein Packet zusammen gebundener Briefe, die er als die seinigen wieder erkannte.

„Sie hat sie mir freiwillig übergeben," fuhr Herr Locke fort, „als Beweis, daß sie keine jener Romanheldinnen ist, die ihrer Liebe wegen den Feuertod erleiden, — denn sie bebte schon vor einer kleinen momentanen Verlegenheit."

Senftenberg war seiner nicht mehr mächtig. Der bärtige junge Mann stützte den Kopf auf die Hand und weinte bitterlich. Mit der andern Hand hielt er seine Briefe fest.

Herr Locke ging auf ihn zu, klopfte ihm sanft auf die Schulter und sagte in mildem Tone:

„Nehmen Sie meine Worte nicht so hart, wie sie vielleicht klingen. Sie sind noch jung. Sie kennen die Welt und die Menschen noch wenig. Lassen Sie sich diese erste, bittre Enttäuschung für Ihr ganzes Leben als Warnung dienen. Ich meine es väterlich mit Ihnen. Gehen Sie hin und sagen Sie es den Andern, die mich eben so verkennen, wie Sie mich verkannt haben."

Senftenberg reichte wehmüthig seinem Chef die Hand und ging hinaus. Als er sich beim Schließen der Thüre wieder umdrehen mußte, sah er, wie Herr Locke ihm noch einmal mit der Hand freundlich grüßend zuwinkte.

In diesem Augenblicke hatte Senftenberg sich vorgenommen, Herrn Locke Mariens Briefe zu überbringen; als er aber in seinem Zimmer stand und sein Piano anblickte und die drei Feuernelkenstöcke und gegenüber die Fenster, hinter denen sie oft herüber gesehen und gelauscht hatte, als er jede einzelne Stunde seiner Liebe, jedes Wort, das Beide mit einander getauscht hatten, sich in die Erinnerung zurück rief und Mariens Briefe wiederholt las und salzige Thränen darauf weinte, da rief es in ihm: „Es kann nicht sein!"

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich von Herrn Locke so weit hatte überreden lassen und verfluchte den Augenblick, wo er ihm die Hand gereicht hatte. Eine Unterredung mit Marie mußte Alles wieder ausgleichen. Er lauerte ihr auf, aber sie ließ

sich nirgends sehen. — Er schrieb ihr, Lisette sollte, wie sonst, den Brief befördern; da erfuhr er, daß diese während seiner Abwesenheit aus dem Dienst gejagt worden sei! In seiner Verzweiflung zog er den Lehrling in's Vertrauen. Dieser wohnte im Hause. Ihm mußte es leicht werden, den Brief der Gouvernante heimlich zuzustecken. Carl trug ihn tagelang mit sich herum und gab ihn endlich dem unglücklichen Senftenberg zurück. Das Zimmer der Gouvernante sei stets verschlossen, auch hielte sie sich fortwährend in den Gemächern der Madame Locke auf. Ob man ihr ansähe, daß sie leide, daß sie viel geweint habe? Carl hatte sie nur ein einziges Mal auf dem Corridore erblickt, ohne ihr Gesicht sehen zu können.

Wer der Verräther gewesen war, wußte Niemand. Senftenbergs Collegen deuteten auf Meyerhoff. Senftenberg fing an, es zu glauben!

Der junge Mann wurde schwermüthig, sein Aussehen erregte die allgemeinste Theilnahme.

Herr Locke schenkte ihm die größte Aufmerksamkeit. Er war nachsichtig und liebevoll.

Senftenberg hätte es lieber gesehen, wenn Herr Locke ihm feindselig gegenüber gestanden hätte. Dann konnte Senftenberg ihm doch grollen und ihm alle Schuld aufbürden, die sich nun immer schwerer und schwerer auf Mariens Seite neigte. Senftenberg hatte endlich den Entschluß gefaßt, Herrn Locke selbst um Erlaubniß zu einer Unterredung mit Marien zu bitten. Es wurde ihm schwer, einem Manne gegenüber, der ihm so väterliche Theilnahme bezeigte, undankbar zu erscheinen. Er wußte, daß sein Principal es ihm für Schwäche auslegen würde. Indessen, er faßte sich ein Herz. Es war Nachmittags. Die Sonne schien freundlich auf die Schneedächer herab. Im Comptoir hörte man das Jubeln und Schreien munterer Kinder, die in Locke's Hofe spielten. Madame Locke that Alles, was zur Erheiterung und Zerstreuung ihrer Nichte, die sich über den Tod des kleinen Cousins nicht zu trösten vermochte, beitragen konnte. Täglich mußten alle ihre Gespielen — Mädchen und Knaben — sie besuchen. Im Hofe war ein künstlicher Eisberg errichtet worden, von welchem die Kinder auf kleinen Schlitten herabfuhren. Dieser Eisberg wurde heute eingeweiht.

Herr Locke stand in der Garderobe, deren Fenster auf den Hof hinaus gingen, und schien dem lustigen Treiben der Kinder zuzusehen, als Senftenberg zu ihm trat.

Ein flüchtiger Blick durchs Fenster — und Senftenberg war wie gelähmt. Die Sprache versagte ihm. Denn mitten unter den Kindern ragte Jemand im blauen Kleide empor; — er kannte das blaue Kleid — er kannte die anmuthige Gestalt. Es war Marie. Er vergaß, daß er neben seinem Chef stand und starrte unbeweglich nach Marie. Jetzt hob sie lächelnd ein Kind empor und küßte es; dann wich sie mit einem Sprunge einem Schlitten aus, der auf sie zukam, jetzt bückte sie sich, klatschte mit den Händen einem kleinen Knaben zu, der sich mit Mühe auf dem glatten Eise aufrecht erhielt und fing ihn mit ihren Händen auf. Neben der Gouvernante stand Clärchen — still und niedergeschlagen, kaum vermochte irgend ein drolliger Unfall ihr ein Lächeln abzulocken.

Herr Locke duldete leutselig die sonderbare Freiheit, die sich, ohne es zu wissen, Senftenberg herausnahm. Endlich sagte er zu ihm:

„Haben Sie Fräulein Helmenreich beobachtet? Sehen Sie, mit welcher Heiterkeit sie sich den Kindern hingibt? Sind das Aeußerungen eines gebrochenen Herzens? Verdient

sie, daß Sie sich wegen ihr abhärmen? — Und nun werfen Sie einen Blick auf meine kleine Nichte. Sie ist nur ein Kind und trauert nur um ein Kind. Aber welchen Antheil nimmt sie an der allgemeinen Freude da draußen, die doch sie unmittelbarer angeht, als die beaufsichtigende Gouvernante?!"

Senftenberg ließ sein Vorhaben fallen. Zum Tode betrübt, wandte er sich von dem Anblicke ab und wollte wieder gehen.

„Wenn Sie es nicht über sich gewinnen können," sagte Herr Locke und Senftenberg blieb stehen, „Fräulein Helmenreich zu vergessen, so rathe ich Ihnen — Veränderung. Verlassen Sie dieses Haus, diese Stadt. Ich werde meinen Einfluß verwenden, Ihnen in der Ferne eine Stellung zu verschaffen. Denn nur die Entfernung von dem Gegenstande Ihres Schmerzes kann Sie schnell und sicher heilen."

Senftenberg antwortete nicht. Er ging an seine Arbeit zurück. — Sein Herz klopfte stürmisch, seit er sie hatte lächeln sehen. Oh! sie hatte ihn nie geliebt! Sie selbst hatte ihm seit jener unglücklichen Wendung den Zugang abgeschnitten und nun zeigt sie sich wieder, da sie glaubt, daß in Senftenbergs Herzen alle Liebe, alle Sehnsucht verraucht sein müsse, wie in dem ihrigen. Sie lächelte und scherzte mit den Kindern! Ob das Lächeln auch von Herzen kam? Ob das Herz vielleicht blutete, wo der Mund lächelte? Als sie sich mit den Kindern beschäftigte, war sie in ihrem Amte. Muß nicht auch Senftenberg seines Amts warten, während sein Herz brechen will? Aber sie vermochte doch zu lächeln! — Das sociale Leben macht manchem traurigen Gesicht ein Lächeln nothwendig. — Senftenberg entsinnt sich noch genau des Augenblicks, wo er als Kind mit seiner Mutter am frischen Grabhügel seines Vaters stand. Beide hatten sich von Herzen recht ausgeweint. Der Todtengräber kam und sprach lange Zeit mit der Mutter. Und siehe da, über ein drolliges Wort, was er im Laufe des Gesprächs unter hüstelndem Lachen aussprach, vereinten sich in der Mutter Antlitz die Züge des Grams, in deren Furchen vorhin Thränen dahin geronnen waren, zu einem Lächeln. Und wenn der Geist seines Vaters in diesem Augenblicke auf die Gattin herabgeblickt hätte, würde er ihr dieß als Lieblosigkeit ausgelegt, würde er, wie jetzt sein Sohn, gedacht haben: sie hat mich nie geliebt? — Marie! Marie! Dein Lächeln ist Dir vergeben. Er weiß es, Du bist ihm treu, Du härmst Dich um ihn, Du bist seines Schmerzes würdig. Wenn nur ein einziger Mensch, und wäre es ein Bettelkind, ihm sagen möchte, daß es eine Thräne, eine einzige Thräne in Deinen Augen gesehen hat. Man räth ihm Veränderung, Trennung. Oh! Der es ihm räth, hat nie die Liebe in ihrer ganzen Größe gekannt. Er hat ein kleines, enges Herz. Es wird eine Verständigung stattfinden, es wird sich Alles aufklären, nur Zeit und Geduld.

Senftenberg hat wieder neuen Muth, auch er lernt wieder lächeln. Er bringt zwei ruhige, friedliche Tage hin. Am dritten Tage — er ist gerade mit Meyerhoff allein im Comptoir — erhält er durch die Stadtpost einen Brief. In der Aufschrift erkannte er Mariens Hand. Er reißt ihn auf und liest:

> „Das leichtsinnige Spiel, das ich mit Ihrem Herzen trieb, ist so ernst geworden, daß ich Ihnen die Wahrheit nicht länger verhehlen darf. Ich habe sie nie geliebt. Verlassen Sie diesen Ort, verzeihen Sie mir, und — wenn Ihnen dieß nicht möglich ist, vergessen Sie Marie Helmenreich."

Senftenberg sank von seinem Sessel. Als er wieder zu sich kam, lag er in Meyerhoffs Armen. Meyerhoff führte ihn hinüber in seine Wohnung. Er blieb bei ihm.

„Wo ist der Brief?" fragte Senftenberg matt.

„Ich habe ihn an mich genommen," antwortete Meyerhoff.

„Haben Sie ihn gelesen?"

Meyerhoff nickte.

„Geben Sie ihn mir."

„Jetzt nicht, — wenn Sie ruhiger sein werden."

„Ich bin ruhig," sagte Senftenberg lächelnd, „ich will ihn noch einmal lesen."

Meyerhoff gab ihm den Brief. Senftenberg las ihn wiederholt durch.

„Für was halten Sie Das?" fragte Senftenberg, nachdem er eine geraume Weile auf einen Punct im Briefe hingestarrt hatte.

Meyerhoff trat näher und sah in den Brief.

Senftenberg wies mit dem Finger auf einen runden Fleck, der nur um ein Weniges dunkler als das weiße Papier war und einen kleinen Rand hatte.

Meyerhoff schüttelte fremd den Kopf.

„Für keine —" hier versagte Senftenberg die Stimme; endlich brachte er das Wort „Thräne?" hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Eisenbahn-Leiden.

Zu den größten Unbegreiflichkeiten in unserm Volkscharakter zählt man seit Jahren die fabelhafte Gleichgiltigkeit, mit welcher sich der Deutsche den unzähligen und unbeschreiblichen Quälereien unterwirft, welche unsere Eisenbahn-Einrichtungen und Verwaltungen ihm zugedacht haben.

Man kommt auf den Bahnhof. Der Billetverkauf ist geschlossen und wird erst wenige Minuten vor Abgang der Züge geöffnet. Die Gesammtmasse der Reisenden stürzt dann hin. Man läßt sich drücken, stoßen, treten, um ein Billet zu erhaschen, und ist glücklich, wenn die Reisesachen, während man bezahlt, nicht weg kommen; das Geld zu überzählen und zu betrachten, das man beim Wechseln zurückerhält, ist gar nicht möglich, und was beim Wegnehmen auf den Boden fällt, ist verloren. Der Zug kommt, man stürzt in die Wagen und wird eingesperrt. Aufenthalt drei Minuten. Nachdem man circa $^3/_4$ Stunde eingeschlossen gesessen hat, geht es nach mehrmaligem Läuten weiter, und dies wiederholt sich mehr oder weniger auf allen Haltestellen. Wo man in den Wagen hineingewiesen worden ist, dort muß man sitzen bleiben; rechts Häringe, links alten Käse, vor sich ein paar schreiende Kinder, das ist die Unterhaltung, welche das deutsche Beförderungssystem gewährt. Im nächsten Wagen sitzen Bekannte, Freunde, man würde sich angenehm mit ihnen unterhalten, aber man ist durch eine Wagenwand von ihnen abgesperrt. Wo man sitzt, muß man sitzen bleiben; in verzweiflungsvoller Langeweile schläft nicht nur der Kopf, auch die Beine schlafen ein. In dieser eingesperrten Gesellschaft befindet sich Jemand, der entfernt werden müßte, aber wie es zur Kenntniß des Conducteurs ꝛc. bringen? Es

wird Jemand krank, wie Hilfe verlangen? Es ist ein plötzliches Bedürfniß zu befriedigen, es ist ein Schlaganfall erfolgt; — aber es ist kein Mittel, den Zug zum Stehen zu bringen. Wer auf eine wüste Insel verschlagen wird, kann eher Hilfe erhalten, als auf einem deutschen Bahnzuge, wo es an jedem Apparat fehlt, Hilfe zu rufen. Deutschland ist das Land der Ordnung, und es kann nicht, selbst auch Damen nicht gestattet werden, an jedem beliebigen Orte in Ohnmacht zu fallen; es muß dies an dem Orte geschehen, wo der Zug hält. Klingelzüge anzubringen, die den Conducteur rc. von einem Nothfall in Kenntniß setzen, würde den deutschen Erfindungsgeist übersteigen und den Dienst stören. In den Wagen der zweiten und ersten Klasse finden sich manche Unbequemlichkeiten der dritten und vierten Klasse natürlich nicht, aber die Hauptübelstände sind dort eben so, ja es gibt da weit schlimmere. Man kann in jenen stillen, wenig besetzten Wagen bestohlen, beraubt, ermordet und stückweis zum Wagen hinaus geworfen werden, ohne daß die Beamten des Zuges dies bemerken, ohne daß der Unglückliche die geringste Hülfe erhalten kann. So wird das Publikum auf deutschen Eisenbahnen, im gepriesenen Lande der Humanität, behandelt.

Wie anders, um wie viel besser und würdiger steht dagegen in Nordamerika das Publikum den Eisenbahnen gegenüber da! Der Reisende löst sich am Schalter ein Billet (Ticket) oder er steigt, wenn er daran verhindert ist, ohne Fahrschein in den stets offenen Wagen. Die Wagen hängen so an einander, daß man aus einem in den andern gelangen kann. Sobald man eingetreten ist, sucht man, nun die Wagenreihe hindurchgehend, einen zusagenden Platz. In der Mitte ist der Weg frei, rechts und links sind je zwei Sitze, die übrigens schwenkbar sind, so daß man augenblicklich den rückwärts sitzenden Personen, wenn dieselben mehr zusagen, durch Umdrehung der beiden Sitze, das Gesicht zuwenden kann. Der Conducteur geht während des Zuges auf und ab und läßt sich die Fahrscheine zeigen. Wer einen solchen nicht besitzt, unterliegt nicht den inhumanen Proceduren, welche man in Deutschland anzuwenden pflegt, sondern er bezahlt den Betrag, und damit ist die Sache erledigt. Auf einem solchen Zuge kann man sich seine Umgebung suchen; man geht dahin, wo man Bekannte und Freunde und damit angenehme Unterhaltung findet: der Kaufmann macht seine Geschäfte während der Fahrt ab; man hat nicht nothwendig, Härings- und Käse-Arom einzuathmen; denn man kann jederzeit seinen Platz wechseln und die Füße in Bewegung bringen. Man hat nicht nöthig, als Reise-Erquickung die Ohren mit Kindergeschrei erfüllen zu lassen, abgesehen von den andern Unannehmlichkeiten, welche kleine Kinder als Passagiere gewähren; denn es befindet sich in jedem Zuge ein Kinderwagen, in welchen solche Personen sich begeben, welche kleine Kinder bei sich haben. Man ist nicht gezwungen, den Rauch von importirtem Kartoffelkraut und Runkelblättern einzuschlucken; denn es ist in jedem Zuge ein Wagen für Raucher. Man ist nicht gezwungen, vielleicht in finsterer Nacht an unbekannter Stelle einen Zufluchtsort zu suchen; denn es findet sich in jedem Zug ein Wagen für dergleichen geheime Zwecke. In den heißen Monaten geht eine Person in den Wagen hin und her, um den Passagieren frisches Wasser zu reichen; im Winter sind die Wagen geheizt. Im Sommer sind auch Leute, die andere Erfrischungen, Obst, Apfelsinen, Backwerk rc., verkaufen, auf dem Zuge, und das ganze Jahr ist ausreichend für gute und — schlechte Lecture gesorgt, da es nirgend an Colporteuren dieser Art fehlt. Alle diese Einrichtungen auf den nordamerikanischen Bahnen dienen zum Besten des reisenden

Publikums, während bei uns das Publikum als Fahrgepäck gilt, das blos insofern einen Werth hat, als es einen gewissen Ertrag für die Bahnen gewährt. Wie lange wird es dauern, bis die Deutschen sich erinnern werden, daß sie keine Häringe sind? Wie lange, bis sie Einrichtungen auf den Eisenbahnen treffen, die ihnen zu jeder Zeit Hilfe, die ihnen Freiheit, Bewegung, Unterhaltung, geselligen Verkehr, die ihnen, mit Einem Wort, eine menschliche Behandlung gewähren und sie von der Schmach befreien, als bloßer Frachtstoff zu gelten?!

Der Zeitgeist.

Sie haben ihn längst in den Bann gethan,
Den Zeitgeist, den Zaub'rer, den losen Kumpan,
Ob seiner gewaltigen Frevel.

Er raubte dem Glauben der alten Zeit
Die Mirakel, um Wunder der Wirklichkeit
Der entzauberten Welt zu bereiten.

Er schaute mit lichtvollem, forschenden Blick
In's Reich der Natur, da flohen zurück
Die Geister der Nacht und des Wahnes.

Nun seh'n sie ihn fahren, den Bösewicht,
Auf Sturmesflügeln und haschen ihn nicht;
Sie ergreifen, begreifen ihn nimmer.

Unerreichbar ist er, doch riesengroß,
Die Locomotive sein schnaubendes Roß,
Der Neuzeit wirklicher Drache.

Er bricht durch Gebirge die eherne Bahn,
Steigt, äthergetragen, zum Himmel hinan
In des Luftballs schwebender Gondel.

Er entsendet im Blitze das flüchtige Wort
Am winzigen Draht, unterm Meere fort,
Auf der Eisenbahn seines Gedankens.

Er herrscht in der Presse, wird selber gepreßt,
Hat gedrückt, dennoch druckend die Presse erlöst,
Das gemeine Denken der Völker.

Und die Presse, sie sendet das sichtbare Wort,
Des Geistes gewaltiges Werkzeug, fort,
In tausendfacher Verdopplung.

So fährt er, so blitzt er die Erde herum,
So beherrschet der Zeitgeist das Säculum
Als unüberwindliche Großmacht.

Wohl zogen sie aus mit Bann, Interdict,
Mit Allem, womit man die Köpfe berückt,
Den Zeitgeist, den neuen zu fangen.

Sie suchten und forschten zu Land und Meer,
Doch, wo sie ihn suchten, da war er nicht mehr,
Wo sie hinkamen, da war er gewesen!!

Doch wo er gewesen, sie konnten es seh'n,
Da wollte der Galgen, das Rad nicht mehr steh'n,
Das Prügelsystem nicht gedeihen.

Da wackelt die ganze Herrlichkeit
Der junkerlich pfäffischen alten Zeit,
Das gelobte Land der Feudalen.

Nunmehro und alldieweil sei es geglückt,
So wähnten sie oftmals, doch schnell entrückt
Ihren Händen, entschwebte der Zeitgeist.

Er umschwebte der Häscher gelahrten Kopf,
Und als er sie anblies, da fiel ihr Zopf.
O Schrecken! Da ließen sie — Haare.

Doch sieh', ein Mirakel! sie haben das Ding,
Den Zopf, der dazumal hinten hing,
Den haben sie allweil — im Kopfe.

Da rief die gelahrete Clerisei
Um Hilfe bei löblicher Polizei,
Den Attentäter, den Zeitgeist, zu greifen.

Und anhero zu senden per Gensd'armerie
Das vagabundirend verdorb'ne Genie,
Allwo ohne Paß es betroffen.

Sieh da! auf der Straß', ein verdächtig Gesicht!
Das griffen sie — aber den Zeitgeist nicht,
Es war nur sein Affe, die Mode.

Der gab man zur weiteren Reise den Paß.
Drum bläht sich die Mode nun, dick wie ein Faß,
In hohl krinoliniger Blähsucht.

So gingen sie greifen, doch ohne Begriff,
Und was sie auch griffen mit kühnlichem Griff,
Sie hatten sich immer — vergriffen.

Den Zeitgeist findet und fängt man nicht,
Man bindet und schindet und hänget ihn nicht,
Man kann ihn mit Pulver und Blei nicht verwunden.

Und was sie auch fluchen und flennen und fleh'n,
Den Zeitgeist beim Teufel verklagen geh'n,
Den Zeitgeist kann selber der Teufel nicht holen,
Denn
Er hat längst schon den Teufel geholt.

Wilhelm Hieronymi.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 14. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. April 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Nichts von Thränen, lieber Senftenberg," entgegnete Meyerhoff und legte seine Hand zitternd auf dessen Achsel, „seien Sie ein Mann: die Welt ist groß, es gibt noch viele Mädchen, Ihr Herz wird wieder ruhig werden. Vor der Hand ist das ein schlechter Trost, das weiß ich, aber Sie werden andere Bekanntschaften anknüpfen. Sie werden einst ein Wesen finden, das Sie wahrhaft liebt, ein Wesen, das Ihnen eine Stütze sein wird und keine Last, wie es diese — diese Marie, diese Gouvernante geworden wäre. — Sie werden Das, was ich Ihnen einst in jenem Keller sagte, besser würdigen lernen und Ihre Wahl darnach treffen und einst, am Arm einer Gattin, die ist, wie sie sein soll, an mich denken und ausrufen: der Meyerhoff hat doch Recht gehabt!"

Senftenberg geht zurück in seine Heimath. Er will nicht mehr dienen. Unterstützt von seinen nicht unvermögenden Verwandten, gedenkt er ein kleines Geschäft zu etabliren. — Morgen früh, wenn noch Alles schläft, reist er ab. Eben geht er von Pult zu Pult und reicht Jedem die Hand zum Abschiede. Sie werden ihn nicht wiedersehen; auch zu einem kleinen Abschiedsfeste für heute Abend war er nicht zu bewegen. Er will zeitig schlafen gehen, damit er morgen früh die Zeit nicht versäumt. Er hat nun Allen die Hand gereicht und geht nach der Thür. Noch ein Lebewohl und sie fällt hinter ihm in's Schloß.

Mühlbach, der Buchhalter, der alte Veteran, der so Manchen schon hatte kommen und gehen sehen, beugte den Kopf tief in sein Hauptbuch hinein und vergoß ein paar Thränen.

Am nächsten Tage schafften zwei stämmige MarktheFer einen großen Kasten aus dem Hause, in welchem Senftenberg gewohnt hatte. Er war schwer, dieser Kasten, und mußte behutsam angefaßt werden; denn mit großen schwarzen Buchstaben stand obenauf geschrieben: „Piano!"

Die Collegen sehen durch das Fenster zu, wie das Instrument, dessen Klängen sie Abends im Vorübergehen so oft gelauscht hatten, auf den Wagen geladen wurde. Sie

dachten an Senftenberg. Sie hatten ihn manchmal belächelt, wenn er ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte, **wem** sein Spielen und Singen gälte. — Niemand lächelte jetzt über den offenherzigen Menschen, — als sein Clavier dahin gefahren wurde, die Gasse entlang —; er kann ihnen nun keine Geheimnisse mehr anvertrauen!

9.

Daß der leergewordene Posten durch Niemand andern als Meyerhoff besetzt werden würde, wußte ein Jeder im Comptoir, auch wenn Senftenberg nicht die Weisung erhalten hätte, die letzten Tage vor seinem Abgange zu benutzen, um Meyerhoff in die Geheimnisse der Einkaufsexpedition einzuweihen. Diesem Auftrag unterzog sich Senftenberg herzlich gern; denn das Mißtrauen, das er gegen Meyerhoff gehegt hatte, war seit jener Scene, die Mariens Brief herbei geführt hatte, einer innigen Zuneigung gewichen. Von keinem seiner Collegen war dem harmlosen Senftenberg der Abschied so schwer geworden, als von Meyerhoff.

Es gibt Naturen, über die ein Wort aus dem Munde eines ihnen Fernstehenden mehr vermag, als ein ganzer Kreis alter, gewohnter Freunde

Meyerhoff unterstützte Herrn Locke in der Einkaufsexpedition. Da steht er, am Fenster, neben Herrn Locke, innerhalb der breiten Tafeln, vor denen sich das liefernde Personal, meistens aus Frauen und Mädchen bestehend, bunt durch einander drängt. Vor jedem der beiden Herren liegt, aufgeschlagen wie ein Buch, ein Stück Waare. Vom Anfang bis zum Ende wird es durchblättert, wie von einem Censor. Wo zur Untersuchung verdächtiger Stellen das scharfe Auge nicht ausreicht, wird der „Fadenzähler" aufgesetzt, eine Art Loupe, unter welcher das feinste Gewebe wie ein Strohgeflecht erscheint. Aus dem Munde der Censoren erschallen allerhand technische Namen von Webefehlern, wie ein „Nest," ein „Fädenbruch," ein „falsches Muster eingeschossen." Für jeden Fehler wird ein Abzug am Lohne dictirt.

„Wo ist der Blonde hin?" fragen sich die Frauen und Mädchen heimlich; „wo ist er hin," fragt sich eine alte hinfällige Frau, „der mich immer zuerst abfertigte, damit ich nicht so lange warten mußte?" „wo ist er hin," fragt sich ein junges Mädchen, „den ich nur bittend anzublicken brauchte, um meinen Vater vor einer schweren Geldstrafe zu schützen?" „wo ist er hin," fragen sich Alle, „der es nicht so streng, so genau mit uns nahm?"

Meyerhoff zeigt bald, daß er sich nicht begnügt, Herrn Locke's Substitut zu sein. Er tritt mit einer Selbstständigkeit auf, die ihn dem Chef gleichstellt. Er übertrifft sogar den scharfen Censorblick Locke's; denn er entdeckt nicht nur mit Leichtigkeit die verborgensten Fehler, er findet dabei auch noch Zeit, die hinter ihm mit dem Nachmessen der Stücke beschäftigten Bursche in's Auge zu fassen. Die nahmen's auch immer nicht so genau, wenn einmal ein Stück um eine halbe Elle zu kurz war, sie gehörten ja früher selbst zu den Webern. Jetzt ist keiner von ihnen sicher, daß in dem Augenblicke, wo der Eine oder der Andere die letzte Elle an das Stück setzt, Meyerhoff sich plötzlich herumdreht. An den Augen sieht er ihnen ab, wenn das Stück zu kurz ist, und wenn er mit seinem durchdringenden Blicke sie anschaut und dazu in einem eigenthümlichen, fast gereizten Tone fragt:

„Wie viel?“, da kann Keiner eine Lüge sagen, und wenn nur eine Achtel Elle am richtigen Maße gefehlt hat, es muß eingestanden werden.

Wenn Senftenberg mitunter allein in der Expedition war, nun, da erlaubte man sich wohl, sich gegenseitig über Das und Jenes etwas lauter zu unterhalten. Bei Meyerhoff hat man's Einmal versucht und nicht wieder. „Was ist das für ein heilloses Geschnatter?“ rief er wild, „ich verlange Ruhe!“ da wurden sie still, wie Kinder in der Schule.

Senftenberg war von Allen geliebt, — vor Meyerhoff haben Alle Respect. Senftenberg nahm den Hut ab, wenn er den Webersleuten auf der Straße begegnete, Meyerhoff läßt die Hände tief in den Taschen seines weiten Ueberrockes ruhen und grüßt nur mit dem Munde. Wenn Senftenberg des Morgens in die Hausflur trat, da hatte er für jedes der dort harrenden Webermädchen irgend ein scherzhaftes Wort. Meyerhoff hat nichts als einen kurzen Gegengruß für das im Chor gesprochene „Guten Morgen.“

Clärchen grüßt immer sehr freundlich, wenn sie auf dem Wege zur Schule in Muff und Pelzmantel zwischen den beiden Reihen der in der Hausflur wartenden Webersleute hindurch geht. Weßhalb Meyerhoff, wenn er der kleinen Dame zuweilen da begegnet ist, seinen gewöhnlichen kurzen Gruß in ein freundliches: „Guten Morgen, ihr lieben Leute“ abgeändert hat, konnte Niemand begreifen; denn die Voraussetzung, daß er heute vielleicht bei recht guter Laune sei, bestätigte sich später keineswegs.

Herr Locke hatte sich's zwar gedacht, daß Meyerhoff in die neue Stellung „einschlagen würde; die Art und Weise aber, wie sich Meyerhoff in der That entfaltete, überstieg seine kühnsten Erwartungen. Er nannte ihn im Stillen den Mann der strengsten Pflichterfüllung und war über die Acquisition Meyerhoffs glücklicher, als über den größten Gewinn, den irgend eine gewagte Speculation ihm hätte bringen können. Meyerhoff ist oft des Sonntags bei Herrn Locke zu Tisch geladen, und da er frühzeitig zu arbeiten anfängt und Abends spät aufhört, so hat ihm zur größern Bequemlichkeit Herr Locke in seinem eignen Hause eine Wohnung eingeräumt.

Man hätte Clärchen sehen sollen, als der Onkel ihr diese Neuigkeit mittheilte. Sie war außer sich vor Freude und eilte gleich in das für Meyerhoff bestimmte Zimmer, um dort ihre kindischen Anordnungen zu treffen, daß Alles recht ordentlich, recht schmuck aussah. Ein schöner Klapptisch, der im Zimmer des Onkels stand und von diesem nicht benutzt wurde, mußte auf Clärchens inständiges Bitten gleich in Meyerhoffs Zimmer geschafft werden. — Es bestand aber auch wirklich zwischen Clärchen und Meyerhoff, der ein wahrer Kindernarr war, ein rührendes Freundschaftsverhältniß. Man mußte die Beiden sehen, wenn sie Sonntags, nach aufgehobener Tafel, mit einander Domino spielten, oder wenn Meyerhoff, der sehr geschickt in allerlei Papparbeiten war, Clärchens Puppenstube, die er ihr heimlich davon getragen hatte, neu tapeziert zurück brachte. Wer zählt alle die niedlichen Wandkörbchen, Puppenspiegel, Puppenstubenofenschirme und alle die andern Sachen, auf die der raffinirteste Spielwaarenfabrikant nicht gekommen wäre — welche Meyerhoff seiner kleinen Freundin anfertigte! Als er aber gar nun im Hause wohnte, begannen für Clärchen Freuden über Freuden, Ueberraschungen über Ueberraschungen! Wenn Clärchen Abends bei einer kleinen Freundin zu Besuch ist und es schlägt die Stunde, wo sie nach Hause zurückkehren muß und es kommt Jemand herein und sagt: „Clärchen, Herr Meyerhoff ist mit dem Schlitten unten“ — da hält sie keine Macht, kein Spiel länger zurück.

Sie läßt Muff und Mantel im Stich und eilt hinunter und da steht der kleine Schlitten mit der rothumsäumten Rehdecke. Hinten an der Lehne steht Meyerhoff, und Clärchen schlägt ein lautes, helles Gelächter auf über die Pelzmütze, die sich Meyerhoff tief in's Gesicht hinein gedrückt hat. Sie besteigt den Schlitten und in rasender Schnelligkeit schiebt ihn Meyerhoff über den Schnee dahin, einmal um die ganze Stadt herum und dann nach Hause.

10.

Der Winter tritt mit fürchterlicher Strenge auf. Ueber Berg und Thal breitet sich jener feste, eingefleischte Schnee, auf dem die Schritte knirschen, die Räder knarren, der untergelegte Hemmschuh heult. Zu wiederholten Malen ist eine blutrothe, doppelte Morgensonne aufgegangen, siegreich die ankämpfenden schwärzlichen Nebelmassen zu Boden drückend und kalt und strahlenlos ihre einsame Himmelsbahn wandelnd. — Scharf und klar funkeln des Nachts die Sterne herab. Es sind wunderbar schöne Nächte, — man könnte sie Marmornächte nennen! Man braucht auf dem knarrenden Schnee nicht weit zu gehen, um mit dem Fuß an einen erfrornen Sperling zu stoßen; auf den Feldern liegen todte Raben umher. Die Blätter berichten täglich von Menschen, die erfroren sind; Holzdiebstähle finden in Menge statt, man kann ihnen kaum noch wehren; die Diebe bilden eine förmliche Macht; die Hefe des Proletariats hat sich zu einer Art Landsturm zusammengerottet. Man hört von schauerlichen Mordthaten, die an Forstbeamten verübt worden sind.

Die blutrothe Doppelsonne bedeutet Unglück, sagt das Volk. Gewöhnlich aber steht das Zeichen am Himmel, wenn das Unglück schon da ist. So auch hier. Nicht nur der harte Winter hält sein grausames Gericht, mit ihm ist noch ein anderer Feind gekommen: Eine Geschäftskrisis, eine brods- und arbeitslose Zeit. Die Fabrikanten geben nur wenig oder gar keine Arbeit aus. Um nicht Hungers zu sterben, entäußern sich die Armen ihrer Kleider und Betten, auf den Dörfern schlafen ganze Familien unter einer einzigen Decke, theilen ganze Familien zuletzt nur einen einzigen zerlumpten Anzug, in dem sie abwechselnd das Haus verlassen. Man sagt, es seien Menschen in ihren Wohnungen erfroren. Zu spät trugen die Zeitungen damals die Schilderungen des entsetzlichen Elends in die Welt, das die armen Gebirgsbewohner traf.

Riesenhaft groß stand damals die Firma: „Locke und Sohn" da. Sie kümmerte sich nicht um den Stillstand aller Geschäfte, sie verwandte ihre ungeheuren Geldmittel und ließ für das Lager arbeiten. Alles strömte zu Locke und Sohn, um Arbeit zu erhalten, und nur Die wurden abgewiesen, die sich in guten Geschäftszeiten hatten verleiten lassen, von Locke und Sohn abzuspringen und für eine andere Firma zu arbeiten, die höhere Löhne zahlte und geringere Abzüge machte. In einem Umkreise von mehreren Meilen klapperten damals die Webstühle für Locke und Sohn; man arbeitete gern für ein Geringes und ließ sich Abzüge am Lohne willig gefallen. Die Fabrikanten, welche nicht die Mittel besaßen, ihre Lager zu füllen, sagten in ihrer Eifersucht und Mißgunst, die Firma Locke und Sohn fische im Trüben, eine Behauptung, zu der sich sogar sonst ehrenwerthe Leute hinreißen ließen.

So war der Tag des Weihnachtsabends erschienen und auch über ihm war eine blutigrothe Doppelsonne aufgegangen. Es war ein trauriger Christmarkt. Man sah fast

nichts als Wolken: Wolken auf den Stirnen der Feilbietenden, Wolken vom Dampfe der Kohlenbecken unter den Füßen der Verkäuferinnen, die wie auf Wolken ruhende Engel mit rothgefrornen Nasen erschienen. Viele, viele arme Menschen werden heute gern auf den Glanz des Christbäumchens verzichten; wohl Jedem, dessen Weihnachtstisch der Ofen ist und die brennenden Scheite darin die Weihnachtskerzen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Braut vom Richtplatz.

Russische Volksgeschichte.

Wer hätte in Rußland nicht von dem Volksglauben gehört: man hole oder könne sich eine Braut „unter der Knute wegholen" — wie das Volk in seinen Erzählungen von dieser wunderlichen Sache sich auszudrücken pflegt! Die Sache ist um so wunderlicher, da es kein Gesetz gibt, noch je gegeben hat, welches auch nur die Möglichkeit dieses vermeintlichen Brauchs zuließe; und dennoch glaubt das Volk in ganz Rußland daran und erzählt die Ueberlieferungen wieder, die sich darüber erhalten haben. Hier ist eine derselben, die, wie alle ähnlichen, sich auf die eingewurzelte Meinung gründet, daß, wenn sich Jemand finde, der im Augenblick, wo die Strafe an einer Verbrecherin vollzogen werden soll, öffentlich das Verlangen kundgibt, ihre Schuld zu decken, d. h. sich mit ihr zu vermählen, und die Verantwortung für sie zu übernehmen, die Strafe ihr sofort erlassen, und die Begnadigte mit dem ihr vom Schicksal gesendeten Bräutigam gleich zum Traualtar geführt werde. Konnte nicht in der That Aehnliches, von der Sitte allein geheiligt, vor Alters stattgefunden haben, zu einer Zeit, wo die staatliche und gesellschaftliche Ordnung sich mehr auf Gebräuche, als auf geschriebene Gesetze gründete? — Folgendes erzählt unter Anderem die Ueberlieferung:

In einem unserer mittleren Gouvernements lebte in einem stattlichen Dorfe ein nicht unvermögender Bauer. Er hatte Familie, und darunter eine Tochter mit Namen Daria. Dieses Mädchen zeigte von klein auf in ihrem Wesen viel Eigenthümliches, was weder ihre Eltern noch Andere aus ihrer nächsten Umgebung begreifen konnten, oder auch nur zu begreifen sich Mühe gaben, und was sie sogar in der Folge nicht recht zu erklären wußten. Einige nannten sie hartnäckig, selbst boshaft, während Andere behaupteten, gegen gute Menschen sei sie gut über alle Maßen, aber ihr Herz ertrage keine Beleidigung oder Ungerechtigkeit, und boshaft sei sie nur dann, wenn sie fälschlich beschuldigt würde, was sie schlechterdings nicht litt. Sie war, versicherte man, mitleidig und folgsam, wenn man sie nicht durch rohe Scheltworte, durch Verleumdung, oder durch ungerechte und ihre Kräfte übersteigende Forderungen reizte. Als sie jedoch groß, und, wie man zu sagen pflegt, heirathsfähig wurde, war alles das bald vergessen, und der gute Ruf Daria's verbreitete sich in der ganzen Umgegend. Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen, war für eine Bäuerin sehr weiß, groß und schlank, von äußerst lebhaften und ausdrucksvollen Zügen, und wegen ihres gesunden und kleinen Verstandes erhielt sie den Beinamen „Trumpfmädel." Auch war sie als das arbeitsamste Mädchen im Dorfe bekannt; es ging ihr nicht allein, sondern flog ihr von den Händen; an die Arbeit machte sie sich stets unter Scherzen und

Singen. Wenn aber zu Zeiten Daria aus Anlaß irgend einer Kränkung oder eines Unrechts verstimmt ward, so schwieg sie eine ganze Woche, und wurde nicht eher die frühere lustige Sängerin, als bis sie ihrem Beleidiger die ganze Wahrheit in's Gesicht gesagt hatte, und ohne die Antwort abzuwarten, hinzu fügte: Nun geh in Gottes Namen!

Natürlich hatte ein solches Mädchen viele Bewerber; es wird erzählt, daß, als zwei derselben um ihretwillen in Streit geriethen, und beinahe handgemein wurden, sie ihnen zugerufen habe: „Halt, nicht gerauft, ihr dummen Kerle! Kommt doch lieber her, so will ich euch beide mit eigenen Händen ausklopfen, und jage euch mit den Wasserkannen zum Hof hinaus!“ Auch wird erzählt, Daria sei einem armen, elternlosen Burschen, der im Dorfe als Taglöhner lebte, geneigter gewesen, als allen ihren andern Anbetern; doch versteht es sich von selbst, daß dieser Bursch nicht ihresgleichen war, und daß Daria an einen solchen Freier nicht einmal denken durfte. Es fand sich ein Anderer, nach dem Herzen ihres Vaters und nach dem Geschmack ihrer Mutter: der Sohn des Amtsbezirksschreibers, ein junger Stutzer, von stattlichem Aeußeren und hübschem Vermögen, aber zweideutigem Lebenswandel. Sein Vater, obgleich selbst dem Trunke ergeben, schlug ihn mehr als einmal, wenn er aufgeräumt aus der Stadt zurück kam

Dieser Freier gefiel Daria durchaus nicht. Lange versuchte sie durch Bitten bei Vater und Mutter von ihm los zu kommen, und nannte ihn in's Gesicht einen Unverschämten, weil er nicht von ihr ablassen wollte; endlich aber mußte sie sich fügen und ihn heirathen, weil in solchen Fällen die Eltern allein entscheiden, die das besser verstehen, als Unsereins. Das Hauptargument der Eltern war, auch die Mutter habe ihrerzeit den Vater Daria's nicht heirathen wollen, und es später doch gethan, und nun, Gott sei Dank, lebten sie gut mit einander. Die Hochzeit wurde gefeiert; Daria's Freundinnen weinten allen Ernstes, und sprachen die Brautklagen nicht bloß des Brauches und Anstandes halber, sondern weil das Mädchen sie dauerte. Dreimal nach einander begannen sie das Lied:

„Hat man dein armes Haupt ertränkt
Mit einem solchen Trunkenbold“ —

so daß endlich der Vater der Braut wild wurde, und sie anschrie: „Daß ihr mit eurem Lied! . . . singt es euch selbst an den Hals“ . . . womit er sie denn zum Schweigen brachte. Daria's schwarzer Zopf wurde aufgelöst, alle Mädchen weinten, nur sie allein weinte nicht. Was sie aber dachte, weiß ich nicht. Darüber wurde im Dorfe vielerlei hin und her geredet. Einige meinten, daß sie vor Erbitterung nicht geweint, Andere, daß sie den Schreiberssohn gern geheirathet und sich nur geziert habe.

Allein bald hieß es, daß Aksén und Daria nicht recht mit einander lebten. Nachdem es geschehen, fing man erst an zu merken, daß es nicht wohlgethan war, die Beiden mit einander zu verheirathen.

Daria wurde schwanger, und dieser Umstand, statt die jungen Eheleute zu versöhnen und einander mehr anzunähern, trug im Gegentheil zu neuen Streitigkeiten bei, und zwar zu Streitigkeiten solcher Art, die nur in der allerstumpfsten Existenz vergeben und vergessen werden können, bei jedem Menschen aber von sittlichem Gefühl nicht einmal eine Versöhnung zulassen. Aksén, der von Neuem sich herumtrieb und trank, fing an, ich weiß nicht warum, mit seiner Frau Händel zu suchen und ihr jenen armen Burschen vorzurücken, dessen vorhin Erwähnung geschah. Er wurde eifersüchtig auf sie, und nach Art

solcher Leute zankte er mit ihr laut, ohne sich um zufällig anwesende Zeugen zu kümmern. Daria antwortete darauf mit stolzer Verachtung: er sei ein betrunkener Narr, und wisse selbst nicht, was er schwätze. . . . Da wollte Afsén üblichermaßen seine Frau schlagen, aber bei der ersten Drohung gerieth Daria in eine so entschiedene Entrüstung, daß ihm bange wurde, worauf er sich auf Anrathen seiner Kameraden mehr Muth antrank. Nachdem er dieß gethan, näherte er sich Daria, wie er glaubte, mit heldenmäßiger Kühnheit und Entschlossenheit; aber es zeigte sich, daß er, wie man zu sagen pflegt, zu schwer geladen hatte. Unvernehmlich scheltend taumelte er mit ausgespreizten Beinen zu ihr hin, und bildete sich ein, daß er dahin fliege wie ein Falk, hoch über Wald und Feld. Daria kostete es keine große Mühe, ihn unter die Bank auf die für die Gänse bereitete Streu hinzustrecken, und das Brett mit Ausschnitten für die Hälse der Gänse vorzulegen. Dort schlief Afsén bis zum Morgen, erschrack nicht wenig, als er früh in einem Sarg erwachte, schämte sich, sein Abenteuer den Kameraden zu erzählen, und war auf einige Zeit gebändigt.

Daria gebar einen Sohn. Eines Morgens ging der Mann in aller Frühe in die Arbeit; Daria schlief noch. Ein fester, tiefer Schlaf hatte sie befallen, so daß sie, als sie ziemlich spät erwachte, Mühe hatte sich zu besinnen, und sich selbst darüber wunderte. Ihre erste Bewegung war, nach dem Kinde neben sich zu fühlen; es war da, lag aber der Quere unter ihr. Eiskalt überlief es ihr; sie sprang auf und faßte es in ihre Arme — es hatte keine Lebenswärme mehr. Sie hatte es im Schlafe erdrückt! —

Daria that einen gellenden Schrei; wild funkelten ihre schwarzen Augen, sie warf sich über das Kind und versuchte lange, lange, es mit ihrem Athem zu erwärmen; mit einem Male hielt sie inne, und erhob sich; wiederum befühlte sie das Kind mit den Fingern, wiederum schrie sie wild auf, und plötzlich überströmte sie es mit heißen Thränen.

Nach und nach kamen Leute herbei, Nachbarn und Nachbarinnen; aber es war Erntezeit, die Meisten auf dem Felde bei der Arbeit, zu Hause nur Greise und Kinder. Daria stand hoch aufgerichtet in der Ecke der Stube, drückte das todte Kind an ihre Brust, und ließ, ohne sich zu rühren, wie gedankenlos ihre schwarzen, glänzenden Augen im Kreise umher schweifen. Die alten Männer, und insbesondere die alten Weiber, traten ein, machten laute Bemerkungen, schrien aus vollem Halse, näherten sich wiederholt der unglücklichen Mutter, besahen das Kind und versicherten, daß es nicht mehr am Leben sei. Eine sprach: „Wie konntest Du aber auch . . . Du mußtest so und so . . . das Kind weiter weg von Dir, an die Seite, höher hinauflegen . . . sieh', ich will Dir's zeigen . . .“ Eine Andere entschuldigte sie damit, daß es ihr erstes Kind, und sie der Sache unkundig gewesen. Eine Dritte meinte: „Dariechen, mein Herzchen, muß gar zu fest eingeschlafen sein“ u. s. w. Dabei besann man sich auf allerhand ähnliche Vorfälle, Geschehenes und Nichtgeschehenes, und erzählte es mit allen Einzelnheiten.

Nachdem man sich satt geschwatzt, schickte man endlich nach den Eltern Daria's, und dann nach einer Tante; aber die waren Alle nicht zu Hause; darauf sendete man zwei Jungen in's Feld, um den Mann nach Hause zu rufen. Da die unglückliche Mutter immer noch bleich wie die Wand auf demselben Flecke stand, ihr Kind fest an sich drückte und es Niemand gab, trotz Alles Zuredens und Versicherns, es sei Zeit, dasselbe zu waschen und zurecht zu legen, so setzten sich die alten Weiber auf den Bänken herum, und begannen eine Unterhaltung in allen Tonarten über den armen Bogdaschka (wie man jedes Kind vor

der Taufe zu heißen pflegt). Er sei unglücklicher Weise nicht getauft, und da könne man ihn nicht in heiliger Erde auf dem Kirchhofe bestatten, sondern würde ihn ohne Beisein des Geistlichen hinter der Mauer begraben müssen; die Mutter würde ihn auch in jener Welt nicht wieder sehen, denn er sei ja noch kein menschlich Wesen, und Gott habe noch nicht seinen Geist in ihn gelegt, da er weder Kreuz noch Heiligthum an sich trage.

(Fortsetzung folgt.)

(Die Wahrheit ist schwer.) Als der berühmte Ritter, Held, Seefahrer, Dichter und Geschichtsschreiber Sir Walter Raleigh den letzten Satz seiner Geschichte geschrieben, legte er die Feder hin, rieb sich vergnügt die Hände und ging an's Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Da sah er zwei Leute, die sich prügelten und dann aus einander gingen. Eine Viertelstunde darauf besuchte ihn ein Freund und sagte: „Ich habe gehört, daß hier eine furchtbare Prügelei stattgefunden." — „Es war nicht so arg," antwortete Sir Walter. — Wieder nach einer Viertelstunde komm ein anderer Freund: „Was ging hier vor?" Es soll ja vor Deinem Hause einen Mord gegeben haben?" — Walter berichtigt. — Aber es kommt ein Dritter ganz athemlos: „Um Gottes willen! was ist's? Hier sind ja Ströme Bluts geflossen!" — Und es kommt ein Vierter, noch athemloser und bis an die Zähne bewaffnet: „Gott sei gepriesen, Du lebst? Ich komme Dich zu schützen; die ganze Stadt ist voll davon, daß man sich in Deinem Viertel mordet, daß schon Hunderte gefallen!" — „Und ich will Geschichte schreiben!" ruft Walter Raleigh, „ich will erzählen, was vor Jahrhunderten geschehen!" — Und er ging hin und nahm sein Manuscript und warf es in den Kamin. — Aber wenn alle Welt so gewissenhaft wäre wie Sir Walter, was sollte aus der Literatur werden, aus Feuilletons und Zeitungen? Sie wollen auch leben, ganz so wie jener Pariser Todtengräber von 1856. Dieses Jahr nämlich war eines der gesundesten seit Menschengedenken. Ein Tag wie er seit 1801 nicht vorgekommen, leuchtete lächelnd über Paris, ein Tag, an dem es kein Begräbniß gab. Ein Todtengräber von Montmartre, dessen Einkünfte zum größten Theil aus Sporteln bestanden, beklagte sich bei einem Freunde über das schlechte, unausgiebige Jahr. „Aber, lieber Freund!" rief der Andere entsetzt, „wie kann man sich nur darüber beklagen, daß uns der gute Gott ein so treffliches Jahr gibt, wie darf man es bedauern, daß die Menschen nicht sterben?" — Darauf gab ihm der Todtengräber die tiefmenschliche Antwort: „Das ist Alles ganz recht — mais enfin, die Menschen müssen doch sterben — ich muß doch leben!" Und diesem großen Worte des Todtengräbers füge ich das spanische Sprüchwort bei: „Wer nur von der Wahrheit leben wollte, müßte einen Schnürriemen um den Bauch tragen."

(Selbstmörderische Erfindungsgabe.) Ein Friseur in Wien hat sich dieser Tage in seinem Gewölbe in einer Weise das Leben genommen, wie sie bisher noch nicht vorgekommen sein mag. Er öffnete nämlich eine Gasröhre, nahm die Oeffnung in den Mund, um so das Gas einzuathmen, und erreichte auch den gewünschten Zweck.

Der in Plauderstube Nr. 11 mitgetheilte Abschied Zegels hat folgende Erwiderung hervorgerufen:

Was Du erobert im fremden Reiche (Amerika),
Hast Du verloren im Heimatbland;
Doch nur durch eigenen Unverstand,
Der leider wähnte, sehr vermessen,
Daß deutsche „Gimpel" Humbug fressen
Was Du im Schwindel hast geschaffen,
War nicht zum Nutzen, nur zum Gaffen.
Du bautest für Götter und hast vergessen,
Daß Du noch weit vom Himmel gesessen.
Du führtest den Spaten und riefst in Reclamen,
Wie schwindelnder nie sie zur Presse kamen.
Mit „Gott" begannst Du? war das nicht Spott?
Drum klage auch nicht, daß Du wurdest banquerott.

(Was sich die Chinesen über den ersten Frack dachten.) Als Lord Macartney mit seinem ersten Gefolge als englischer Gesandter in Peking einzog, soll der gaffende Pöbel lange Zeit an der Menschennatur der Fremdlinge gezweifelt haben. Sicher ist, daß einige Zeit darauf in den meisten Theatern in Peking eine Pantomime aufgeführt wurde unter dem Titel: „Die Ankunft der großnasigen Paviane mit den breiten Schwänzen."

(Entbindungs-Anzeige.) Gestern habe ich das Glück gehabt, von einem wohlkonditionirten Jungen glücklich entbunden zu werden.

Der Schneidermeister C. Friedel
im Namen seiner Frau.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 15. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. April 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Wie glücklich muß Der sein, der heute ein Packet öffnen kann, das einen so kostbaren Shawl enthält, wie der, den Herr Locke oben in seinem Zimmer soeben einem aus einer großen Stadt angelangten Postpackete entnimmt. Wie glücklich Der, welcher in dieser schrecklichen Zeit durch ein solches Weihnachtsgeschenk Andern eine Freude bereiten kann!

„Ist der Shawl für Marie endlich gekommen?“ fragte Madame Locke, die eben hereintritt.

„Hier ist er,“ entgegnet ihr Gemahl, den schweren Stoff emporhebend.

„Unmöglich!“

„Warum?“

„Das ist ein Shawl für eine Gräfin, aber nicht für unsre Gouvernante, die sich selbst scheuen wird, ihn öffentlich zu tragen.“

„Er entspricht aber ganz meinem Geschmacke.“

„Wirklich? — Ich glaubte, es läge hier nur ein Mißverständniß von Seiten der Handlung zu Grunde, bei der Du ihn bestellt hast. — Was kostet der Shawl?“

„Sei unbesorgt, ich bezahle ihn.“

„Du hast sonderbare Grillen. Ich wiederhole es, das ist kein Shawl für eine Gouvernante. Ich selbst würde ihn kaum tragen mögen.“

„Ich glaube es,“ sagte Herr Locke mit scheinbarer Ruhe; „indessen wir wollen einmal sehen, wie er Dich kleiden würde.“ Mit diesen Worten gab er seiner Gemahlin den Shawl um, der ihre ziemlich kleine Figur ganz verhüllte. Es mag dahin gestellt bleiben, ob Madame Locke die ironische Absicht ihres Gemahls durchschaute. Sie warf einen funkelnden Blick in den großen Wandspiegel und einen auf ihren Gemahl, welcher die Hand an das Kinn gelegt hatte und unverwandt nach dem auf der Erde schleifenden Shawlende blickte.

„In der That," sagte Madame Locke, nach Athem ringend, „er kleidet mich vortrefflich. Du wolltest nicht die Gouvernante, sondern mich damit überraschen, und machtest, als ich Dich beim Auspacken störte, eine Nothlüge. Es thut mir leid, daß ich Dir die Freude so zerstört habe; aber, mein Himmel, wir sind ja keine Kinder mehr," fuhr Madame Locke fort und befreite sich ohne die Hülfe ihres Gemahls von dem Shawl; „wir wissen die Gaben, mit denen wir uns gegenseitig überraschen, auch bei Morgenlicht zu würdigen, und so nimm meinen Dank;" hastig hatte Madame Locke inzwischen den Shawl wieder in die alten Falten zusammen gebrochen. „Aber er ist mir zu auffallend," sagte sie, ihn auf den Tisch werfend, „und Du wirst ihn daher gegen einen bescheideneren vertauschen." Mit diesen Worten ging sie schnell aus dem Zimmer.

Herr Locke nahm den Shawl, warf ihn in die Flammen des Kamins, warf dann auch Emballage und Bindfaden hintendrein und ergriff sein schwarzes Hauskäppchen, um es aufzusetzen und herab in's Comptoir zu gehen.

Das Personal unten erschrack über das tief nach dem Nacken herabgerückte, vorn die ganze Stirn und einen Theil des Haupthaares freilassende Käppchen. Das war der Fehdehandschuh, den der Chef, wenn er übler Laune war, aller Welt hinwarf. In weniger Zeit als einer halben Stunde hatte heute Mühlbach, der Herrn Locke nicht schnell genug ein Conto aufschlagen konnte, eine Nase, — ein Anderer, der um Urlaub zu einer Feiertagsreise bat, einen Korb, — Carl eine Ohrfeige. Alle athmeten frei auf, als Herr Locke das Comptoir verließ, um in die Einkaufsexpedition zu gehen, wo er heute den ganzen Tag beschäftigt war.

Es war heute der Lieferungstag für einen Factor vom Dorfe, der im weiten Umkreise seine eigenen Weber beschäftigte und an einem einzigen Tage hunderte von Stücken, zu denen er von Locke und Sohn vorher das Garnmaterial in Empfang genommen hatte, abzuliefern pflegte.

Vor der Hausthür hält ein Schlitten mit weißer Plane und mit einem Pferde bespannt. Langsam und vorsichtig klettert ein dicker Mann heraus, von den Ohren bis an die Knöchel in einen schönen warmen Pelz gehüllt. Das ist der Factor Rex aus Dorschau. Er hat lange Jahre auch hinter dem Webstuhle gesessen, ehe er es durch Glücksumstände und Klugheit bis zum Factor brachte. Jetzt ist er ein angesehener Mann im Dorfe und noch weit über das Dorf hinaus, trägt einen goldnen Ring am Finger, den er schon seit Jahren nicht mehr herunter ringt, hat eignes Geschirr, ein rundes, rothes Gesicht und einen wohlgenährten Bauch. Er macht einen recht angenehmen Eindruck mit seinen braunen, klugblickenden Augen und dem schwarzen, krausen Haar, in dem nur hie und da ein flüchtiger Silberschein spielt. Herr Meyerhoff ist hinaus geeilt und hilft dem Meister Rex beim Auspacken der vielen Stücke, während Herr Locke, mit der Elle auf seine Hand schlagend, durch's Fenster zusieht.

„Haben Sie in Ihrem Pelze nicht geschwitzt, Meister Rex?" fragte Meyerhoff.

„Hat sich was zu schwitzen," antwortete der Factor, „sehen Sie nur meine rothe Nase an.

„Das macht wohl mehr die Bulle, die dort aus der Tasche heraus guckt. Haben unterwegs gewiß schon wacker gefrühstückt?"

„In solchen harten Zeiten frühstückt man nicht, da ist man froh, wenn man zu Mittag essen kann."

„Immer wieder die alte Leier; daß doch die reichen Leute immer für arm gelten wollen. Haben Sie auch mein Weihnachtsgeschenk nicht vergessen, Meister Rex?"

„Du lieber Himmel! Wer denkt bei so harten Zeiten an Weihnachtsgeschenke. Da ist man froh, wenn man für sich eine warmgeheizte Stube haben kann.

„Ei, ei! so darf man nicht sprechen, wenn man ein Häuschen daheim hat, das —"

„Noch nicht bezahlt ist. — Sie vergessen die Schulden, die darauf lasten."

„Schulden hin, Schulden her; warum bezahlen Sie die Schulden nicht von den —" Meyerhoff neigte seinen Mund an das Ohr des Factors und fuhr fort, „von den dreitausend Thalern, die Sie bei uns stehen haben?"

Rex kraute sich verlegen in dem Barte, lächelte und gab sich stillschweigend gefangen.

„Wie wäre es denn," fuhr Meyerhoff fort, „wenn Sie mir von den Dreitausenden die Zinsen für das letzte Vierteljahr gutschreiben ließen? Mit diesem Weihnachtsgeschenke wollte ich zufrieden sein."

„Ha! ha!" lachte Rex, „die Zeiten sind wahrlich nicht darnach — und was würde Herr Locke bei sich denken, und gestehen Sie nur, Sie würden ein Weihnachtsgeschenk von mir gar nicht annehmen."

„Sie können Recht haben," erwiderte Meyerhoff einlenkend.

„Aber nächsten Monat schlachte ich meine beiden Schweine," tröstete Rex, „da besuchen Sie mich zu Wurst und Wellfleisch."

„Topp, es gilt," rief Meyerhoff versöhnt.

Die Waaren waren abgeladen und in das Expeditionszimmer geschafft.

Ein Markthelfer geleitete das Fuhrwerk des Factors nach dem Gasthof, während der Besitzer die beiden Herren bei der Durchsicht der Stücke durch leichte Handreichungen unterstützte. Dabei waren seine Augen überall; bald ruhten sie auf dem Stücke, das Herr Locke, bald auf dem, das Herr Meyerhoff musterte, dann rollten sie zu den beiden Gehülfen hinüber, welche mit behender Hand die Elle führten. So leichtfertige, liederliche Arbeit, wie heute, haben die Weber noch nicht geliefert! Noch ist Herrn Locke nicht ein fehlerfreies Stück in die Hände gekommen. Er schüttelt, während er jedes Stück durchblättert, fortwährend unwillig den Kopf; so oft er den Fadenzähler aufsetzt, läßt er ein gereiztes Räuspern vernehmen. Dabei geht Alles sehr schnell; Herr Locke wirft die Stücke schallend vor sich auf die Tafel hin und wirft sie eben so wieder auf den Tisch, wohin sie nach erfolgter Durchsicht gehören.

Meyerhoff befindet sich in einer beängstigenden Verlegenheit; noch hat er heute nicht ein einziges Stück gefunden, an welchem etwas auszusetzen gewesen wäre; so tadellose Arbeit wie heute, zum Weihnachtsheiligenabend, haben die Weber noch nie geliefert!

Herr Locke hat schon mehrere stechende Seitenblicke auf Meyerhoff geworfen. Er denkt am Ende gar bei sich, daß sich heute auf Meyerhoff nicht zu verlassen sei, oder — mißtrauisch wie er ist — daß Meyerhoff sich von Rex habe bestechen lassen!

Meyerhoff hat bereits einen ganzen Stoß Waare durchgesehen; jetzt kommt das Stück daran, das zu unterst lag. Er nimmt es und legt es vor sich auf die Tafel hin. Rex folgt ihm dabei sehr lebhaft mit den Augen. Meyerhoff schlägt das Stück aus einander.

Auf den ersten Blick, den er hinein thut, wirft er wie elektrisirt den Kopf in die Höh'. Rex zieht ein Gesicht wie ein Schüler, in dessen Schreibebuch der Lehrer eine Seite aufgeschlagen hat, die durch einen großen Tintenklex entstellt ist. Er tritt zu Meyerhoff und flüstert ihm in's Ohr:

„Ich wollte Sie soeben selbst darauf aufmerksam machen; ziehen Sie dem Weber immerhin am Lohne ab, aber lassen Sie Herrn Locke nichts merken."

(Fortsetzung folgt.)

Die Braut vom Richtplatz.

Russische Volksgeschichte.

(Schluß.)

Nach und nach wurde die Stube geräumt; die ungebetenen Besucherinnen gingen zum Theil auseinander, zum Theil ließen sie sich vor der Thüre nieder und unterhielten sich gegenseitig durch spaßhafte Geschichten. Als Daria allein geblieben, und nach dem betäubenden Lärm um sie her Ruhe eintrat, gerieth sie auf einmal in eine gewisse Unruhe und fieberhafte Bewegung; brennende Röthe bedeckte ihr Gesicht, von Neuem funkelten ihre Augen; sie blickte scheu um sich. Ohne die Leiche des Kindes von ihrer Brust wegzunehmen, schlich sie leise an den Tisch und ergriff ein großes Brodmesser. Es schien nach allem, daß sie in ihrer bewußtlosen Verzweiflung Hand an sich legen wollte; sie prüfte mit dem Finger die Schärfe des Messers, dann sah sie sich wieder vorsichtig um und horchte auf die Stimmen der Weiber unter dem Fenster; endlich ließ sie die Hand sinken und verlor sich im Anschauen ihres todten Kindes. In dieser Stellung befand sie sich noch, als sie lautes Reden und Lärmen auf der Straße vernahm; es war Afsén, der vom Felde heimkam, und den die alten Weiber in gemeinsamem Chor mit Beileidsbezeigungen und Erzählung des Vorgefallenen empfingen. Eines der Weiber klammerte sich sogar an ihn, und verfolgte ihn bis in die Stube mit den Worten: „Schlag sie nur ja nicht, Liebster, schlag sie nicht, das wär' eine Sünde; sie that's ja ohne Willen, es war Gottes Rathschluß."

Afsén trat ein, hinter ihm her die Schaar der Nachbarn und Nachbarinnen. Als Daria Geräusch hörte, fuhr sie zusammen und zog die Hand mit dem Messer hinter sich zurück, wie wenn sie es verstecken wollte. Afsén trat ganz ruhig und gleichgiltig an sie heran, warf einen Blick auf die Leiche des Kindes, dann auf Daria und sprach, indem er sich abwendete: „Was ist's weiter! Ein Bastard weniger im Dorfe."

Kaum hatte er das gesprochen, als er einen gellenden Schrei that und zu Boden fiel. Man sprang ihm bei; Afséns ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt, er athmete röchelnd; man hob ihn auf, und jetzt erst gewahrte man mit Schrecken, daß in seinem Halse ein großes Messer stak, welches fast bis an den Griff eingedrungen war. Niemand hatte bemerkt, wie das geschah; kaum der eine und der andere der im Zimmer anwesenden Alten hatte eine rasche Bewegung von Daria's Hand wahrgenommen, wie wenn sie den Mann zurückstieß oder ihm abwehrend einen Schlag versetzte.

Ein Schrei des Schreckens erscholl im Hause Afséns, dann auf der Straße, und wuchs bald zu einem vielstimmigen Geheul, welches sich durch das ganze Dorf und über

die Felder verbreitete. „Daria hat ihren Mann erstochen," riefen die Begegnenden einander zu, über die Gasse, über Höfe, Verschläge und Hanffelder — und als nach einer Viertelstunde der unglückliche Afsén wirklich seinen Geist aufgab, dachte Niemand mehr daran, einer tauben Alten, der berühmten Heulerin, Einhalt zu thun, die sich auf einen Baumstumpf setzte, wo sie sich berufsmäßig wie zu Hause einrichtete, und, die Hände zusammenschlagend, sich in Todtenklagen ergoß, die freilich auch keiner hörte.

Daria wurde in Ketten gelegt; die Untersuchung und die Rechtsprozedur nahm ihren Gang und wurde sehr schnell beendet, da die Sache eine sehr einfache war; die Aussagen der sämmtlichen Zeugen und der Verbrecherin selbst stimmten in Allem überein. Daria erklärte nur, daß sie sich nicht mehr deutlich besinne, wie es geschehen; wohl aber wüßte sie, wie sie ganz außer sich gerathen, als Afsén in Gegenwart Anderer ihr Kind mit einem Schimpfnamen genannt, und ihr selbst einen Makel angeheftet, welchen sie durch nichts verschuldet hätte. Diesen Vorwurf habe sie auch früher kaum zu ertragen vermocht; jetzt vollends habe er sie um alle Besinnung gebracht, und nur dunkel erinnere sie sich, was geschehen sei. Jakow, der ebenfalls verhört wurde, weinte heftig, rang die Hände, und rief Gott zum Zeugen an, daß weder er noch Daria sich vergangen; Afsén habe, Gott weiß warum, gegen die arme Daria eine grundfalsche Beschuldigung erhoben.

Dem mochte nun sein wie ihm wollte, Daria wurde als des Mordes überführt und geständig zur Knutenstrafe auf offenem Markte verurtheilt. Der bestimmte Tag kam heran, und alle Anstalten waren auf dem Marktplatz der Gouvernementstadt getroffen, wo dießmal wegen der Prokow'schen Messe eine Menge Volkes zusammenströmte. Wir wollen nicht die Einzelheiten der damals üblichen Vollstreckung solcher Urtheile beschreiben; sie sind allbekannt, und wer sie etwa nicht kennt, verliert nichts daran. Als die Verbrecherin herbei geführt wurde, bemächtigte sich Mitleid und Schreck der zahllosen Menge. Es war ein junges Weib von 21 Jahren, schlank, stattlich, schön, trotz aller Leiden, die sie ertragen und noch zu erwarten hatte. In ihrem Benehmen zeigte sich nichts von Furchtsamkeit, noch eine Spur von Dünkel oder Frechheit. Sie war ganz in ihr Schicksal ergeben, und außer einer von Zeit zu Zeit wahrnehmbaren Angst, war es nur die Scham vor der Schande, und eine tiefe, wenn auch zu späte Reue, welche sie ihre Blicke zu Boden senken ließ. Man hörte sie viel und lange beten: sie klagte sich in Allem an und sprach nichts zu ihrer Rechtfertigung.

Todtenstille trat ein, als nach dem Trommelwirbel das Urtheil verlesen wurde. Unter den Tausenden, die zugegen waren, gab es sicher keinen einzigen, der nicht mehr oder weniger alle Umstände der Begebenheit gekannt hätte — auch pflegen diese Einzelnheiten im Urtheile nicht angeführt zu sein — dennoch schien jeder alles, was sich auf den Vorfall bezog, bis auf die letzte Silbe hören zu wollen, um, wo möglich, zu seinem Troste irgend einen Umstand herauszufinden, welcher das Gewissen der Verbrecherin einigermaßen erleichterte.

Kaum war das Urtheil verlesen und die Unglückliche den Händen des Henkers übergeben, als von zwei entgegengesetzten Seiten aus der Menge zwei Männer hervor traten: der Eine im dürftigsten Bauernkleid, das Gesicht nur von einem Anflug von Bart umsäumt, bleich, heftig erregt vor Angst und Bangen; der Andere in elegantem, feinem blauen Tuchrock mit seidenem Gürtel, einen Kastorhut in der Hand, mit jungem, blühendem Gesicht. Der Erstere stürzte hastig vor zu denen, die von Amtswegen die Verbrecherin umgaben,

und schon war er bis zu dieser selbst gedrungen; da traf er auf den Andern, der ihm zuvor gekommen und die Amtspersonen bereits gegrüßt hatte. Der arme Jakow (er war es) blieb furchtsam und unschlüssig stehen; er hörte deutlich den sich verbeugenden jungen Burschen im Tuchrock ausrufen: „Um Christi und der ewigen Erlösung willen, Gnade! Ich bin entschlossen, sie zu meinem Weib zu nehmen.“ Jakow bekreuzte sich mehreremal, brach zu gleicher Zeit in ein heftiges Weinen und Lachen aus, und sprach laut vor sich hin: „So also, siehst du!“ Darauf trat er wieder ein wenig zurück, so daß ihn kaum Jemand bemerkte. Daria aber hörte nichts, sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren, ohne die Augen zu erheben.

Dieses unerwartete Einschreiten eines fremden, jungen Mannes überraschte Alle; die Leute sperrten den Mund auf, man hätte eine vorbeisummende Fliege hören können. Das erste Wort ließ sich halblaut vernehmen. „Thu's nur, guter Mensch, nimm sie getrost, Du wirst es nicht bereuen.“ Der Bursche im blauen Tuchrock wurde gefragt, was er wollte; er wiederholte laut und deutlich dasselbe: „Um Christi und der ewigen Erlösung willen, Gnade! Ich bin entschlossen, die Unglückliche zu meinem Weib zu nehmen.“ Da erst rauschte es auf wie ein Meer, und Reden, Gebete, Freudenrufe erschütterten die Luft. Keine Mütze blieb auf dem Haupte. Alles bekreuzte sich.

Jetzt ein Wort über den jungen Burschen, der fünf Schritte von Daria entfernt stand, weder bleich noch erregt, noch verzweifelnd, sondern ruhig und heiter in Erwartung der Entscheidung, und, wie es schien, mit der Zuversicht des Erfolges. Es war der Sohn eines wohlhabenden Handelsbauers aus dem benachbarten Kreise. Sein Vater und seine Mutter, die für ihn in einer Weise sorgten, wie es Eltern nie thun sollten, beschlossen zuletzt, ihn mit einer Bürgerstochter zu verheirathen, die auf Grund verschiedener Berechnungen und Kombinationen ihnen gefiel, ihrem Sohne Terenti aber so sehr zuwider war, daß er beinahe in's Wasser gegangen wäre, um sie los zu werden. Vom Vater in Geschäften auf die Messe geschickt, hatte er früher schon von der Begebenheit gehört, welche im ganzen Gouvernement so viel Aufsehen erregte, und nun sah er sich ganz unerwarteter Weise plötzlich der schönen Verbrecherin gegenüber; blitzschnell zuckte der Gedanke durch seinen entschlossenen Kopf: Wie wenn ich unter der Knute weg mir dieses junge Weib holte! Würde sie mir nicht eine treue und gehorsame Gattin sein, und mich bis an den Tod lieben oder doch wenigstens mir zugethan sein? .... Und dabei thät' ich ein gottgefälliges Werk .... Denn diese Aermste .... sieht eine Missethäterin so aus? Der Teufel führte ihre Hand, als Schmerz und Empörung ihren Geist verdunkelten; aber sie hat keinen Theil an dieser Sünde. Ist denn die mir Verhaßte, die mein Elend wird, so viel werth als sie? Und jener werde ich nicht entgehen ..... Mit einem ehrlichen Burschen getraut, wird Daria selbst wieder ehrlich; ich werde Niemand erlauben, ihr einen Vorwurf zu machen; ich reise mit ihr fort; mag in Gottes Namen der Vater alles Geld für sich behalten, ich jage nicht danach .... Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner in einem Augenblick dermaßen, daß er sich desselben nicht mehr entschlagen konnte, und wie mit einem bereits feststehenden Entschluß drängte er, der Verbrecherin folgend, sich vor. Je mehr er sie betrachtete, desto weniger konnte er es über sich gewinnen, ein Auge von ihr zu verwenden. Als nun der verhängnißvolle Moment eintrat, den er aus der volksthümlichen Ueberlieferung kannte, wie er sich denn auch auf die ihm in seiner Kindheit mitgetheilten

Worte besann, die in solchem Falle an die Amtspersonen zu richten waren — als dieser Moment eintrat, da stockte ihm auf einmal der Athem; muthig trat er vor, und nachdem er sein Vorhaben kundgethan, athmete er wieder frei auf, wie wenn er eine Zentnerlast von sich abgewälzt.

Man erkundigte sich, wo er her sei, ob er etwa verheirathet, oder ein Verwandter der Verbrecherin. Terenti suchte und rief sogleich Zeugen auf; deren Aussage war befriedigend. Die Obrigkeit überlegte und sprach: „Sei's denn in Gottes Namen. Was Gott beschlossen hat, kann Niemand wenden.“

Der Henker, welcher die durch einen so ungewöhnlichen Zwischenfall von der Strafe befreite Verbrecherin nicht anrührte, mußte jedoch, wie die Sage erzählt, zur Erbauung des Volkes einen Knutenhieb einer Stute versetzen mit den Worten: „Thut Buße, Kinder, und betet zu Gott für die Unglücklichen.“ Er legte ein Stück Baumrinde auf die Stute, holte aus, theilte mit einem Hieb das Stück Rinde in zwei auseinanderfallende Hälften, und damit war die Schuldigkeit des Henkers gethan.

Auf der Stelle wurde das so unerwartet verlobte Paar zur Trauung geführt. Daria hob während der ganzen Zeit die Augen nicht in die Höhe, und sah weder ihren Verlobten, noch ihren Mann an. Sie schien noch nicht recht zu fassen, was mit ihr vorging; Terenti sah sie an, lächelte und schwieg. Das Volk lärmte freudig, strömte dem ungewöhnlichen Paare nach, und geleitete dasselbe erst zur Kirche, und dann von der Kirche, wenn auch nicht bis nach Hause, so doch wenigstens bis an's Stadtthor. Von Mehreren wurde ihnen Geld zugeworfen, Terenti aber zog den Hut, dankte freundlich ablehnend, und gab das Geld den Bettlern. Ein fremder Kaufmann ließ sich von dem allgemeinen Jubel so weit hinreißen, daß er dem Volk einen Schmaus bereitete, indem er alle mit Brezeln traktirte, und dabei rief er Hurrah bis zur Heiserkeit und Erschöpfung.

Terenti, der im eigenen Wagen zur Stadt gekommen war, verließ in demselben mit seiner jungen Frau die Stadt. Sie hob noch immer die Augen nicht empor und sprach kein Wort zu ihm. Als sie endlich im freien Felde waren, hielt er das Pferd an und sagte: „Nun, Dariechen, gib mir die Hand. Nicht wahr, wir wollen mit einander leben?“ Sie sank ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und jetzt erst, nach langer unerträglicher Pein, brach sie in Thränen aus.

Terenti hob sie mit Gewalt auf.

— Das Alte muß vergessen sein, sagte er, wir fangen ein neues Leben an, wie wenn wir heute erst mit einander zur Welt gekommen wären. . . . . Aber wo fahren wir nun hin, Dariechen? Nach Hause kann ich nicht; ob mich meine Eltern jetzt annehmen, weiß Gott; in Jahr und Tag werden sie sich wohl erbitten lassen, aber jetzt kann ich nicht zu ihnen. Fahren wir nach Deinem Dorfe zu Deinen Eltern; geht das?

— Warum nicht! sagte Daria, fest und muthig ihrem Manne in's Gesicht blickend. In Gottes Namen laß uns hinfahren.

Den Empfang von Seiten des Schwiegervaters und der Schwiegermutter kann man sich schwer vorstellen. Sie saßen daheim im Dorfe in tiefster Betrübniß, wohl wissend, was jetzt in der Stadt geschah. Plötzlich fährt ein Wagen in den Hof. Sie blicken auf, sehen hin und trauen ihren Augen nicht. . . . Ein junger Mann im Tuchrock, mit seidenem Gürtel und Kastorhut, bringt nach dem unglücklichen, mit Schande bedeckten Hause der alten Leute ein junges Weib . . . . und dieses Weib ist — ihre Tochter!

Lange konnten die Alten keine Fassung gewinnen, kein Wort hervorbringen, obwohl die Tochter schon zu ihren Füßen lag, und der junge Mann, nach tiefer Verbeugung, grüßend da stand, und sie um ihren Segen bat. Als die Alten endlich zu sich kamen, fielen sie Terenti zu Füßen, der in seiner Verzweiflung die sich versammelnden Leute zu Hilfe nehmen mußte, um die Alten emporzurichten, und sie auf die Bank zu setzen.

Terenti's Eltern ließen ihn zwei Jahre nicht vor die Augen. Er aber ergriff inzwischen zum Pflug, und arbeitete beim Schwiegervater; auch Daria machte sich in früherer Weise an die Arbeit, und die ging ihr trefflich von statten. Endlich, als Terenti's Vater erkrankte und sich dem Tode nahe glaubte, wünschte er mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter sich auszusöhnen. Es wurde nach ihnen geschickt, und kaum hatten die Alten Daria gesehen und sie einigermaßen kennen gelernt, als sie sich lieb gewannen und sich nicht mehr von ihr trennen wollten. Daria aber soll eine so musterhafte Frau und Tochter gewesen sein, daß sie noch jetzt, wo diese Begebenheit sich nur als dunkle, alte Sage erhalten hat, in jenen Gegenden allen Frauen und Bräuten als Vorbild hingestellt wird.

(Aus der „Nordischen Revue“ von Wolfsohn.)

Feiner Unterschied.

Amtlich Vorgesetzter (im Begriffe auszufahren) zum amtlichen Diener: Oeffnen Sie doch gefälligst das Hausthor!

Amtlicher Diener: Fahren Sie in amtlicher Eigenschaft?

Amtlicher Vorgesetzter: Ich fahre spazieren! —

Amtlicher Diener: Dann bin ich nicht schuldig, Ihnen das Thor zu öffnen!! (Geht heroisch und ungeöffneten Thores von dannen.)

Auswanderer-Lied.

Melodie aus dem „Propheten“: „Nach Münster auf!“

Laßt den Abschiedsschmerz, den herben,
Männlich jetzt uns übertünchen!
Eh wir „ohne Glauben“ sterben,
Zieh'n wir lieber fort von München!

Früher freilich war es anders,
Mindestens noch mal so finster;
Unterm Regimente Zander's
Dachte noch kein Mensch an Münster!

Und wem Münster nicht gefiele,
Ei, der zieht dann hin nach Löwen!
O wir kennen uns're Ziele,
Wir des Glaubens Wander-Möven.

Doch wozu in solche Ferne?
Leuchten nicht dem frommen Sinne
Heller noch des Glaubens Sterne
In der Stadt am blauen Inne?

Wo der Andacht wonn'ger Psalter
Tönt vom Morgen bis zum Abend;
Wo das reine Mittelalter
Sich erhalten still und labend!

Ja, nach Innsbruck laßt uns ziehen,
Hin zum heil'gen Haßlwanter,
Gläubig vor ihm niederknieen,
Rufend: O Sie höchst Charmanter!

Die hochgestellten Universitäts-Adeligen der „Augsburger Postzeitung.“

(M. Nat.)

Christliche Extrazüge.

Dem Vernehmen nach steht auf der München-Innsbrucker Eisenbahn die Einführung „christlicher Extrazüge“ zu erwarten, damit die hochgestellten Adels-Söhne, welche die dortige Universität beziehen, bei jeder gegebenen Gelegenheit hieher zu ihren hochgestellten Angehörigen reisen können, ohne Gefahr zu laufen, etwa gar noch auf der Eisenbahn ihren christlichen Glauben zu verlieren. Auf der Mittelstation Rosenheim wird eine Viertelstunde angehalten, und nebst anderm Gefrorenen entzückliche Stylübungen des frommen Münchener Correspondenten der „Augsburger Postzeitung“ herumgereicht. (M. Nat.)

In einer amerikanischen Korrespondenz aus der Armee des General Thomas steht buchstäblich folgender Unsinn: „In dem letzten Treffen fiel der tapfere Kapitän H—. Eine Bombe riß ihm den Kopf weg. Seine letzten Worte waren: „Begrabt mich da, wo ich gefallen bin.“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 16. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. April 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Hilft Alles nichts, Meister Rex," gibt Meyerhoff dem vor Schreck zusammenfahrenden Factor laut zur Antwort, „es muß —"

„Was gibts?" fragte Herr Locke, hastig herbeispringend.

„Ein falsches Muster eingeschossen," sagt Meyerhoff und schnalzt mit der Zunge.

Mit einem wilden Lächeln um Mund und Augen betrachtet Locke den schmalen Streifen, der über die Breite des Stückes läuft und von dem Dessin des übrigen Gewebes etwas abweicht.

„Der Weber —", beginnt Rex in sanftem Tone.

„Ist der Weber verrückt gewesen?" unterbricht ihn Herr Locke, mit der Hand das Gewebe unbarmherzig zusammenknitternd.

„Der Weber —" beginnt Rex von Neuem.

„Ich glaube nicht," unterbricht ihn Meyerhoff, zu Herrn Locke gewendet und die fünf Finger seiner Hand weit auseinanderspreizend, „ich glaube nicht, daß wir das Stück absenden dürfen. Es gehört zu der kleinen Bestellung von Ziegel u. Comp."

„Der Weber ist —",

„Ziegel und Comp.!" ruft Herr Locke in die Hände schlagend, „diesem reellsten unsrer Kunden einen solchen Lappen schicken! Gott bewahre!"

„Der Weber ist nicht —"

„Leider läßt es sich auch durch kein Andres ersetzen," sagt Meyerhoff, der es in seinem Interesse hält, den entdeckten Fehler so gewichtig wie möglich zu machen.

„Und diese Leute brauchen gerade dieses Muster," ergänzt Herr Locke wehklagend, „wir werden Schadenersatz zahlen müssen," fügt er in plötzlicher Aufwallung hinzu, "und," schließt er, das Stück ergreifend und auf der Tafel umher schleudernd, „und die Kundschaft einbüßen!"

„Der Weber ist nicht ganz zurechnungsfähig," ergreift endlich wieder Rex das Wort, „er hat eine todtkranke Frau zu Hause."

„Zwanzig Groschen Abzug!" dictirt Herr Locke dem Schreiber am Pulte.

„Seine fünf Kinder hungern," fährt Rex fort.

„Zwanzig Groschen Abzug!" wiederholt Herr Locke mit Nachdruck.

„Er weiß nicht, wo ihm der Kopf steht," beendete Rex.

„Ich habe vor Kurzem mein einziges Kind verloren," donnerte Herr Locke den Factor an, daß die Leute vor dem Fenster stehen bleiben, „und mußte trotzdem meine Geschäfte versorgen und den Kopf auf dem rechten Fleck behalten. Bleiben Sie mir solchen Geschichten zu Hause."

„Herr Locke trat wieder an seinen Platz zurück. Meyerhoff aber sieht das Stück wie eine verdächtige Gegend, vollends Falte für Falte genau durch, setzt überall den Fadenzähler an und findet in der That noch verschiedene kleinere Fehler hinzu, die unter günstigeren Verhältnissen bequem durchgeschlüpft wären. Er dictirt einen weiteren Abzug von fünf Groschen hinzu. Das Stück wird gemessen. „Wie viel?" fragte Meyerhoff den Burschen, als er die letzte Elle ansetzt.

„Es fehlt eine halbe Elle, aber ich glaube," stammelte der Gefragte, „ich habe zu reichlich gemessen. Ich will es noch einmal messen."

„Daraus wird nichts!" ruft Herr Locke, heftig dazwischen tretend; „wenn Er nicht richtig messen kann, so scheer' Er sich zum Teufel; wir haben keine Zeit, jede Sache zwei Mal zu machen. — Eine halbe Elle fehlt," wandte er sich wieder an den Schreiber am Pult, „fünf Groschen Abzug."

Der Abzug hatte sich im Ganzen nun auf einen Thaler — auf zwei Drittheile des ganzen Arbeitslohns — herausgestellt.

Herr Locke und Meyerhoff fuhren in der Musterung der übrigen Waaren fort.

Rex ging in den Gasthof zu Tische, spielte nach dem Essen eine Partie Scat, sprach dem Glase fleißig zu und fand sich mit etwas geröthetem Gesicht zur rechten Zeit wieder im Expeditionslocale ein.

Gegen Abend holte er sein Fuhrwerk aus dem Gasthofe und belud es mit den bunten Garnen, die er in großen Quantitäten zur Ausführung neuer Aufträge von Locke und Sohn in Empfang nahm. Im Comptoire wurde bei hellen Lampenschimmer abgerechnet, wozu Rex eine Brille mit großen, runden Gläsern aufsetzte, und nachdem er eine bedeutende Summe Geld in Empfang genommen und den Herren „Vergnügte Feiertage" gewünscht hatte, bestieg er seinen Schlitten und fuhr nach dem Gasthofe. Von da eilte er zu Fuße nach einem Materialwaarenladen und kaufte eine Flasche feinen Rum und eine Citrone. Als er, die Flasche mit weißen Papier umwunden in der Hand, aus dem Laden trat, rannte er mit dem Lehrling Carl zusammen, daß die Flüssigkeit vernehmlich rauschte.

„Aha!" rief Carl, „gewiß Material zu einem Weihnachtspunsche für heute Abend, und da ist ja auch die Citrone."

„Nein, nein!" rief Rex, „da sind die Zeiten doch zu hart, der Herr Pfarrer von unserm Dorfe —"

„Der Herr Factor von Locke und Sohn —"

„Es ist für den Herrn Pfarrer und damit Basta!"

„Wünsche wohl zu bekommen," rief Carl dem Enteilenden nach.

Dieser trug Rum und Citrone nach dem Schlitten und packte Beides sorgfältig in die darin angebrachte Tasche. Dann unternahm er einen zweiten Ausflug, der einem hell erleuchteten Modwaarenladen galt. Dort erhandelte er einen kostbaren Seidenstoff, der zu einem Kleide für eine wohlbeleibte Frau reichlich auslangte. Als er mit dem Packet unter dem Arme aus dem Laden trat, stieß er mit Mühlbach zusammen, der eben eintreten wollte.

„Aha! gewiß noch einige Weihnachtskäufe gemacht," rief der Buchhalter.

„Nein, nur eine Besorgung für den Gutsbesitzer von Berg; unsereiner ist immer der Packesel."

Damit eilte Rex aufs Neue dem Gasthofe zu, und während bald darauf sein Gaul durch das Thor trabte, schlenderte Rex dem Neste, in dessen anderthalber Straße sich zwei Menschen in der Stunde zehn Mal begegneten, einige kräftige Flüche nach.

Die Sterne funkeln mit kalter Klarheit auf das Gebirge herab, auf Tannenwaldungen und Dörfer, auf Schluchten und Fahrwege. Der Hemmschuh kreischt, die Räder singen und die Schritte knirschen auf dem festen, eingefleischten Schnee. Eine dürftige, hagere Mannsgestalt in Lumpen und eine grobe Decke um Hals und Schultern gehangen, eilt auf der einsamen Fahrstraße hin. Er wagt nicht zu den Sternen emporzuschauen, er wagt nicht den Kopf zur Seite zu drehen, — er hält jede Veränderung in der Haltung seines Körpers für eine Herausforderung der eisigen Nachtluft. Er fürchtet sich, den Mund zum Athemholen zu öffnen, denn für den warmen Athem, den er in die Luft stößt, gibt ihm diese einen eisigen Hauch zurück. Eisig schneidet die Luft die Knie und hier hilft kein Ausschreiten und kein Schnelllaufen.

Auf der andern Seite der Straße kommt ihm ein anderer Mann entgegen, ein mächtiges Reisigbündel auf dem Rücken. Beide wollen an einander vorüber gehen; aber einige Schritte weiter bleibt der mit dem Reisigbündel, sich umschauend, stehen und ruft:

„Bist Du es? Winkler?"

„Ja. Wo willst Du hin, Dittrich?"

„Wohin anders, als nach Hause?"

„Wollte Gott, ich wäre auch schon wieder auf dem Wege nach Liebenau, ich muß noch nach Dorschau."

„Ah! wohl zum Rex? Willst Dir gewiß Deinen Lohn holen?"

Winkler nickte.

„Grüße ihn von mir," sagte Dittrich, „und sage ihm, er wäre ein Schurke, ein Bluthund; das wäre meine Meinung!"

„Der arme Rex kann nichts dafür, wenn wir Noth leiden müssen, er wird von den Fabrikanten in der Stadt selbst gedrückt."

„Und drückt uns wieder," höhnte Dittrich, „gibt uns den Druck aus der Stadt doppelt zurück. Glaubt Ihr blöden Schafe denn wirklich, daß die Abzüge und Strafen alle frisch aus der Stadt kommen? Selbst gebacken hat er sie meistens. Ich bin dahinter gekommen, ich weiß, wovon dieser Rex fett wird. Daß er sich auch aus meiner Tasche den Bauch gemästet hat, soll ihm übel bekommen!"

Winkler hörte nur halb die Worte des Andern, er stand zusammengehockt vor ihm und klapperte vor Frost, ohne den Muth zu haben, das Gespräch abzubrechen, um seinen Weg nach Dorschau fortzusetzen.

„Mach's, wie ich," fuhr Dittrich fort, von dessen Worten ein jedes in einen starken Branntweinduft gehüllt war, „mach Dich los von dem Factor."

„Wie soll ich Das anfanden?"

„Geh in die Stadt zu den Fabrikanten selbst."

„Was bin ich dann gebessert?"

„Sie verstehen die Sache nicht so genau wie der Rex, der selbst hinterm Webstuhle gesessen hat. Es läuft Manches durch, was beim Rex nicht durchlaufen würde.

„Dittrich, Du webst die Waare dünner, Du stiehlst Garn, — das ist unrecht!"

„Unrecht! — Stehlen! Ich stehle nicht. Ich behalte nur Garn übrig. Und wenn sie auch dann und wann die Waare etwas zu dünn finden und mir einen Abzug machen, so finde ich immer noch meinen Profit dabei."

„Aber was machst Du mit dem Garn?"

„Dumme Frage! Ich verwebe es wieder, und mit den Tüchern und Schürzen, die daraus entstehen, hausirt meine Frau im Gebirge umher. Ich habe einen Stuhl für den Fabrikanten und auch einen für mich gehen. Sieh! so bin ich ein Handelsweber geworden."

„Dazu passe ich nicht," sagte Winkler kopfschüttelnd und sah dem Andern in die Augen und sagte sich wohl in seinem Innern, daß man zu solchen Thun und Treiben gleich von Anfang an zugeschnitten seyn müsse, wie Dittrich mit seinem fuchsrothen Barte und dem herausgetretenen weißen Auge, das seinem Blicke einen unheimlichen Ausdruck verlieh.

„Ihr paßt nur zum Beten, Hungern und Frieren," antwortete Dittrich grinsend, „Ihr seid Maikäfer in der Schachtel und zehrt von den verdorrten Blättern, die Euch hineingeschoben werden, d'rum kommt Ihr nie auf einen grünen Zweig, wie ich, der ich meine Flügel gebrauche und von den Bäumen fresse. So trolle Deinen Weg nur weiter, armer Klapperstorch, denn Du hast weder Kraft noch Saft in Dir und möchtest mir am Ende hier erfrieren. Aber Das sag' ich Dir," rief Dittrich im Fortgehen, „den Rex ruinire ich!"

Beide verfolgten ihre entgegengesetzten Wege weiter. Winkler suchte die mit Dittrich verplauderte Zeit durch verdoppelte Eile einzuholen und kam athemlos und keuchend in Dorfschau an. Er schritt über den kleinen Hof vor dem Hause des Factors und warf einen ängstlichen Blick nach dem Schuppen. Der Schlitten stand nicht darin. Rex ist noch nicht aus der Stadt zurück. — Dann trat er in die Hausthür. Es war Alles finster; doch hörte er, daß Jemand in der Küche beschäftigt war. Er wagte einige Male leise zu klopfen. Niemand öffnete, sein Klopfen schien von dem Geräusch innerhalb übertäubt zu werden. Er wartete eine lange Weile, endlich ging die Thüre auf und eine kurze, dicke Frau trat heraus, in der einen Hand eine große Schüssel, über die ein Brettchen gedeckt war, und auf diesem stand ein Licht. Sie hatte ihre Augen nachdenkend auf das Brett versenkt und mochte sich im Geiste lebhaft mit dem Häringssalat beschäftigen, der darunter in der Schüssel verborgen war. Auch die weit hervorgeschobene bauschige Unterlippe zeugte von Nachdenken; langsam und vorsichtig drehte sich die Frau eben herum, um mit dem Fuße die Thüre hinter sich zuzustoßen, als sie die dunkle Gestalt in der Hausflur sah und einen lauten Schreckensschrei ausstieß. Mühsam hielt sie die Schüssel fest, — der Leuchter wackelte klappernd auf dem Brette hin und wieder.

„Ich bins, Frau Rex," sagte Winkler hinzutretend.

Frau Rex aber blieb dieser Aufklärung gegenüber so gleichgültig, wie ein Paßvisitator

gegen eine verfallene Paßkarte, die ihm als Legitimation vorgelegt wird. Sie hatte die Schüssel auf die Erde gesetzt und hielt sich unter dem stöhnenden Ausrufe: „Ach Gott, ach Gott! — mit den Händen beide Weichen.

„Warum melden Sie sich denn nicht, — wie andere ehrliche Leute, — wenn Sie zu Einem — Abends ins Haus kommen," rief sie endlich, nachdem sie ihre Fassung einigermaßen wieder erlangt hatte, „warum — schleichen Sie denn — so — und verstecken — sich im Hause, — als wollten Sie Einem — auflauern?"

Winkler war im höchsten Grade betroffen. Er hätte nie gewagt, der Factorsfrau nur ein unhöfliches Wort zu sagen und jetzt hatte er sie fast bis zum Tode erschreckt, jetzt in einem einzigen Augenblick hatte er sie schwer erbeleidigt und erzürnt, als tausend grobe Worte es vermocht haben würden! Er stand da wie ein Kind, das harmlos mit dem Glockenstrang gespielt hat, und als Wirkung eines einzigen Ruckes den mächtigen Schlag hört, der Tausende von Menschen verwirren wird.

„Ich habe," stotterte Winkler, „ich habe mehrere Male an die Thüre geklopft."

„Das ist erlogen," rief Frau Rex, „gehorcht haben Sie, gelauscht — ge —"

„Bei Gott nicht, liebe Frau Rex."

„Nun, was wollen Sie hier?"

„Ich habe noch einige Thaler Lohn zu bekommen."

„Mein Mann ist noch nicht aus der Stadt zurück."

„Ich will warten, bis er kommt."

„Muß denn das heute noch sein, so spät? Der arme Mann ist allemal todtmüde, wenn er kommt, gönnt Ihr ihm nicht einmal das bischen Feierabend? Hat denn die Sache nicht bis morgen Zeit?"

„Ich brauche das Geld heute noch, gute Frau Rex."

„Nun, dann warten Sie," rief die Frau kurz und ging mit der Schüssel die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Nur ehrgeizig muß man sein, oder der Orden der Ehrenlegion.

Eine Szene aus dem Pariser Leben.

(Der Graf, 32 Jahre alt, und die Gräfin, 22 Jahre alt, kommen aus dem Theater zurück die Gräfin ist im Begriff, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen.)

Gräfin: Gute Nacht!

Graf: Wie, Du gehst schon zu Bett?

Die Gräfin legt die Hand auf die Klinke. Ja, ich bin müde.

Der Graf hält sie bei der Hand fest: Du darfst nicht gehen, bevor Du mir nicht gesagt hast, warum Du eigentlich seit einigen Tagen mit mir schmoll'st. Ich zerbreche mir den Kopf über das Unrecht, das ich Dir zugefügt haben könnte, ich komme aber nicht darauf, ich habe mir gar nichts vorzuwerfen.

Gräfin: Du wünschest also, daß ich Dir sagen soll, Du seiest ein ganz vollkommener Mensch? Nun gut! Ja, Du bist vollkommen.

Graf: Aber, Marie, erzürne Dich doch nicht erst! Ich bin also ein vollkommener Mensch. Aber was hast Du denn gegen mich?

Die Gräfin heftig. — Du besitzest auch nicht so viel Ehrgeiz! Glaubst Du denn etwa, ich habe meinen Abend angenehm zugebracht neben diesem kleinen Vicomte de Pleurs, welcher zwei Schritte von Deinem leeren Knopfloch eine unverschämt große karmaisinrothe Rosette zur Schau stellte?

Graf: Aha! Sind wir dabei angelangt? Ich hätte mir es denken können. In acht Tagen ist der Geburtstag des kaiserlichen Prinzen, und ....

Gräfin: Ja, und Du bist immer noch nicht dekorirt.

Graf: Aber liebe Freundin, Jedermann kann doch nicht Ritter der Ehrenlegion seyn.

Gräfin: Das ist ein schöner Grund.

Graf, sich niedersetzend: Du wirst mir erlauben, mich zu setzen, um Dich anzuhören. Jedes Jahr habe ich gerade dreimal diesen Sturm auszuhalten; erst am Neujahr, dann am 16. März und das drittemal am 15. August. Du hast jetzt Deinen zweiten Anfall für dieses Jahr, also fahre nur fort, genire Dich nicht ... ich weiß nun schon, was kommen soll.

Gräfin: So benützest Du die Abwesenheit meiner Mutter, um mich zu beleidigen! Ich muß es mir ruhig gefallen lassen. Ach! ich bin wirklich zu beklagen!

Graf: Gut, jetzt gibt's auch noch Thränen! Marie, Du bist wirklich nicht vernünftig. (Er nimmt die Gräfin bei den Händen und zieht sie an sich.)

Gräfin: Laß mich gehen.

Graf: Komm, setz' Dich hierher auf meine Kniee.

Gräfin: O nein, das thu' ich gewiß nicht!

Graf: Was hast Du nur? Setz' Dich ruhig her, und sage mir Alles, was Du auf dem Herzen hast.

Gräfin, sich setzend: Ach, Du würdest mich doch nicht verstehen!

Graf: Versuch' es nur!

Gräfin: Nein, Du würdest mich auslachen.

Graf: Ist das eine böse Frau! Nun schweigt sie, wenn man sie bittet, zu sprechen.

Gräfin: Du ziehst Alles ins Lächerliche, selbst meine Liebe zu Dir. Ich würde so stolz seyn, wenn Du das rothe Band hättest! Du kannst gar nicht begreifen, was ich leide, wenn ich mit Dir in Gesellschaft bin und begegne einer jener glücklichen Frauen am Arme eines dekorirten Mannes. Ich fühle dann nur Deine Herabsetzung. Deine Erniedrigung und bilde mir ein, daß dieselbe auch auf mich zurückfällt.

Graf: Wie! Was? .... Meine Erniedrigung! .... Das ist mir doch etwas stark!

Gräfin, indem sie sich erheben will: — Siehst Du, ich hatte es Dir wohl gesagt, daß Du mich nicht verstehen würdest.

Graf, indem er seinen Arm um die Taille seiner Frau legt: Bleibe nur da, Mariette, ich bitte Dich, sage mir: Soll man mich dekoriren, weil ich im Sommer um acht Uhr, im Winter um neun Uhr des Morgens aufstehe? — Oder weil ich Mitglied des Jockeyklubs bin? — Oder weil wir 80,000 Francs Renten haben? — Oder weil ich auf den „Constitutionnel" abonnire?

Gräfin: Du bist einmal nicht im Stande, von etwas Ernstem zu reden.

Graf: Nun also, sey doch so gut und zähle mir meine Großthaten und Ansprüche auf den Orden der Ehrenlegion auf. Ich bin wirklich neugierig darauf, und wenn es Dir gelingt, mir sie klar zu machen, so gehe ich morgen geich zum Minister und beklage mich über die mir angethane Ungerechtigkeit.

Gräfin: Ach, wenn Du das thätest!

Graf: Ich schwöre es Dir, und Du weißt, daß Du Dich auf mein Wort verlassen kannst.

Gräfin: Nun, erstens war Dein Vater Militär.

Graf: War er Militär? . . . Ach ja, es ist auch wahr: er gehörte mit zum Generalstabe der reitenden Nationalgarde, und meine Mutter behauptet stets, daß ihm die Uniform ausgezeichnet stände.

Gräfin: Jetzt wirst Du wohl noch gar über Deinen eigenen Vater spotten!

Graf: Verzeih' mir und fahre fort, meine Ansprüche aufzuzählen. Das interessirt mich ungeheuer.

Gräfin: Dein Bruder ist auch dekorirt.

Graf: Darüber ist nichts zu sagen. Der arme Teufel hat sein Kreuz in Italien redlich mit einem Bein nnd einem Auge bezahlt. Ich sehe aber nicht ein, was dabei mir zu Gute kommen soll.

Gräfin: Nun, aber Du hast der Kirche von Limais-sur-Yonne ein Altargemälde geschenkt.

Graf: Das ist wahr, ich sehe es noch vor mir, das arme Bild! Es stellte eine Seezunge, einen Schellfisch und zwei Häringe vor, die friedlich nebeneinander auf einem Küchentisch liegen. Du hattest es satt, das Bild im Speisesaal immer vor Augen zu haben und schicktest es dem guten Abbé, der es getrost in seiner Kirche aufhängte, indem er darunter schrieb: „Der wunderthätige Fischzug", der Kirche von Limais von dem Herrn Grafen Abel von Pomerelles geschenkt.

Gräfin: Hat nicht auch ein Sire Pantaleon von Pomerelles den heiligen Ludwig nach Palästina begleitet?

Graf: Das ist auf Ehre wahr! Und es wäre nur völlig gerecht, wenn man mir für seine Heldenthaten den Orden gäbe, weil der heilige Ludwig es damals versäumt hat. Jetzt bin ich schon sehr überzeugt.

Gräfin: Und endlich, ist nicht Deine ganze Familie legitimistisch gesinnt, und machst Du nicht der herrschenden Macht blos ein Zugeständniß, indem Du das Kreuz annimmst?

Graf: Ja, ja, ja! Es ist ganz klar, daß ich damit ein Zugeständniß mache.

Gräfin; Nun gut, wenn Du willst, können wir jetzt eine Generalprobe von Deinem Besuch beim Minister halten. Du kannst der Minister seyn.

Graf: Es wird sehr schwierig für mich seyn, einem so allerliebsten Bittsteller gegenüber unparteiisch zu bleiben.

Gräfin: Schon gut, schon gut, Du kannst mir das ein anderesmal sagen. — Ich stelle also jetzt Dich selbst vor; ich trete herein, verbeuge mich, Du gehst mir zwei Schritte entgegen und sagst: Graf: Komm, umarme mich.

Gräfin: Ach geh, Du bist nicht gescheidt, ich möchte sehen, was für ein Gesicht Du machen würdest, wenn der Minister mit Dir spräche: „Komm umarme mich!"

Graf: Du hast Recht ... ich vergesse, daß ich mir selbst gegenüberstehe. Also, ich der Minister sage gar nichts und lade mich durch eine Handbewegung zum Niedersitzen ein. Nun fange an.

Gräfin: Ich komme, Exzellenz, Ihnen Gelegenheit zu bieten, eine große Ungerechtigkeit wieder gut zu machen.

Graf: Schön gesagt! — Das Gesicht des Ministers drückt eine lebhafte Neugierde aus.

Gräfin: Ich glaube, einige Ansprüche auf das Kreuz der Ehrenlegion zu haben, und Sie dekoriren alle Tage Leute, die nicht mehr gethan haben als ich.

Graf: Oho! Ich, der Minister, ereifere mich nun aber über diese Phrase, welche man nur zu oft hört. Was? Weil irgend ein Philister aus Versehen zu diesem Orden gelangt ist, meinen alle Philister ein Recht darauf zu haben und ... Ach, verzeihe liebes Kind, ich nahm meine Ministerrolle zu ernstlich. Fahre fort.

Gräfin: Du ermuthigst mich aber nicht sehr.

Graf: Fahre nur fort. Du sollst mit meiner Exzellenz zufrieden sein.

Gräfin: Ich weiß nicht mehr, wo ich stehen geblieben war ... Kurz, ich würde dem Minister zu verstehen geben, daß alle die Meinigen mit Orden geschmückt sind, und des Sonntags, wenn wir um den Familientisch versammelt sind, nur ein einziges Knopfloch leer ist, und zwar das meinige. Ich würde einfließen lassen, daß ich eine junge hübsche Frau ... ich spreche hier natürlich nur in Deinem Namen — die mich von ganzem Herzen liebt und sich entsetzlich unglücklich fühlt mich so herabgesetzt zu sehen, und daß es überhaupt eine Schande wäre, wenn man einem Grafen von Pomerelles versagen wolle was, man alle Tage gewöhnlichen Bauern gewährt.

Graf: Brrr, Brr! Das ist ausgezeichnet gesagt, und wenn Du meine Sache führtest, wäre ich des Erfolges sicher.

Gräfin: O, wenn Du willst, gehe ich gleich zu Deinem Minister, ich fürchte mich gar nicht vor ihm.

Graf: Nein, nein, vielen Dank. Du hast mich vollkommen überzeugt, hingerissen, elektrisirt. Ich gehe morgen zum Minister.

(Am Tage darauf.)

Der Graf kehrt von seiner Visite beim Minister zurück. Seine Frau stürzt sich ihm athemlos entgegen — Nun?

Graf: Wirft sich lachend in einen Sessel und sagt endlich, immerfort lachend: Nun gratuliere mir, liebe Marie, Deine Gründe waren so schlagend, daß sie gewirkt haben. Ich bin zur Ernennung notirt!

Frage:

Welcher Unterschied ist zwischen dem hl. Bonifacius und dem Pfarrer von St. Johannis in Nürnberg?

Antwort:

Jener fällte die heidnischen Eichen, dieser die christlichen Linden.

(Ein Mann von Gewicht.) In einem Gasthause Passau's befanden sich vier Gäste. Sie kamen auf den Gedanken, sich wiegen zu lassen, und da ergab es sich, daß drei zusammen 344 Pfund, der vierte aber 366 Pfund an Gewicht hatten. Dieses schlanke Männchen ist bei Pleinting zu Hause.

Im Kreisamtsblatt von Frankfurt a. O. wird ein Unteroffizier wegen Desertion steckbrieflich verfolgt. Im Steckbrief heißt es: „Bekleidet war derselbe mit einer grauen Joppe (sogenannte Fortschrittsrock) u. s. w.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 17. XII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. April 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile kam Frau Rex wieder herab. Der Weber stand in der Hausthürecke. Sie leuchtete ihm ins Gesicht. Er sah so demüthig, so zerknirscht aus. Sie hat ihm ihre Meinung tüchtig gesagt, das schadet ihm gar nichts, er mag immerhin so aussehen und seine einfältige Handlungsweise bereuen, — aber er mag hineingehen in das untere warme Zimmer, da liegt nichts herum, da drinnen mag er warten, bis der Rex kommt.

Sie hieß ihn in das untere Zimmer eintreten, leuchtete mit dem Lichte überall umher und ließ ihn dann im Finstern zurück.

Winkler trat ans Fenster und blickte auf die Straße. Im Mondenlichte glänzten die Fenster des gegenüberliegenden Häuschens, von dennen ein jedes aus mehreren runden, großen Brillengläsern ähnlichen Scheiben gebildet war; gelbliches Moos hüllte die Fensterbretter ein, das die weißen Mauern mannichfach durchkreuzende Gebälk nahm im Mondenlichte eine tiefschwarze Farbe an, mitten auf der Straße hüpfen im Schnee mehrere Sperlinge und Raben umher. Es war spät, sehr spät, und kein Mensch ging auf der Straße und tiefe Stille herrschte. Es war Weihnachtsabend, aber alle Fenster in dem niedern Häuschen waren finster, bis auf die, welche von außen durch das Mondenlicht erhellt wurden; von innen drang kein Licht heraus, im Innern war es finster und kalt und die Menschen lagen auf ihren Lagern.

Winkler stand und sah durchs Fenster, zuweilen aber wandte es sich nach dem stillen, finstern Zimmerraume um. Sie lag nicht hier, seine todtkranke Frau; an der Stelle, wo ihr elendes Nachtlager ist, steht hier ein Tisch; auch Anna, die neunjährige Tochter, die treue, unermüdliche Pflegerin der Mutter ist nicht hier, und die vier andern Geschwister sind auch nicht da, und Niemand ruft hier: Vater, mich hungert, Niemand ruft hier: Vater, mich friert. Wie der Weber so plötzlich aus dem monatelangen Jammer heraus-

gehoben scheint! Er sieht nach den flimmernden Fenstern drüben, und nach dem Moose und dem schwarzen Gebälk an dem weißen Häuschen, und nach den Raben und Sperlingen im Schnee, und dann dreht er sich um und sieht in das dunkle, stille, aufgeräumte Zimmer und denkt bei sich, wie das wäre, wenn er hierher gehörte, und wenn es so, wie es jetzt ist, immer gewesen wäre und immer so bliebe. Auf einen Augenblick zerschneidet seine Einbildungskraft wirklich alle die Fäden, die ihn mit seinem Heimathsdorfe und mit den tausend Verhältnissen seines Lebens verbinden, und er stand da und blickte hinaus und hinein und es gab nichts, gar nichts für ihn, als die stille Straße und das dunkle, aufgeräumte Zimmer.

Da plötzlich schrien die Raben draußen: „Grab! Grab!“ und flogen auf und davon.

Winkler schauerte, aus seinen Träumen erwachend, zusammen. Und als er hinaussah, schien das Mondlicht auf das Moos an den Fenstern gerade wie auf ein Grab und die schwarzen Balken zwischen dem weißen Gemäuer fügten sich zu den Umrissen eines Sarges zusammen. Er sah sich um und das Zimmer kam ihm plötzlich fürchterlich fremd vor, und er hatte nun doch fünf Kinder daheim, und Anna weinte doch, und die Andern sagten doch: Vater, mich hungert und Vater, mich friert, und daheim lag doch sein todtkrankes Weib und fror jetzt und wartete auf ihn, der Holz zurückbringen und ein warmes Zimmer machen wollte. Ha! wie sollen die Flammen da emporschlagen, wie soll es knistern und knattern, und sie soll auflauschen und es hören und bald eine süßschauernde Wärme ihren erstarrten Körper durchströmen fühlen. Für Brod wird Gott sorgen, wenn er sieht, daß der Hausfrau wieder das Leben gerettet ist, und so spät die Stunde ist, er wird noch Holz bekommen, irgendwo, er will es ja kaufen, er kommt ja mit dem Geld in der Hand, und im Nothfalle wird er die Thüre zersprengen, hinter welcher der Holzverkäufer wohnt, und das Holz selbst nehmen und dem Manne das Geld ins Gesicht werfen. — Knallte nicht ist der Ferne eine Peitsche? Könnte das nicht Rex sein? Nein, er sitzt wohl zu tief im Schlitten drin, die weiße Plane versperrt den Raum, der zum Zwingen der Peitsche nöthig wäre, er knallt nicht. Rex ist das nicht! — Geld! Welches Geld? Das Geld, das Rex zurückbehalten hat vom Lohne, eines Fehlers wegen, den das Stück an sich hatte. Warum er gerade so viel und nicht weniger zurückbehalten hat! Sollte er es für möglich gehalten haben, daß man in der Stadt den Fehler so hoch veranschlagen könnte? Er geht immer sehr sicher, der Meister Rex; aber dießmal hat er's zu genau genommen, gerade dießmal. „Den Rex runire ich,“ rief der ruchlose Dittrich; wenn Rex ihm das Geld geben wird, will er die Gelegenheit benützen, ihn vor Dittrich zu warnen, will er ihm Das, ganz im Vertrauen, mittheilen. Klingt da nicht ein Schellengeläute das Dorf entlang? Es klingt stark und voll, das ist das Geläute eines Zweigespannes; Rex hat nur ein Pferd vor dem Schlitten. Die Kirchuhr schlägt. Rex bleibt lange. Wenn er mit dem Schlitten umgeworfen wäre oder im Schnee stecken geblieben, wenn ihm das Pferd durchgegangen wäre, wenn irgend ein Unfall passirt wäre und Rex läge in irgend einem Hause an der Straße unbeweglich und schwer verwundet, jetzt in dem Augenblicke, wo er kommen soll!

Frau Rex trat mit dem Lichte ins Zimmer und holte etwas aus einem Glasschranke.

„Meister Rex bleibt recht lange aus,“ sagte Winkler zutraulich, „ich sage das nicht meintwegen, gute Frau Rex,“ fügte er schnell hinzu, „sondern ich denke, es könnte ihm leicht etwas passirt sein.“

Frau Rex erschrack und ihr rothes Gesicht wurde leichenblaß.

„Müßt Ihr Einem denn auf solche Gedanken bringen?“ rief sie weinerlich und die Hand heftig an den kugelrunden Busen pressend, „was soll ihm denn passirt sein? Warum soll ihm denn etwas passirt sein? Ich glaube ihr wünscht es, daß ihm etwas passirt wäre, denn sonst würdet Ihr nicht so sprechen. Mit Eurem Altweibergeschwätz könnt Ihr Einem vollends —“

Sie vollendete nicht, sondern eilte mit dem Lichte zur Thür hinaus, denn im Hofe tönte ein Schellengeläute und Rex war wirklich wohlbehalten angelangt, Winkler folgte ihr. Rex war aus dem Schlitten gestiegen. Seine Frau kehrte, als sie den Weber hintendrein kommen sah, in das Haus zurück. Winkler grüßte freundlich, sein Herz klopfte heftig, er wagte kein Wort weiter dem Factor zu sagen, sondern ging an das Pferd heran und versuchte, dem Factor beim Ausschirren behülflich zu sein.

„Laßt das sein,“ rief ihm Rex zu, „Ihr verstehts nicht, ich werde allein fertig.“

Auch das Pferd sah sich nach dem Weber um, als wolle es ihm zu verstehen geben, daß er sich darein gar nicht zu mischen habe.

Rex aber hätte Jedem gern das Ausschirren überlassen, wenn es nur Winkler nicht gewesen wäre!

„Mit Eurem Stück Arbeit bin ich schön angekommen!“ sagte Rex, als er das Pferd in den Stall führte, im Vorbeigehen zu Winkler.

Dieser sah dem Factor in das verdrießliche Gesicht und lachte. Er hatte sichs ja schon gedacht, daß die Sache nicht so ganz ohne Folgen ablaufen würde!

„Die Sache ist gar nicht zum Lachen,“ sagte Rex, als er aus dem Stalle kam, „wir wollen nachher darüber sprechen, ich komme gleich wieder.“

Der Weber stand unten im Hofe. Inzwischen setzte Meister Rex oben vor seiner Frau die Flasche mit dem Rum auf den Tisch und sagte, die Citrone von dem Papiere befreiend, „es war doch gut, daß ich dem Winkler anderthalb Thaler von seinem Lohne zurückbehalten habe.“

„Sagte ichs nicht?“ rief die Ehefrau, „und Du wolltest ihm erst nur einen Thaler abziehen.“

„Gerade das beträgt unser Abzug. — Ich malte den Herren das Elend des Mannes in den schwärzesten Farben; vergebens es blieb beim Thaler!“

„Da können wir uns noch gratuliren, daß es nicht anderthalb Thaler wurden.“

Rex sah seine Frau eine Weile an, als ginge er stumm mit ihr zu Rathe und sagte dann, etwas bedenklich mit dem Kopfe nickend:

„Es ist freilich ein Bischen viel.“

Frau Rex erhob den Kopf und rief mit einem durchdringenden Blicke in die beiden braunen Augen ihres Mannes:

„Du wirst doch nicht vom Prinzip abweichen wollen? Dann kommen wir nie auf einen grünen Zweig. Nicht wahr, Du hast die Plage und Verdrießlichkeiten, fährst in Schnee und Regen, in Hitze und Kälte den Leuten ihre Arbeit in die Stadt und Die können ruhig zu Hause sitzen. Und das Pferd will auch gefüttert sein, und die wenigen Groschen, die wir am Stück verdienen, könnens doch allein nicht machen. Wir sind Geschäftsleute und müssen doch auf unsern Verdienst sehen, so habens die Herren in der Stadt auch gemacht,

und nur ein Naar wird sagen, es sei eine Sünde, daß sie dabei reich geworden sind. Das wäre —"

„Beruhige Dich nur und zanke nicht am heiligen Weihnachtabend mit mir", unterbrach Rex seine aufgebrachte Ehefrau, „ich werde auch dießmal nicht vom Prinzip abweichen."

Mit diesen Worten ging er hinunter in den Hof und sagte dem ängstlich wartenden Webersmann, daß die Sache allerdings nicht zum Lachen sei, denn er solle eigentlich gar keine Arbeit wieder erhalten, aber er käme dießmal mit einem Abzug von anderthalb Thalern davon.

„So bekomme ich nichts heraus?" rief der Weber laut weinend, „nichts, gar nichts?"

„Nein, guter Mann."

„Ich kann, ich darf nicht ohne Geld fortgehen, ich muß Geld haben —"

„Erinnern Sie sich, Sie stehen schon im Vorschuß bei mir," sagte Rex mit einem Seitenblick nach der Hausthür, wo er aus dem Dunkel die weiße Schürze seiner Frau schimmern sah, „ich kann nichts weiter für Sie thun. Gehen Sie nach Hause und arbeiten Sie recht fleißig und solid, der liebe Gott wird schon helfen. Gute Nacht"!

Rex schritt der Hausthüre zu, wo ihn seine Frau erwartete.

„Was! er steht schon in Vorschuß bei Dir? sagte sie erstaunt, als beide die Treppe hinaufstiegen, „davon hast Du mir ja gar nichts gesagt! Du bist auch ein Geschäftsmann, wie gar keiner!"

Winkler aber blieb noch lange unten im Hofe, noch viele Thränen, die ihm über die Wange rannten, wurden hier zu Eis, während das Ehepaar oben längst nicht mehr an ihn dachte. — Endlich schritt er langsam hinaus und das Dorf entlang. Die Sterne funkeln mit kalter Klarheit auf das Gebirge herab, auf Tannenwaldungen und Dörfer, auf Schluchten und Fahrwege. Der Hemmschuh kreischt, die Räder singen und die Schritte knirschen auf dem festen eingefleischten Schnee. Der Weber starrt in die Gegend hinaus und vor seinen Blicken werden die Berge blau und die Wiesen grün, Aehren wogen auf den Feldern, Lerchen singen in der blauen Luft, aus dem Walde ruft der Kukuk und die Mittagssonne strahlt herab und brennt und sengt und verbreitet eine Hitze, eine Gluth, daß alle Menschen den Schatten aufsuchen. Aber er, der Weber, will zu seinem Weibe eilen und es auf den Armen herbeitragen in die Sonnengluth — ach! nur eines einzigen warmen Sommertages! Aber der Nordwind weht und die Winterlandschaft steht wieder vor ihm und er geht weiter.

Der Weihnachtsengel zieht um Mitternacht über das Land und kehrt überall ein, in Palästen und in Hütten, schwebt flüchtig durch die Räume, wo Menschen sind und sieht, woran sie sich freuen.

Durch die Purpurvorhänge, die wie Feuer wallen hinter den strahlend erleuchteten Fenstern eines Hauses in der Stadt, eines Hauses, genannt „Blutschlößchen"; durch die Purpurvorhänge ist er hineingeschwebt in ein großes Zimmer. Dort strahlen Weihnachtsbaum und Kronleuchter um die Wette und dreifach geben die Spiegel mit vergoldeten Rahmen, auf Pfeilertischchen mit zierlich geschwungenen Füßen und Marmorplatten ruhend, dreifach geben sie den Schimmer zurück.

Im neuen Sammetschlafrock wiegt sich Herr Locke in den schwellenden Polstern des Divans, er ist guter Laune, der schöne Festabend und der feurige Wein haben ihn über die

tausend Geschäftssorgen hinweggehoben und häuslichen Kummer vergessen lassen. Clärchen hat die zarten, weißen Arme um den Hals der Tante geschlungen. Alle Drei blicken aufmerksam in die Ecke des Zimmers, denn dort steht Meyerhoff im schwarzen Frack hinter einem Tische und bereitet der kleinen Gesellschaft ein vortrefflich kleines Schauspiel. Er steht hinter einem kleinen theaterartigen Gebäude von Pappe. Auf der, dem Auditorium zugekehrten Vorderseite desselben erscheint ein reizendes Blumenbouquet auf einer scharzen Papptafel, in die kleine zahllose Löcher eingestochen sind, welche die Figur bilden. Dahinter dreht sich eine Art Trommel von buntem geöltem Papier, und innerhalb dieser Trommel brennen Lichter, und daß Alles gibt die magische Erscheinung vorn auf der Tafel. Meyerhoff zieht die Tafel heraus und steckt eine andere ein, und jetzt erscheint eine Fontaine, dann ein Tempel, und unter vielem Andern sogar die Krippe mit dem heiligen Christuskindlein, der Mutter Marie, dem Joseph, dem Hirten und den heiligen drei Königen.

Manchen langen Winterabend hat Meyerhoff in seinem Zimmer an diesem Farbenspiel gearbeitet, gestochen, geleimt und gehämmert. Doch all die Mühe war vergessen in dem Augenblicke, als Clärchen in der einsamen Ecke das sinnige Weihnachtsgeschenk gewahrte und jubelnd den Onkel und die Tante herbeirief. Aber Meyerhoff that, als bemerkte er von dem Allen nichts und war erstaunt, wie das Farbenspiel hierher gekommen war und konnte sich selbst nicht erklären, von wem es gekommen sei und wer es gebracht habe — bis denn endlich Herr Locke leutselig und freundlich ihm mit dem Finger drohte und ihm andeutete, er solle sich nur nicht länger verstellen, da gestand es Meyerhoff, daß er der Geber sei; Clärchen fiel ihm um den Hals und gab ihrem Freunde einen Kuß auf die Wange, daß dieser vor Freude und Bestürzung die Rolle Ducaten aus der Hand fallen ließ, die als Weihnachtsgeschenk auf seinem Tischchen gelegen hatte.

Meyerhoff ist glücklich heute, wie noch nie. Schon zu wiederholten Malen hat er das Farbenspiel in Gang setzen müssen. Tante und Nichte können sich nicht satt sehen; Herr Locke hat gesagt, man solle Herrn Meyerhoff doch einmal ausruhen lassen, er sey gewiß müde genug von der angestrengten Tagesarbeit, die Meyerhoff bis zum letzten Augenblicke vor der Bescheerung fortgesetzt hatte und von der er, trotzdem daß drei Mal nach ihm ins Comptoir heruntergeschickt wurde, nicht eher abließ, als bis Herr Locke selbst kam und ihn unter freundlichen Schelten heraufholte.

Während Meyerhoff aber noch hinter dem Farbenspiele steht und die glitzernden Bilder vorführt, erhebt sich von der Straße herauf ein vierstimmiger Gesang. Clärchen hebt den Finger, die Tante wendet das schöne, blasse Gesicht, Meyerhoff läßt das Farbenbenspiel ruhen und Herr Locke rückt sich mit einem wohlwollenden: Aha!" in seinem Divan weiter nach der Lehne zu. Alle lauschten auf das schöne Weihnachtslied:

„Stille Nacht, heilige Nacht". (Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Schatz.

Am 3. Oktober 1808 glich das Innere des Erfurter Schauspielhauses einem Märchen aus Tausend und einer Nacht. Fünf Krystallkronen hingen von der Decke herab, und die Wandlichter warfen ihren Schein über den Rang, auf dem sammetne und seidene Kleider

rauschten und Perlen und Diamanten blitzten. Vor der Gardine saß auf vergoldetem Sessel Napoleon zwischen dem Kaiser von Rußland und den Königen von Würtemberg, Bayern und Westphalen, und dahinter das Parterre, von Fürsten, Erbprinzen Prinzen, Marschällen, Ministern und Generälen besetzt. Und die heute „Oedipe“ von Voltaire aufführten, das waren nicht Leute, die nur des täglichen Brodes willen Komödie spielten, sondern die ersten Künstler des Théâtre français in Paris, die der Kaiser ebenso liebte wie verehrte, und die er nach Erfurt hatte rufen lassen, damit sie den Neid seiner hohen Kollegen erweckten. Talma als Oedipus übertraf sich an diesem Abend selbst, Mademoiselle Raucourt, welche die Jocaste gab und einen Mantel im Werth von 6000 Franken, ein Geschenk der Kaiserin Josephine, trug, riß Alles zu lauter Bewunderung hin. Die gekrönten Häupter waren denn auch ganz Auge und Ohr, nur er, der kaiserliche Wirth, der Stifter aller dieser Herrlichkeiten, saß da, als wären weder die Künstler, noch all' die Pracht für ihm vorhanden. Nachlässig hatte er die Füße übereinander gelegt; hin und wider flüsterte er dem König von Sachsen, den er ganz besonders auszeichnete, ein Wörtchen zu oder wandte sich um, um durch sein goldenes Perspektiv den Rang zu mustern. Aber gewöhnlich ließ er den Kopf auf der Lehne des Sessels ruhen und sann nach — über das Programm des morgenden Tages, des dritten des europäischen Kongresses? Ueber das Ergebniß der Verhandlungen? O nein, seine Gedanken schweiften hinauf zur Cyriaxburg, die gleich einem Wächter Erfurt überragt, und er dachte daran, was sich da oben begeben würde in der zwölften Stunde, er sah wohl schon die gähenden Tiefe, in der es blitzte von Gold, Silber und Juwelen. . . . Als die Vorstellung beendet war, sprang er empor. Eine achtspännige Karosse nahm ihn, den Kaiser von Rußland und den König von Sachsen auf. Angenehme Ruhe wünschend, führte er die beiden „Freunde“ in ihre Gemächer, dann rollte er in sein Hôtel auf dem Anger — ein Wink — der Intendant de Bismes stand vor ihm. „Alles bereit? — „Um elf Uhr gehen die Maurer unter Aufsicht einiger Polizeibeamten auf die Cyriaxburg!“ — „Das Weib wird dabei sein, und auch Sie, de Bismes! Daß kein Aufsehen erregt wird! Man statte mir Bericht ab!“ — „Sire . . . .“ Der Intendant verneigte sich.

Als es Elf auf dem Dome schlug, stieg ein Häuflein, mit Brecheisen und Schaufeln versehen, zur Burg hinauf. Voran schritt eine alte Frau, die Heubnerin, wie die Chronik sie nennt; der Vollmond schaute in ihr Gesicht, und das glühte, als wäre der riesige Schatz eben entdeckt worden. Mit ebenso glühenden Wangen und funkelnden Augen war sie auch in der Frühe dieses Tages zum Intendanten gekommen und hatte verkündet, sie wäre ein Sonntagskind und habe oben auf der Burg eine todte Nonne herumwandeln und immer auf eine und denselben Fleck deuten sehen, und das wäre das sicherste Zeichen, daß dort ein Schatz vergraben worden. Es wird nicht erzählt, warum die Heubnerin diese Entdeckung nicht für sich behalten, aber de Bismes hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seinem Kaiser zu stürzen. Und derselbe Napoleon, in dessen Augen die ganze Welt ein Schatz war, der ihm früher oder später zur Verfügung stehen würde — derselbe Napoleon war durch die Mittheilung einer alten Frau so erregt worden, daß er sich an diesem ganzen Tage den Staatsgeschäften nur mit halber Aufmerksamktit hingegeben hatte. Und jetzt stand er da am Fenster, allein, die Arme verschränkt, und er zählte die Sekunden, bis de Bismes wieder zu ihm stürzen und ausrufen würde: „Er ist gefunden!“

Und der Morgen kam, bleich und finster — und der Intendant kam, einen mit Rost

überzogenen Schlüssel in der Hand. Der war gefunden worden, nichts weiter. Man hatte die Mauer durchwühlt, daß ein darauf ruhendes Häuschen, in dem blutarme Leute wohnten, dem Einsturz nahe war. Aber die Heubnerin hatte geschworen, der Schatz müsse von seiner Stelle gerückt worden sein, wie das nach ihrem Zauberbuche zuweilen der Fall wäre. — Napoleon war verstimmt, einsilbig, zerstreut. Die übrigen gekrönten Häupter mochten diese üble Laune auf Rechnung der angreifenden Geschäfte setzen. Doch noch war ja nicht jede Hoffnung vorüber; de Bismes ließ die Frau noch einmal rufen, und da sie hartnäckig auf ihrer letzten Aussage beharrte, so ging man in der darauf folgenden Nacht wiederum in ganz derselben Weise an's Werk. Diesmal war es auf die entgegengesetzte Mauer, die gegen Mittag liegt, abgesehen. Aber was man auch that, wie eifrig man auch zerstören und wühlen mochte — nichts als Steine, Kalk und die sichersten Zeichen, daß hier Marder- und Mauseschaaren logirt hatten. . . . . Und er, der „Einzige“, stand wieder am Fenster und sah mit fieberhafter Unruhe der Stunde entgegen, der den Intendanten zurückbringen würde. Als er dann endlich, endlich kam, ein Achselzucken hier, ein Fluch dort — das war Alles.

Und weiter? Das Sonntagskind, die Heubnerin, mußte ihren Scharfblick im Gefängniß büßen, doch erhielt sie im nächsten Jahre, nach den Siegen der Franzosen über die Oesterreicher bei Wien, ihre Freiheit wieder. Und zwei Mauern der Cyriaxburg waren größtentheils zerstört und mußten füglich wieder in Stand gesetzt werden. Aber auf kaiserliche Kosten? Wäre Napoleon dann nicht auf's Neue an diese häßliche Geschichte erinnert worden? Was that der praktische de Bismes daher? Er ließ eine Kapelle, in der sich die Gräber einiger Kommandanten der Burg befanden, niederreißen und verkaufte Steine und Dachziegel an einen Maurermeister, der dafür die Ausbesserungen der Breschen übernahm. — So erzählt der Chronist.

(Ein eminentes Gaunerstück in Paris.) Als die Kaiserin Eugenie dieser Tage in der italienischen Oper der Aufführung von „Linda di Chamounix“ beiwohnte ,erschien in einer, der kaiserl. Loge nahegelegenen Loge eine sehr elegante Dame, welche als eine fremde, halb orientalische Erscheinung, besonders ihrer eigenthümlich geformten, wie Milliarden Sterne glänzenden Diamant-Ohrringe wegen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In einem Zwischenacte verließ sie ihr Gatte, kurz nachher ertönte ein leises Klopfen an ihrer Logenthür und es trat ein distinguirt aussehender Herr mit dem Ersuchen an sie ein, sie möge ihm einen Ohrring geben, da die Kaiserin selben auf einen Moment besehen möchte, in deren hohen Auftrag er eben erscheine. Die Dame, hierüber angenehm überrascht, willfahrte dieser Bitte, theilte aber diesen Vorfall ihrem bald rückkehrenden Gatten mit. Derselbe jedoch, mißtrauischer als seine Gemahlin, erkundigte sich bei einem Herrn aus der Suite des Hofes ob die Sache sich so verhalte und erfuhr, daß seine Frau rnie Gaunerstück gespielt worden war. Des andern Tages verfügte er sich zur Polizeibehörde, um die Anzeige hierüber zu machen — während dessen Abwesenheit von dem Hôtel, in welchem er wohnte, erschien ein als Beamter der Sicherheitsbehörde sich legitimirender Herr bei seiner Gattin und überreichte ihr ein Schreiben des Polizeipräfecten, worin sie aufgefordert wurde, den andern Ohrring ihm zur Erleichterung der Nachforschung nach dem abhanden gekommenen zu übergeben; die Dame nahm keinen Anstand, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und Cartouche II. — gestern Gentleman, heute Polizeman — besaß nun ein Paar der seltesten Ohrgehänge, bis er allenfalls erkannt wird.

(Das Wachsthum der Registraturen — ein statistischer Scherz.) Die Staatsmaschine braucht wahrhaftig viel Papier im Jahr, um für das Wohl und Wehe der lieben Unterthanen zu schreiben — wollte sagen: zu sorgen. Denn die Registraturen

wachsen ja alle Jahre ganz enorm an, mehr als man sich vielleicht denkt, und die Stellagen müßten von Zeit zu Zeit gar gewaltig erweitert werden, wenn nicht die höchst weise Einrichtung bestünde, daß alljährlich ein hübsches Häuschen entbehrlich und werthlos gewordener „Makulatur" wieder in den Stampf zu wandern hätte. So ein respektables „Heer von Beamten" — Justiz- und Verwaltungs-, Staats- und Gemeindebeamte — von circa 4800 Köpfen mit der ansehnlichen Schaar von Schreibern, Diurnisten und wie die unglücklichen „Instabilen" alle heißen — kann aber auch im Jahre was Gehöriges vollschreiben. Da haben wir uns den Spaß gemacht und einmal berechnet, um wie viel Zoll nach der durchschnittlichen Erfahrung die Aktenmasse im Jahre bei sämmtlichen Justiz- und Admi istrativstellen und Behörden, einschließlich der Magistrate ꝛc., der Notare und der Militärverwaltung — im Ganzen anwächst. Bei einem detaillirten Ansatze nun, der sicher noch unter der Wirklichkeit steht, haben wir gefunden, daß in allen Registraturen des Königreichs zusammen die Aktenmassa täglich 330 Zoll hoch anwächst. Das gibt in abgerundeter Summe per Jahr eine Höhe von 120,000 Zoll oder 10,000 Fuß. Würde man alle bei den genannten Behörden ꝛc. am Schlusse eines Jahres neu angewachsenen Aktenhefte auf einander legen, so würde das eine Säule geben, die 30 mal so hoch ist, als einer der Münchener Frauenthürme oder 20mal so hoch, als unser Martinsthurm oder der Stephansthurm in Wien, oder um 1000 Fuß höher als unsere Zugspitze. Um eine solche Aktensäule aufzuthürmen — Bogen auf Bogen kompreß gelegt — sind wenigstens 10,800,000 Bogen nothwendig! Wir überlassen es dem ehrenwerthen Leser, sich das Bild nach Belieben weiter auszumalen und etwa zu berechnen, wie viel Zeilen und Buchstaben auf jenen 10 Mill. Bögen stehen können und was sich aus dem in einem einzigen Jahre sich anhäufenden schätzbaren Aktenmateriale für eine hübsche papierene Pyramide aufthürmen ließe, die gewiß auch ein ganz würdiges Denkmal wäre für ein so schreib- und druckseliges Zeitalter, wie das unserige!

Die Methodisten in Amerika halten das Tanzen für eine Sünde. Eine junge Dame, die kürzlich außerhalb einer Methodistengemeinde getanzt hatte, wurde von den Vorstehern der Kirchengemeinde in Anklagestand versetzt. Ihr Vater vertheidigte sie und fragte, worin die Sünde des Tanzes bestehe? Die Antwort war: Im Hüpfen nach dem Takt der Musik." Jetzt brachte er Zeugen vor, sowohl Tänzer als Musikanten, welche beschworen, daß die junge Dame nie Takt gehalten. Sie wurde daher, zum großen Jubel der Zuhörer, freigesprochen.

(Theures Leben.) Pasewald. Weeßt Du, Schwebel, ick habe jroße Lust, dies Jahr nach Paris überzusiedeln.

Schwebel. Da jeh' i! nich mit.

Pasewald. Warum nich?

Schwebel. Weil mir des Leben da zu deier ist. Bedenke doch blos, deß in Paris das Pfund Hammelfleisch zwee Franken, die Metze Kartoffeln dreißig Sons und eene Majestätsbeleidigung fünf Jahre Gefängniß kostet.

(Anna von Oestreich), die Gemahlin König Ludwig's XIII. von Frankreich, war in solchem Grade verweichlicht, daß sich kein Battist auftreiben ließ, der zu Hemden und Bettüchern fein genug gewesen wäre. Ihr Günstling, der Cardinal Mazarin, erlaubte sich daher einst gegen die hohe Dame den Scherz: Sollten Sie nach Ihrem Tode verdammt werden, so wird es die Hölle für Sie sein, wenn Sie auch nur in Betttüchern von holländischer Leinwand schlafen müssen."

Vor einem Hause, in dessen ersten Stock nach dem Aushängeschild Aron Levi, Geldmäckler, und parterre Jeremias Ziegele, Kleiderhändler wohnte, standen zwei Herren.

„Das ist aber in der That praktisch eingerichtet," meinte der Eine.

„Wie so denn?"

„Ja sehen Sie, wer dort oben ausgezogen wird, kann sich hier unten gleich wieder einen Anzug verschaffen."

(Die schlechte Presse.)

Im oberbayerischen Pastoralblatt ist zu lesen: „Das Uebel der schlechten Presse wächs sich immer verderblicher aus und bleiben bisher die Gegenmittel weit hinter dem gewünschten Erfolge zurück."

Das ist aufrichtig gesprochen. Aber merkt Euch vor Allem Eins: Die „schlechte Presse" wird lawinenartig fortwachsen, so lang ihr nicht einseht, daß es keine schlechtere Presse gibt, als — „Eure **gute**!"

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 18. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. April 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Der reiche Fabrikant, dem zu Ehren die Bedeutung dieser Nacht durch die vier Sängerkehlen unten verherrlicht wurde, überflog während die Harmonien heraufrauschten, mit einem stolzen Blicke das ganze, reich dekorirte Zimmer, von den vergoldeten Kronleuchter und Spiegeln bis zu den Purpurvorhängen. In der Nähe einer dieser Purpurvorhänge bleibt er haften. Denn dort in der entferntesten Ecke saß die vergessene Gouvernante. Sie war wohl müde von den vielen Mühen des heutigen Tages und schlief? — Mit offnen Augen träumte sie von den Fenstern, die sie gegenüber sah, von einem Sommernachtsmärchen, das sich nächsten Sommer nicht wiederholen wird und keinen der darauf folgenden Sommer. Sie hörte nur auf die Tenorstimme, die von unten herauf klang, und dachte an eine andere Stimme, die ähnlich geklungen hatte und nun nicht mehr sang. — Sie war glücklich, daß man sie nicht beachtete; in der finstern Fensternische sah Niemand ihre quellenden Thränen. — Und der Weihnachtsengel zieht weiter über das Land und schwebt durch dicht verschlossene Fensterläden, die keinen Schimmer von Licht fallen lassen auf die Straße. Und da sitzt im behaglichen Zimmer der Faktor Rex mit seiner Frau am runden Tische. Die Lichter des Tannenbäumchens sind fast herabgebrannt, aber der Punsch dampft noch kräftig aus der frisch gefüllten Terrine und Frau Rex kann sich nicht satt sehen an den herrlichen Seidenstoffen, die ihr der Weihnachtsmann gebracht hat, während Meister Rex nicht aufhört die neue silberne Tabaksdose, mit welcher er überrascht worden ist, zwischen den Fingern zu drehen und daraus zu schnupfen. Auch Rex ist in der heitersten Stimmung, wie sie die schöne Feier nur mit sich bringen kann, und er hat die Geschäftssorgen von sich geworfen und dafür einen leichten Punschrausch eingetauscht, und Frau Rex sieht im Geiste ihren behäbigen Leib von dem neuen seidenen Kleide umrauscht, das sie nächstes Frühjahr, wenn die harte Zeit überstanden ist, schmücken wird auf manchem Gang zu dem Tempel Dessen, der heute den Heiland in die Welt sandte.

Und weiter über das Land zieht der Weihnachtsengel und schwebt durch niedere Fenster in ein trauriges Zimmer. Dort liegt auf ihrem Strohlager die Todte. Am Fenster prangen noch die Eisblumen so dick und so fest, daß das Mondenlicht draußen bleiben muß und daß sie fast wie schwarze Schatten erscheinen — die Eisblumen an deren Düften sie gestorben war. Sie liegt starr und still und friert nicht mehr. Das Leben bedarf des Sonnenscheins nicht wieder, es wird von nun an nie eine Blüthe wieder tragen, es ist dem Schnee und Eise des kalten Winters angetraut — und abgehärtet für den ewigen Nordpol des Todes. Der Weber schläft neben ihr auf der Diele und die Kleinen schlafen auch. Sie konnten es heute nicht fassen, sie haben lange vergebens geweint und die Hände gerungen, bis sie, ermüdet vom heißen Schmerze, der sie die Kälte vergessen ließ, einschliefen. Morgen früh werden sie die unterbrochne Arbeit wieder aufnehmen — das leere Buch, das die Nacht brachte, damit sie es mit ihren Thränen vollschreiben sollen, bleibt dort auf dem Strohe liegen. Sie können sich Zeit nehmen. Nur Anna wacht und steht am Fenster. Diese zierliche, schlanke Kindesgestalt mit dem schwarzwallenden Haare ist eine Blume, die solchem Elende entsproß! — Es ist ein Räthsel der Natur, wie dieses weiße, liebliche Gesicht der Beitze der bittersten Armuth widerstand, wie aus diesen braunen Augen kein harter Winter den innigen Frühlingsblick zu verdrängen vermocht hat! Anna steht fest am Fenster, sie friert nicht, sie steht in heißen Gedanken. Ist es wahr, daß die Mutter todt ist? Es ist der erste Sterbefall, den sie in ihrer Familie erlebt hat. Sie denkt an Nachbars Jettchen, das längst keine Mutter mehr hat. Ist es möglich, daß die kleine Freundin einst denselben wühlenden Schmerz empfand, den Anna jetzt trägt, ohne ihn fassen zu können; ist es möglich, daß die Freundin, wenn sie Hand in Hand mit Anna im leichten, gleichgültigen Geplauder durch das Dorf und über die Wiesen streifte — dasselbe schreckliche Bewußtsein in sich trug, keine Mutter mehr zu haben, immer und überall? Und ist sie nicht eben so groß und alt wie Anna — spricht sie nicht gerade wie Anna — hat sie nicht Augen wie Anna — und haben sich die Kinder nicht oft umschlungen gehabt, und haben nicht ihre Hände ineinander geruht und ihre Herzen aneinander geschlagen und da drüben, die nahe Freundin war von dem Bewußtsein durchströmt, daß sie keine Mutter mehr habe? Und nun hat Anna auch keine Mutter mehr! Wer sagt Das? Dort liegt sie ja, die Mutter. Liegt sie nicht da wie sie schon lange dagelegen hat? Vor wenig Stunden schauerte die Mutter zusammen und mit diesem Schauer soll ihr Leben abgeschlossen haben? Seit diesem Schauer hat sich kein Glied mehr geregt, hat das Herz nicht mehr geschlagen, seitdem starren ihre Augen unbeweglich zur Decke. Dieses Schauers wegen wird sie nächster Tage auf die Bahre gelegt und in ein Grab versenkt und mit Erde überschüttet, daß ein Hügel entsteht, gerade wie die andern vielen Hügel des Kirchshofs? Zu diesem Hügel wird Anna gehen müssen, wenn sie zu ihrer Mutter will? — Nein, es kann nicht seyn, es ist nicht wahr! Anna kniete neben der Todten nieder und hob der Mutter Hand empor, legte sie auf der Mutter Herz und fragte: „Mutter, nicht wahr Du bist nicht todt?“ Die Mutter blieb stumm und ließ die Hand ruhig auf ihrem Herzen liegen. Da nahm Anna wieder die Hand und legte sie an ihre brennende Wange. „Mutter ist es wahr, daß Du gestorben bist?“ Die Mutter blieb stumm, und als Anna die Hand der Mutter losließ, fiel diese herab auf das Stroh, das raschelte

Anna blickte der Mutter in die starren Augen. „O! Mutter, sieh nicht so lange dorthin, mache die müden Augen zu und schlafe.“ Sie drückte der Mutter sanft die Augen zu und diese ließ es geschehen und öffnete sie nicht wieder. Anna sah unverwandt die Mutter an, eine fürchterliche Ueberzeugung umspann von Augenblick zu Augenblick immer dichter und fester ihre Seele; plötzlich preßte sie beide Hände krampfhaft zusammen und fiel mit dem herzdurchschneidenden Ausrufe: „Und meine Mutter ist doch gestorben!“ auf den stillen Körper der Todten nieder.

Der Vater und die Geschwister wußten Nichts davon, sie blieben in ihrem tiefen Schlaf versunken, Anna lag bewegungslos auf der Leiche. Kein Laut war in der Stube zu vernehmen. Sie glich einer Todtengruft. So blieb es lange, lange. Da plötzlich regte sich etwas. Anna war es, die sich langsam emporrichtete. Es war, als stünde Jemand in der Gruft vom Tode auf und besänne sich brütend auf das Leben. Sie trat an das Fenster und starrte die Eisblumen an. Ihr kleines Herz klopfte wild und stürmisch, ihre Hand zitterte heftig. Es war in ihrem Innern ein Wechsel der Empfindungen eingetreten. Der Schmerz war der Bitterkeit gewichen. Sie hatte ihre Gedanken vom Todtenlager zurückgesponnen in die ferne Stadt, zu den reichen herzlosen Menschen, die darin wohnen. Dort in der Richtung, von der aus der Mond matt durch die Eisblumen schimmert, liegt diese Stadt. Tausend wilde Gedanken über die Stadt und ihre herzlosen Menschen durchkreuzten ihr Hirn, als sie durch die Eisblumen starrte. Da fiel ihr Blick auf ein Stück Papier, das am Fenster lag. Sie ergriff es hastig. Es war der Abgabenzettel aber es war Papier und das einzige Stück in der Hütte. Sie überlegte und dann schlich, sie sich zur Thüre hinaus und leise über den knarrenden Schnee draußen. Nachbars Jettchen hat Tinte und Feder. Die Thüre ist nicht verschlossen; — solch nackter Armuth gegenüber bleibt dem Diebe ja nichts Anderes über als ehrlich zu sein. Anna hat im Finstern Beides gefunden und dort steht die Oellampe.

Leise, wie sie gekommen, schleicht sie zurück. Mit zitternder Hand zündet sie die Lampe an. Sie wirft einen finstern Blick auf den schlafenden Vater, als wollte sie ihm falls er vom Schein der Lampe erwacht wäre und sie von ihrem Beginnen abhalten wollte — durch diesen Blick die Zunge lähmen. Er schläft, und mit glühendem Antlitz und in fieberischer Hast schreibt Anna auf die Rückseite des Abgabenzettels. Sie brach, als sie mit Schreiben fertig war den Zettel wie einen Brief zusammen. Ihr maßloser Schmerz war in einen kindisch-leidenschaftlichen Ausdruck übergeflossen und jetzt schlug ihr Herz wieder ruhiger. Sie legte das kleine, müde Haupt auf den Tisch, vor dem sie saß, aus ihren Augen drang ein wohlthuender Thränenstrom und, die letzten Thränen im Auge, schlief sie ein.

Die Festtage, von denen man Monate lang sprach, sind vorüber. Die Commis im Comptoir von Locke und Sohn haben sie noch nicht ganz verschmerzt. Mit Vorliebe vergegenwärtigt sich der Eine und der Andere, wie er um die jetzige Zeit, wo im Comptoir zur langen Abendarbeit die Lampen angezündet werden, am ersten Feiertage bei Kaffe und Stollen in einem heitern Familienkreise saß, oder sich um eben diese Stunde, am zweiten Tage, daheim vor dem Spiegel sorgfältig für den Ball zurechtstutzte, oder wie man zu derselbigen Morgenstunde, wo eben Herr Locke ins Comptoir trit und mit flinkem, scharfem Blicke den Herren auf die Federn sieht, wie man um dieselbige Stunde am

ersten und zweiten Feiertage mit offenen Augen noch im weichen Bette lag und über Allerlei nachdachte und Pläne für den schönen, freien Tag entwarf. So lange hat man sich auf das Fest gefreut und vorbereitet, und so schnell ist es vorübergegangen! Und wie unglücklich trifft es sich, das — Neujahr fällt auf einen Sonntag! Mühlbach verglich das mit einem Hunde, der mit seinem eignen Schwanze angebunden ist.

„Das nächste Fest ist erst Ostern," sagte Carl, „und das fällt dieß Mal sehr spät!"

„Wir müssen noch einen Bußtag dazwischen haben," wandte Mühlbach ein und sah sogleich nach dem Kalender, der seine Behauptung bestätigte.

Dagegen hatte Meyerhoff schon mehrfach geäußert, daß er sich ordentlich wieder wohl fühle, nachdem die Festage vorüber seyen, und wenn es ihm nachginge, so müßten sämmtliche Feiertage aus dem Kalender gestrichen werden; man versäume dabei nur die kostbare Zeit und die Geschäfte gingen rückwärts statt vorwärts.

Wahrscheinlich um diese Gefahr von der Firma Locke und Sohn abzuwenden, war es geschehen, daß Meyerhoff die beiden Weihnachtsfeiertage — mit Ausnahme eines Nachmittags, den er der Familie des Principals hatte opfern müssen — unter angestrengter Thätigkeit im Comptoir verbracht hatte. So versicherte wenigstens mit einiger Bitterkeit der Markthelfer, der sich zum Oeffnen und Schließen der Fensterläden hatte einstellen müssen und dadurch verhindert worden war, eine kleine Reise zu seinen Verwandten zu unternehmen.

Mit den Festagen zugleich hat auch die strenge Kälte ein Ende genommen. Es thaut von den Dächern, Bruchstücke von Eiszapfen und Schneemassen fallen herab und machen die Gassen unsicher. Die blendend weiße Decke, die überall ausgebreitet lag, hat sich in eine schmutziggraue Suppe aufgelöst, durch welche an vielen Stellen schon das Straßenpflaster hervorschaut. Man hört auf den Gassen fortwährend Ueberschuhe klappern und lächelt über die nur vereinzelt vorkommende Erscheinung eines Schlittens, in dem man schon den abgeschiedenen Geist des Winters zu erkennen glaubt, der keine Ruhe findend, jetzt „umgeht." — Mühlbachs Freude über die überstandene Kälte wäre bald dadurch verbittert worden, daß Meyerhoff in Herrn Locke's Beisein die laute Aeußerung that, man brauche am Ende jetzt im Comptoir gar nicht mehr zu heizen.

Heute stellte sich auch Rex wieder ein. Er hatte sein Fuhrwerk vom Schlitten zum Wagen umgeschaffen und führte bittere Klagen über den schlechten Weg.

Als Rex im Laufe des Tages seine Brieftasche herauszog, erinnerte er sich eines kleinen Auftrages, den er übernommen hatte. Er übergab Herrn Meyerhoff einen in Briefform zusammengebrochenen Zettel. Die Schriftzüge darauf bildeten ein sonderbares Gemisch zwischen einer kindischen Schulhand und der Schrift eines zitterndene Greises.
Meierhoff las:

„Herr Fabrikant!

Ich schreibe dieses am Todtenlager meiner Mutter. Fünf Geschwister werden von nun an um sie weinen. Sie war uns das Liebste auf der Welt — nun muß sie begraben werden. Und Sie haben sie unter die Erde gebracht. So grausam wie Sie mit meinem Vater umgegangen sind, daß der arme Mann keine warme Stube hat machen können, — da hat sie erfrieren müssen! —

Es steht in der Bibel, man soll seinen Feinden verzeihen, ich kann Ihnen nicht verzeihen, Herr Fabrikant; ich will mir aber Mühe geben, nicht an sie zu denken. — Aber es gibt einen Gott über uns, der Sie nicht vergessen wird. Wenn es Ihnen auch noch lange gut geht, es kommt doch ein Tag, wo Er Gericht mit Ihnen halten wird. Dann denken Sie an mich und meine arme Mutter, die dann längst zu Asche geworden ist. Dann denken Sie daran!

A. W."

Meyerhoff sah, als er gelesen hatte, den Factor mit einem mitleidigen Lächeln an, als thäte es ihm um Rex leid, daß er — ein sonst so vernünftiger Mann — einen solchen Auftrag übernommen habe.

Rex, der die stumme Sprache verstand, zuckte lächelnd die Achseln und sagte:

„Als mir die Kleine den Brief brachte und mir auf die Seele band, ihn ja richtig abzugeben, — habe ich ihr natürlich vorgestellt, daß an dem Tode ihrer Mutter Niemand schuldig sei, als der liebe Gott, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt. Ich dachte aber, es könne nichts schaden, wenn ich den Brief abgäbe; die reichen Herren in der Stadt können sich doch dann ungefähr einen kleinen Begriff davon machen, wie es den armen Dorfweber geht."

Den Factor mit weiteren Vorwürfen verschonend, begnügte sich Meyerhoff, nach dem Alter des Briefstellers zu fragen und dem Meister Rex, da er nun doch einmal das Botenamt übernommen habe, ein Compliment an den Schulmeister des Dorfes aufzutragen, von dessen Geschicklichkeit — als Lehrer der Dorfjugend — dieser Brief ein glänzendes Zeugniß ablege. Rex lachte und Meyerhoff lachte auch. Dann ging er hinüber ins Comptoir, hielt den Brief empor und rief: „Ein Curiosum!" Mühlbach eilte von seinem Pulte herbei und machte sich mit dem Inhalt des Curiosums bekannt, und Carl that über des Buchhalters Achsel hinweg ein Gleiches. Mühlbach selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren: irgend ein armseliges Geschöpf wagt da einen Angriff auf die Firma Locke und Sohn; auf den Mann, der nur ein einziges Wort auszusprechen brauchte, um Mühlbach mit Weib und Kindern und mit der ganzen Haushaltung erbeben zu machen! Man stelle sich diesen Mann vor, in dessen Hände die Drähte von tausend Lebensverhältnissen zusammenlaufen — und dann halte man dieses armselige Blatt Papier daneben, auf welchem diesem Herrscher kindische Federzüge die herbsten Vorwürfe machen, — die Verdammniß prophezeien. Und — „Gottes Strafgericht" in einem Comptoir! Diese Anklänge an einen Wahn der Kindheit, der in der Brandung unsres großen Daseins, als Nußschale untersinkt! Welch' ein romanhaftes Kind! Ein Bächlein, das seine Blumen mit ins Weltmeer bringen will! Wenn man so Etwas Abends nach gethaner Zeit beim Lampenscheine in einem Buche liest, so nimmt man es, der Unterhaltung wegen, wohl mit leidlichem Ernste auf, — aber mit solcher Phantasie ins wache Leben selbst hineingreifen wollen — Mühlbach konnte sich wirklich eines Lächelns nicht erwehren. Er ging wieder an sein Hauptbuch und nahm sich vor, den sonderbaren Vorfall heute seiner Frau zu erzählen.

Carl las den Brief mit komischem Pathos vor und machte sich den Spaß, ihn auf Herrn Locke's Pult zu legen.

Niemand aber war auf irgend eine Wirkung gespannt, als Herr Locke bald darauf eintrat und die Zeilen überlas. Aber wie horchten alle auf, als sich Herr Locke räusperte und

um seinen Mund sich die seltene Falte eines wohlwollenden, launigen Gedankens legte. Und als Herr Locke, den Brief sanft in den Papierkorb gleitend lassend, die Worte sprach: „Was den reichen Leuten doch Alles in die Schuhe geschoben wird —" da standen den Herrn die Herzen still und Jedem zuckte ein Lächeln über den Mund. Als Herr Locke aber mit der überschlagenden Stimme eines halbunterdrückten Lachens hinzufügte: „Da sollen wir ja Mord und Todschlag verübt haben" — da schallten die ernsten Comptoirräume vom herzlichsten Gelächter wieder, denn gierig schlürfte ein Jeder die unerhörte Minute ein, in welcher man in Herrn Locke's Anwesenheit und mit ihm zugleich sich einem lauten Lachen überlassen durfte. Der Markthelfer, der draußen das Gelächter hörte und, um zu sehen was die Herren angestellt haben mochten, eben ins Comptoir trat, blieb an der Thür, wie verdonnert stehen, als er sah, daß der Chef im Comptoir anwesend war und auch mitlachte. Herr Locke sah ihm Das an und mußte deßhalb noch mehr lachen, was den Markthelfer noch mehr verdutzt machte und ebenfalls zum Lachen hinriß. Meyerhoff ärgerte sich ein wenig, daß Herr Locke nicht den Witz vor ihm allein gemacht hatte, — aber Mühlbach mußte noch lange lachen und hat, wenn er später an die glückliche Minute zurückdachte, immer wieder von Neuem lachen müssen.

Rex war im Expeditionslokale, in vielerlei Geschäftsgedanken vertieft und von Zeit zu Zeit eine Prise aus der hölzernen Dose nehmend (mit der silbernen wagt er sich noch nicht vor die Oeffentlichkeit), mit großen Schritten auf- und abgegangen. Dort in der Ecke lehnt ein grauer Sack, — den heutigen Lieferungstag beherrscht der Faktor Rex aus Dorfchau doch ganz allein? Der Sack enthält ein Stück Waare, wie sich Rex überzeugt. „Wer hat dieß Stück gebracht?" fragte er die mit Messen beschäftigten Burschen. Sie schütteln, laut zählend, die Köpfe. Rex sollte schnell Aufklärung haben. Als er sein Auge nach der sich eben leise öffnenden Thüre wandte, sah er, wie sich der Kopf eines rothharigen Mannes hereinsteckte, das eine der beiden Augen war ganz weiß und blutig unterlaufen. Rex erkannte den Mann auf der Stelle. Auch dieser erkannte den Faktor. Er zog sein Gesicht, das beim Anblick des Letzteren ein hämisches Grinsen zeigte, schnell wieder zurück und schloß die Thür.

Das Gesicht sah im Laufe des Nachmittags noch öfter zur Thüre herein.

Niemand wurde es gewahr und Niemand nöthigte den schüchternen Mann, der mit Locke und Sohn Geschäfte abzumachen hatte und wahrscheinlich nicht stören wollte, zum Eintreten. So oft er vorsichtig zur Thür hereingeschaut und die Herren noch immer mit dem Factor beschäftigt gefunden hatte, verließ er das Haus wieder und machte, die Hände auf dem Rücken, einen Gang durch die Gassen.

Es war dunkel geworden, die Sonne hatte ihr Tagewerk im Stich gelassen und die schneidenden Abendlüfte fielen gierig darüber her und suchten — als Missionäre des Winters — das erweichte Herz der Erde überredend wieder zu erhärten daß die Sonne am nächsten Morgen ihre Arbeit wieder von forn anfangen. Frierend kehrte der Mann mit dem rothen Haare eben wieder nach dem Hause zurück. — Da stand bereits der Wagen des Factors, und mehrere Arbeiter waren beim Scheine einer kleinen Laterne beschäftigt, Garne aufzuladen. Sie warfen einander die bunten Bündel zu und hoch auf thürmte sich zuletzt die Ladung im Wagen — bis zur Plane. Der Rothhaarige sah eine Weile zu, ging dann in's Haus hinein und öffnete wieder leise die Thüre. Es war dunkel und still im Zimmer.

Er wagte, einzutreten, und setzte sich auf eine Bank im Winkel. Eben überlegte er noch, ob es nicht besser gethan sei, das Zimmer, in dem er sich ganz allein befand, wieder zu verlassen, als er von draußen Schritte und ein lautes Sprechen vernahm, Herr Locke kam mit Rex aus dem Comptoir und richtete, über die Hausflur schreitend, seine Aufmerksamkeit auf den draußen haltenden Wagen. Rex traut hinaus und leuchtete mit der Laterne hinein.

„Habt Ihr denn auch ein Plätzchen für mich übrig gelassen?“ fragte er einen der Arbeiter. „Es ist eine Freude,“ wandte er sich an Herrn Locke, der herausgetreten war und die Garne ebenfalls besichtigte, „solch eine reiche Ladung heimzufahren. Das gibt Arbeit und Brod. So müßte es bei allen sein!“

Herr Locke hörte nicht darauf. Er starrte, die Hände in den Hosentaschen, plötzlich vor sich nieder. Dann eilte er schnell in das Comptoir und kehrte nach einer Weile wieder zu Rex zurück. In seinem Gange lag etwas Zögerndes und schon von Weitem machte er gegen Rex eine abwehrende Handbewegung, die sich dieser nicht erklären konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Pariser Leben.

(Wenn man 24 Stunden nichts gegessen hat.) Sagen Sie, meine Herren, sagt ein als Zeuge aufgerufener Mann zum Gerichtshofe, soll einem nicht das Vergnügen am Wohlthun verleidet werden? Da treffe ich unlängst diesen Mann da (auf den Angeklagten deutend,) und zwar so erbärmlich aussehend, daß ihm gegenüber eine Kirchenmaus sehr respektabel erschien. Er spricht mich an, sagt mir, er sei ein armer Schustergeselle, habe seit 24 Stunden nichts gegessen, und fragt mich, ob ich Niemanden kenne, bei dem er Arbeit finden würde.

Mir blutete ordentlich das Herz, als ich dieses „ausgedörrte“ Individiuum sah. Ich gab ihm gleich etwas Geld, sagte ihm meine Wohnung, damit er, wenn er sonst nirgends Arbeit finde, zu mir komme, denn bei uns Vogel- und Wildprethändlern findet sich immer was zu thun.

Der Patron sucht mich auch bald auf und sagt mir, daß er nirgends Arbeit finde. Ich führe ihn nun in ein Wirthshaus, lasse ihm dort ein Zimmer geben, und da er keine Kleider, sondern nur Fetzen trug, borge ich ihm Rock, Hose, Hemd, Sacktuch und Stiefel, gebe ihm hierauf fünf Hasen, die mich 23 Franken kosteten, und sage ihm: Verkaufen Sie diese und es wird eine anständige Provision für Sie dabei ausfallen.

Er geht richtig mit meinen Hasen weg, aber um nicht wiederzukommen. Ich suche ihn in dem Quartier, das ich ihm gemiethet habe. Er ist nicht mehr dort. Tags darauf aber treffe ich ihn. Wie er mich sieht, nimmt er Reißaus. Ich ihm nach, — aber ich mußte eine Viertelstunde laufen, ehe ich ihn erwischte.

Präs. (zu dem Angekl.): Wie, Sie haben den Muth, dem Manne, der sich Ihrer auf das Mildthätigste annimmt, damit zu lohnen, daß Sie ihm die Waare, welche er Ihnen anvertraut, veruntreuen?

Angekl.: Nachdem ich, wie Ihnen der Herr gesagt, 24 Stunden nichts gegessen habe . . .

Präs.: Der Herr gab Ihnen ja auch Geld, um sich Brod zu kaufen.

Angekl: Ich habe mir auch welches gekauft; aber denken Sie sich, nachdem ich 24 Stunden nichts gegessen habe . . .

Präs.: Haben Sie die Ihnen anvertrauten Hasen verkauft und das Geld für sich behalten?

Angekl: Verkauft? O nein!

Präs.: Was haben Sie denn damit gethan?

Angekl.: Ich habe sie gegessen.

Präs.: Was, fünf Hasen? (Schallendes Gelächter im Publikum.)

Angekl.: Aber ich bitte, bedenken Sie, nachdem ich 24 Stunden nichts gegessen habe, habe ich mir einen Hasen gebraten, und dann noch einen, und —

Der Präsident unterbricht den Angeklagten indem er ihm die Verurtheilung zu sechs Monaten Gefängniß verkündet.

Als der Verurtheilte an seinem Wohlthäter vorbeigeführt wird, sagte er zu diesem: Trösten Sie sich, Wohlthun trägt doch Zinsen!

Simpelmeier's Stoßseufzer.

O böser Herr Minister!
Die Sach wird immer trister.
Es ward uns doch versprochen
Vor zweiundfünfzig Wochen,
Daß bayerische Aemter
Soll nimmer krieg'n ein Fremder;
Und dennoch — welcher Jammer!
Selbst für die Münzenkammer,
Ich hab's mit Schreck vernommen,
Soll wieder Einer kommen!
Gibt's denn bei uns in Bayern,
Kein solches Licht zu feiern —
Wo so viel Huber, Meier
Und Müller, Maurer Schreier
Und Berger, Brunner, Zander
Sich drängen durcheinander?
Den Münzen vorzustehen,
Das ist ja leicht geschehen! —
Die Sach' wird immer trister,
O böser Herr Minister!

(Respectable Antwort.) Chateauneuf war als Knabe von sehr aufgewecktem Kopfe. So wurde er, neun Jahre alt, einem Bischof vorgestellt. Der Prälat gab ihm eine Frage auf: „Sage mir, mein lieber Freund, wo der liebe Gott ist, so kriegst du einen Apfel.“ „Herr Bischof“, antwortete der Knabe „sagen Sie mir erst, wo der liebe Gott nicht ist, und ich gebe Ihnen zwei Aepfel.“

(Eine schreckliche Verlegenheit!) Von den heldenmüthigen Leistungen, welche die Georgi-Ritter zu beschwören haben, ist bekanntlich eine der unerläßlichsten, daß sie die „Jungfrauen beschützen“ werden. — Da heuer sechs solcher Beschützer zum Ritterschlag vorgemerkt waren, nun aber die Ceremonie unterbleibt, so frage ich:

Wer **schützt** die Jungfrauen Münchens bis zum nächsten Ritterschlage?

Kein Georgi-Ritter.

In Wien wurde dieser Tage eine neuerbaute Brücke über die Donau unter Anderem dadurch bezüglich ihrer Tragfähigkeit geprobt, daß einige Regimenter in gemeinsamem Schritt über dieselbe geführt wurden. Ein Zuschauer meinte, warum zu dieser Probe Militär genommen würde, da schwere Lastwagen hierzu geeigneter seien. „Wissen Sie nicht“, erwiderte ihm ein Dritter, daß in Oestreich das Militär die schwere Last ist?“

Wahre Anekdote. In einer höhern Schule Preußens kam neulich auf folgende angemessene Frage des Lehrers: Warum ist jetzt die Butter so theuer? von einem Knaben die sehr gemessene Antwort: „Weil die Ochsen keine Milch geben!“

(Merkwürdig.) In dem von der „Bayer.-Ztg.“ veröffentlichten Nekrolog des Generals Schuh heißt es: „Kaum 8 Jahre alt starb sein Vater.“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 19. **XII. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. Mai 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Ich muß mit Ihnen sprechen," rief er dem Faktor zu und öffnete die Thüre des Expeditionszimmers, in das Beide eintraten. „Die Garne müssen wieder abgeladen werden, Meister Rex," sagte Herr Locke, mit der Hand durch die Dunkelheit fahrend, „Sie können, sie heute nicht mitnehmen — auf keinen Fall."

Rex war im höchsten Grade erstaunt und stieß ein jähes verwundertes „Was?" heraus

„Ich bin auf den Gedanken erst jetzt gekommen", fuhr Herr Locke fort, „man kann nicht gleich an Alles denken, wenn Einem so vielerlei im Kopfe herumgeht; aber Meyerhoff hätte daran denken können. Es ist kein Kinderspiel. — Hören Sie mich an, Meister Rex. Auf Ihrer Brandversicherungspolice, die Sie bei uns deponirt haben, sind die Garne, welche Ihnen Jahr aus Jahr ein von uns anvertraut werden, zu einem Durchschnittswerth von 1000 Thalern angeführt. Sie haben heute für ungefähr 4000 Thaler Garne geladen. Wenn nun in dieser Nacht ihr Haus wegbrennt, wer kommt uns für den Schaden auf?"

„Es wird doch nicht gerade diese Nacht Feuer auskommen", lachte Rex.

„So spricht kein guter Geschäftsmann. Die Garne werden aus Ihrem Wagen wieder in unser Magazin geschafft und morgen kommen Sie wieder nach der Stadt, besorgen beim Brandversicherungs-Agenten die Abänderung Ihrer Police und nehmen dann die Garne mit."

„Ich möchte aber doch gern morgen früh schon die Arbeiten ausgeben!"

Herr Locke schüttelte den Kopf und rief zur Thüre hinaus den Arbeitern zu, daß sie sämmtliche Garne sofort wieder abladen sollten.

„Bedenken Sie aber doch, Herr Locke," wandte Rex ein „welch furchtbare Arbeit heute Abend noch — und morgen geht mir dann der ganze Tag verloren —"

„Nichts — nichts!" warf Herr Locke abwehrend, ein und sah zur Thür hinaus, ob die Leute Anstalten trafen, seinem Befehle nachzukommen.

„Das müßte ja mit dem Teufel zugehen," sagte Rex, „wenn gerade in dieser Nacht Etwas passirte. Mein Haus steht schon fünf Jahre und gerade heute — ha! ha!"

„Hilft Alles nichts!"

„Und wie vorsichtig gehen wir mit dem Lichte um; meine Frau ist nicht eher ins Bett zu bringen, als bis sie sich überzeugt hat, daß die letzte Kohle im Ofen verglimmt ist.

„Darauf wird auch bei mir gesehen, und doch habe ich Haus und Hof mit Allem, was darin ist, versichert."

„Unser Haus steht auch ganz abgesondert von den übrigen Häusern im Dorfe."

„Machen sie mich nicht böse," rief Herr Locke. Damit trat er in die Hausflur und bedeutete die Arbeiter, daß sie keine Zeit verlieren sollten.

Rex folgte ihm und sah unschlüssig zu, wie einer der Arbeiter auf den Wagen kletterte und bereits die Plane abdecken wollte. Als könnte er diesen Anblick nicht ertragen, wandte sich Rex um und ging mit heftigen Schritten einige Male die Flur auf und ab. Plötzlich schien er sich zu besinnen.

„Herr Locke, noch ein Wort," sagte er zum Chef herantretend.

Dann winkte er dem Arbeiter auf dem Wagen zu, daß er seine Thätigkeit bis auf Weiteres einstellen solle und führte Herrn Locke zurück in das dunkle Expeditionszimmer.

„Lassen Sie mich mit meinen Garnen ruhig abfahren," sagte Rex und legte leise seine Hand auf Herrn Locke's Schulter. „Ich habe dreitausend Thaler bei Ihnen stehen und bürge mit dieser Summe für die ganze Ladung, bis die Versicherungs-Police geändert ist."

„Sie sind noch kein rechter Geschäftsmann," warf Herr Locke dem Faktor vor; „aber wenn Sie mir die Garantie schriftlich geben, so mögen Sie die Garne mitnehmen."

„Natürlich gebe ich Ihnen das schriftlich," versicherte Rex nach der Thüre schreitend.

Dann hörte man ihn auf der Gasse dem Arbeiter zurufen, er solle die Plane wieder aufdecken, und als er mit Herrn Locke nach dem Comptoir auf die Flur schritt, hörte man ihn laut lachen und wiederholt sagen: „Das müßte doch mit dem Teufel zugehen!„

Rex hatte im Comptoir einen Garantieschein unterschrieben und bald hörte man draußen seinen Wagen abfahren.

Eine halbe Stunde später sah man einen Mann mit rothem Haar und einem weißen hervorstechenden Auge leise und schüchtern ins Comptoir treten.

Auf die Frage, was er wünsche, antwortete er freundlich und schüchtern, daß er der Weber Dittrich sei und heute Vormittag, wie sich die Herrn erinnern würden, ein Stück Waare abgeliefert habe.

„Kommen Sie morgen wieder," entgegnete ihm Meyerhoff, „wir haben heute keine Zeit gehabt Ihre Arbeit durchzusehen und bei Lichte läßt sich das selbst verständlich nicht thun. — Es ist übrigens das letzte Stück, das Sie für uns gearbeitet haben, wir können Ihnen keine Beschäftigung mehr geben."

Der Weber wünschte den Herren demüthig und freundlich eine gute Nacht und verließ — leise, wie er gekommen — das Comptoir.

„Das habe ich dem Hallunken, dem Rex zu verdanken," murmelte er draußen vor der Thüre zähneknirschend und die Fäuste ballend und eilte zur Stadt hinaus.

12.

Es ist etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles — die tiefe Stille der Nacht! Sie zieht um die Erde eine Resonnanz, die jeder Aeußerung, jeder Erscheinung des Lebens einen andern Ton verleiht. Die Schritte des Nachtwächters oder eines späten Wanderers in der Straße tönen im Vollklang jener geheimnißvollen Resonnanz. Das gedämpfte Sprechen auf der Gasse hat einen so abenteuerlichen bangen Klang. Um die Seele des Menschen selbst zieht sich jene Resonnanz, und jeder leise Eindruck schwillt an zu einem Rauschen. — Menschen, die sich nie gesehen haben, begegnen einander in der Nacht auf der Straße wie alte Bekannte. Der kleinste Zufall, die unbedeutendste Veranlassung macht sie gesprächig.

„Haben wir denn heute Vollmond?" fragte Jemand auf der Straße einen stockfremden Menschen, der eben an ihm vorüber will, und deutet mit dem Finger nach einem kleinen lichten Schein am Horizont.

„Ich glaube nicht,„ antwortete der Gefragte.

„O ja! wir haben Vollmond," sagt ein hinzukommender Dritter, aber der Mond ist schon untergegangen."

„Was könnte das dort sein?„ fragte der Erste wieder und die Worte klangen so sonderbar in der stillen, schwarzen Nacht.

„Der Schein wächst," bemerkte der Zweite ganz leise und doch rauschte das Wort in den Seelen der anderen zwei wieder, daß sie schauerten.

„Ob es vielleicht ein Nordlicht ist?" fragte der Dritte.

Die andern schüttelten die Köpfe und sahen sich fragend an.

„Oder ist es gar ein Feuer?"

„Sehen Sie, wie furchtbar schnell der Schein anwächst!"

„Das ist Feuer!"

„Es muß in Thierbach seyn."

„Nein, Thierbach liegt weiter links, es ist mehr die Richtung nach Liebenau."

„Liebenau liegt zu entfernt, das Feuer muß in einem nähern Orte seyn, ich glaube es ist Trockenfels."

Der Feuerschein beleuchtete jetzt grell das ferne Gewölk, Funken schossen zum Himmel empor, so glühend und so rasch, als müßten sie den Horizont gefährden.

Die Erscheinung schwoll zu einer furchtbaren Größe an und nahm mit ihrer strahlenden Helle dermaßen den ganzen Himmel ein, daß man sich der Täuschung überlassen konnte, alle Völker der Erde müßten jetzt den Himmel in blutigem Roth sehen.

„Man sieht keinen Rauch," sagte dumpf einer der Nachtwanderer auf der Straße, „es muß Strohdeckung seyn."

„Wahrscheinlich brennt eine Scheune, murmelte der Zweite.

In demselben Augenblicke aber tanzten schwarze aufsteigende Rauchmassen um die Gluth, daß diese nun wie ein blutiger Kern hindurchschien.

„Es scheint Schieferdeckung zu sein," äußerte der Dritte, „vielleicht ein Rittergut."

Aus dem schwarzen Rauche erhob sich jetzt mit neuer Kraft wieder die Flamme, größer als vorher. Es wallte und wogte, es krümmte und wand sich und die Funken jagten einander wild zum Himmel — und dazu herrschte eine tiefe Stille ringsumher. Welche Verwirrung mochte dort herrschen, wie mochten Balken krachen und Menschen durch-

einanderschreien und die Hände ringen — und wie ruhig standen die drei Männer hier und hörten nichts als das Säuseln der Nachtluft.

Allmählig wurde das Feuer kleiner, der Feuerschein am Himmel trat zurück, man wußte nicht wohin er ging. Dann sah man keine Flamme mehr und nachrückend spielte nur noch ein matter Schein am Horizont. Und endlich erlosch auch der Schein, und überall am Himmel und auch dort, wo vorhin noch mit Flammenzügen ein Menschenschicksal geschrieben stand, auch dort war jetzt der Himmel wieder schwarz, tiefschwarz wie zuvor.

Am nächsten Tage aber erfuhren die Nachtwanderer, daß das Feuer nicht in Thierbach noch in Trockenfels gewesen sey, sondern in Dorschau.

Auch sagte man ihnen, daß weder eine Scheune mit Strohdach, noch ein Rittergut mit Schieferdeckung abgebrannt sey, — sondern das mit Ziegel gedeckte kleine Gehöft des Factor Rex.

13.

Es mögen neun bis zehn Jahre vergangen seyn.

Dort an dem niedern Häuschen blinken noch die Fenster, an denen einst in einem strengen Winter so viele Eisblumen blühten. In dem Stübchen klappert noch der alte Webstuhl, aber ein junger, hochaufgeschossener Bursche ist's, der dahinter sitzt. Auf ihn ist die Profession des Vaters übergegangen. Welchen Beruf die noch schulpflichtigen Kinder einst ergreifen werden, ist noch unentschieden. Die Geschwister können sich auf ihre Mutter nicht entsinnen, und wenn Anna mitunter von ihr erzählt hat, so haben sie aufgelauscht und die Schwester mit fremden Augen angeblickt, als erzählte diese von einer Person, die vor langen, langen Zeiten, noch ehe die Brüder auf der Welt waren, gelebt hat. Sie haben, dünkt es sie, nur einen Todesfall erlebt — den des Vaters, der vor wenig Jahren an der Auszehrung starb. Nachbars Jettchen wohnt mit ihrem Manne, einem Weber, in demselben Hause und vertritt an den Waisen Mutter- und Schwesterstelle. Die Schwester Anna, aus welcher ein sehr schönes Mädchen geworden sein soll, ist fortwährend „auf Reisen", weit in der Ferne und kommt des Jahres nur auf wenige Wochen nach Hause. Da bringt sie viel Geld und für jedes Geschwister und auch für Jettchen und ihren Mann ein artiges Geschenk mit. Den Hut und den Schleier aber und die seidenen Kleider packt sie nur aus, damit sie nicht verderben oder Falten und Knitten bekommen, denn sie geht daheim immer im bloßen Kopf und in einem einfachen grauen Cattunkleid einher.

In Dorschau gibt es mitten unter den Häusern einen freien Platz, der mit Gras bewachsen ist und theils von der Dorfjugend zu allerhand Spielen, theils von den in den Nachbarhäusern wohnenden Leuten zum Trocknen einiger alten Stücke Wäsche benützt wird. Dort stand einst das kleine Gehöft des Factor Rex, der mit seiner Frau in einem niedrigen Hause des Dorfes eine Stube zur Miethe bewohnt. Er sitzt hinter dem Webstuhle und arbeitet vom Morgen bis zum Abend. Im Zimmer herrscht die größte Dürftigkeit. Was ihm nach dem Brandunglück für das versichert gewesene Eigenthum von der Versicherungsbank vergütet worden ist' hat er, wie die Leute sagen, vergraben. Den Verlust der dreitausend Thaler aber hat er sich „in den Kopf gesetzt." Er hat sich nicht getraut, je wie-

der in Herrn Locke's Angesicht zu treten, ja er hat — seit jener Nacht sogar die Straße vermieden, die nach der Stadt führt Was zwischen Locke und Sohn und Rex noch zu ordnen war, hat ein Advokat vollends in Richtigkeit gebracht. Frau Rex hat täglich ihre Stunden, wo sie sich in eine Ecke setzt und darüber nachdenkt, wie bitter das Darben sey — und dann weint und schluchzt sie, bis Rex zu ihr tritt und sie tröstet, indem er ihr versichert, daß die Zeit kommen werde, wo Beide reicher als zuvor sein werden. Denn er will wissen, daß einst eine Eisenbahn das Dorf durchschneiden wird, gerade an der Stelle wo sein Gehöft stand. Deßhalb hat er die Brandstätte nicht verkauft. Man wird ihm einst viele Tausende dafür bieten, bis dahin will er noch hinterm Webstuhle arbeiten, bis dahin geht er täglich gegen Abend zu dem kleinen freien Platze und winkt den dort spielenden Dorfkindern, wenn sie vor dem Besitzer fliehen wollten, freundlichst mit der Hand und sagt, sie sollten jetzt nur noch ruhig dableiben, aber es werde eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr hier spielen könnten. Die Kinder bleiben dann stehen und sehen einander fast verlegen an; mitunter steckt wohl ein kleiner Bube den im Schnupftuchzipfel zum Prügeln eingeknüpften Knoten in den Mund um das Lachen vor den übrigen zu verbergen denn der Schullehrer hat es streng verboten, den Rex zu necken. Dann fragt Rex, wem die Wäsche gehöre, die auf dem Rasen zum Trocknen ausgelegt ist, und nickt, wenn ihm die Leute mit Namen genannt werden, einverstanden mit dem Kopfe und geht in das betreffende Haus. Hinter ihm flüstern die Kinder, ganz wie sie es von ihren Eltern gehört haben: Er hat sich's in den Kopf gesetzt!"

Bei den Leuten, denen die Wäsche gehört, läßt sich dann Rex bewegen, auf dem Stuhle Platz zu nehmen . „Ich komme eigentlich nur, sagt er, mit dem Stuhle rückend, „um euch zu sagen, daß ihr eure Wäsche jetzt noch ruhig auf meinem Grundstücke trocknen könnt. Aber benützt die Zeit, es kommt ein Tag, wo dieß nicht mehr möglich ist." Er unterhält sich dann noch über Allerlei und mit Vorliebe über Eisenbahnen. Und wenn er fort ist, sagen hinter ihm die Leute leise: „Er hat sichs in den Kopf gesetzt!"

Im vaterländschen Zuchthause sitzt seit Jahren ein Mann mit einem weißen hervorgetretenen Auge. Es ist der Brandstifter Dittrich.

Und wie steht es nach diesem langen Zeitraum in der Stadt, in dem Hause, das insgeheim „das Blutschlößchen" genannt wurde ?

Das Haus heißt heute noch so. Herr Locke hat jenen Orden erhalten, den Sorgen Alteration und zunehmendes Alter ihren Anhängern nie vorzuenthalten pflegen — einen grauen Kopf. Seine Gesichtszüge sind stark markirt; in ihnen prägt sich die rauheste Seite seines Wesens aus, als die Hefe, der Bodensatz, den der durstige Mund der Zeit dort zurückgelassen hat. —

Unser Lebenslauf hat Aehnlichkeit mit jenem Kinderspielzeuge, mit jenem Leierkasten, aus dessen Figuren emporsteigen, und eine kurze Spanne dahinziehend, wieder verschwinden; neigt sich die eine Figur der Oeffnung zu, durch die sie der Oberwelt wieder entzogen wird, so steigt eine andere in emporgerichteter Haltung auf der andern Seite eben herauf. Die emporsteigende Figur ist Clärchen, im Gegensatz zu ihrem Oheim. Die Zeit ist es, die diesen entkleidet, die jene schmückt — die alte Leier! — Clärchen ist zu einem schönen Mädchen herangewachsen. Das allerliebste Gesicht des ehemaligen Kindes hat die verständigen, eigenwilligen Züge jungfräulicher Reife angenommen; aus dem dunkelblauen großen Auge blickt der gebildete

Geist und die Anmuth des Herzens; über der Stirne und um die Schläfen ringeln sich, gerade wie früher, die braunen Löckchen hinab bis in den Nacken.— Ein junger schöner vornehmer Mann müßte es sein, der einst Clärchens Herz und Hand gewinnen könne, — so dachte einst Jemand, und in der That, er irrte sich damals nicht. Denn Klärchen ist mit einem solchen verlobt. Er ist schön und liebenswürdig. Ein rabenschwarzer Bart, der die frische Röthe der Wangen fast verdeckt, zieht sich von den Ohren bis zum Kinn hinab und umschließt, wie ein dunkler Kranz, den Mund. Und welchen Zauber vermag dieser Mund auszuüben, wenn er sich, was oft genug geschieht, zu einem milden Lächeln öffnet und die beiden Reihen blendend weißer Zähne zeigt, die sich von dem tiefen Schwarz des sie umschließenden Bartes so lieblich abheben. Und dazu die zarte, weiße, Hand, mit den sorgfältig gepflegten, langen, weißen Fingernägeln und den beiden blitzenden Ringen! Sind auch die Vermögensverhältniße des Bräutigams sehr relativ, so ist er doch, seines Standes nach, entschieden ein vornehmer Mann, denn er ist Prokurist der Firma Locke und Sohn und wird unzweifelhaft einst als Associe' eintreten. Nächst Mühlbach, dem alten Buchhalter, ist der Verlobte Claras der Einzige, den wir von unsern alten Bekannten unter dem Comptoirpersonal bei Locke und Sohn noch antreffen. Es ist Derselbe, den wir einst einem mit der Wurzel ausgegrabenen Baume verglichen, derselbe, der bei seinem ersten Schritte in dieses Haus einen Schlüßel fand. Wie hat der Baum seine Wurzeln ausgebreitet, sogar bis in das Herz Clärchens; wie ist die Prophezeiung, die eine alte abergläubische Frau ausgesprochen haben würde — wenn sie hätte dabei sein können, als ihr Sohn jenen Schlüßel fand — so schlagend in Erfüllung gegangen! Meyerhoff kann sagen, daß Alles sein Werk ist. Er hat sich eine Stellung schwer errungen und eine Braut sich mühsam anerzogen.

Wir haben schon der beiden Ringe gedacht, die an Meyerhoffs Fingern blitzen.

Clara zählte kaum fünfzehn Jahre, als sie sich mit Meyerhoff, ihrem alten Freund und Gönner, einst im Garten befand. Sie trug damals das Confirmationsgeschenk einer Pathe, — einen kleinen goldenen Ring mit grünem Stein, auf welchem die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ihr Geburtsjahr eingravirt waren, — am Finger. Im Scherze hatte sie diesen Ring ihrem Freunde oft angesteckt und sich darüber gefreut, daß er diesem auch passe. Auch heute befand sich der kleine Ring an Meyerhoffs Finger.

Aus einem scherzhaften Geplauder entstand für Clärchen dieß Mal eine ernste Stunde. Meyerhoff hatte das Gespräch auf das Capitel der Trennungen geleitet und im wehmüthigen Tone geäußert, daß Alles sich hinieden trennen müsse, alle Menschen, die innig an einander hängen, Alle — auch Clärchen und Meyerhoff. Er könne nicht ewig hier bleiben, er werde weiter ziehen müssen, um in der großen Welt sein Glück zu suchen, und Clärchen werde älter und älter werden und einst einen reichen, jungen Mann heirathen und recht glücklich seyn und ihren alten Freund vergessen!

(Fortsetzung folgt.)

Lincoln's Tod.

Die mittlerweile erfolgte Ankunft amerikanischer Blätter vom 15. v. Mts., welche längere Berichte über die Blutthat in Washington enthalten, macht es möglich, die bisher bekannt gewordenen Thatsachen zu vervollständigen. Als der Präsident das Schauspielhaus erreichte und mit seiner Gemahlin, mit einer befreundeten Dame Frl. Harris und deren Stiefbruder Major Rathburn, seine Privatloge betrat, war das Haus bereits dicht gefüllt. Während einer dem Eintritte eines Schauspielers vorhergehenden Pause im dritten Akte fiel ein Pistolenschuß, der aber im ersten Momente wenig beachtet ward, da das Publikum der Meinung war, er gehöre zu dem Stücke. Ein Aufschrei der Frau Lincoln erst lenkte die Aufmerksamkeit auf die Loge des Präsidenten und brachte das Publikum zu dem schrecklichen Bewußtsein, was der Knall zu bedeuten gehabt. Im gleichen Momente erschien an der Vorderseite der Loge, welche im zweiten Range war, ein Mensch, der, einen langen Dolch in der Rechten schwingend, den Ausruf that: „Sic semper tyrannis!" (so immer den Tyrannen!) und mit einem Satze auf die Bühne herabsprang. Ein Herr folgte ihm aus einem Orchestersitze, um ihn zu fassen; doch gelang es dem Mörder, welcher offenbar mit der Oertlichkeit vertraut war, durch eine Thüre im Hintergrunde zu entwischen. Der Schrecken, die Aufregung im Theater waren furchtbar; von einer Weiterführung des Stückes konnte natürlich keine Rede sein. Die Menge stürzte nach des Präsidenten Loge hin, wurde aber von dem Rufe abgehalten: „Zurück, zurück! Laßt ihm Luft! Hat Jemand Reizmittel?" Eine in Hast angestellte Untersuchung ergab, daß der Präsident einen Schuß in den Kopf erhalten hatte, oberhalb und unterhalb des Schläfenbeines, und daß die Gehirnmasse hervorgedrungen war. Der Bewußtlose wurde in ein dem Theater gegenüber liegendes Privathaus gebracht, wohin der General-Chirurg der Armee und andere Aerzte berufen wurden. Bei angestellter Nachforschung fand man in der Loge auf dem Teppich ein einläufiges Taschenpistol und einen Hut. Die Kunde des schrecklichen Ereignisses verbreitete sich in der Stadt mit Windesschnelle. Eine unzählige Volksmenge sammelte sich vor dem Hause, in welchem der verwundete Präsident lag. Es war angezeigt worden, daß die Wunde eine tödtliche war; dennoch hielten Alle noch die Nacht hindurch an selbsttäuschender Hoffnung fest. Um Mitternacht hatten sich, eines nach dem andern, die Mitglieder des Cabinets eingefunden und neben ihnen umstanden Farnsworth, Colfax und einige persönliche Freunde das Lager des Sterbenden, die Minister in Thränen gebadet, Herr Stanton neben dem Bette knieend und wie ein Kind weinend, Herr Charles Sumer in tiefer Bewegung die rechte Hand Lincoln's haltend. Die Aerzte boten ihre ganze Kunst auf, doch vergeblich. Die Blutung des Hinterkopfes war nicht zu stillen; der Präsident lag da völlig ohne Besinnung und langsam athmend. Hoffnung war unmöglich. Der Abschied der Familie von dem hingemordeten Gatten und Vater läßt sich nicht beschreiben. Morgens kurz vor halb 8 Uhr hörte das edelste Herz der Republik zu schlagen auf. Die Straßen der Stadt boten einen wilden Anblick dar; der Schrecken war kurz nach der Erschießung des Präsidenten noch erhöht worden durch die Nachricht, daß auch Herr Seward von Mörderhand angefallen worden sei. Tiefer Schmerz und heftigste Entrüstung gaben sich in den Ausrufen der Volksmassen kund. Die Polizei hatte indeß berittene Patrouillen nach allen Richtungen ausge-

sandt, um auf den Meuchelmörder zu fahnden. Alle aus Washington führenden Straßen wurden mit Posten besetzt, jeder mögliche Fluchtweg sorgfältig bewacht; Dampfer, welche den Potomac hinabfahren wollten, angehalten. Von dem Mörder weiß man nur, daß er durch eine Seitenpforte des Theaters in eine Gasse, von hier auf die Hauptstraße eilte, dort ein, wie es schien, von einem Helfershelfer bereit gehaltenes Pferd bestieg und fortsprengte. Weiterhin ist seine Spur einstweilen verloren. Die von der Polizei eingeleitete Untersuchung hat jedoch dargethan, daß der Thäter der Schauspieler John Wilkes Booth gewesen ist. Der in der Loge gefundene Hut wurde als der seinige identificirt, ebenso wurde ein Sporn, den er auf der Bühne hatte fallen lassen, von dem Eigenthümer eines Miethstalles, bei welchem Booth ein Pferd geliehen hatte, wiedererkannt. Booth ist mehrfach im Fords-Theater aufgetreten und kannte daher die Oertlichkeit wohl. Wie er, von der Loge des Präsidenten herabspringend, auf der Bühne erblickt wurde, erschien er als ein Mann von 30 Jahren, von zartem Körperbau und mittlerer Größe. Hinreichend viele Augenzeugen haben in ihm den Schauspieler Booth erkannt.

Aus der altbayrischen Chronik.

Anno domini 1865 begab es sich auf eine Zeit, daß in der Stadt Regen im niederbayrischen Lande ein neuer Schulgehilfe sollte bestallet werden. Als besagte Persona in der Stadt angelanget, verursachte solche männiglich ein grausamliches Schrecknuß, was maßen selbige einen grauslichen vollen Bart zu tragen sich vermessen, so doch der hochwürdige Herr Dechant, insgleichen ein hoher Rath und gemeine Burgerschaft solch' Aergernuß und schädliche Neuerung zu toleriren mit nichten vermeint waren. Somit wollte man den Praeceptoren allsofort in die Dechanei citiret und ihme die Separatio von sothanem Barte mit väterlicher Strenge anbefohlen haben. Dieweilen jedoch dickbesagter Barbalonga denen wohlbemessenen Instructionibus zu gehorsamen nicht gewillet gewesen, denen Kinderlein aber von solchem Lehrmeister leichtlich absonderlicher Schaden an ihrem allerheiligsten Glauben dürfte zugestoßen sein, selbigen auch der Aspect obgedachten unchristlichen Bartes mehr Furcht möchte verursachet haben, als denenselben förderlich, also hat man hoher K. Regierung den Casus gestalteter Maßen vorgetragen und um Dero gnädigsten Entscheid gehorsamlichst suppliciret, welcher auch nicht lange auszubleiben gesäumet und mit wohlweiser Fürsicht das Städlein für größerem Leid und Aengsten gnädiglich defendiret, worauf sintemalen dem Possessari Barbae also decretiret worden:

„Herunter mit dem Barte, so
Er vornen hat am Kopf!
Dafür trag hinten er nach Lust
N'en langen dicken Zopf.“

In Wien starb ein unbeliebter Feldmarschall und wurde mit einem großen Gepränge begraben. Da meinte Saphir: „Dem ist im Tode Etwas gelungen, was ihm im Leben nicht möglich gewesen wäre: er hat die Armee in Flor gebracht.“

Im 17. Jahrhundert wurden in England auf den Bühnen die Frauenrollen von Jünglingen und Männern gespielt. Eines Abends wurde das Publikum ungeduldig, weil die Vorstellung nicht begann. Da trat der Director vor die Gardine und sagte: „Entschuldigen Sie, die Königin ist noch nicht rasirt.“

(Das Ideal eines „Staatsstreiches“.) Von der Kaltblütigkeit, mit welcher Morny den Staatsstreich vom 2. Dezember leitete, zeugt folgender Zug: Von der Polizeipräfectur wurde er von Herrn de Maupas, der den Kopf verloren hatte, fortwährend um Rath und Hülfe angegangen, so daß er am Ende entgegnete, er glaube gar nicht an die Gefahren, welche ihm vorgemalt werden. Hierauf meldete ihm de Maupas, daß durch das Gitter hereingeschossen werde. In diesem Fall, antwortete de Morny, gibt es nichts Besseres, als durch das Zimmer hinauszuschießen.

Räthsel.

(Ohne Auflösung.)

Ohne R: poet'scher Schwabe,
Liebling zarter Frauenseelen, —
Mit R: droll'ger Kammerrabe,
Freund gesalz'ner Häringseelen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 20. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. Mai 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Meyerhoff selbst erschrack über die Folgen seiner Rede: keine wehmüthige Thräne perlte aus Clärchens Auge, als sie ihn so sprechen hörte; dunkles Roth färbte ihr kindliches Antlitz, sie warf sich an Meyerhoffs Brust, umschlang ihn mit beiden Armen, so fest, als wolle sie nie wieder von ihm ablassen, und bedeckte sein Gesicht mit tausend Küssen. Sie nahm ihren kleinen Ring nicht wieder zurück. Aber von jener Stunde an war ihr die alte Unbefangenheit, mit welcher sie Meyerhoff stets entgegen getreten war, abhanden gekommen, sie ließ sich seltener sehen, sie war nicht mehr das heitre, fast ausgelassene Kind, es war eine Kluft zwischen Beide getreten, jene nothwendige Entzweiung der Geschlechter, die zur ewigen Versöhnung, jene unabweisbare Trennung die zum herrlichsten Wiedersehen führt.

Mit dem zweiten Ringe erst, den Meyerhoff am Finger tragt, dem Verlobungsringe, den Herr Locke selbst in aller Form beim Goldschmid bestellte, war das alte Verhältniß zwischen Clara und Meyerhoff in neuer geläuterter Gestalt wiederhergestellt. Und so ist das geheime Ziel, das Meyerhoff einst in später Nachtstunde in seinem tiefsten Innern überdachte und lange, lange in seiner Brust verschlossen mit sich herumtrug, kein Geheimniß mehr.

Es ist ausposaunt in alle Welt, in vielen tausenden von Zeitungsexemplaren, die sich an tausenden von Orten herumtreiben, kann es jeder lesen, man kann eins auf der Straße finden und Jeder kann es aufheben und das Geheimniß lesen, und an allen vergoldeten Spiegeln der Stadt ist das Geheimniß aufgesteckt und Jeder kann hinzutreten und es lesen: — die Verlobungsanzeige von Clara und Meyerhoff. Und mehr noch: man kann die Beiden im lichten Sonnenscheine Arm in Arm durch die Straßen wandeln sehen, Clara im weißen fluthenden Shawl und mit dem prachtvollen Sonnenschirme, und Meyerhoff den Ueberwurf über den einen Arm geworfen.

Die Bewunderung für einen großen Mann, der Weltruf hat, kann nicht größer seyn,

als man sie in der Stadt Herrn Meyerhoff zollt, seidtem er öffentlich verlobt ist: „Wie weit es der Mensch bringen kann," reden die Leute, „er hat gar nichts gehabt, ist ganz arm in die Stadt gekommen und hat sich zu dieser Höhe emporgeschwungen!" Aeltere Leute wollen behaupten, daß Meyerhoff in der ersten Zeit seines Hierseyns nicht ein Mal „ganze" Stiefel gehabt und daß ihm der Ellbogen, zum Aermel herausgeguckt habe, so arm sey er gewesen! Viele Eltern, deren Söhne in den Comptoiren der Stadt die Handlung erlernen, halten diesen den beneidenswerthen Meyerhoff als Beispiel vor und geben ihnen wiederholt den Rath, so müßten sie es auch machen, und ein fünfzehnjähriger Merkursjunge hat infolge dessen mit der zehnjährigen Tochter seines Principals bereits ein Liebesverhältniß angeknüpft

Nach den Fenstern eines gegenüberliegenden Hauses, aus denen in frühern Zeiten Gesang und Spiel herüberklang, blicken längst nicht mehr jene beiden dunkeln Augen, denn Marie Helmenreich, die Gouvernante, hat diese Stadt verlassen, noch ehe Clara ihrer Leitung und Aufsicht entwachsen war. Niemand hat erfahren — warum?

Herrn Lockes Sinn umdüstert sich von Tag zu Tag. Seine kühnsten Hoffnungen sind vor Jahren mit dem kleinen Erbfolger ins Grab gesunken; die Zeit entflieht, er sieht es kommen, daß er der letzte des Namens Locke ist, daß die alte hundertjährige Firma auf ein anderes Geschlecht übergehen wird, daß er für Fremde Reichthümer auf Reichthümer gehäuft, für Fremde die Last der Geschäftssorgen getragen und ein Leben voll angestrengter Arbeit hingebracht hat.—Was dem Fürsten die Krone, dem Edelmann sein Adelsbrief, dem Gelehrten sein Wissen, das war und ist Herrn Locke die „Firma Locke und Sohn", mit ihrem ehrwürdigen Alter, ihrem Klange, ihrem Ruhm! Er betrachtet sie als einen integrirenden Theil des Weltsystems. Im Comptoir hängen die Bilder der Ahnen, von Dem, der die Firma gegründet, bis zu Locke's Vater. Locke's Bild soll die Reihe beschließen, in fremde Hände soll die Firma übergehen, und der Name: Locke und Sohn soll fortan eine Lüge sein! — Als sollte das Geschlecht der Locke vor seinem Erlöschen noch einmal aufblitzen, als müßte der Letzte der Locke dem hundertjährigen Wirken der Firma eine Brandfackel anzünden: so tief vergräbt sich Herr Locke jetzt in seine Geschäfte, so ruhelos stürzt er sich, im grellen Widerspruch mit dem Bewußtseyn, daß er für Fremde sich müht, — in neue große Unternehmungen, so gierig häuft er um sich alle die Triumphe eines kleinen Souveräns. — Mehr als je verdient sein Haus jetzt den Namen „Blutschlößchen", länger denn je liest er jetzt des Abends, wenn das Comptoirpersonal sich heimsehnt, in der Zeitung. Aber doch noch nicht lange genug für den Prokuristen Meyerhoff, der den Respect, welchen man ihm zollt, in durstigen Zügen einsaugt und in Nachahmung aller Grillen und Launen, durch die Herr Locke seinen Leuten das Leben sauer macht, hinter dem Letzteren selbst nicht zurückbleibt.

Jetzt eben haben die Tage begonnen, welche das Comptoirpersonal die „goldene Zeit" nennt. Es ist die Zeit, wo sich Meyerhoff auf einige Wochen von Clärchen und von seinem Pulte trennen muß. Leider ist mit diesem Male die Reihe der goldenen Zeiten, die jährlich einige Male wiederkehrten, für immer zu Ende. In welchem Sinne diese goldene Zeit zu deuten ist, wird uns das nächste Capitel lehren.

13.

Man hört fortwährend ein entsetzliches Wagengerassel in den Straßen. Die Häuser der großen, stolzen Stadt, in die wir uns versetzt finden — haben ein ganz ungewöhnliches Aussehen. Bei einem flüchtigen Blicke, der vielleicht durch einen Sonnenstrahl geblendet wird, scheinen die Gebäude bis in die obersten Etagen festlich mit bunten Fahnen geschmückt zu sein. Aber man überzeugt sich bald, daß es bunte Schilder und Firmen sind, mit denen man die Häuser förmlich gespickt hat. Da ragen die Doppelfirmen, von der Mauer auslaufend und sich in der Luft zu einem spitzen Winkel vereinigend, daß man von jeder Richtung der Straße her die Namen der Verkäufer lesen kann, mit schwarzen oder weißen, silbernen oder goldenen Buchstaben, auf scharlach- oder purpurrothem, grünem oder gelbem Grunde, dazwischen ragen auch Schilder mit vielen großen Nummern hervor, — es sind die Hausnumern, denen man schon in dem von Anpreisungen wimmelnden Localblatt begegnet ist und die, mit Riesenlettern gedruckt, zum Format des Blattes in demselben Verhältniß stehen, wie das Nummernschild zum Gebäude, das es bezeichnet. Aus den Fenstern flattern bunte Stoffe, Shawls, Tücher, Pelze und abenteuerlich ausschauende Bären- und Leopardenfelle. Es scheint eine eroberte Stadt zu sein, deren bürgerliche Verhältnisse von den wilden Kriegern aufgelöst worden sind. Die Häuser sind von den Eroberern angefüllt bis unters Dach und die Familien haben ihre besten Zimmer räumen müssen und sich in die schlechtesten Kammern, die nach dem Hofe hinausgehen, zurückgezogen. Wo sonst ein niedliches Mädchengesicht zum Fenster hinaus schaute und die Tauben fütterte, da erscheint jetzt höchstens ein Merkuriuskopf, auf steifen Vatermördern ruhend, und verscheucht ärgerlich die heranfliegenden Tauben, die an seinem Frühstück theilnehmen wollen. Die Fenster sind der weißen mit zierlichen Spitzen umsäumten Gardinen beraubt und hinter ihren öden Scheiben, — wo sonst der Nähtisch stand mit den Blumen und dem Glasbassin, in dem die Goldfischchen munter umherschossen, — da sieht man die grüne Decke eines Schreibpultes mit Scripturen und Meßstrazzen bedeckt, und ein brennendes Licht und loderndes Siegellack. Spiegel, Sopha, Glasschränke sind aus dem Zimmer verschwunden und an ihrer Stelle füllen Ladentafeln und Waarenregale den verödeten Raum aus. — Unten in den Straßen steht es noch viel schlimmer. Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Nadler und viele andere ehrsame Professionisten und Geschäftsleute haben ihre Läden räumen müssen, und wo sonst hinter blanken Glasscheiben Kuchen und Torten oder symetrisch aufgestapelte Würste und künstlich geformte Sulzen lockten, oder Puppen und andere reizende Spielwaaren, da sind jetzt die Glasthüren ausgehoben und man blickt in ungemüthliche Gewölbe hinein, in denen, nach ungemüthlichen Musterkarten, ganz ungemüthliche, ernst und trocken ausschauende Fabrikate verkauft werden. In der engen Hausflur sogar, wo sonst die Köchin mit ihrem Schatz von der städtischen Garnison scherzte und koste, hat irgend ein Fabrikant sein Waarenmagazin aufgeschlagen, daß nur ein ganz enger Gang bleibt, der obendrein von den Kunden des Fabrikanten fast immer versperrt ist, und daß sich die Damen vom Hause — wenn sie aus ihren finstern Kammern herabkommen, um auf den Promenaden einmal frische Luft zu schöpfen — geniren müssen, die Flur zu passiren. Und — wirklich ganz wie kriegerische Eroberer — treiben die fremden Verkäufer ihr Unwesen auf offener Straße! Da liegt vor den Gewölben Stroh umher und da werden auf offener Straße Ballen gepackt und auf sonderbaren Maschinen, die man für gigantische

Bratenwender halten könnte, mit Stricken und durch Anwendung barbarischer Knüttel — die jeden Augenblick losspringen können, um dem Vorübergehenden die Hirnschale zu zerschmettern — zusammengeschnürt. Die Höckerfrauen sind mit ihren ehrlichen vaterländischen Früchten von allen Straßenecken vertrieben und auf ungeschlachten Kisten bietet jetzt dort eine fremde Nation ihre Orangen, Datteln und Feigen aus. In der Mitte der Straßen drängen sich allerlei Fuhrwerke wild durcheinander und geben oft zu den entsetzlichsten Confussionen Anlaß, in die selbst ganz unschuldige Leute mit hineingezogen werden. Alle bürgerlichen Verhältnisse, Gewohnheiten und Einrichtungen in der Stadt sind aus Band und Fugen gegangen. Der Spießbürger findet des Abends in seiner Stammkneipe seinen Stammplatz von Fremden eingenommen und sieht Fremde aus seinem Stammglase trinken. Daher bleibt er zu Hause bei den Seinigen in der kleinen Kammer nach dem Hofe hinaus. Aber auch dort entrinnt er der Atmosphäre des wilden Treibens nicht, denn schon frühzeitig wird er von den Bergmusikanten aus dem Schlafe gestört, die im Hofe unten einen frommen Choral blasen und darauf eine ganze Reihe lustiger Stücke, sogar auch die „Gnadenarie" folgen lassen. Kaum hat sich sein Ohr von dem letzten verklungenen Mißton wieder erholt, da gellen aus dem Hofe unten schon wieder die Trompeten, Clarinetten und Flöten einer andern Musikbande herauf, die sich entschieden für die zuerst gekommene hält und ihr Morgenständchen ebenfalls richtig mit einem Chorale beginnt. Zwischen den Buden vor den Gewölben und Verkaufsständen auf den Straßen tönt den ganzen Tag das Rasseln der Wagen, das Schreien und Fluchen der Fuhrleute, das Donnern der schweren Kisten, die auf- und abgeladen werden, und das Klirren der Ketten, mit denen sie befestigt oder von denen sie befreit werden. Musik und überall Musik. Juden, Griechen und Armenier, Tyroler in weißen Strümpfen und schwarzen Sammetjacken und den grünen Hut mit todten Blumen geschmückt, schwarzgekleidete Herren aus allen Theilen der Erde und in ernste Geschäftsgedanken vertieft, buntgekleidete emancipirte Damen, das Notizbuch in der Hand und die ausgelegten Waaren prüfend, Markthelfer mit Karren oder mit hölzernen Tragen auf dem Rücken — zu keiner Minute ist irgend eine Stelle der Straße oder des Trottoirs frei. Es ist ein buntes, wildes Drängen und Treiben — es ist Messe.

Auf einer der breitesten Straßen, mitten im lautesten Meßverkehr, befindet sich dicht über einem breiten Gewölbe eine gelbe Firma und darauf steht mit schwarzen Buchstaben: „Locke und Sohn." Im Hintergrunde des langen Gewölbes sieht man eine Glasthüre, durch deren grüne Vorhänge Licht schimmert. Dort ist das Comptoir.

Es ist Abend geworden, die Haupttage der Messe sind vorüber, und die Commis und Reisenden von Locke und Sohn, die man in diesem Gewölbe sonst geschäftig mit Kunden unterhandeln, auf Leitern auf- und abklettern, Waaren ein- und auspacken, Packete versiegeln und Geld zählen sah, sitzen in malerischen Gruppen unthätig auf den langen Ladentafeln. Vor dem Gewölbe auf der Straße sitzen auf Kisten die Meßhelfer, sie pfeifen allerlei Stückchen und schlagen mit den Stiefelabsätzen an den Kistenwänden die Trommel dazu. —

„Heute kommen wir bei Zeiten los," sagte einer der Meßhelfer zu einem Commis, der eben gähnend vor die Gewölbethüre tritt, „er geht in den Circus, ich habe ihm ein Billet besorgen müssen."

Der Angeredete klatschte in die Hände, wandte sich um und theilte die Neuigkeit seinen

Collegen im Gewölbe mit. Wirklich trat Meyerhoff zum Ausgehen angekleidet aus dem Comptoir und ging, ein unverständliches „gute Nacht" murmelnd, an seinen Unterthanen vorüber. Das bewirkte, daß wie auf ein Commando ein Dutzend Mützen gezogen wurden und ein halbes Dutzend rothglühende Funken, die Spitzen von verstohlen angezündeten Cigarren, wie Irrlichter verschwanden.

Meyerhoff ging durch die Straßen. An einer Ecke, dicht unter einer hellstrahlenden Gaslaterne, stand eine Bude. Aus der niedern Thür derselben kroch eben ein Mann heraus. Er stieß sich dabei an den Kopf, so daß die Mütze herunterfiel und vor Meyerhoffs Füße rollte. Der Nacheilende hatte sie schnell aufgehoben und dabei einen Blick auf den Vorübergehenden geworfen.

„Herr Meyerhoff!" rief er überrascht.

Meyerhoff hielt seine Schritte an und sah den Fremden an, der — mit dem Abstäuben seiner Mütze beschäftigt — unbedeckten Hauptes vor ihm stand. Das blonde im Winde flatternde Haar war nachlässig gelockt, die hohe Stirn zeigte ein paar eingewurzelte Falten, jede Wange einen Streifen Backenbart. Um den Hals hatte der Fremde einen dicken gehäckelten Shawl geschlungen.

„Kennen Sie mich nicht mehr?" fragte er.

Meyerhoff blickte ihm in die hellblauen Augen. Er besann sich und rief plötzlich:

„Doch nicht — Senftenberg?"

„Derselbe," gab Jener lächelnd zur Antwort und reichte Meyerhoff seine Hand, die dieser unter freundlichem Lächeln ergriff.

„Wie geht es Ihnen?" fragte Meyerhoff.

„Nicht zum Besten," entgegnete Senftenberg, ein Schloß vor die niedrige Budenthür legend, „ich habe seit meinem Abgang von Locke und Sohn in der Residenz ein kleines Geschäft etablirt, und befinde mich, wie Sie sehen, jetzt hier zur Messe. Ich bin noch auf keinen grünen Zweig gekommen."

Beide schritten neben einander durch das Straßengedränge und Meyerhoff unterrichtete den früheren Collegen in dürren Worten von seiner jetzigen Stellung bei Locke und Sohn und von seiner Verlobung mit Clara. — Senftenberg wünschte ihm aus vollem Herzen Glück.

„Ich wollte eigentlich in den Circus gehen," äußerte Meyerhoff; „wenn Sie mir aber heute Abend Gesellschaft leisten wollen, so gebe ich gern meinen Plan auf."

Beide befanden sich vor den in Lichtglanz strahlenden Fenstern einer der ersten Restaurationen der Stadt. Von Innen drang der Gesang einer lieblichen Frauenstimme mit Harfen- und Violinbegleitung heraus. Die Sängerin sang eben:

„Du hast ja die schönsten Augen,
Hast Alles, was Menschen-Begehr,
Du hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus dem Advokatenleben Lincoln's.

Abraham Lincoln erhielt im 27. Jahre die Advokaten Licenz und erlangte bald in Springfield, woselbst er sich niedergelassen, eine bedeutende Praxis und Auszeichnung. Man war sehr im Irrthum, wenn man ihn als einen Advokaten zweiten oder dritten Ranges, als einen Landadvokaten hinzustellen versucht hat. Lincoln war einer der ersten Advokaten des Staates, der bei vielen der großen Prozesse arbeitete, die von Zeit zu Zeit eine über die Grenzen des Staates hinausgehende Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sein Talent, die verwickeltsten Dinge für den gewöhnlichsten Menschenverstand klar und deutlich zu machen, das er in den Debatten mit Douglas so glänzend und wirksam bewährte, kam ihm in den Prozessen zu gute, und nicht weniger sein gerader, zarter Sinn, sein Mitgefühl mit allem Menschlichen, das seinen Reden, namentlich in Criminalfällen, den Stempel von Meisterstücken aufdrückte.

Aber er führte nie die Vertheidigung einer Sache, von deren moralischer Schlechtigkeit und Unrecht er überzeugt war. Und seine Feinde sagten: „Nur auf der Seite des Rechts ist Lincoln unwiderstehlich." Ich kann nicht umhin, hier ein Beispiel der mächtigen Wirksamkeit seines juristischen Scharfsinnes und seiner erschütternden Beredtsamkeit einzuschalten, umsomehr, als es Zeugniß gibt für das unter aller äußerer Rauhheit des Lebens rein und zart gebliebene Gemüth des Mannes und seine Dankbarkeit für ihm früher erwiesene Wohlthaten in glänzendes Licht stellt.

Lincoln fand, während er als junger Mann Grammatik und Rechtsbücher studirte, eine Heimath unter dem gastfreien Dache eines Farmers, Namens Armstrong, der in einem Hause, etwa 8 Meilen von dem Dorfe Petersburg, Menord County, Illinois, wohnte. Hier pflegte der junge Lincoln, in einem Anzuge, der zu Hause gesponnen und gewebt war, mit offenen Ellbogen und geflickten Knieen beim Schein des Kaminfeuers seine Lectionen einzustudiren, die er dann in der Schule des Dorfes recitirte. Armstrong war selbst ein armer Mann, aber er erkannte das Talent, das sich in dem jungen Manne herauszuarbeiten suchte und machte ihn zum Theilnehmer seiner einfachen Mahlzeiten.

Jahre vergingen, Lincoln stieg von einer Stufe zur andern, von der Legislatur in den Congreß, und sein Ruf als Advokat war ein großer. Da trug es sich zu, daß der Sohn seines alten Freundes Armstrong, die Hauptstütze der jetzt verwittweten Mutter, unter der Anklage des Mordes verhaftet wurde. Ein Mann war während eines Camp-Meeting in einem Handgemenge tödtlich verwundet worden, und einer seiner Kameraden hatte ausgesagt, daß der junge Armstrong den tödtlichen Streich geführt. Das Zeugniß war so bestimmt, daß Armstrong's Aussichten äußerst schlimm standen, zumal als die öffentliche Meinung sehr aufgeregt und gegen ihn eingenommen war. Alle Vorfälle aus dem Leben des Gefangenen wurden mit Begierde aufgesucht, wovon auf brutalen Charakter geschlossen werden konnte, und nur die Riegel des Gefängnisses retteten den Angeklagten vor der Wuth des Volkes. Die Zeitungen nahmen stark Partei gegen ihn und freuten sich schon im Voraus auf die zu erwartende gerechte Bestrafung des Schuldigen. Der Gefangene versank unter diesen ungünstigen Eindrücken in eine Stimmung, die an Verzweiflung grenzte, und seine arme Mutter sah keinen Ausweg auf Rettung. In dieser Lage erhielt sie einen

Brief von Mr. Lincoln, der seine Dienste der armen, unglücklichen Mutter zur Vertheidigung des Sohnes anbot. Mit unaussprechlicher Freude nahm die freundlose Wittwe seine Güte an, obgleich selbst sein Scharfsinn in einem so verzweifelten Fall nicht helfen zu können schien. Aber der eifrige Anwalt verzagte nicht, sein Herz war bei der Arbeit, und sein Wille kannte kein Mißlingen. Zuerst bewirkte er die Verlegung des Prozesses nach einer andern Grafschaft, die weniger eingenommen gegen den Angeklagten war. Er unterwarf alsdann den Fall einer genauen Prüfung und überzeugte sich, daß sein Client das Opfer der Bosheit und die Aussagen des Anklägers ein Gewebe von Falschheiten waren.

Der Prozeß begann. Der Gefangene, blaß und abgemagert, Hoffnungslosigkeit auf jedem Zuge seines Gesichtes, wurde hereingeführt, begleitet von seiner unglücklichen Mutter, deren Herz zu brechen schien, aufgeregt von Hoffnung und Verzweiflung. Lincoln saß ruhig da während der Verlesung der Anklage, und auf ihn blickte die Menge, staunend und erwartend, was er in einem solchen Falle für seinen Clienten zu sagen haben könnte. Der öffentliche Ankläger führte seine Zeugen vor und baute aus ihren Aussagen ein Gebäude überführender Punkte auf, das nichts erschüttern zu können schien. Lincoln stellte nur wenige Fragen seinerseits an die Zeugen, um möglichst bestimmte Angaben über Zeit und Ort des Mordes herauszubekommen. Er führte schließlich einige Zeugen vor, um die irrthümlichen Eindrücke zu entfernen, als sei der junge Armstrong schon früher ein sehr lasterhafter Bürger gewesen, um ferner zu zeigen, daß eine größere Abneigung zwischen dem Hauptzeugen der Anklage und dem Angeklagten bestand, als zwischen dem Angeklagten und Ermordeten. Der Staatsanwalt, der die Schuld des Angeklagten als am Tage liegend betrachtete, sprach nur kurz zu den Geschworenen. Jetzt nahm Lincoln das Wort unter dem gespannten Schweigen der Menge. Er resumirte den Fall und wies auf die bis dahin unbemerkten Widersprüche in den Aussagen des Hauptzeugen hin. Was einfach und annehmbar geschienen, wies er als verworren und unwahrscheinlich nach. Der Zeuge hatte erklärt, daß der Streit zu einer gewissen Stunde des Abends stattgefunden, und daß der hellscheinende Mond es ihm möglich gemacht habe, den Angeklagten zu sehen, als er den tödtlichen Streich führte. Lincoln warf die Aussage über den Haufen, indem er nachwies, daß zu der bezeichneten Stunde der Mond noch nicht am Horizont stehen konnte. Eine augenblickliche Umstimmung ging in der Versammlung vor, und das „Nichtschuldig" schwebte auf jeder Zunge. Aber der Vertheidiger war mit dem Triumphe seines Scharfsinnes nicht zufrieden. Sein volles Herz drängte ihn, und mit glänzender Beredtsamkeit drang er in die Herzen der Geschworenen ein. Er entwarf das Bild des Meineidigen mit solcher Kraft, daß der Zeuge blaß und schwankend den Gerichtssaal, dessen Luft ihm unerträglich geworden, verlassen mußte. Lincoln sprach von der Dankbarkeit, die er dem Vater des Angeklagten schulde, und die Augen Vieler füllten sich mit Thränen, die sie lange nicht gesehen. Es senkte sich bereits der Tag, als der Vertheidiger mit den Worten schloß, daß, wenn Gerechtigkeit herrsche, noch ehe die Sonne untergegangen, sie auf seinen Clienten als freien Mann scheinen würde. Die Geschworenen zogen sich zurück, das Gericht vertagte die Sitzung.

Keine halbe Stunde war verflossen, als die Beamten des Gerichtes und der Vertheidiger, welche im Hotel zu Tische saßen, durch einen Boten unterbrochen wurden, welcher meldete, daß die Jury sich geeinigt. Während der Gefangene aus dem Gefängniß geführt wurde, füllte sich der Gerichtssaal mit den Bewohnern des Städtchens. Als der Gefangene

und seine Mutter eintraten, herrschte ein so vollständiges Stillschweigen, als wäre das Haus leer. Der Obmann antwortete auf die an ihn gerichtete Frage des Richters mit: „Nichtschuldig!" Die Mutter sank in die Arme des Sohnes, der sie aufhob und auf ihn blicken hieß als frei und unschuldig wie früher. Dann mit den Worten: „Wo ist Mr. Lincoln?" stürzte er durch die Menge und ergriff seines Vertheidigers Hand, während die Sprache dem vollen Herzen versagte. Lincoln wandte sein Auge nach dem Westen, wo die Sonne noch zögerte, und dann sich zum Jüngling wendend, sagte er: „Die Sonne ist noch nicht herunter und Du bist frei!" — „Ich gestehe," bemerkte ein Augenzeuge der Scene, „daß meine Wangen von Thränen feucht waren, und ich wandte mich von dem ergreifenden Anblicke ab. Als ich mich umsah, bemerkte ich Lincoln, dem göttlichen Gebote gehorsam, die Wittwe und Waise tröstend und aufmunternd."

Der König im Schachspiele.

Schachkönig war recht im Gedränge,
Verlassen von des Volkes Menge,
Stand er beim Läufer auf dem Feld,
Vom Feind umdränget und umstellt:
So kam er bis auf Schachbretts Mitte,
Und „Schach!" hieß es bei jedem Schritte.
Das sah von ferne auf der Lauer
Sein letzter Freund, ein guter Bauer.
„Ein König," spricht er: „mag sich regen,
Doch muß im Volk er sich bewegen,
So lang er unterm Volke sitzt,
Ist er geliebt und treu beschützt;
Doch wenn vom Volk er fern sich macht,
Zwiefach verloren ist die Schlacht;
Und opfert er's der Selbstsucht gar
Sein Untergang ist offenbar."
„„Ja, thöricht ist's,"" der König sagt,
„„Daß ich den Lauf so fern gewagt,
Daß ich auf schlimmen Rath gebaut,
Und schlechten Führern mich vertraut.
Daß ich dem Volke kam so fern,
Die Schuld leg' ich auf diesen Herrn,
Der mit dem falschen Läuferschritte
Entführte mich des Volkes Mitte.
Zurück! ich hab' es draußen satt""
Zu spät! — Dem König „Schach" und „matt!"

(Die Appellation.) Zur glorreichen Zeit des seligen deutschen Reiches, als noch das Appellationsgericht in Wien und andere biedere Anstalten bestanden, brachte eines Tages ein Polizeidiener der freien Reichsstadt U. einen Bauer vor den dortigen Stadtrichter. „Was hat denn der Christeles Bauer schon wieder," fragte derselbe den Polizeidiener, „daß Ihr ihn arretirt habt, Gscheidle?" — „Drum hat er," antwortete dieser, „auf der Donaubrücke einen ganzen Stoß Papier ins Wasser geworfen, und wie ich fragte, was er da thue, erwiderte er, das werde mich nichts angehen; da hab' ihn halt gearretirt." — „Und was sagt Ihr zur Sache, Christelesbauer!" fragte der Stadtrichter diesen, einen ihm wohlbekannten Prozeßkrämer, dem er erst heute Morgen eröffnet hatte, daß er wieder einen Prozeß verloren habe. Der Christelesbauer erwiderte: „Ich habe die Akten meines Prozesses in die Donau geworfen, daß sie an das Appellationsgericht nach Wien gehen sollen, und das wird, schätz' ich, den Polizeidiener nichts angehen, wenn und wie ich appelliren will." — Und siehe, dießmal gab ihm der Stadtrichter recht, meinte aber, er für seine Person hätte den Weg durch den Käsladen eingeschlagen, worin er ohne Zweifel auch nicht so Unrecht hatte. Soll doch der letztgenannte Appellationsweg sicheren Nachrichten zufolge oft noch heutigen Tags der rentabelste sein.

Freie Presse!

In Rußland geht der letzte Censor flöten,
Die Presse frei, so tönt's von Ort zu Ort.
Hier windet sie sich oft in schweren Nöthen
Und ihre Flügel frisch entrollt sie dort.
Ihr Herren Russen, nur gemach!
Und zieht aus unserm Loos die Lehre,
Nicht ist der Schrecken größter ach!
Des Censors Rothstift bloß und seine Scheere —
Der Staatsanwalt *) — — —

*) Hier fiel der Satz zusammen.
Anmerk. des Setzers.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 21. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. Mai 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Meyerhoff lud den lauschenden Seuftenberg ein, ihn in die Weinstube zu begleiten.

„Ich trinke keinen Wein," erwiderte Seuftenberg, „und außerdem bin ich heute Abend auch auf so feine Gesellschaft nicht eingerichtet, betrachten Sie nur diesen Kalmuckrock!"

„Sie sind mein Gast," sagte Meyerhoff und zog den Widerstrebenden in die Hausflur.

Beide traten in die elegante Weinstube. Es war ein langes, in rother Sammettapette prangendes Local. In den geschickt angebrachten zahlreichen Wandspiegeln schwillt es zu einem großen, labyrinthartigen Raume an, in welchem ein Gewimmel von schwarzgekleideten Herren mit weißen Manschetten und aufrechtstehenden Vatermördern im strahlenden Gaslichtglanze an einer Unzahl von Tischen, reich mit Wein und Champagnerflaschen beladen, zecht, Karte spielt oder Austern ißt. An dem einem Ende des Lokals sitzen, in Sammet und Seide gekleidet, die drei jungen Künstlerinnen, die durch Spiel und Gesang die in bläulichen Cigarrenduft gehüllte Bacchanalie vervollständigen. Louise und Therese streichen mit entblößten schneeweißen Armen ihre braunen Violinen, daß die goldnen Armspangen im feurigen Bogenschwunge blitzen und blenden. Dazwischen versenden sie lächelnde Blicke an die jungen Galants, die sie umgeben und unter die Geigentöne süße Schmeichelworte senden. Anna spielt mit kleinen, zarten Fingern die Harfe, die reichvergoldete, die sich in ihren von Seide rauschenden Schoß legen darf. Dann läßt sie ihre vielbewunderte, klare Stimme ertönen. Die Gäste schweigen, die Kellner gehen auf den Fußspitzen, die Kartenspieler zählen leise und Aller Augen sind auf die schöne Sängerin gerichtet, die den Blick zu Boden schlägt. Der von den Violinen aufgenommene Refrain des Liedes verliert sich unter dem stürmischen Beifallsklatschen, das dem Gesange folgt, wie der Donner dem Blitz. Dann rauscht die eine der Künstlerinen mit dem Notenblatte in der Hand durch die engen Gänge zwischen den Zechtischen und sammelt ein, ohne zu fordern. Keiner will da übergangen sein und Mancher gibt, obwohl der

Rundgang nur den neuangekommenen Gästen gilt, immer wieder von Neuem. Sogar blinkende Thalerstücke rutschen über das Notenblatt, und unter den Gebern befindet sich Mancher, der bis jetzt noch keinen Blick aus den sechs dunkeln Augen erhalten hat und dessen reiche Gabe die Stelle eines stummen Vorwurfs, einer stummen Bitte vertreten soll. — Noch andre Gestalten drängen sich zwischen den Zechtischen: Leute, welche sich aus der guten Laune der Abendgäste ihr Brod herauswühlen. Der hochgewachsene Tyroler dort versteigert während der Pausen zwei seiner Teppiche an ein paar Herren, die auch nicht im Entferntesten den Gedanken gehegt hatten, sich diese entbehrlichen Stücke zu erwerben. Leichtre Arbeit als der Teppichhändler hat der italienische Hausirer mit den Muschel- und Perlensachen, und das Judenmädchen mit den wohlriechenden Seifen, das von Jedem, der ihr ein armseliges Stück abkauft, mit lächelndem Munde gern ein lüsternes Wort oder eine leichte Umarmung hinnimmt. Ein kleines Blumenmädchen, das zwischen den Tischen umhertrippelt, sieht bald seinen Veilchenvorrath vergriffen: die kleinen Bouquets prangen bereits an dem Busen der drei Künstlerinen und an Anna's Harfe.

Senftenberg und Meyerhoff kümmerten sich mit keinem Blicke um die Schönen. Sie nahmen Beide an einem von dem improvisirten Orchester ziemlich entfernten Tische Platz.

Meyerhoff ließ Wein bringen und trank auf Senftenbergs Gesundheit.

„Spielen und singen Sie noch fleißig?" fragte Meyerhoff, als die Sängerin eben ein Lied beendet hatte und durch rauschenden Beifall belohnt worden war.

Senftenberg lächelte sarkastisch und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Das verliert sich, sobald man älter wird," sagte er; „meine Stimme habe ich längst eingebüßt, die Noten habe ich fast verlernt, meine Finger sind steif geworden."

„Daß Marie, die Gouvernante, seit langer Zeit schon nicht mehr bei uns ist, dürfte Ihnen wohl bekannt sein," fuhr Meyerhoff in seinem Gespräche fort und forschte in Senftenbergs Gesicht nach dem Eindrucke, den die Erwähnung dieses Namens dort hervorbringen mußte. Senftenberg nickte ruhig und gelassen mit dem Kopfe, dann sagte er:

„Ging sie als Mutter Marie schon aus Locke's Hause?"

„Als Mutter Marie?" wiederholte Meyerhoff mit Erstaunen und Spannung.

„Marie war Mutter eines Mädchens.

Meyerhoff sah den Sprecher eine Weile starr an. Aus seinem Auge stieg ein dämonisch triumphirender Blick empor; eine hervorperlende Thräne aber, die Meyerhoff schnell abtrocknete, verdeckte ihn. „Woher haben Sie diese Nachricht?" fragte er endlich.

„Ich kann noch mehr berichten," fuhr Senftenberg ruhig fort; „auf einer Geschäftsreise berührte ich Mariens Heimathsstadt. Ich fand ihre alte Mutter als Wittwe. Sie kannte mich längst durch die Mittheilungen Mariens. Sie umarmte mich, als ich ihr meinen Namen nannte, mit Thränen in den Augen und nannte mich ihren Sohn. — Zu spät!"

Meyerhoff schaute verwundert drein.

„Durch Mariens Mutter erfuhr ich," erzählte Senftenberg weiter, „daß Marie meine Briefe Herrn Locke nicht freiwillig überliefert hatte. Mittelst eines Nachschlüssels wahrscheinlich hatte man ihren Schreibsecretär geöffnet und die Briefe herausgenommen. Wer dieß gethan, wer sie in die Hände ihres künftigen Schwiegervaters gespielt hat, konnte Marie nie erfahren. Eigenthümlich ist es, daß Marie außer meinen Briefen noch einen andern von der Hand ihres Vaters vermißte, der von großer Wichtigkeit war."

Meyerhoff schüttelte zerstreut den Kopf.

„Aber es bleibt doch festgestellt," sagte er nach einer Pause, „daß Mariens Benehmen gegen Sie sonderbar war. Warum warf sie sich Ihnen nicht in die Arme? Warum schrieb sie Ihnen jenen Brief?"

„Diesen Umstand konnte mir ihre Mutter nicht enthüllen, er ist ein Familiengeheimniß.

Da Senftenberg, während er sprach, den Blick von Meyerhoff abgewandt hatte, so entging ihm der Blitz, der bei den Worten „Familiengeheimniß" in dessen Augen aufleuchtete, um in einem versteckten Winkel seines Wissens einzuschlagen.

„Ich habe die feste Ueberzeugung" fuhr Senftenberg fort, „daß Marie mich hingebend geliebt hat, und werde dieß Bewußtsein mit ins Grab nehmen."

„Ich bin neugierig, die Gründe zu hören, welche Sie zu diesem festen Glauben bewogen haben," äußerte Meyerhoff unter einem ungläubigen Lächeln.

„Mein Freund, die lange Reihe von Jahren, die ernsten Sorgen und Erfahrungen, die zwischen jenen Tagen meiner Liebe und heute liegen, haben mich mehr abgekühlt, als ich fast wünschen möchte. Dennoch glaube ich, daß Marie mich liebte, weil mir, trotz meines erkalteten Herzens, dieser Glaube heilig ist.

„Waren Sie auch damals schon abgekühlt, als Sie Mariens Mutter aufsuchten?"

„Gewiß, nicht weniger als heute."

„Und wie kamen Sie dann zu dieser Frau?"

„Auch dieß sollen sie erfahren.

Senftenberg stemmte den Arm auf den Tisch und erzählte, während er mit der einen Hand langsam die Etiquette vor der ihm stehenden Weinflasche abschälte, Folgendes:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mich eine Geschäftsreise nach Mariens Heimathsstadt führte. Nur ungern berührte ich diesen Ort, und ich nahm mir vor, mich nach Mariens Familie mit keiner Silbe zu erkundigen. Einer meiner Geschäftsfreunde lud mich ein, ihn auf den Kirchhof des Städtchens zu begleiten, der seiner herrlichen, gartenartigen Anlagen wegen für jeden Fremden sehenswerth sei. Ich schritt mit ihm durch die in lieblichem Blumenflor prangenden Gräber. Und da war auch ein Grab — drauf stand ein schwarzes Kreuz mit der vergoldeten Inschrift: Hier ruht Marie Helmenreich, sie starb ihn ihrem 22. Jahre und nahm ihr Kind —

„Und nahm ihr Kind —?" sprach Meyerhoff hastig nach und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Mit ins Grab," schloß Senftenberg. „Als ich dieß las, verlor sich alle Bitterkeit aus meinem Herzen. Ich ging zu ihrer Mutter und erfuhr aus ihrem Munde, daß Marie ihre Ehre, ihre Liebe und ihr Leben den Pflichten kindlicher Dankbarkeit zum Opfer gebracht habe. Sie starb mit dem Schwure auf den Lippen, daß sie bis zu dieser letzten Stunde keinen Augenblick aufgehört habe, mich zu lieben. — Nun wissen Sie, warum ich daran glaube."

Während Senftenberg das letzte Wort sprach, traten mehrere Herren zu Meyerhoff und begrüßten ihn, erfreut, ihn hier zu sehen. Es waren Geschäftsfreunde von Locke und Sohn, die von Nord- und Südamerika zur Messe herübergekommen waren. Ein lautes rauschendes Gespräch erhob sich, Meyerhoff nahm mit ihnen an einem andern Tische Platz

und Senftenberg, der deutlich fühlte, wie überflüssig er hier sei, wünschte Herrn Meyerhoff gute Nacht und ging.

Es wurde tapfer Champagner getrunken, die Gläser klangen aneinander, man hörte nicht mehr auf die Musik, die daher jetzt auch lange Pausen machte. Um diese Zeit stellte sich ein verschmitzter Geselle mit langen, schwarzen Haaren und braunem Zigeunergesicht ein.

Er lehnt an einem Tische und blickt fortwährend nach den Spielerinen. Doch nicht in sein Herz fallen die Eindrücke, die er sich von den hübschen Gesichtern holt, sondern nur in die Finger seiner rechten Hand, die mittelst einer zierlichen Scheere die Silhoutten der Schönen aus einem Bogen schwarzen Papiers herausarbeitet. Da ist Anna's, da ist Louisens und da ist Theresens Bild. Und immer wieder von Neuem muß der wandernde Silhoueteur die Spielerinen abconterfeien, denn die Zahl der Verehrer, welche den Schatten einer der Schönen als Erinnerung in ihren Portefeuilles mit forttragen wollen, ist nicht klein.

Einer von Meyerhoffs Geschäftsfreunden hatte sich eben Anna's Silhouette erworben und legte sie in seine Brieftasche. Meyerhoff sah ihm lächelnd zu und bemerkte: „Eine sonderbare Grille, das Bildniß einer solchen Dirne mit sich herumzutragen. Geben Sie dem Silhoneteur, wenn Sie nun einmal allen Vagabonden hold sind, das Geld und erlassen Sie ihm die Arbeit. Oder fügen Sie dem, was die Silhouete kostet, noch Etwas hinzu — so haben Sie die Dirne selbst.“

„Es sind keine gewöhnlichen Harfenmädchen,“ entgegnete der Angegriffene; „ihr Lebenswandel ist so solid wie ihr Spiel und ihr Gesang, durch den sie vor den meisten ihrer Kunstgenossen auszeichnen.“

„Ha! ha!“ lachte Meyerhoff, „Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen. Und dieß sind gerade die rechten. Was sie sind, sagt deutlicher als Alles der Luxus, den sie an sich tragen. Oder glauben Sie, meine Herren, daß die seidnen Kleider und Schleifen, die eleganten Schleier und Federhüte, die dort über ihren Köpfen hängen und die goldnen Ringe und Uhren — ihnen über das Notenblatt zugegangen sind?“

„Das hätte komisch aussehen müssen antwortete ein Andrer lachend und füllte Meyerhoffs Glas aus einer frischangekommenen Flasche, „aber die Mädchen verdienen sich, wie sie gesehen haben, viel Geld, genug, um sich diesen für ihr Auftreten unentbehrlichen Luxus zu kaufen. Und was sie nicht gekauft haben, das hat man ihnen zum Geschenk gemacht.“

„Geschenk!“ ergriff Meyerhoff das Wort, „darin liegt ja eben, was ich meine! Geschenke, — wofür? Für einen musikalischen Genuß etwa, den man um ein Parquetbillet wohlfeiler und besser haben kann? Oder für einen freundlichen Blick, für ein Wort des Dankes und einen Händedruck?“

„Für das und nichts anderes eiferte ein Dritter, die Geber müßen mit diesem Danke wohl zufrieden sein, da sie nichts weiter erreichten.“

„Wahrscheinlich sprechen Sie aus eigener Erfahrung?“ lachte Meyerhoff aufgeräumt.

„Ich schäme mich nicht, das zuzugestehen,“ entgegnete Jener und stimmte in das laute Gelächter der Uebrigen mit ein, „und,“ fuhr er fort, „jeder von uns, die wir hier am Tische sitzen, kann ihnen eine ähnliche Geschichte erzählen, denn wir haben sämmtlich mit den drei Schönheiten angelegentlich verkehrt und dann gegenseitig unsre Resultate verglichen, die einander so ähnlich sahen, wie ein Korb dem andern.“

„Und ich behaupte doch, Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen!“ sagte Meyerhoff und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Unbegreiflich erscheint es mir, wie Lebemänner, wie Sie Alle Männer — die Welt und Menschen kennen und auf ihren weiten Reisen gewiß mancherlei Abenteuer bestanden haben, wie solche Männer, eingeweiht in die Mysterien der Lebenskunst, behaupten können, daß diese drei Harfenistinnen dort auf Vesta's Altare opfern! Bedenken Sie die doch, diese Mädchen — die ganz allein die Welt durchreisen, von der Gunst der Männer zehren und sich fortwährend bewußt sein müssen, daß sie ihre glänzenden Erfolge nicht ihrem Spiele und ihrem Gesange, sondern ihrem Geschlecht verdanken — bedenken Sie, diese Mädchen, die schon einen solchen Grad von Dreistigkeit besitzen mußten, um diesen Erwerbszweig überhaupt zu ergreifen!“

„Prüfen Sie erst, ehe Sie urtheilen!“ wurde dem Eiferer entgegnet, „es haben an die Ehrlichkeit dieser Mädchen noch ganz andre Leute glauben müssen, als Sie.“

„Ganz Andre, als ich?“ fragte Meyerhoff gereizt und zwang sich zu einem Lächeln, das die perlenweißen Zahnreihen, zwischen dem dunkeln Barte zeigte, "wie meinen Sie das?“

„Leute, die vielleicht noch unwiderstehlicher waren, als Sie,“ war die Antwort.

Eine dunkle Zornesröthe überflog Meyerhoffs Gesicht, er schoß einen wilden Blick auf den Gegner und rang nach Athem. Endlich gewann er so viel Fassung, um in herausfordernden Tone die Frage auszusprechen: Welche ist die Sprödeste von den Dreien?“

„Die Sprödeste und zugleich die Schönste ist Anna,“ entgegnete ihm der Eine fast spöttisch, „sie ist des Trios Capellmeister und Sittenpolizei und wacht wie ein Argus über ihre ihre beid Genossinen.“

Meyerhoff stürzte den Inhalt seines Glases hinunter und sagte, mit einem Faustschlage auf den Tisch:

„An diesem Argus selbst soll Ihr Vorurtheil zu Schanden werden!“

„Es gilt eine Wette“, rief lachend der Eine.

„Jawohl, eine Wette,“ jubelte ein Andrer.

„Eine Wette!“ stimmten die Uebrigen ein.

Und der Erste bestimmte als Preis eine Anzahl Flaschen Champagner.

Eben rauschte es hinter Meyerhoff. Er wandte sich um und hinter ihm stand Anna mit dem Notenblatte. Er haßte sie, deren Tugend man auf Unkosten seiner eignen Würde gerühmt hatte. Er warf einen feindlichen Blick auf ihre Gestalt. Ihr Wuchs, ihre edle Haltung, die Anordnung ihrer Toilette, die einer Fürstin Ehre gemacht haben würde, reizte seinen Zorn. Er wollte den reichen Beitrag, den er in der Hand hielt, ihr recht verächtlich über das Notenblatt zuwerfen, da fiel sein Blick auf ihre weiße vom dunklen Haare überschattete Stirn, auf die weichen gerötheten Wangen und die schwellenden Lippen. Meyerhoffs Zorn legte sich, es war nur noch das ferne Grollen eines vorübergezogenen Gewitters und sanft ließ er seine Gabe über das Notenblatt gleiten. Gern hätte er der Sängerin in die Augen geschaut, aber diese schlugen sich nur zum Danke flüchtig empor und senkten sich dann schnell wieder auf den vollen Busen herab. Meyerhoff wandte sich wieder um, und jetzt, da er der Sängerin den Rücken zukehrte, sollte er wunderbarer Weise ihre Augen sehen. Er warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, der ihm gerade gegenüber hing, und da sah er sich selbst und hinter ihm stand noch Anna — ihre strahlenden braunen Augen auf sein Spiegelbild gerichtet. Es war ein einziger Augenblick, aber ein

Blitzstrahl in eine elektrische Atmosphäre, die von nun an in hellen Flammen steht. Das Gefühl verletzter Eitelkeit verwandelte sich in einen stillen, süßen Triumph. Ein neuer Sinn schien über ihn gekommen. Es war, als werde im jetzt plötzlich klar, welche Fülle von Lebensfreuden er von sich gewiesen hatte, seit er im Hause Locke und Sohn rastlos einen einseitigen Lebenszweck verfolgt. Er sieht die Segel seines Lebensschiffes sich schwellen, eine reiche Last ist glücklich an Bord gebracht — gibt es nicht irgendwo ein Plätzchen für ein niedliches Abenteuer? Ein Thor Jeder, der sein Leben nicht so genießt, wie er es genießen könnte! Dort strahlt ihm Clara's sanftes blaues Auge entgegen und hier winkt ihm die braunäugige Sängerin. Hier, unter Sang und Klang öffnet sich seinem Leben eine kleine, berauschende Episode und dort wartet seiner ein dauerndes häusliches Glück im Schoße des Reichthums und der Ehre. Ein Thor Jeder, der sein Leben nicht genießt, wie er es genießen könnte! Wie die bunten Steine eines Kaleidoskops schoßen Gedanken und Bilder durch Meyerhoffs Geist und dazu klangen die Gläser und Gesang und Spiel ertönte. Ein leichter Rausch umfing ihn und er wußte faßt selbst nicht, wie es geschehen war, daß er, als es leer im Zimmer geworden war und nur noch seine Freunde in eine Partie Lhombre versenkt am Tische saßen, sich plötzlich an Anna's Seite wiederfand, die ihre Harfe weggestellt hatte und mit Louise und Therese gemeinschaftlich ihr Abendbrod einnahm. Er hatte, ehe er Platz nahm, Anna artig um Erlaubniß gefragt, und sie hatte als Zeichen der Gewährung sich erröthend verneigt und ihren Stuhl etwas bei Seite gerückt.

Wissen Sie auch, mein Fräulein," leitete Meyerhoff die Unterhaltung ein, „daß Sie mit ihrer schönen Stimme hier gar nicht am Platze sind?"

Anna, die sich zu schämen schien, in Gegenwart des Herrn zu essen und nur mit der Gabel in dem italienisch.n Salat herumstocherte, sah den Herrn fragend an.

„Ich meine," fuhr Meyerhoff fort und vergrub seinen Blick in das braune Auge, das sich mit so wunderbarem Glanze auf ihn richtete, „ich meine, Ihrer musikalischen Befähigung ist ein höherer Wirkungskreis vorbehalten, als dieser hier. Sie sollten zu Ihrer weiteren Ausbildung ein Conservatorium besuchen und gewiß in zwei Jahren müßte aus Ihnen eine dramatische Sängerin geworden sein, die ihresgleichen suchte."

Anna zuckte lächelnd die Achseln.

"Ich verstehe Sie," sagte Meyerhoff rücksichtsvoll, „eine derartige Ausbildung ist mit schweren Opfern verknüpft. Aber wissen Sie nicht, daß die meisten Talente, die jetzt große Namen haben, und die glänzendsten Stellungen einnehmen, ganz dieselben Schwierigkeiten zu besiegen hatten? Und sie haben sie besiegt."

„Das kommt wohl auf Glücksumstände an," wandte Anna bescheiden ein.

„Jedes Talent findet seinen Beschützer. Die Welt ist nicht so hart, nicht so kalt, wie sie scheint. Halten Sie es nicht für möglich, daß auch Ihnen ein solcher Beschützer begegnen könnte?"

„Dieser Hoffnung mag ich mich nicht hingeben, auch wäre ich um den Dank verlegen. Und wenn mir wirklich solch ein Glück wiederführe, so müßte ich es dennoch zurückweisen, denn ich stehe nicht allein in der Welt und mein Glück wäre das Unglück Anderer."

„Gewiß haben Sie einen Vater oder eine Mutter zu unterstützen?„ fragte Meyerhoff mit liebevoller Theilnahme.

„Mein Vater ist todt," antwortete Anna, „und meine Mutter fügte sie, von einer

sichtlichen Bewegung ergriffen, hinzu, ist auch todt. Sie starb viele Jahre vor ihm. Aber ich habe vier Brüder daheim und für diese spiele und singe ich."

„Wohl Ihnen, daß Sie nicht allein in der Welt stehen, ich beneide Sie um die süße Pflicht, die Sie zu erfüllen haben. Auch ich wünschte, ich hätte recht viel zu sorgen, aber —" setzte Meyerhoff düster hinzu und seiner Brust entströmte ein tiefer Seufzer, „ich stehe ganz vereinsamt da und habe Niemanden als mich. — Ganz allein!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Mörders J. Wilkes Booth.

Alle Spuren, welche von dem flüchtigen Meuchelmörder aufzufinden waren, wiesen die Verfolger nach Maryland hin, und die südlichen Bezirke dieses Staates wurden acht Tage lang von 1600 Mann Cavallerie und 500 geheimen Policisten durchsucht, doch vergebens. Am Sonntag, den 23., erfuhr Oberst L. C. Backer von einem kleinen Knaben einige Thatsachen, welche ihn hinreichend überzeugten, daß Booth mit seinem Spießgesellen Harrold kurz vorher über den Fluß nach Virginien gegangen war. Mit 28 Mann Cavallerie schlug der Oberst die gleiche Richtung ein und jenseits der virginischen Gränze wußte er die Fliehenden bis zu Port Royal auszuspüren. Den Rappahannock bei Friedericksburg überschreitend, bewegte sich der Trupp den Fluß entlang nach Port Royal hin und fand in des letzteren Nähe frische Pferdespuren, welche zu einer alten Scheune leiteten. Der Eigenthümer derselben, welcher nahe bei ihr sein Pachthaus hatte, leugnete, die zwei Männer gesehen zu haben; sein Sohn aber sagte aus, daß die Gesuchten in der Scheune seien. Oberst Baker ließ dieselbe sofort umzwingeln; es war unterdeß Mittwoch Morgens zwei Uhr geworden. Der Oberst klopfte dann an das Thor und Booth fragte von innen: „Wer seid Ihr, Freund oder Feind? Seid ihr Conföderirte? Ich habe fünf Leute hier bei mir und wir können um unserer Haut wehren!" Oberst Baker antwortete ihm: Ich habe 50 Mann hier; Ihr seid umzwingelt und thätet am besten herauszukommen und Euch zu ergeben." Booth darauf: „Ich werde mich nie und nimmer ergeben. Ich will nie lebendig in Eure Hände fallen." Da die Instructionen dahin lauteten, daß Alles aufzubieten sei, Booth lebendig gefangen zu nehmen, hielt Oberst Backer mit seinen zwei Lieutenants eine Consultation. Inzwischen hörte man, wie in der Scheune Booth seinen Gefährten Harrold verfluchte und eine feige Memme schalt, die sich erbärmlich ergeben wolle. Eine Stunde und mehr wurde in Hin- und Herreden zwischen dem Obersten und Booth verloren, und da Booth hartnäckig blieb, Jeden zu erschießen drohend, der sich ihm nahe, ließen die Offiziere einige Bündel Reißig an der Scheune in Brand stecken, um ihn so aus seinem Versteck hervorzuzwingen. Booth suchte im Innern der Scheune die Flamme zu löschen, doch ohne Erfolg; sein Genosse Harrold hatte sich bereits den Händen der Verfolger überliefert. In der Mitte der Scheune stehend, weigerte Booth sich noch standhaft, herauszutreten; da richtete der Sergeant Corbett seine Büchse auf ihn durch eine Oeffnung in dem Thor und schoß ihn nieder. Oberst Backer, nicht bemerkend, aus welcher Richtung der Schuß kam,

rief aus: „Er hat sich erschossen! eilte in die Scheune und fand Booth noch aufrecht stehend, einen Carabiner in der Hand. Baker umschloß ihn mit den Armen, und die Uebrigen folgten in die Scheune, Corbett ausrufend: „Ich habe ihn erschossen!" Wasser ward herbeigeholt und die Wunde gebadet; die Kugel war durch Hals und Rückgrad gegangen. Von Zeit zu Zeit kam Booth zum Bewußtsein, und drückte seine Zufriedenheit mit Allem was er gethan aus. Einmal hob er aus einer Ohnmacht erwachend, seine Hände vor die Augen und rief in unzusammenhängenden Lauten: „Nutzlos! Nutzlos! Blut! Blut!" Seine letzten Worte waren: „Sagt meiner Mutter, ich sei für mein Land gestorben!" Um 7 Uhr, drei Stunden nachdem die Kugel ihn getroffen, verschied er. Sein Leichnam ward nach Washington gebracht und dort der Form halber amtlich identificirt. Man fand bei ihm ein Tagebuch, in welchem er die Erlebnisse eines jeden Tages seit der Ermordung des Präsidenten aufgezeichnet hatte; ferner zwei Revolver und einen Dolch. Das linke Bein war gebrochen, und zwar war dieß (wie er während seines Parlamentires mit den Offizieren gesagt hatte) geschehen, als er von des Präsidenten Loge auf die Bühne herabsprang. Zu dem Zwangsmittel, welches Oberst Backer anwandte, der Anzündung der Scheune, sah die Truppe sich genöthigt, da sie erfahren hatte, daß mehrere ihr überlegene Abtheilungen feindlicher Reiterei in der Nähe herumschwärmten, daß also keine Zeit zu verlieren war. Sergeant Corbett versicherte, es sei seine Absicht gewesen, Booth nur in der Schulter zu verwunden, nicht ihn tödtlich zu treffen. — In Washington ist der Vorschlag gemacht worden, das Ford'sche Theater, in welchem Präsident Lincoln von der Hand des Mörders fiel, abreißen und auf der Stätte ein Monument zum Andenken an den Märtyrer Präsidenten zu errichten.

Tristan- und Isolde-Hüpfel.

A Bißl a Lieb
Und a Bißl a Treu —
Und a Bißl a Schweinehund
Ist allweil dabei.

D'Isolde hat den Tristan
Ganz sakrisch verhert —
Von Schweinehund aber
Steht gar nix im Text.

Dös war von dem Hans
Nur so improvisirt,
So wie ma' an Schweinskopf
Mit Lemoni verziert.

Die großen Pianisten
Werden selten gehör'n;
Aber hinter die Coulissen
Gibts gar viele Ohr'n.

A Schweinhund, was ist denn
Da weiter dabei!
In Berlin, sagn's wär dös
Eine Mords-Schmeichelei.

Jetzt hab' i mi schon g'freit,
Daß der Wagner werd g'haßt
I glaub' aber all'weil,
Wir haben's wieder verpaßt.

Am End' ist's no möglich,
Daß der Tristan gar g'fallt —
No, wie's jetzt bei uns zugeht,
Vor Zorn stirb i bald.

Jucheh!

(Umtaufe der Landwehrstraße.) Unter den Bewohnern der Landwehrstraße in München cirkulirt eine Adresse, welche bittet, den Namen Landwehrstraße in **„Mannhafte Städtebürgerstraße des Mittelalters"** umwandeln zu dürfen.

Da die Bedeutung beider Bezeichnungen laut Rescript die gleiche ist, so glaubt man, daß schon im Interesse des Wohlklanges diese Erneuerung Beifall finden werde.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 22. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. Mai 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.).

Als Meyerhoff sein gesenktes Auge wieder emporschlug, begegnete er dem vom liebevollsten Mitleid erfüllten Blicke der Sängerin.

„Bitte, bitte," unterbrach er das Stillschweigen, „erzählen Sie mir von Ihren Geschwistern. Erzählen Sie mir recht viel, Alles, was Ihnen einfällt, auch das Unbedeutendste höre ich gern."

Meyerhoff fragte nach Namen und Alter der Geschwister — und obwohl Anna aus natürlicher Verschämtheit den fremden Herrn mit ihren kleinen Familienangelegenheiten zu unterhalten Anfangs nicht mit der Sprache herauswollte, so wurde sie doch durch die herzliche Theilnahme, mit der Meyerhoff sich nach Allem erkundigte, schnell bestochen und hatte sich bald in ein unbefangenes Geplauder versenkt, dem Meyerhoff mit freundlicher Theilnahme lauschte.

Sie erzählte vom Aeltesten, dem Niclas, der gegen ihren Willen das Weberhandwerk ergriffen hatte, — dann vom Franz, der durchaus ein Bäcker oder Fleischer werden wollte, weil er da recht nach Herzenslust Kuchen oder Wurst essen zu können glaubte, worüber Meyerhoff herzlich lachen mußte Dann erzählte sie von Carl: der sitzt den ganzen Tag auf einem Fußbänkchen in der Stube oder an der Hausthüre und spielt auf einem Liniale mit der Elle Geige. Er will, wenn er älter ist, mit Anna als Violinist in der Welt herumziehen und hat sie dringend gebeten, ihm — wenn sie dießmal von ihren Reisen nach Hause zurückkehrt, — ganz bestimmt eine ordentliche kleine Geige mitzubringen. — Fritz das Nesthäckchen, will zur See gehen und Schiffskapitän werden. Er hat von seinem Schullehrer einst die Karte von Europa geschenkt erhalten und sitzt Stunden lang davor und macht mit seinem Schieferstift große Seereisen. Und ganz langsam fährt er mit dem Stifte um die Länder und Inseln herum, weil, wie er spricht, eine solche Reise sehr weit ist und nicht mit einem schnellen Striche zurückgelegt werden darf. Dann erzählt Anna

aus freien Stücken, wie sie selbst das Singen und Harfenspielen gelernt hat und wie es ihr Anfangs so schwer geworden ist, sich mit den Noten vertraut zu machen; sie erzählt von ihren Reisen und Erlebnissen und plaudert so vergnügt und so aus vollem Herzen wie noch nie, und der Herr ist so nachsichtig und gütig und frei von lauernder Ironie wie noch keiner war.

Die Zeit vergeht und Louise und Therese binden die Mäntel um und greifen nach ihren Hüten. Anna bemerkt dieß und steht auf, aber Meyerhoff bittet alle Drei, noch ein wenig zu bleiben, denn soeben kommt der Kellner und bringt den Champagner. Die Damen lehnen entschieden ab, aber Anna wird so gerührt von der Miene und dem Blick Meyerhoffs, daß sie es fühlt, sie hat ihn durch ihre Weigerung bereits gekränkt, obwohl er es zu verbergen sucht. Sie selbst überredet die beiden Genossinnen und so setzen sich Alle noch einmal um den Tisch herum und Meyerhoff stößt auf das Wohl jeder Einzelnen an und dann läßt er den Niclas hochleben und den Franz und den Karl und den kleinen Fritz.

Zuletzt begleitet er die Damen nach Hause und empfiehlt sich artig noch ehe die Hausthüre aufgeschlossen ist.

„Sie sah reizend aus," sagte sich Meyerhoff unterwegs, „selbst als sie Hut und Mantel angelegt hatte und durch den weißen Schleier die dunkelbraunen Augen hervorbraunten!"

Am andern Tage kam Meyerhoff oft aus seinem Comptoir in das Gewölbe heraus und suchte mit den Augen in der vorüberströmenden Menschenmenge. Er hätte sie so gerne wiedergesehen, die liebliche Gestalt und den weißen Schleier, durch den die dunkelbraunen Augen leuchten. Aber sie kam den ganzen Tag nicht und Meyerhoff geduldete sich bis zum Abende.

Da ist er wieder in der Weinstube und begegnet auch schon Anna's Blick, welcher sich der sich öffnenden Thür zugewandt hatte. Und endlich ist auch die Stunde gekommen, wo es einsamer und stiller wird und wieder sitzt er neben Anna, die heute unbefangen ihr Abendbrod einnimmt, denn der fremde Herr nimmt neben ihr ebenfalls sein Abendbrod ein. Er ist sehr weit hergekommen zur Messe, wohl gar über das Meer! Er spricht von einem freudlosen Leben, das er in der weiten Ferne hinbringe, von einem Leben, das nur dem Berufe gewidmet ist, dem Menschen aber keine Gelegenheit bietet, sich des Wohlstandes, mit dem es ihn umgibt, zu erfreuen. Ach! wenn er ein weibliches Wesen fände, nach seinem Geschmack, daß er nicht mehr so allein stünde, so wäre er glücklich. Aber die Frauen drüben sind kalte Geschöpfe: was er sucht, kann er nur in Deutschland finden und hier ist leider der Aufenthalt so kurz, daß ihm fast jede Gelegenheit geraubt ist, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Ueberdieß ist er auch etwas unbeholfen, etwas schüchtern!

„Aber," sagt Anna, „es gibt gewiß sehr reiche Mädchen dort, wo Sie wohnen."

„Reich und herzlos!" „Ich sehe nicht nach Reichthum, habe dieß ja nicht nöthig. Ich sehe nur auf das Herz und ein gutes, edles Herz findet man nur noch in der Hütte der Armuth!"

Meyerhoff schweigt still und Anna holt tief Athem und dann ist sie plötzlich betroffen darüber, denn dem fremden Herrn ist der Seufzer gewiß nicht entgangen.

Es wird Zeit zum Gehen und wieder steht sie da in Hut und Mantel, und durch den weißen Schleier glüht wunderbar das braune Augenpaar.

An der Thür, noch ehe der Hausschlüssel knarrt, wünscht Meyerhoff den Damen ein gute Nacht.

In einiger Entfernung vom Hause bleibt Meyerhoff stehen. Er blickt nach den vielen Fenstern des Hauses, in welchem die Harfenistinnen wohnen. In einer der Reihen wird es hinter einem der Fenster Licht. Dunkle Schatten gleiten hinter den Gardinen hin und wieder. Welcher mag wohl Anna's Schatten sein? Er glaubt ihn zu unterscheiden wirft ein Kußhändchen hinauf, fühlt, daß er wirklich verliebt ist und lacht sich auf den Nachhausewege deßhalb selbst aus.

Trübes Aprilgewölk hat bisher den Himmel verdeckt gehalten, aber wie eine holde Frühlingsahnung lächelte er heute im reinsten Blau herab. Die übergebliebenen kleinen Regenpfützen in den Straßen blitzen im Sonnenstrahl wie blanke Spiegel und auf den Köpfen der männlichen Straßenwanderer blitzen die Mützenschirme, die blanken Knöpfe an den Röcken blitzen, die Hörner und Trompeten der durch die Straßen ziehenden Bergmusikanten blitzen, alle Fenster der Häuser auf der Sommerseite blitzen und Meyerhoff, der an der Thüre vor dem Gewölbe steht, schließt plötzlich die Augen zu, geblendet von einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses, wo ein alter Hagestolz eben eine Reihe Blumenstöcke hinausfetzt vor sein Dachfenster.

Ein milder wohlthuender Lufthauch geht durch die dumpfen Straßen und alle Menschen sehnen sich hinaus in's Freie. Die Messe neigt sich ihrem Ende zu, die Geschäft sind still geworden.

Meyerhoff zieht, nach dem klaren Himmel blickend, die Glacéhandschuhe an, nimmt Hut und Stock und verläßt das Gewölbe. Er schreitet langsam auf den Trottoirs hin, die Hände auf dem Rücken und das elegante Stöckchen unter'm Arm. Als er eben um eine Ecke biegt, sieht er ein gutes Stück vor sich im Meßgewühl eine Dame mit zurückgeschlagenem weißen Schleier gehen. Dem Schleier und der Gestalt nach könnte das Anna sein Aber trägt sie nicht einen hellen Mantel, während dieser hier schwarz ist! Jetzt ist sie verschwunden im Menschenknäuel. Dort taucht sie wieder auf. Meyerhoff verdoppelt seine Schritte. Sie wendet den Kopf, er sieht einen Theil ihres Gesichts, aber die Entfernung ist zu groß, als daß er die Züge genau zu erkennen vermöchte.

Meyerhoff beeilt sich immer mehr, durch die Menschenmasse vorwärts zu dringen Sie ist wieder verschwunden und bleibt verschwunden. Er hat sie verloren und tröstet sich schon mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Dame eine Andere als Anna gewesen sein könne als er sie plötzlich dicht vor sich hergehen sieht. An ihr vorübereilend wendet er den Kopf nach ihr, und seine erste Ahnung hat ihn nicht betrogen, denn Niemand anders schaut ihn an, als Anna und über ihr schönes Gesicht zuckt eine freudige Ueberraschung.

In traulichem Geplauder gehen Beide nebeneinander her. Es ist wohl nichts Auffallendes, daß das Wagengerassel und das Menschengedränge allmälig nachläßt, daß die Straßen stiller und immer stiller werden und die Häuser kleiner, und daß man keine Spur mehr bemerkt von dem lauten Meßverkehr, sondern lustige Kinder, die im Sonnenschein spielen, und hie und da einen Hund an der Katze, die sich vor der Hausthüre sonnen, und

es ist nichts Auffallendes, daß der Fuß nicht mehr auf Pflaster und Trottoir tritt, sondern auf den weichen Erdboden.

Als aber die Häuser verschwunden sind und zu beiden Seiten des Weges die Frühlingsluft durch die Zweige eines grünenden Hains säuselt und hoch oben im blauen Aether eine Lerche singt, da bleibt Anna stehen und sagt, sich verwundernd umblickend:

„Wo sind wir?!"

Meyerhoff sieht sich ebenfalls erstaunt um und weiß selbst nicht, wie er hierhergekommen ist, und Anna weiß es auch nicht und Beide müssen darüber lachen.

Aber es ist ein herrlicher Spaziergang und die Frühlingsluft weht so lind und duftig und die Beiden haben nichts zu versäumen und es thut ihnen wohl, einmal dem Meßgeräusch entrückt zu sein. So lustwandeln sie weiter.

Nach einer Weile längeren Stillschweigens fragt der Herr plötzlich die Dame, ob sie sich entschließen könnte, über die See zu gehen und in einem fernen Lande zu wohnen?

Anna's Gesicht färbt sich purpurroth; sie wendet es ab und nur mit Mühe gelingt es ihr, in scherzhaftem Tone zu fragen: „Warum?"

Er aber antwortete nicht, sondern seufzte tief und sie erinnerte sich, wie er ihr neulich gestanden hatte, daß er etwas unbeholfen und schüchtern sei.

Schweigend gehen Beide nebeneinander her. Dort ist eine kleine Brücke von Birken, darunter rauscht ein Bach und dicht am Wege ist eine Bank, auf welche der warme Sonnenstrahl fällt. Auf dieser Bank ruhen Beide aus.

Sie haben eine lange Weile schweigend dagesessen, da fragt Meyerhoff wieder:

„Könnten Sie sich entschließen, über die See zu gehen und in einem fernen Lande zu wohnen?"

Sie will das Gesicht von dem Fragenden abwenden, aber er faßte sie schnell am Kinn, daß ihm das ganze Antlitz zugewendet bleibt, das ganze röther und röther erglühende Antlitz. Sie ist sprachlos vor Verwirrung.

Er sieht ihren Busen sich heben und senken. Wie sie so stumm ist, zieht er den kleinen goldenen Ring mit dem grünen Steine von seinem Finger und steckt ihn an den ihrigen.

Erschrocken zieht sie die Hand zurück, aber es ist zu spät, denn an der Hand, die sie an das klopfende Herz preßt, steckt schon der Ring und sie preßt ihn mit an das Herz!

Er blickt ihr zärtlich in das Antlitz und streicht ihr langsam das schwarze Härchen von der Stirn, das sich herabgelegt hatte. Sie läßt es ruhig geschehen, daß die fremde Hand auf ihrer Stirn verweilt und daß der fremde Mund mit den Perlenzähnen ihr näher rückt und plötzlich in einem langen traumhaften Kusse auf ihren Lippen brennt!

Louise und Therese beobachten schweigend die eigenthümliche Veränderung, die mit Anna vorgegangen ist. Sie geht oft aus und sagt nie wohin; sie macht ihnen keine Vorwürfe mehr, wenn sie sich von den Galants der Weinstube zu viel Zärtlichkeiten gefallen lassen, bemerkt sie es doch kaum! — Sie ist jetzt heiter bis zur Ausgelassenheit und ein anderes Mal sitzt sie da, in Gedanken versunken, und aus ihren Augen blickt Melancholie und ihrer Brust entwinden sich bange Seufzer. Die neuen Lieder, die sie verschrieben und mit Ungeduld erwartet hat, sind längst angekommen und dort liegen sie jetzt und sie fragt nicht darnach und trifft keine Anstalten, sie einzustudiren.

„Sie ist verliebt," sagen Therese und Louise, aber sie wissen nicht in wen, denn der Herr mit dem schwarzen Barte besucht die Weinstube nicht mehr, und gegen alle Uebrigen ist Anna kalt, noch kälter als zuvor.

„Es muß etwas ganz Besonderes mit ihr vorgegangen sein," sagte Therese erstaunt zu Louisen, als Anna ihnen mittheilt, daß sie heute Abend allein spielen müßten, weil sie eine kleine Reise vorhabe und erst morgen wieder zurückkehre.

„Es muß irgend etwas los sein!" zischeln Tags darauf die Reisenden, als sie vom Meßhelfer, der Herrn Meyerhoffs Kleider reinigt, erfahren, daß er verreist sei!

Im Gasthause eines großen Dorfes, mehrere Meilen von der Meßstadt entfernt, sitzen in einem traulichen Stübchen ziemlich spät am Morgen ein Herr und eine Dame am Kaffeetisch. Auf einem Tischchen an einem der ländlich niederen Fenster liegen die Pretiosen dieser Dame, ihr Hut liegt auf einem Stuhle und der weiße Schleier hängt herab. Im weißen Gewande sitzt die junge Dame neben dem schwarzbärtigen Herrn auf dem Sopha, ihr Antlitz ist weiß wie ihr Gewand und ihr Schleier. Sie blickt mit starrem Auge oft auf die Diele, wo ein Schein der Morgensonne spielt und zittert, — es herrscht ein herrliches, heitres Frühlingslicht im Stübchen und doch umhüllt ihren Blick finstre Nacht; sie liebt ihn so herzinnig, den Mann, der an ihrer Seite sitzt und seinen Arm um sie geschlungen hat, und doch erbebt ihre Seele in einer entsetzlichen Ungewißheit und die kann nur er lösen.

„Was sinnst Du, meine Anna?" fragte er zärtlich und zieht sie an seine Brust.

Sie wendet den Blick von der Diele weg und sieht zu ihm empor. Wie die Schatten der Nacht verschwindet der brütende Ernst aus ihrem Antlitz vor dem Sonnenaufgang der Glückseligkeit, die ihre Züge einnehmen. Ein heißer Thränenstrom bricht aus den braunen Augen und unter Schluchzen fragt sie ihn:

„Flottwell, — mein herzenslieber Flottwell — räthst Du mir nun noch — zu meiner — Ausbildung — ein Conservatorium — zu besuchen?"

Er schüttelt lächelnd den Kopf und sie legt den ihrigen an seine Brust und bleibt lange, lange stumm so liegen.

Nach einer Stunde wanderten beide durch das Dorf der Eisenbahnstation zu, um mit dem eben anlangenden Zuge nach der Stadt zurückzukehren.

Die zahllosen bunten Firmen und Schilder, welche die Häuser erscheinen ließen, als seien sie festlich mit Fahnen geschmückt, werden allmälig herabgenommen. Viele der Gewölbe sind leer und verlassen und durch schwarze, eiserne Läden fest verschlossen. In andere sind die ursprünglichen Inhaber wieder eingezogen, die sich nun vor dem Eingange behaglich breit machen.

Zu jeder Stunde fast und in jeder Straße sieht man aus dem und jenem Hause einen mit Reisetasche und Pelz bepackten Meßfremden heraustreten, und in den benachbarten Gewölben und von den ihn begleitenden Wirthsleuten Abschied nehmen: „bis auf Wiedersehen zur nächsten Messe!" Und da kommt schon die Droschke und die Dienstmagd,

die sie weit hatte herbeirufen müssen, springt heraus und hilft dem Meßfremden und seinem Gepäck hinein.

An den meisten Fenstern prangen wieder die Vorhänge und die Blumen und Goldfischchen und auch der Mädchenkopf schaut wieder heraus. Es kommt Alles allgemach wieder in seine alte Ordnung und die Meßfremden, die vereinzelt noch ihre Waaren feilhalten, scheinen nur geduldet zu sein. Selten nur hört man in den Straßen der innern Stadt noch eine Musikbande spielen, sie haben sich in die Vorstädte zurückgezogen, als wollten sie die Zurücksetzung, die den Bewohnern derselben widerfahren ist, jetzt gutmachen.

Die gelbe Firma mit der schwarzen Inschrift: Locke u. Sohn, wird von zwei Männern auf Leitern eben herabgeholt und ein paar vorübergehende Schulknaben können nicht umhin, sich die Inschrift noch einmal laut vorzulesen, während die Firma schon langsam herabschwankt.

Die Reisenden haben keine Langeweile mehr, denn sie sind mit dem Einpacken der Waaren vollauf beschäftigt, und die Meßhelfer draußen schnüren und nageln die Kisten zu, auf denen sie manche Stunde gesessen haben.

Meyerhoff ist fortwährend in unverwüstlicher Thätigkeit begriffen. Er hat sich, wie er sich in seinem tiefsten Innern selbst zugesteht, „ermannt!“ Eine Reihe süßer, schöner Stunden liegt hinter ihm und mit festem Entschlusse hat er sie abgebrochen, indem er plötzlich keine mehr hinzufügte. Jetzt geht es wieder der Heimath zu, Clara entgegen, nach dem Orte ernsten und männlichen Strebens, neben welchem das niedliche Spiel der jüngsten Tage erblaßt und verschwindet. Er hätte nichts dagegen, wenn Anna und Clara die Rollen tauschten, Clara's blaue Augen vermögen keinen solchen feurigen, in's Herz dringenden Blick zu versenden, wie die braunen der Sängerin; Clara liebt nicht so heiß und hingebend, als Anna; Clara ist ein vornehmes selbstbewußtes Mädchen, das nie den hohen Stand vergißt, dem es angehört und zu dem Meyerhoff sich erst emporschwingen mußte; Anna besitzt die Fähigkeit, jeder höheren Stellung in der bürgerlichen Stellung Ehre zu machen, ohne ihre angeborne Naivetät dabei einzubüßen. —

Im Laufe des Tages trat einer der amerikanischen Geschäftsfreunde zu Meyerhoff in's Comptoir.

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen,“ redete er den Procuristen an, „noch heute geht's fort, nach dem Lande der Freiheit. Nächstes Jahr auf Wiedersehen!“

„Hier nicht,“ antwortete Meyerhoff lächelnd, „das Haus Locke u. Sohn bezieht keine Messe wieder. Das war die letzte.“

„Hat's nicht mehr nöthig,“ erwiderte der Geschäftsfreund, „thut recht daran.“

Während er sprach, hatte er in seiner Brusttasche gesucht. „A propos!“ rief er plötzlich und hielt Meyerhoff Anna's Silhouette hin, die ihm zufällig in die Hand gekommen war.

Meyerhoff betrachtete die Silhouette mit eigenthümlichem Lächeln.

„Wie steht's mit unserer Wette?“ fragte der Andere.

„Wenn sie gültig gewesen wäre, so hätte ich sie verloren.“

Der Amerikaner lachte laut auf und wurde in Folge der Anstrengung ganz roth im Gesicht. „Es sind keine gewöhnliche Harfenmädchen, nicht wahr? Ha! ha!“

„Harfenmädchen bleibt Harfenmädchen,“ sagte Meyerhoff abwehrend, „ich nehme mein

Urtheil deßhalb nicht zurück. Ich räume nur ein, daß es Mühe und Zeit gekostet haben würde, den Beweis zu führen; und solche Opfer zu bringen, überlasse ich gern einem Andern der mehr zu Abenteuern aufgelegt ist, als ich."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Patriotin eigener Art.

In New-York stand ein junges Mädchen, Namens Lizie Brown an der Spitze eines Wäsche-Geschäftes. Jung, hübsch, arbeitssam, fehlte es ihr nicht an Bewerbern, von denen sie jedoch keinen bevorzugte.

Endlich gelang es dem Sohne eines Lehrers, die Neigung der Miß Brown zu gewinnen, man dachte an Heirath, man baute die entzückendsten Pläne für die Zukunft, — und doch war noch ein Hinderniß zu überwinden, Mr. Stephens war arm.

Da Miß Brown sah, daß nur das Geld zu ihrem Glücke fehlte, beschloß sie um jeden Preis sich welches zu verschaffen, und erfand eine neue Art, die Liebe ihrer Verehrer auszubeuten. Die Regierung hatte bekanntlich 1000 Dollars als Preis für die Verpflichtung zu dreijährigem Dienste in der Arme ausgesetzt; die hübsche Wäschhändlerin dachte, daß sie mit Geschicklichkeit sich leicht den Preis einiger Freiwilligen verschaffen könne.

Sie begann also, jedem ihrer Bewerber einzeln Hoffnungen zu machen; dann kamen Versprechungen und die schönsten Pläne.

Einen Augenblick der Aufregung benutzend, erklärte Miß Brown ihrem Freier dann, wenn auch nicht ohne Thränen bei dem Gedanken der Trennung, daß sie nie einen Mann heirathen würde, der nicht standhaft genug wäre, um einige Jahre auf die Erfüllung seiner Wünsche zu warten und zugleich patriotisch genug, um sein Leben dem Vaterlande zu weihen. Der junge Mann glücklich, solche Ritterproben bestehen zu sollen, trat für drei Jahre in die Armee und empfing die Prämie. Dann machte Miß Brown ihm begreiflich, daß es unvorsichtig sei, solche Summen bei sich zu führen, und ließ sie sich zur Verwahrung übergeben. Der arme Liebhaber zog in's Feld, mit frohem Herzen und leerem Beutel, geprellt und zufrieden.

Sieben künftige Gatten wurden so von der patriotischen Wäschhändlerin zu den Fahnen geschickt. Als sie sich in Folge dessen in Besitz eines kleinen Capitals sah, zeigte sie dem Mr. Stephens an, daß sie eine Erbschaft gemacht, die reich genug für beide sei, und einen Monat darauf zog Madame Stephens, geborne Lizie Brown, mit ihrem Manne in eine benachbarte Stadt, um ihre Erbschaft in Frieden zu genießen.

Da trat eine Störung ein. Von den sieben von ihr improvisirten Helden, waren vier gefallen; zwei aber von denen, welche zurückkehrten und die Heirath und Abreise ihrer Versprochenen erfuhren, beschlossen, sich zu rächen, klagten die frühere Waschhändlerin des Betruges an und erzählten vor Gericht, was sie zu ihrem kriegerischen Beruf begeistert hatte.

Madame Stephens erklärte, daß, da ihr Geschlecht ihr verbiete, selbst die Waffen zu tragen, sie doch dazu habe beitragen wollen, der Vertheidigung der glorreichen und untheilbaren Republik Soldaten zu schaffen, und daß sie hoffe, kein Richter werde so wenig sein Vaterland lieben, daß er sie für ihren Patriotismus bestrafe.

Die bürgerlichen Tugenden der Madame Stephens wurden von ihrem Vertheidiger dann auch so herrlich gepriesen, daß das Gericht milde war und ihr nur sechs Monate Gefängniß zuerkannte. Der Gatte aber, der nun die Quelle der Erbschaft kennt, die seine Vermählung möglich gemacht, klagt jetzt auf Scheidung.

Elternjammer oder der verlorne Sohn.
„Frau! hör' nur, was unser Paul von Heidelberg schreibt, und ich hab' ihn doch so sehr vor schlechter Gesellschaft gewarnt!"

„Nun und was schreibt denn?"

„Entsetzlich! Er schreibt, er sei bei der Rhenania eingetreten, o da ist er auf ewig verloren!"

„Wie so denn?"

„Nun, hast Du denn nicht alle Tage von dem Gotteslängner Renan gehört? Da ist jetzt ohne Zweifel schon eine ganze Gesellschaft solcher Renans beisammen und unser Sohn, der Schlingel, ist auch dabei!"

Mutter (zusammenstürzend): „O mein unglücklicher Sohn!"

Der Magistrat zu L. machte bekannt: Das der hiesigen Commune gehörige Gasthaus ist zu verpachten. Der Wirth kann Gäste setzen, schlachten, speisen, herbergen u. s. w.

Ein sehr langweiliger Schwätzer befand sich einst in Gesellschaft des berühmten Compositeurs C. M. von Weber. Als der letztere das Zimmer verließ, sagte der Schwätzer: „Wie ist das zu erklären: man rühmte mir Herrn von Weber als einen Mann von Verstand, aber er that ja gar nicht den Mund auf." — Vergeben Sie," erwiederte eine Dame, „wohl that er das; als Sie sprachen, gähnte er wenigstens ein Dutzend Mal."

Ein Candidat wartete im Gange des Amtsgebäudes auf seinen Protector, den Hofrath K . . . . Er las dort auf einer Tafel: „Das Bureau des Hofraths K . . . . befindet sich jenseits des Ganges." Da sank ihm der Muth — in Indien sein Glück zu versuchen.

Eine angenehme Hochzeitsreise hat, dem „Courier der Vereinigten Staaten" zufolge, kürzlich ein Aldermann von Troy gemacht. Er wurde auf der Fahrt nach Buffalo zwei Tage lang unterwegs durch Schnee aufgehalten. Halb erfroren in Buffalo angekommen, stieg er mit seiner jungen Frau im Amerikan Hotel ab, das in derselben Nacht abbrannte. Er fuhr sofort nach Chicago weiter, aber da entgleiste der Zug und das junge Ehepaar wurde zwanzig Fuß tief den Bahndamm hinabgeschleudert und mußte sich glücklich schätzen, mit ein paar Quetschungen davon gekommen zu sein.

(Heldenthat eines Elephanten.) Seit einigen Tagen spricht man in Marseille von nichts Anderem, als von der Heldenthat, die ein Elephant des dortigen zoologischen Gartens vollführt hat. Durch unerklärliche Nachläßigkeit war ein Krokodill entkommen, das sofort die Gelegenheit wahrnahm, um den Gazellenpark und andere Abtheilungen werthvollerer Thiere zu verwüsten. Die Verwaltung war in großer Verlegenheit, über die gegen einen so gefährlichen Feind anzuwendenden Mittel. Glücklicherweise blieb man Herr des Wassers und augenblicklich wurden alle Bassins außer dem im Elephantenhause befindlichen trocken gelegt. Das Krokodill ging dem Wasser nach und stürzte sich in das bezeichnete Becken. Augenblicklich wurde ein Elephant losgelassen, der in dem Bassin, das ihm zu seinen Abwaschungen dient, nicht sobald einen Feind wittert, als er auf ihn stößt und ihn mit dem Rüssel, der an Geschicklichkeit die menschliche Hand überbietet, wie mit der Tatze ergreifend, hoch in die Luft geschleudert. Das Krokodill fiel auf den Rücken und zerbrach die Wirbelsäule.

Aus Deutschland. Hr. Thiers, welcher im gesetzgebenden Körper zu Paris jüngst gegen die Einigung Deutschlands sich erklärte, die auch die Machtvergrößerung Preußens zur Folge haben würde, soll wegen dieser Aeußerung vom dem Magistrate zu Reuß-Greiz-Lobenstein zum Ehrenbürger ernannt worden sein. Auch soll der Nachtwächter in Bückeburg die Weisung erhalten haben, allnächtlich das Lob des Herrn Thiers durch das ganze Bückeburger Land zu blasen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 23. XII. Jahrg.

Die
Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Juni. 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch wendete sich bald zu andern Dingen.

Als der Amerikaner fort war, setzte sich Mayerhoff an das Pult und schrieb einen Brief. Er rauchte dabei seine Cigarre und blickte, zeitweilig mit dem Schreiben innehaltend, dem blauen Dufte nach. Der Brief war beendet und Meyerhoff legte jetzt ein buntfarbiges, bedrucktes Papier hinein, das sehr sauber zusammengebrochen war. Dann faltete er den Brief, adressirte und versiegelt ihn zuletzt mit einem funkelnagelneuen Petschaft, auf welches ein einfaches F. eingravirt war.

An demselben Tage reiste er ab.

Auf dem Wege zum Bahnhofe besorgte er selbst den Brief zur Post. Dann fuhr er in die Ecke der Droschke zurückgelehnt, weiter.

Der Wagen rasselte an dem Weinhaus vorüber und Meyerhoff warf einen Blick nach den Fenstern, aber in seinem Herzen ging nichts vor. Der Weg führte an dem Hause vorbei, an welchem Meyerhoff der Harfenistin im Menschengedränge begegnet war, er warf einen Blick hinüber, aber in seinem Herzen ging nichts vor. Dann saß er im Dampfwagen. Nach einer Viertelstunde pfiff die Locomotive und der Zug hielt an der ersten Station. Meyerhoff sah zum Fenster hinaus, hinüber nach dem Dorfe, das nicht weit davon entfernt lag, — er konnte genau das rothe Ziegeldach erkennen, das über die niedern Strohdächer freundlich hinwegschaute, — das war das Wirthshaus, und Meyerhoff blickte hinüber, — aber in seinem Herzen ging nichts vor.

Und wenn er keine Reue gefühlt hätte! Wenn nur ein einziger, leiser Ton der Wehmuth durch seine Erinnerung gezittert hätte, wenn er sich nur gesagt hätte, lebe wohl, du armes Herz, es thut mir weh, daß ich dich kränken muß, daß ich dir deine Liebe und Hingebung nicht besser lohnen kann, daß Jedes eine andere Straße zieht, ich hierhin, — du dorthin, und daß ich nie wieder in deine braunen Augen sehen werde, die so wunderbar

unter dem weißen Schleier hervorglühten; — aber in Meyerhoffs Seele ging nichts vor, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte; er lehnte sich behaglich in die Polster zurück und säuberte sehr angelegentlich den Pelzaufschlag seines Aermels von der weißen Cigarrenasche, die in Folge des heftiges Ruckes beim Anziehen der Locomotive darauf gefallen war

---

14.

Fast ein Jahr ist vergangen. Noch ist Clara nicht Meyerhoffs Gemahlin. Die Hochzeit ist verschoben worden, denn die Braut steht eben trauernd am Krankenbette ihrer geliebten Tante. Nur Herr Locke ist dabei guten Muthes, heiterer, glücklicher als an manchem andern Tage, wo seine Gemahlin sich der blühendsten Gesundheit erfreute, denn ihr betrübender Zustand ist die Folge eines glücklichen Ereignisses: durch wenige Zimmer vom Krankenbett getrennt, schlummert in der Wiege seines todten Brüderchens ein hoffnungsvolles Knäblein.

Zwei Aerzte gehen täglich aus und ein. Da der Eine von ihnen sein ganzes Interesse der Wöchnerin zuwandte und den Säugling, wie Herr Locke glaubte, vernachlässigte, so hat er einen zweiten Arzt für den Kleinen angenommen, der dem besorgten Vater erklären muß, daß der Kleine jetzt nicht trinkt, weil er keinen Appetit habe, nicht schläft, weil er munter ist und nicht wacht, weil er eben schläft.

Selten nur sieht man Herrn Locke jetzt im Comptoir. Er hat seinen beständigen Aufenthalt oben in Clara's Schlafzimmer, weil dieß mit Clara's Wohnzemach durch eine Glasthüre mit einem grünen Vorhang verbunden ist, den Herr Locke von Clara's Schlafzimmer aus vor- und zurückschieben kann, und durch den er nach Belieben nach dem Säugling zu schauen vermag, der mit der Amme in Clara's Wohnzemach haust.

Von Clara's Schlafzimmer aus dirigirt Herr Locke das ganze große Geschäft, so weit ihm diese Sorge nicht von Meyerhoff abgenommen ist; dort ertheilt er flüsternd Audienzen und unterschreibt die Briefe und Jedem, der heraufkömmt, zischt er ein „Bst" zu, damit er leise auftrete und nicht laut spreche.

Stundenlang sitzt Herr Locke oft da, blickt den grünen Vorhang an und träumt, wie der Knabe — der Daniel heißen wird — emporwächst und sich durch einen vollständigen Ernst von andern Knaben seines Alters unterscheidet, wie er durch tüchtige Lehrer und durch des Vaters eigne Nachhilfe die umfassendste Ausbildung für seine künftige Lebensstellung erhalten soll. Im Geiste bildet sich Herr Locke schon eigene Lehrmethoden, nach denen Daniel auf kürzerem Wege, als dieß sonst geschieht, das Rechnen erlernen soll, denn die gewöhnlichen Lehrmethoden taugen mehr oder weniger alle nichts. Die Lehrer unterrichten die Kinder ganz so, wie sie selbst unterrichtet worden sind, und das ist für jedes Kind der geradeste Weg, Schulmeister zu werden und weiter nichts. Und das gilt nicht nur vom Rechnen, sondern auch von den übrigen Fächern. Die Lehrer machen ihren Schülern mit den Hottentotten, Kaffern und Eskimos vertraut, ehe diese noch über die kaukasische Menschenrace, der sie selbst angehören, im Klaren sind, ehe sie noch wissen, was ein Rentier und was ein Banquier zu bedeuten hat; sie erzählen von der chinesischen Mauer, ehe die Kinder noch eine Ahnung haben von Schutzzoll und Freihandelssystem; sie beschäftigen sich mit den vorweltlichen Thieren, ehe die Kinder noch wissen, wie die Baum-

wolle gewonnen wird. Es ist ein gräßliches Zopfsystem, dieses ganze Lehrsystem, es ist — die Wände der Gedankenwerkstätte, in der sich diese bittern Reflexionen bildeten, begannen wirklich Galle auszuschwitzen und Herr Locke griff nach seinem Käppchen und setzte es auf und rückte es weit nach dem Hinterkopfe, und einem Commis, der eben eintrat und Herrn Locke Briefe überbrachte, behandelte er wie einen Lehrer, der einen Versuch gemacht hat, den kleinen Daniel nach dem verhaßten Systeme zu unterrichten.

Als Herr Locke dann den grünen Vorhang ein wenig zurückschob und den Kleinen an der Brust der Amme liegen sah, hatte er das kleine Gehirn wirklich in dem Verdachte, als beschäftige es sich bereits mit den Kaffern, mit der chinesischen Mauer und mit vorweltlichen Thieren. Doch wichen diese düstern Gedanken bald wieder einem andern Traumbilde, denn Herr Locke sah jetzt den hochaufgeschossenen Daniel an seinem Halse hängen, um auf mehrere Jahre Abschied zu nehmen. Er muß hinaus in die Welt, in einer Seestadt soll er die Handlung erlernen, er darf nicht im väterlichen Hause seine Laufbahn beginnen, wenn auch die Trennung noch so bitter ist. Er muß hinaus in die Welt, er muß reisen. Reisen! — da steht in der Zeitung, daß dieser Tage wieder durch das Ausgleiten der Locomotive aus der Bahn ein gräßliches Unglück passirt sei. Indessen der Menschengeist rastet nie, er schafft fortwährend Verbesserungen und wie lange wird es dauern, da hat man auch eine ganz einfache Vorrichtung erfunden, durch die derartige Unglücksfälle rein unmöglich gemacht werden, noch ehe Daniel herangewachsen ist.

Und dann träumt Herr Locke von einem Tage, wo er dem Sohne schreibt, ich werde alt und schwach, ich bin nicht mehr das, was ich sonst war. Komme zurück und tritt das Amt an, das Dir in der großen Weltordnung vorbehalten war. Und Herr Locke freut sich schon auf die Zeit, wo er alt und schwach wird und versetzt sich so lebendig hinein, daß sein Rücken sich krümmt, das müde Haupt zwischen den Schultern hineinsinkt und daß ihn zu fröstelu anfängt. Und endlich sieht er vor sich ein weißes Papier mit einem schwarzen Trauerrande: ein gedrucktes Rundschreiben, worin die Geschäftsfreunde von dem Ableben des alten Locke unterrichtet und von dem Sohne gebeten werden, dem Vater ein ehrendes Andenken und der alten ehrwürdigen Firma das zeitherige Vertrauen zu bewahren.

Wenn Meyerhoff dem Träumer sagen wollte, was er, während er mit freudestrahlendem Gesichte auch seinerseits die schönsten Hoffnungen für das Gedeihen des künftigen Daniel ausspricht, wenn Meyerhoff dem alten Herrn sagen wollte, was er trotzdem ganz im Stillen bei sich denkt, so würde der alte Herr es nicht glauben oder der unglücklichste Mann der Welt werden. Denn Meyerhoff denkt bei sich: „Der Kleine stirbt doch wieder, wie der andere!“

In der That drohte ein unglückliches Ereigniß Locke's glückliche Vaterträume mit rauher Hand zu vernichten.

Mit großem Mißvergnügen hatte Herr Locke schon öfters ein altes häßliches Weib durch das Haus schleichen sehen, und einst war es sogar geschehen, daß Herr Locke sie im Gespräch mit der Amme in Clara's Wohngemach ertappt hatte. Es war die Mutter der Amme.

Die Ernäherin des kleinen Daniel genoß viele Vorrechte; damit sie vor allen Gemüthsbewegungen bewahrt werde, die auf den Säugling übergehen konnten, wurde ihr jeder Wunsch erfüllt. Sie erhielt jede erlaubte Speise und Leckerei, nach der ihr gerade gelüstete, und Herr Locke wagte kein Wort des Mißfallens zu äußern, als er bemerkte, daß die

Amme plötzlich in dem besten Hauskleide seiner kranken Gemahlin einherging und dazu einen gewirkten Shawl von derselben umgethan hatte. Er verlor daher auch kein Wort über die häßliche Alte, die im Hause umherschlich, und diese schien sich der Macht, die sie schützte, bewußt zu sein und unterließ sogar in ihrem Uebermuthe, Herrn Locke, wenn er an ihr vorüberging und sie mit finsterm Blick fixirte, zu grüßen.

Seit einiger Zeit fand sich die Alte, obwohl sie auf einem ziemlich entfernten Dorfe wohnte, täglich ein.

Herr Locke beobachtete, daß die Mutter mit ihrer Tochter ernste Unterhandlungen pflog, daß ihre täglichen Besuche irgend einer höchst unfreundlichen Angelegenheit galten, obwohl die Amme auf Herrn Locke's Befragen stets zur Antwort gab, es sei nichts. Herrn Locke's Unruhe stieg, als er die Alte eines Tages, nachdem sie bereits am Vormittage dagewesen war, im Laufe des Nachmittags zum zweiten Male erschien. Herr Locke sah die Amme wie gewöhnlich im Hauskleide seiner Gemahlin, deren Shawl um die Schulter geschlungen, durch sein Zimmer nach dem Vorsaale gehen. Er blickte nach dem Säugling, der in seinem Winkelbett in tiefem Schlummer lag. Herr Locke blieb während der Abwesenheit der Amme bei ihm. Er heftete sein Auge auf das kleine runde Gesicht des Schlummernden und träumte wieder von seiner Zukunft. Dann beobachtete er das schneeweiße Bettchen, das den kleinen Leib umhüllte, und blickte so lange hin, bis er die mikroskopischen Athemzüge, die das Bettchen kaum bewegten unterschied, — und er träumte wieder.

Er träumte, bis er fand, daß er sehr lange geträumt haben müsse — und daß die Amme über die Gebühr lange wegbliebe. Kein herannahender Schritt von draußen, kein leises Klinken an der Thür und kein Hereintreten will seine harte Geduldprobe enden. Er stand auf und ging hinaus. Es war wirklich auffallend, daß sie so lange wegbleibt, noch auffallender war es, daß sie nirgends zu sehen war; weder auf dem Vorsaale noch in irgend einem der vielen Zimmer, in denen sie Herr Locke suchte. Die Mägde in der Küche sagten Herrn Locke, sie hätten die Amme vor einer guten Weile mit ihrer Mutter und im Shawl und Hauskleide der Madame Locke die Treppe hinabgehen sehen und glaubten, sie sei längst wieder oben.

Herr Locke eilte die Treppe hinab, sah in den Hof, rannte vor die Hausthür und blickte, sich die Hand über die Augen haltend, damit die Sonne ihn nicht blende, — nach beiden Richtungen der Straße um. Sie war nirgends zu sehen. Er eilte zurück, die Treppe hinauf. Viellrich war sie jetzt doch beim Säugling zu finden. Aber er fand, bis auf den schlummernden Kleinen das Zimmer leer, wie er es verlassen. Nun durchsuchte er von Neuem wieder alle Gemächer und in der Angst seines Herzens sah er sogar in jeden Winkel, der durch einen Schrank oder einen Ofen gebildet ward. Sie war nirgends zu finden.

„War die Amme nicht hier?" fragte Herr Locke seine Gemahlin, in deren Zimmer er sie zuletzt suchte.

„Nein," antwortete ahnungslos die Wöchnerin mit matter Stimme.

Herr Locke ging zu dem Säugling zurück und lauschte seinen Athemzügen. Dann ging er, er wußte selbst nicht weßhalb, in sein Zimmer und zog sich, er wußte nicht weshalb, die Stiefel an. Dann eilte er zum Säugling und sah nach, ob er noch schlief, und wieder eilte er auf den Fußspitzen gehend in sein Zimmer zurück und zog seinen Ueberrock

an, er wußte nicht warum, und dann stand er im Ueberrock wieder bei dem Säugling und als er sah, daß er noch fest schlummerte, verließ er ihn wieder und kehrte mit Hut und Stock zurück.

So stand er, mit bleichem Gesicht, mit klopfendem Herzen rath- und thatlos vor dem Schlummernden, als die Thüre aufgerissen wurde und Clara, die vor einer Stunde mit Meyerhoff ausgegangen war, athemlos hereintrat.

„Onkel", rief sie halblaut und nach Athem ringend, draußen vor dem Thore sind wir eben der Amme mit ihrer Mutter begegnet. Sie eilten Beide dem Dorfe zu. Die Amme hatte der Tante Shawl und Hauskleid an. Um zu erfahren, was vorgegangen sei, mußten wir mit umkehren und neben den beiden abscheulichen Geschöpfen herlaufen. Der Geliebte des Mädchens will es nicht leiden, daß sie sich als Amme verdungen hat. Er hat ihr durch ihre Mutter immer gedroht, seiner Wege zu gehen und sie sitzen zu lassen, wenn sie nicht bald zurückkomme. Heute hat er seine Drohung wahr gemacht. Er ist mit Sack und Pack in die Fremde gegangen und die Amme ist mit ihrer Mutter, die ihr die Nachricht gebracht hat, fortgerannt, und nun will sie ihrem Geliebten nach. Es half kein Zureden, kein Drohen mit der Polizei. Sie war außer sich und wehrte sich gegen Meyerhoff, der sie zurückhalten wollte, mit Händen und Füßen!"

Während der letzten Worte Clara's erwachte der Kleine. Er zog sofort ein finsteres Gesicht und holte zum Schreien aus; dann schrie er wirklich und während nun das Folgende vorging, schrie der Säugling wie ein aufgeblasener Dudelsack fort.

„Bleib' Du beim Kinde," raunte Herr Locke seiner Nichte zu, während der Kleine schrie und rannte an der Thüre, dann kehrte er zurück und stieß die Worte heraus: „oder ich will bleiben." Zuletzt riß er die Handschuhe aus der Tasche und rief: „Bleib Du, ich will gehen!"

Darauf rannte er hinaus in die Küche und sagte den Mädchen, während man den Kleinen schreien hörte: „Lauft Alle in der Stadt herum, gleich auf der Stelle, und seht, wo eine Amme zu finden ist."

Während sich die Mägde die Küchenschürzen abbanden und die Spiegel zur Hand nahmen, eilte Herr Locke die Treppe hinunter. Er hörte noch auf der Treppe den Kleinen schreien.

Hastig trat er in's Comptoir: „Meine Herren," rief er den anwesenden Commis zu, während man den Kleinen oben schreien hörte, „haben sie die Güte, Ihre Arbeiten wegzulegen, und vertheilen Sie sich in der ganzen Stadt und forschen Sie nach, wo eine Amme zu finden ist."

Während die Herren die Bücher zuklappten und die Federn ausspritzten, warf Herr Locke hinter sich in's Schloß und war einen Augenblick später auf der Straße, wo er den Kleinen oben schreien hörte. Er eilte zum Arzte.

Es währte nicht lange, da war in der ganzen Stadt keine Gasse, in der nicht Jemand aus Locke's Hause zu treffen gewesen wäre.

Inzwischen schrie der Kleine fort. Die Mutter hatte schon ängstlich gefragt, was ihm fehle, und Clara, die es nicht wagte, die Kranke durch die Mittheilung des wahren Sachverhalts zu erschrecken, stand fürchterliche Minuten aus.

Herr Locke kehrte mit dem Arzte zurück, der dem Geschrei des Säuglings rathlos zuhörte.

Die Mägde kamen zurück und die Commis und Lehrlinge stellten sich ebenfalls ein. Niemand hatte eine Amme, Niemand auch nur die Spur einer solchen gefunden.

Der Blick, mit welchem Herr Locke jeden Einzelnen, der, um Rapport abzustatten, zur Thüre hereintrat, verschlang — läßt sich nicht beschreiben.

Herr Locke wollte eben wieder nach dem Hute greifen, um selbst die Stadt zu durchforschen, da öffnet sich nochmals die Thür und ein kleines Küchenmädchen trat herein. Sie ging schweigend nach einem Schlüsselschrank und hing einen Schlüssel hinein.

Herrn Locke's Blicke hafteten an ihren Lippen, aber diese blieben stumm, während der Kleine schrie.

Das Küchenmädchen wollte wieder zur Thüre hinausgehen.

„Hast Du keine gefunden?" fragte schnell Herr Locke.

„O, ja," erwiederte das Küchenmädchen, erstaunt über die Frage, „es waren ja noch genug da!"

„Sprich schnell, wo ist sie? Hast Du sie mitgebracht?"

„Sie steht in Ihrem Zimmer auf dem Tische."

„Auf dem Tische? Wer steht auf dem Tische?"

„Die Flasche Madeira, die Sie mir herauf zu holen befahlen."

Es kam Niemanden bei, über dieses Mißverständniß nur zu lächeln.

„Warst Du nach keiner Amme aus?" frug Herr Locke mit dem Fuße stampfend.

„Nein ich war bis jetzt im Keller."

„Weißt Du nicht irgendwo eine Amme?"

„Eine Amme?" wiederholte das Küchenmädchen und trocknete sich mit der Schürze die Hände ab, „eine Amme?" wiederholte sie von Neuem, sich besinnend, und blickte die Anwesenden nach der Reihe an. Dann schwieg sie eine Weile, und es hätte eine Todtenstille im Zimmer geherrscht, wenn der Säugling nicht geschrieen hätte. „O ja," sagte endlich das Mädchen, während sie sich noch immer mit der Schürze ihre Hände abtrocknete, „ich wüßte wohl eine Amme, aber ich glaube schwerlich, daß sie kommen wird."

„Wer ist sie, wo ist sie?" rief Herr Locke nach Hut und Stock greifend, während der Arzt das Gleiche that und Clara den schreienden Säugling küßte.

„Ich kenne ein junges Mädchen," antwortete die Küchenmagd, sich noch immer an der Schürze die Hände abtrocknend, „ihr Kind ist vor Kurzem gestorben. Ich bin mit ihr in die Schule gegangen."

„Wo ist sie?" fragte Herr Locke hastig und vor Ungeduld zitternd.

„In Libenau."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novelle aus der Wirklichkeit.

Die Ringstraße in Wien, so jung sie ist, hat bereits ihre kleinen Romane.

Irgendwo am Ring — nähere Details sind überflüssig — wohnt ein junger Mann, hübsch, reich, unabhängig, kein Oesterreicher, aber von Oesterreich und Wien so gefesselt,

daß er entschlossen ist, seine Renten, die er aus einer deutschen Handelsstadt als einzige Sohn eines coulanten Hauses bezieht, in der neuen Kaiserstadt zu verzehren. Der jung Mann am Fenster liegend, erblickt auf der andern Seite des Ringes, will sagen, in de Entfernung von 30 Klaftern, eine junge Dame, deren Gesicht und Gestalt auf ihn eine lebhaften Eindruck machen. Man kokettirt hinüber, es wird herüber kokettirt, — ma betrachtet sich durch Lorgnons, — lacht, da man sich gegenseitig bei der Lorgnettirung ertappt, endlich — um's kurz zu machen — zieht man Erkundigungen ein, unser Man erfährt, die junge Dame sei die Waise eines hohen Beamten, der ihr ein kleines Einkommen hinterlassen u. s. w., sendet schließlich ein Brieflein, worin er den mächtigen Eindru schildert, den die persönlichen Vorzüge seines Vis-à-vis auf ihn gemacht und fleht um ein kurze Unterredung. Sie willigt ein und beordert den Liebeskandidaten in den Augarten dort zur bestimmten Stunde, am angegebenen Plätzchen eintreffend, findet er sie auf eine Bank sitzend; sie deutet ihm an, neben ihr Platz zu nehmen; er entschuldigt sich, daß e nicht zuerst dagewesen, sie antwortet in so liebenswürdiger, geistreicher Weise, daß e davon entzückt, eben so sehr wie über ihre Schönhe't, nicht umhin kann, diesem Entzücke in beiden Richtungen Worte zu leihen. „Und wenn Sie nun ein rechtes Gänschen gefunden hätten?" meint sie. „O!" ruft der junge Mann vorschnell, „das nimmt man bei de Wienerinnen nicht so genau!" Und da er sieht, daß bei diesen Worten eine dunkle Röth das liebliche Antlitz der Dame überzieht, beeilt er sich, seine Bêtise zu verbessern, gerät aber, wie es bei lahmen Entschuldigungen zu gehen pflegt, in ein Labyrinth von Widersprüchen, während die junge Dame eine solche Fülle von Geist, Verstand und Bildung i der Vertheidigung ihrer Landsmänninnen entwickelt, daß der gute Junge aus dem kluge Norden endlich, auf allen Punkten geschlagen, um Gnade fleht, die ihm auch gewährt wird „Zum Zeichen, daß ich nicht böse bin," spricht die Dame, „erlaube ich Ihnen, mir de Arm zu geben, und mich zu meinem Wagen zu geleiten, der vor der Pforte steht." De Glückliche gibt seinem Arm die malerischste Rundung, die Dame erhebt sich und legt ihr feine Hand daran, — aber, o Himmel! — beim ersten Schritte, den sie machen, entdeck er, daß die Dame — hinkt, nicht etwa unbedeutend, sondern sehr stark, so daß sie di mitleidigen Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht. Wie mit Eiswasser übergossen wandelt der Bestürzte an ihrer Seite, mit einem wehmüthigen Lächeln spricht sie: „Glauben sie denn, daß ich Ihnen dieses beschämende Rendezvous gewährt haben würde, wen ich nicht gewußt hätte, daß ein Blick auf meine Verkrüpplung hinreichen würde, Sie vo Ihrer Schwärmerei zu heilen? Helfen Sie mir armen Krüppel in meinen Fiaker, es i der erste und letzte Dienst, den ich von Ihnen begehre. Schön Dank dafür, leben Si wohl!" Der Schlag fiel zu, der Fiaker rollt fort und der junge Mann steht wie vernichtet am Portale des Augartens, der Kaiser Josephs ewig denkwürdige Worte als Inschrift trägt.

Heimgekehrt, tritt er unwillkürlich an's Fenster und blickt über den Ring hinüber, wie sonst

Bis die Liebliche sich zeigte,
Und ihr lieblich Bild
Auf den Ring sich niederneigte,
Ruhig, engelmild.

Aber die Liebliche zeigt sich nicht mehr, die Rouleaux an ihren Fenstern bleiben her

ıbgelassen, heute, morgen, übermorgen, alle Tage — und je länger er sie nicht sieht, ›esto größer wird die Sehnsucht, sie zu sehen. Endlich setzt er sich hin, schreibt eine kläg-iche Epistel an sie und schließt mit dem Geständniß, er könne ohne sie nicht leben.

Die Rückantwort lautete lakonisch genug: „Reden Sie mit meinem Oheim, der nein Vormund ist.“

Des andern Morgens erscheint der Brautwerber vor dem, der die ersehnte Hand zu ›ergeben hat. Der Oheim hält es für Pflicht, den jungen Mann auf das nicht bedeutende Vermögen der Begehrten, sowie auf ihre körperlichen Gebrechen aufmerksam zu machen. „Ach, das weiß ich ja Alles!“ ruft der Freier, „ich will ja nur ihr Herz, ihren Geist, hre Liebenswürdigkeit, was liegt mir an der Schönheit des Körpers, die durch einen Fall iber die Treppe, durch die Pocken, durch die nächstbeste andere Krankheit zerstört werden kann.“

„Wenn Sie das einsehen, bin ich nicht abgeneigt, Ihnen meine Hand zu reich n,“ pricht plötzlich hinter ihm die süße Stimme, die er seit vierzehn Tagen nicht mehr gehört.

Er wendet sich um und sieht sie vor sich stehen in der ganzen Fülle ihrer Holdselig-'eit; entzückt breitet er die Arme aus, sie an sein Herz zu ziehen.“

„Halt! erst müssen wir auch die Erlaubniß der Tante haben, gestatten Sie, daß ich Sie zu ihr führe.“

Und sie faßte seine Hand und schreitet an seiner Seite, „mit gleichem Schritt und ınd Tritt“, wie's im alten Liede heißt. Kaum seinen Augen trauend, stammelt der junge Mann:

„Sie hinken nicht?“

„Nicht im Mindesten.“

„Warum dieser grausame Scherz?“

„Mich ärgerte die Nichtachtung, mit welcher Sie weibliche Bildung für Nebensache ıielten, ich wollte um meiner selbst willen geliebt sein, nicht um des Bischen Schönheit villen, das mir ein Zufall rauben kann. Darum erlaubte ich mir die kleine Prüfung.“

Und habe ich sie gut bestanden?“

„Zu meiner vollen Zufriedenheit!“

Der junge Mann beugt sich entzückt über die Hand der gestrengen Rigorosums-Pro-essorin und drei Wochen darauf führte er als rechtmäßiger Besitzer dieser schönen Hand eine junge Frau nach dem Norden, um ihr seine Geburtsstadt zu zeigen und dann so schnell ıls möglich nach Wien zurückzukehren.

(Ein Gebet.) Brigham Young, der Mor-nonen-Chef, hielt neulich seiner Gemeinde folgendes Gebet, welches gewiß ein Muster von Neutralität ıbgibt: „Der Norden fleht zu Gott, daß die Schwer-er seiner Soldaten das Herz eines jeden Rebellen reffen mögen, und ich sage Amen! — und der Sü-›en fleht zu Gott, daß der Norden ausgerottet wer-›en möge von dieser Erde, und ich sage Amen!“

Amerikanische Blätter erzählen folgende für den gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Andrew Johnson, sehr bezeichnende und nichts weniger als ehrenrührige Anekdote: Johnson war bekanntlich in seinen jungen Jahren Schneider-meister. Als er Mitglied der Gesetzgebung von Ten-nessee geworden war, dachte ein aristokratischer Geg-ner ihn aus der Fassung zu bringen, indem er ihm naserümpfend die Worte in's Gesicht warf: „Ei, Mr. Johnson, es ist ja noch nicht lange her, daß Sie mir ein Paar Beinkleider gemacht haben.“ — Nun fragte Mr. Johnson trotzig — waren sie Ihnen etwa nicht gut genug gemacht?“ Man kann sich denken, daß diese Worte einen Beifallssturm hervorriefen, den Johnson's vornehmthuender Kunde nicht bald vergessen haben wird.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 24. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Juni. 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Herr Locke erkundigte sich nach dem Namen, ließ sich das Haus beschreiben und eilte mit dem Arzte die Treppen hinab. Fünf Minuten später saßen Beide in den schwellenden weißen Polstern der Equipage, die in rasender Eile, über Stock und Stein dem fernen Dorfe zujagte. Die Fensterscheiben klirrten, die Räder rollten und der zermalmte Sand knirschte, aber es war Herrn Locke, als hörte er durch dieß Geräusch hindurch das Schreien seines Kindes.

Vor einem niedern Hause in Libenau stieg Herr Locke mit dem Arzte aus.

Auf der Thürschwelle saß ein kleiner Knabe, der auf einer kleinen, rothen Geige gespielt hatte und vor Staunen über die Ankunft der eleganten Kutsche mit dem Fidelbogen in den Saiten hängen blieb.

Herr Locke trat in die enge Stube, in der ein Webstuhl klapperte und durch das Klappern hindurch glaubte er das Schreien seines Kindes zu hören.

Ein junges bleiches Mädchen saß an dem einen Fenster, im Gespräch mit zwei Knaben: Sie war es, die Herr Locke suchte. Sie war aufgestanden und den eintretenden vornehmen Herren entgegen gegangen. Der junge Bursche hinter dem Webstuhle stellte seine Arbeit ein. Es war still im Zimmer.

Herr Locke trug dem Mädchen sein Anliegen vor. Sie schlug die Augen nieder und zögerte mit der Antwort. Mit flehender Stimme und Gebärde wiederholte Herr Locke sein Anliegen. Er bat sie inständig, ihn gleich nach der Stadt zu begleiten, um sein einziges Kind zu retten; sie wisse ja auch, was es bedeute, ein Kind durch den Tod zu verlieren, sie werde den Schmerz eines Vaters und einer Mutter gewiß ermessen können! Er hob jeden der Knaben, zu denen sich auch der kleine Geiger gefunden hatte, zu sich empor, strich ihnen die Haare sanft von der Stirne und sagte ihnen, ihre Schwester würde es sehr gut in der Stadt haben, und sie könnten sie besuchen, so oft sie nur wollten. Das junge, bleiche

Mädchen ließ sich bewegen, sie packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, tröstete die weinenden Brüder und stieg in den Wagen, wobei ihr Herr Locke behilflich war.

Herr Locke nahm mit dem Arzte auf dem Rücksitze Platz, da er fürchtete, sie möchte das Rückwärtsfahren nicht vertragen können. Er warf ihr selbst seinen eigenen kostbaren Pelz über, in den sie sich hüllen mußte, und in sausendem Galopp eilte das Gespann der Stadt entgegen.

Fortwährend hörte er unterwegs das Schreien seines Kindes, er hörte es, bis die junge Amme den Säugling an ihre schwanenweiße Brust legte. Da endlich ward es still und Herr Locke sagte, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben aus Herzensgrund: „Gott sei Dank!"

Clara sitzt am Fenster mit einer Stickerei beschäftigt. Auf schwarzem Sammetgrunde prangt bereits ein üppiges Blumenbouquet, dem Clara eben die naturgemäße Abwechslung der grünen Blätter hinzufügt.

Anna sitzt zu Clara's Füßen: auf ihrem Schooße ruht der festschlummernde Säugling. Sie ist sehr still und nachdenkend. Es kommt häufig vor, daß sie den grünen Knäul, von dem Clara stickt und der zuweilen von deren Schooße herabfällt, ergreift, ihn auf ihre flache Hand legt und mit sinnendem Auge beobachtet, wie sich der wollene grüne Faden ganz langsam und kaum bemerkbar abwickelt.

Herr Locke tritt aus dem Seitengemache herein. Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, beugt er sich zu dem schlummernden Säugling herab und betrachtet ihn mit glücklichem Lächeln. — Er wendet sich befriedigt von ihm ab und fragt die Amme:

„Wie heißt Du? Ich habe Deinen Namen vergessen?"

Clara konnte das Gesicht der Amme von der Seite sehen. Sie bemerkte wie diese bis zur Stirn hinauf erröthete und erst eine gewisse Fassung gewinnen mußte, ehe sie die Antwort geben konnte:

„Ich heiße Anna."

„Wir werden Dich Lisette rufen," sagte Herr Locke im Abgehen; „wir sind einmal an diesen Namen gewöhnt."

Lisette legte den Kleinen sanft in die Wiege und ging hinaus. Als sie nach einer geraumen Weile wiederkehrte, bemerkte Clara an den leicht gerötheten Augen, daß sie geweint habe.

Clara warf einen langen wehmuthsvollen Blick auf das Gesicht der Amme, zu dessen jugendlichen Zügen sich die kleinen Falten auf der Stirn und die etwas eingefallenen Wangen ausnahmen, wie ein von Wolken verbreitetes Dunkel zur schönsten Morgenzeit.

„Mein Onkel hat Sie gekränkt, liebe Anna," sagte Clärchen, die zarte weiße Hand der Amme ergreifend und an ihr Herz pressend; „es thut mir in der Seele weh."

„Ach!" rief Anna niedergeschlagen, „es geschah mir nur Recht, ich verdiene es ja nicht anders!"

„Sprechen Sie nicht so, Anna," entgegnete Clärchen, noch immer der Amme Hand drückend; „jener Eindruck, den ich vorhin an Ihnen wahrnahm, hat meine Achtung und Zuneigung erweckt. Wollen Sie dieß als Ersatz nehmen? Ist es Ihnen Trost genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie in dieser kurzen Zeit recht lieb, recht von Herzen lieb gewonnen habe?"

Anna konnte vor innerer Bewegung nicht sprechen. Sie nickte, unter Thränen lächelnd, mit dem Kopfe.

Damit war zwischen den Beiden eine Vertraulichkeit hergestellt, die Anna's Herzen wohl that. Sie wurde heiter, aufgeweckt, — eine gewisse Gedrücktheit ihres Wesens verschwand und machte einer liebenswürdigen Naivetät Platz, die selbst Clara nicht in ihr gesucht hätte.

Sie freute sich über die kleinen Schmuckgegenstände des Zimmers, sie wagte, Clara's Stickerei in die Hand zu nehmen und sie bewundernd zu betrachten.

„Das wird ein Ruhekissen," sagte Clara, über die Verwandlung Anna's selbst beglückt; mit einem gewissen freudigen Stolze fügte sie hinzu: „für meinen Bräutigam!"

Bei dem Worte „Bräutigam" versank wie auf Zauberschlag Anna wieder in ihre alte Traurigkeit zurück. Als sie Clara's forschendem Blicke begegnete, versuchte sie zu lächeln, und sagte:

„Bräutigam? — Wohl Ihnen!"

Herr Locke arbeitete im anstoßenden Zimmer. Er hörte die leisen Stimmen der beiden Mädchen. Das herablassende Gespräch seiner Nichte mit der Amme, obwohl er es nicht verstehen konnte, mißfiel ihm. Er hatte schon oft unwillig den Kopf geschüttelt. Seit einiger Zeit glaubte er ununterbrochen die Stimme der Amme zu vernehmen.

„Ich begreife nicht," sagte er zu sich selbst, „wie meine Nichte sich so vergessen kann. Diese Amme ist und bleibt doch ein gesunkenes Geschöpf! Was sie ihr nur jetzt vorschwatzen mag?"

Nicht aus Neugierde, sondern aus Mißtrauen gegen den Inhalt der Mittheilungen erfüllt, welche die Amme seiner Nichte jetzt anvertrauen mochte, verließ Herr Locke seinen Platz und stellte sich dicht an die Glasthüre, um zu lauschen.

„Die Messe ging zu Ende," hörte Herr Locke die Amme sagen, „immer leerer wurden die Straßen, die ich Tage lang durchirrte, um ihn, vielleicht vom Zufall begünstigt, wiederzufinden. Seine Freunde, die ich in seiner Gesellschaft öfters in der Weinstube gesehen hatte, waren wohl längst abgereist. Auch Therese und Louise sprachen von der Abreise und wunderten sich, daß ich dieselbe noch nicht betrieb. Ich vermochte nicht, mich von der Stadt zu trennen, er wußte ja meine Heimath nicht, er konnte mich ja, wenn er endlich doch kam, nicht wiederfinden! Eines Sonntags Morgens ging ich aus — und da waren alle Buden weggeräumt, alle Gewölbe verschlossen, eine Feiertagsstille herrschte auf den Straßen, und die Bewohner der Stadt waren zu ihren alten süßen Gewohnheiten wieder zurückgekehrt und gingen in die Kirche oder ihrem lange entbehrten Sonntagsvergnügen entgegen! Als ich nach Hause kam, packten Louise und Therese schweigend ihre Koffer. Ich verstand diese Mahnung, ich sah ihnen eine Weile zu; dann konnte ich mich nicht mehr halten, ich fiel ihnen weinend um den Hals und rief: „Ich kann mich nicht von diesem Orte trennen, bevor ich ihn nicht wiedergesehen habe!" So schonend als möglich entgegneten sie mir, daß sie wohl wüßten, wie es um mein Herz stünde, daß sie aber auch ahnten, ich sei betrogen worden! Bei Gott! dieser Gedanke war mir nicht beigekommen. Der Mann, den ich so liebte, mehr als ich meine Eltern und Geschwister, mehr als ich je einen Menschen in der Welt geliebt hatte, der Mann, den ich in meinen angstvollen Träumen auf dem Krankenbette liegen und hülflos seine Hände nach mir ausstrecken sah, — er sollte

mich betrogen haben?! Und ich sollte mit aller Strenge jahrelang über den guten Ruf meiner Genossinnen gewacht haben, um zuerst das Opfer einer Schändlichkeit zu werden? Ich konnte diese Gedanken nicht fassen! Der eine Schlag, daß er ein Betrüger sei, vernichtete ja Alles, Alles! — Ich entschloß mich zu einem letzten Schritt; ich ging nach dem Polizeibureau, um seinen Aufenthalt zu erfragen. Nie hatte ich gegen irgend Jemanden den mir so theuren Namen ausgesprochen. Jetzt stand ich vor dem Polizeibeamten, ich sah seinen kalten Blick auf meinen Lippen ruhen — ich mußte ihn aussprechen und von Wehmuth, Scham und banger Erwartung erfüllt — sprach ich ihn aus. In einem staubigen Folianten wurde nach ihm gesucht, an dessen Brust ich die süßesten Stunden meines Daseins verträumt hatte! „Flottwell," sagte der Beamte, mit dem Finger über lange Reihen von Namen gleitend; „Flottwell," wiederholte er kopfschüttelnd. Es war ein Kopfschütteln, das mir das Blut in den Adern stocken machte. Er glitt von Neuem über die Namensreihen, er schüttelte von Neuem den Kopf. Dann schlug er den Folianten zu, legte ihn weg, trat zu mir und sagte: „Ein Flottwell ist nicht hier." Aber hier gewesen, widersprach ich zitternd. „Auch nicht hier gewesen," gab er mir kopfschüttelnd zur Antwort. — Als ich nach Hause kam, sah ich, noch unter der Stubenthüre stehend, einen Brief auf dem Tische liegen. Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, diesen Brief, wie er sich so blendend weiß von dem dunkelrothen Teppich erhob, und noch jetzt fühle ich die qualvoll freudige und zugleich bange Gewißheit noch, die mir damals eingab, der Brief sei von ihm! Während ich ihn erbrach, traten Therese und Louise schweigend an das Fenster. — Ja! er war von Flottwell, und er theilte mir in wenig wenig Worten mit, daß plötzlich eingetretene Verhältnisse ihn hinderten, die mit mir angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen; er schätze sich aber glücklich, wenigstens in der Lage zu sein, durch das beiliegende Document, dessen Verwerthung mir jeder Banquier vermitteln würde, zur Erleichterung meines Lebens beitragen zu können. Das Document war ein Staatspapier im Werthe von zweihundert Thalern. — Ich weiß nur noch, daß ich den Brief las und plötzlich — in den Armen Theresens erwachte. Ich wich ihren Tröstungen aus und traf still meine Vorkehrungen zur Abreise. Noch an demselben Tage verließen wir die Stadt. Unterwegs trennte ich mich von meinen beiden Genossinnen, die einen langjährigen glücklichen Bund ohne ihre Schuld jetzt zerstört sahen, für immer. Ich kehrte in meine Heimath zurück, um im Kreise meiner Geschwister und Freunde Trost und Ruhe zu suchen. Meinen Kummer verschloß ich tief im Herzen; ich verschwieg Alles. Man fragte mich, wann ich wieder auf Reisen gehen würde; ich gab unbestimmte Antworten, bis ich fand, daß mir das Schicksal nichts ersparen wollte — bis ich mich Mutter fühlte! — Mein Kind starb, wie Sie wissen; ich war für diesen Schlag gestählt, denn ich bin ja seit langer Zeit nie wieder froh geworden."

Als Anna schwieg, trat Herr Locke von der Glasthüre zurück und setzte sich wieder an seinen Arbeitstisch. Er zuckte die Achseln, gähnte, sprach im Tone jenes halbunterdrückten Mitleids, das sich seiner eigenen heilen Haut freut, das Wort „Leichtsinn!" aus und war bald wieder in seine Arbeit vertieft.

Herr Locke hörte, daß das Gespräch nebenan von Neuem aufgenommen wurde und unterschied abwechselnd die Stimme seiner Nichte und die der Amme.

„Das nimmt kein Ende!" rief er nach einer Weile ärgerlich, stand auf und riß die Thüre auf.

Er sah Clara vor der Amme stehen, sie hatte beide Hände sanft auf deren dunkles Haar gelegt und rief eben in innigem Tone: „So sollen Sie bei uns bleiben!

Herr Locke winkte seiner Nichte. Sie folgte ihm und ließ die Amme allein.

Er sah Clara mit einem eigenthümlichen Lächeln an. Dieß war bei Conflicten mit seiner Nichte, gegen die er nie ein unzartes Wort verlor, der gewöhnliche Ausdruck seines Unwillens. Es war die gute Miene zum bösen Spiel. Um die grauen Augen legten sich dann kleine Fältchen, in kleinen Strahlen auslaufend, wie die Risse auf einer geborstenen Eis- oder Spiegelfläche. Dieß verlieh dem grauen Auge fast etwas Wohlwollendes. Herr Locke sagte kein Wort zu Clara, er lächelte sie nur ununterbrochen an, bis das junge Mädchen verwirrt wurde und erröthete.

„Aber bester Onkel!" sagte Clara endlich, eingedenk der Scene mit Anna, in der er sie überrascht hatte. „Wenn Du nur wüßtest, wie traurig es dem armen Mädchen ergangen ist!"

„Ich habe ihre Geschichte theilweise mit angehört," antwortete der Onkel, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend. „Du willst sie bei Dir behalten, willst ihr ein Asyl bieten? Du kannst Deinen künftigen Hausstand natürlich einrichten, wie es Dir beliebt; kannst Dir Leute halten, so viel Du willst. Aber hüte Dich, daß Dein weiches Herz sich nicht durch unwürdige Personen bethören lasse!"

„Ist Jemand meiner innigsten Theilnahme werth," betheuerte Clara, „so ist es dieses arme unglückliche Mädchen. Verlassen steht sie in der weiten Welt; sie hat nichts, als ihre Geschwister und die Sorge um deren Erhaltung. Wer wird sich der Familie annehmen? Wovon soll sie leben?

„Wovon haben die Leute bisher gelebt?"

„Durch Gesang und Spiel hat Anna für sich und die Ihrigen reichliches Brod verdient. Aber —"

„Nun aber?" fragte der Onkel lächelnd.

„Aber —," ergänzte Clara, eine heftige Regung unterdrückend, „sie hat ihre Stimme verloren!"

Herr Locke ging schweigend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Clara stehen und fragte:

„Was hat sie denn mit dem Document, mit jenem Staatspapier, im Werthe von zweihundert Thalern, angefangen?"

Als sei er sicher, daß Clara zur Beantwortung dieser Frage Zeit brauche, und als wolle er ihr großmüthig Muße gönnen, sich von ihrer Ueberraschung über diese neue Wendung zu erholen, — drehte er seiner Nichte den Rücken zu, um wieder im Zimmer auf- und abzugehen.

„Keine Lage des Lebens wird sie je bestimmen, dieß Document zu verwerthen," entgegnete Clara schnell und bestimmt. „Ich wußte dieß vorher, noch ehe ich sie fragte."

„Also sie besitzt auch ihren Stolz!" bemerkte der Onkel ironisch und den Zeigefinger emporhebend; „nun, so konnte sie die Summe ja dem Armenhause schenken."

„Sie wird sich von dem Documente nicht trennen wollen, so düster die Erinnerung ist, die sich daran knüpft. Würde doch oft der Mensch seine bittersten Erfahrungen um keinen Preis hingeben!"

„Du mußt nicht Alles glauben, Clara, was Dir solche Leute sagen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieß Mädchen ein unglückliches Geschöpf ist, aber solchen Leuten ist die Kunst angeboren, ihr Unglück zu ihrem eigenen Besten gehörig auszubeuten, indem sie mit wenigen Worten das Mitleid Anderer in übermäßigem Grade rege zu machen wissen. Du kennst die Menschen noch nicht; ich kenne sie und besonders diese Art, mit der ich — leider! — Zeit meines Lebens habe verkehren müssen. Bei aller geistigen Beschränktheit besitzen sie doch eine oft staunenswerthe Fantasie. Sie suchen durch allerlei Märchen zu ergänzen und erzählen Charakterzüge, die man schon einmal in einem Buche gelesen hat, von sich selbst. In wie weit dieß Mädchen ihre Geschichte ausgeschmückt hat, will ich dahin gestellt sein lassen, daß sie aber jenes Document unangetastet aufbewahrt halte, ist erdichtet! Etwas Aehnliches hat sie einmal in einem Buche gelesen. Aber solche heroische Menschen existiren in der Wirklichkeit nicht, am allerwenigsten unter jener Classe."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pariser Nachtscene.

Was Heine von den Franzosen überhaupt sagte: „sie sind alle geborene Schauspieler, die besten gehen nur nicht zum Theater," das läßt sich auf die französischen Ehen, wenn auch mit weniger Witz, aber mit mehr Wahrheit anwenden; sie sind durchaus interessante Dramen, die besten werden nur nicht auf der Bühne dargestellt. Ist zum Beispiel eine Begebenheit, wie ich sie nachfolgend erzählen will, in der Voraussetzung, daß sie in Deutschland noch nicht bekannt wurde, in einer andern Stadt möglich?

Einer der berühmtesten Polizei-Directoren von Paris saß eines Nachts, nahe an Mitternacht, in der Präfektur, mit dem Durchblicken einer administrativen Arbeit beschäftigt. Da meldet ihm ein Kanzleidiener, daß eine vornehme Dame in einem Wagen vor dem Thore warte, und ihn dringend bitte, sich zu ihr hinabzubemühen, da sie sich hier oben nicht den Blicken der noch anwesenden Beamten aussetzen wolle. Der gewiegte Polizei-Director wies das Begehren rundweg ab und vertiefte sich wieder in seine Schriften.

Nach einigen Minuten erschien vor ihm ein Mann, dem man den alten Kammerdiener aus vornehmen Hause ansah, und wiederholte das Verlangen mit der Betheuerung, daß es sich um einen ganz außerordentlichen Fall, um die Rettung von Familienglück und Menschenleben handle.

— Und der Name der Frau?

— Ich bin strengstens verpflichtet, ihn zu verschweigen, und die Dame selbst wird Ihnen ihren Namen nicht nennen.

Der Polizei-Director erhob sich, und mit dem Kammerdiener in einen kleinen Vorsaal schreitend, sagte er:

— Weisen Sie die Dame hieher. Niemand wird sie hier ohne meine Zustimmung sehen Das ist Alles was ich thun kann. Ich warte zehn Minuten.

Die Frist war noch nicht verstrichen, als eine dichtverschleierte Dame mit ihrer Begleiterin erschien und, sich dem mächtigen Factotum der Pariser-Polizei zu Füßen werfend,

in den flehendsten Ausdrücken und mit den Schwüren ewiger Dankbarkeit seine Hilfe erbat. Während dieses Fußfalles hatte der geübte Blick des hohen Polizeimannes Zeit, an Ton, Sprache, Kleidung und Geberde die wirkliche Eleganz und Vornehmheit der Dame zu erkennen, und es stieg sogar eine Vermuthung über die wahre Persönlichkeit in ihm auf, doch schwieg er darüber, und die Dame zu einem Sitz geleitend erbat er sich eine ruhige Erzählung.

Ein Cousin von mir, sagte die Dame, mit dem ich seit früher Jugend in freundschaftlichem Verkehr stand, fand sich heute Nacht zum Souper bei mir ein. Ich war allein mit ihm, denn mein Gemahl ist immer bis Eins oder oder Zwei in seinem Circle. Die Juni-Nacht ist heiß, und ich konnte nichts dawider haben, als mein Cousin, dem die Hitze einen Schwindel verursachte, mich bat, die Cravatte loslösen zu dürfen. Er knöpfte auch die Weste auf. Plötzlich aber zog er die Arme aus dem Rock, warf diesen fort, und — lag todt neben mir.

— Neben Ihnen?

— Vor mir im Fauteuil. Ich wurde nicht wahnsinnig vor Schrecken, weil mich gleichzeitig das Raisonnement beherrschte, was mein Gemahl, der schon lange meine Beziehungen zu dem Cousin nicht ohne Argwohn betrachtet, zu der Anwesenheit des Todten bei mir und in einem so derangirten Anzug sagen werde. Eine schreckliche Furcht ergriff mich, vor dem Lebenden noch mehr, als vor dem Todten. Was mit diesem anfangen? Er mußte jedenfalls aus meinem Zimmer geschafft werden, aber wie? wohin? Wo immer die Leiche gefunden würde, die Nachforschungen der Behörden würden zuletzt die Wahrheit entdecken, die mich compromittiren müßte. Ich rief meine Kammerfrau, der es mit Hilfe ihres Mannes, des Dieners, der hier war, gelang, den Todten aus seiner liegenden Stellung zu bringen, und ihm seine Fußbekleidung wieder anzuziehen.

— Ah, er lag also, und er hatte sich sogar der Stiefel entledigt! unterbrach sie der Mann der Polizei, der sich trotz seiner ehernen Aufmerksamkeit eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Die Dame konnte in dem Drang des Momentes ihre eiligen Angaben nicht berichtigen und schloß mit der Mittheilung, daß sie mit Hilfe ihrer beiden Diener den Leichnam in einen Wagen gebracht hatte. „Der Wagen steht vor dem Thore; was um Gotteswillen mit dem Todten anfangen?"

Der Polizeidirektor begann ein scharfes Verhör mit der Dame, ohne jedoch eine überflüssige Indiscretion in seine Fragen zu legen. Die Folge war, daß er zwei Agenten kommen ließ, mit denen er eine Weile heimlich sprach, und die sich sodann entfernten. Einige Minuten später wurde ihm eine Meldung gemacht, worauf er der Dame anzeigte, daß der Todte aus dem Wagen geschafft worden war und sie sich ruhig nach Hause verfügen könne.

Eine Stunde später wurde die Polizei aufgeboten zur Untersuchung des folgenden Falles: Ein Fiaker hatte vor einem Hause still gehalten und wollte seinem Fahrgast aus dem Wagen helfen, als er entdeckte, daß er einen Todten geführt hatte. Der Kutscher, von demselben Polizeidirektor, an den sich jene Dame gewendet hatte, ins Verhör genommen, sagte aus, daß ihn vor einer Stunde zwei Betrunkene angerufen hatten, die einen dritten Berauschten, der sich vor Betäubung fast kaum mehr bewegen zu können schien, in ihrer Mitte schleppten. Diesem Unbeweglichen halfen die zwei anderen Betrunkenen in den Wagen

und gaben dem Kutscher die Straße und das Haus an, wo er seinen schwer benebelten Fahrgast absetzen und dem Portier zur Hinaufbeförderung in seine Wohnung übergeben sollte.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die zwei angeblich Betrunkenen die Agenten des Polizei-Directors waren, die auf diese Weise den Todten in seine Behausung schafften.

Mittlerweile constatirten die Aerzte, daß der also Heimgebrachte im Wagen an Apoplexie gestorben war in Folge zu großer Aufregung durch Wein oder andere Genüsse!!? — Ein Pariser Nachtstück! —

(Aus Andrew Johnson's Leben.) Vor 7 Jahren erzählte man sich in Tennessee Anekdoten von Johnson's kaltblütigem Muthe. Ein Augenzeuge erzählt, daß er eines Morgens einen Anschlag in der Stadt sah, in dem wohlbekannten Style von Alt-Tennessee, daß Andy Johnson „bei Ansichtigwerden" erschossen werden müsse.

Freunde des Gouverneurs versammelten sich in seinem Hause, um ihn nach dem State-House zu begleiten. „Nein," sagte er, „meine Herren, wenn auf mich geschossen werden soll, so wünsche ich, daß Niemand der Kugel im Wege ist." Er ging allein und ungewöhnlich sich Zeit nehmend, nach seinem Amtszimmer auf dem Capitol-Hill.

Ein anderes Mal war er als Redner über eine der aufregenden Tagesfragen angekündigt, und laute Drohungen wurden hörbar, daß, wenn er wage, zu erscheinen, er den Saal nicht lebendig verlassen solle. Zur angesetzten Zeit bestieg er die Plattform und zum Tisch vortretend, legte er seine Pistole auf diesen und redete dann die Versammlung ungefähr folgendermaßen an: „Mitbürger! Es schickt sich, daß wenn freie Männer sich zur Berathung wichtiger öffentlicher Interessen versammeln, Alles mit Anstand und Ordnung hergeht. Man hat mich unterrichtet, daß ein Theil der hier abzumachenden Geschäfte in der Ermordung des Individuums bestehe, das die Ehre hat, zu Euch zu sprechen. Ich beantrage ergebenst, daß dieß zum ersten Geschäft der Tagesordnung gemacht werde. Wenn daher Jemand heute Abend zu diesem Zwecke hierher gekommen ist, so sage ich zu ihm nicht: laßt ihn sprechen, sondern laßt ihn schießen."

Hier hielt er inne, die Rechte an der Pistole, mit der Andern seinen Rock aufhaltend, während sein Auge wild über die Versammlung lief. Nach einer Pause von einer halben Minute fuhr er fort: „Meine Herren, es scheint, man hat mich falsch berichtet. Ich will jetzt zu dem Gegenstande übergehen, der uns hier zusammengeführt hat." Und dies that er mit aller seiner gewohnten Kühnheit und der Lebhaftigkeit, seine Gegner nicht schonend, sondern es ihnen auf gut Tennesseeisch gebend.

Obgleich früher Schneider, ist er kein eingebildeter Emporkömmling (Snob). Bald nach seiner Inauguration als Governor von Tennessee beschenkte ihn ein hoher Beamter des Staates, der als Schmied aufgewachsen war, mit einem Gehölz eleganter Feuerutensilien, die er sich selbst gemacht hatte. „Ich werde mich in gleicher Weise bei ihm abfinden," bemerkte der Governor. Er kaufte vom feinsten schwarzen Tuch, das in Nashville zu haben war, verschaffte sich Schneiderwerkzeug, erhielt vom Schneider des Richters dessen Maaß und machte ihm einen vollständigen Anzug zum Geschenke, an dem er jeden Stich selber gethan. Die ganze Arbeit, erzählt man, wurde im Governorzimmer des State-Houses gemacht. Und der glückliche Empfänger erklärte, daß ihm der Anzug trefflich säße, und hatte ihn im Jahre 1850 noch.

Girgl und Natzl, Landshuter-Schusterbuben.

Girgl: Hast's g'lesen, die Nannunger Antischulreformadreß circulirt im Ochsenfurter-Gau und d'Leut raufa sich zum Unterschreib'n hin!

Natzl: Dös is a Beweis, daß in dem Gau no net alle Ochsen furt (fort) san!

Die Folgen der Schiller-Verbreitung. Richter: „Hans, Ihr seid angeklagt, Holz aus dem Fichtenwalde genommen zu haben; wie könnt Ihr Euch vertheidigen?" — Hans: „Es ist mir gesagt worden, daß ich das Holz nehmen soll." — Richter: „Wer hat das gesagt?" — Hans: „Schiller, er sagt: nehmet Holz vom Fichtenstamme!"

(Kasseler Neuigkeiten.) Vor einigen Tagen trug der Theaterzettel an der Spitze folgende Bemerkung: „Wegen plötzlicher Heiserkeit des Fräulein Grün, fortbestehender Unpäßlichkeit des Herrn Gerso, Heiserkeit des Herrn Neß, und da Fräulein Höfl nicht zu finden ist, kann heute eine Opern-Vorstellung nicht stattfinden, dafür: Der Goldbauer" &c.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 25. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Juni. 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Du magst die Menschen besser kennen als ich," entgegnete Clara ungeduldig, „aber ein Mädchenherz muß ich besser verstehen. Ich gehe, um Dich zu überführen, wie Unrecht Du der armen Amme gethan hast."

Bei diesen Worten verließ Clara das Zimmer. Nach einer Viertelstunde kam sie wieder, ein briefartig gebrochenes Papier in der Hand.

„Hier ist das Document", sagte sie, dasselbe ihrem Onkel überreichend.

Dieser nahm es zögernd.

„Was ist das?" fragte er, als er, das Papier zwischen den Fingern haltend, eine Unebenheit dazwischen fühlte.

Clara nahm es zurück und öffnete es. Ein kleiner Ring fiel ihr entgegen.

Während Herr Locke neugierig nach dem Documente griff und dessen Aechtheit prüfte, starrte Clara den goldnen Ring an, den kleinen goldnen Ring mit einem grünen Steine, auf welchem die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ihr Geburtsjahr eingravirt waren. Todtenblässe flog über ihr Antlitz, ihre Hand zitterte heftig und ließ den Ring zu Boden fallen. Erst nach mehreren Secunden vermochte sie die Worte zu stammeln:

„Es ist — derselbe Ring, der — einst *mein* gehörte! Ihr Geliebter schenkte ihr diesen Ring!"

Herr Locke hatte ihn vom Boden aufgehoben und betrachtete ihn. Auch er war für den Augenblick betroffen.

„Sagtest Du mir nicht, daß Meyerhoff ihn während der letzten Messe verloren habe? — So hat ihn dieser — wie hieß er? —"

Clara antwortete nicht.

„Dieser — Flottwell gefunden."

Clara schüttelte stumm das Haupt. Ihr Auge war starr nach der Wand gerichtet, als sähe sie dort eine schreckliche Erscheinung.

Nach einer Weile rief sie die Amme herein.

Anna war betroffen, das Document und den Ring in Herrn Locke's Händen zu sehen, der Anblick Clara's jedoch lenkte sie schnell hievon ab.

„Anna!" fragte Clara mit einem erzwungenen Lächeln, „wie sah dieser Flottwell aus?"

Den Blick zu Boden gesenkt, beschrieb die Gefragte Flottwell's Aeußeres — bis auf die weißen Zahnreihen, die — wenn er beim Lächeln den Mund öffnete, wie blendende Perlen von dem schwarzen Barte abstachen.

Sie wagte noch immer nicht das Auge aufzuschlagen, sie sah einen stillen, dunklen Schatten an sich vorüberwanken, sie sah ihn zusammensinken und den Kopf gegen das Sopha pressen. Sie blickte bestürzt auf und sah, wie Herr Locke seine Nichte emporhob und aus dem Zimmer führte.

Es war eine unheimliche, stumme Scene gewesen! — Ein Schauer überkam Anna. Es war Alles so still, so stumm hergegangen, und auch jetzt war Alles still, Alles — durch das ganze Haus!

Regungslos wie ein Marmorstatue, die Hände nach dem Boden herabgerungen, in zurückgebeugter Haltung, und den Blick nach der Thüre gewandt, durch welche Clara, auf dem Arm ihres Onkels gestützt, hinausgewankt war — blieb Anna lange stehen.

So fand sie Herr Locke, der soeben zurückkam. Beim Anblick der Amme verzog er den Mund zu einem freundlichen Lächeln.

„Du bist doch nicht erschrocken?" fragte er das Mädchen; „es hat nichts zu bedeuten, meine Nichte leidet zeitweilig an epileptischen Anfällen."

Damit öffnete er die Thüre zu dem Zimmer, wo der Säugling schlief und bedeutete der Amme, hineinzugehen.

„Als er sich allein sah, verschwand das Lächeln um den Mund, sein Gesicht drückte plötzlich die höchste Angst aus.

„Wenn sie nur die leiseste Ahnung hätte, daß er ihr so nahe, daß er hier im Hause ist; wenn sie etwas erführe — es wäre um mein Kind geschehen! Er muß fort, er muß aus dem Hause! Es darf Niemand zu ihr hinein."

Während dieses Selbstgesprächs war Locke an die Glasthür getreten, hatte den Schlüssel leise herumgedreht, zog ihn ab und steckte ihn zu sich.

„Er muß auf der Stelle fort," murmelte er vor sich hin und verließ das Zimmer, um ihn aufzusuchen, „er muß auf der Stelle fort!"

Meyerhoff befand sich im Garten, wo er seine Braut zu finden geglaubt hatte, und während Herr Locke die Comptoirthüre unten hinter sich in's Schloß warf, stieg Jener die Treppe hinauf.

Die Sonne schien so freundlich, der Himmel war fleckenlos blau, soweit man sah; Meyerhoff wollte seine Braut zu einem Spaziergange auffordern.

Er glaubte sie, wie gewöhnlich, eben beim kleinen Cousin zu finden. Das Zimmer war verschlossen; keine Spur von einem Schlüssel. Er zog den Vorhang ein wenig zurück und blickte durch das Glasfenster. Da auf dem Stuhle sitzt ein fremdes Mädchen, die

Hände auf dem Schoße übereinandergeschlagen, die Augen, als wären sie geschlossen, auf den Boden gesenkt. Wahrscheinlich die neue Amme. — Es scheint kein gewöhnliches Mädchen zu sein. Sie nimmt sich in ihrer einfachen Kleidung fast aus wie eine junge Dame im Negligée; das Gesicht — dieß blasse Gesicht, die eingesunkenen farblosen Wangen — sind daran Schuld, daß Meyerhoff sich nicht schnell genug darauf entsinnen kann, wem sie ähnlich sieht.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man ein Wort auf der Zunge vergißt, wenn man den Anfangsbuchstaben genau weiß und eine Masse Namen citirt, die ganz ähnlich klingen, aber von denen doch keiner der richtige ist. Gerade so ein peinliches Gefühl ist es, wenn man ein Gesicht sieht, und nicht gleich weiß, wo man es schon früher ein Mal gesehen hat. Es fehlt noch ein Buchstabe, ein einziger Buchstabe fehlt hinein in die Erscheinung, die dort auf dem Stuhle sitzt.

Wie man, um einen Namen zu finden, sich ähnlich klingende in's Gedächtniß ruft, so hüllt Meyerhoff's Phantasie das fremde Mädchen in ähnliche Formen, wie die, welche er meint, aber zu denen noch immer ein Buchstabe fehlt. Er hat sie in ein seidnes Kleid und in einen schönen Shawl gehüllt, er dichtet ihr eine goldne Armspange an den schmächtigen Arm, einen goldnen Ring an den Finger, er bedeckt ihr schwarzes Haar mit einem Hut und sieht das blasse schmale Gesicht durch einen weißen Florschleier hindurch, aber es fehlt noch ein Buchstabe! Wie der Blitz war der Buchstabe da, als sie jetzt eben die Augen aufschlug, die dunkelbraunen Augen, die da so bezaubernd durch den weißen Schleier hindurchglühten!

Meyerhoff hatte blitzschnell den Vorhang wieder vorgeschoben. Er blickte sich im Zimmer um. Sonderbare Traumwelt! Das Blut drängt so ungestüm nach dem Herzen! Das wird ein Fieber, wenn es kein Traum ist!

Herr Locke tritt zur Thür hinein. Er erblickt Meyerhoff und erblaßt! Und doch sagt er selbst zu Meyerhoff:

„Sie sind blaß im Gesicht, leichenblaß! — Gestehen Sie schnell, Sie haben durch den Vorhang gesehen.“ So angstvoll sagt er das, und doch so mild, so gütig. Und doch scheint er Alles zu wissen.

„Ja,“ entgegnet Meyerhoff lächelnd und wie im Traume, „ich habe durch den Vorhang gesehen.“

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte Herr Locke hastig und doch mild.

Meyerhoff nickt, wie im Traume.

Locke zittert und stammelt die Frage heraus: „Hat das Mädchen Sie auch gesehen?“

Meyerhoff verneint und sieht wie im Traume Herrn Locke mit der Hand winken, daß Meyerhoff ihm folgen solle.

Beide gehen in ein ganz entlegenes Zimmer.

Herr Locke schließt hinter sich die Thür, wirft einen zornfunkelnden Blick auf seinen künftigen Schwiegersohn und nennt ihn laut einen „Schurken“.

Da erwachte Meyerhoff. Das Blut kehrte aus dem Herzen wieder zurück auf seine Wangen. Fest und trotzig stand er vor Herrn Locke.

„Verzeihen Sie,“ sagte dieser höhnisch, „ich habe Sie verkannt. Sie sehen einem gewissen Flottwell sehr ähnlich, der Ihren Ring fand, den Sie einst verloren hatten, und

einer Dirne ein Geschenk damit machte. War es nicht gemein von diesem Manne, gefundene Sachen zu verschenken?"

Meyerhoff gewann jetzt, nun er die Gewißheit hatte, daß Alles heraus war, seine vollständige Fassung wieder.

„Wie sind sie zu diesem Mädchen gekommen?" fragte er tonlos.

Herr Locke ging, die Hände auf dem Rücken, mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Er antwortete nicht.

Nach einer Weile fragte Meyerhoff wieder: „Weiß Clara schon davon?"

Herr Locke blieb stehen und sah dem Fragenden in das ruhige Gesicht.

In dieser Frage und in diesen Mienen drückte sich eine Fühllosigkeit aus, über die Locke erstaunte, zugleich aber auch eine Gleichgültigkeit, eine Sicherheit, die Locke's Ingrimm herausforderte. Es war ein Triumph für Locke, Meyerhoff jetzt sagen zu können:

„Clara weiß Alles — Alles weiß sie, ich denke, sie wird auch wissen, sich zu trösten und den Unwürdigen, den Abscheulichen, der sie hinterging, zu vergessen."

„Sich trösten — ja!" rief Meyerhoff, „aber mich vergessen? Eines kleinen Abenteuer's wegen, das mir begegnet ist?"

„Meine Nichte betrachtet es nicht als Abenteuer, dazu ist sie zu gut erzogen."

„So müssen Sie dieß Mal schon bei Clara ein gutes Wort einlegen, bester Papa; reden Sie ihr zu, das wird mehr helfen, als wenn ich selbst —"

„Ich erstaune über Ihre lockere Denkungsweise!" rief Herr Locke wüthend; „werden Sie sich klar, Mann, über das, was Sie gethan haben und jetzt verdienen. Sie haben die Ehre meiner Familie befleckt; Ihre Verlobung mit meiner Nichte ist aufgelöst."

„Sprechen Sie im Ernst oder im Scherz?" warf Meyerhoff ein und Locke beobachtete in seinen Augen ein unheimliches Aufleuchten, das ihm von früherer Zeit her nicht ganz fremd war, „sprechen Sie noch ein Wort, aber, ich bitte, ein ernstes Wort; denn, bei Gott, ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Scherzen!"

„Ich verlange mehr Respect von Ihnen", entgegnete Herr Locke streng und würdevoll; „Sie sind jetzt wieder das, was Sie waren, als Sie dieß Haus zuerst betraten. Die Bande, die Sie an meine Familie knüpften, sind aufgelöst; Ihr Mandat, als Procuraführer meines Geschäfts, ist erloschen. Beeilen Sie sich, wenn nicht die Stadt, so doch mein Haus zu verlassen!"

Meyerhoff sah Herrn Locke eine lange Weile scharf an. In seinem katzenartigen Blicke lag ein eigenthümliches Gemisch von Mitleid und Hohn. Langsam erhob er seine Hand, streckte sie gegen Locke aus und sagte, indem er mit zwei Fingern dessen Rockaufschlag sanft erfaßte, mit gedämpfter Stimme;

„Sie können mich nicht wieder zu Dem machen, was ich war. —-Es ist zu spät! Seien Sie klug, wie Sie es immer waren, wenden Sie Alles auf, um Clara wieder mit mir auszusöhnen; es liegt in Ihrem eigenen Interesse. Mißlingt Ihr Vermittlungsversuch, so steht es schlimm um mich, noch schlimmer aber um Sie. — Hören Sie mich an, ich will Ihnen vor allen Dingen eine Geschichte erzählen."

Meyerhoff lud Herrn Locke ein, sich zu setzen; da dieser aber keine Notiz hiervon nahm, sondern im Zimmer auf- und abging, so warf sich Meyerhoff in eine Ecke des Sopha's, und während er mit den Augen Herrn Locke auf jedem Schritte verfolgte, begann er:

„Ganz das nämliche Zimmer, in welchem wir uns befinden, bewohnte vor Jahren die Gouvernante Clara's."

„Wohin soll das führen?!" rief Herr Locke erblassend.

„Unterbrechen Sie mich nicht," bat Meyerhoff mit einer unerträglichen Sanftmuth.

„Marie war ein mit allem Liebreiz ausgestattetes Mädchen," fuhr Meyerhoff fort; „sie gefiel ihrem Gebieter nicht minder, als mir jenes Harfenmädchen gefallen hat. Sie wurde Gegenstand seiner Bewerbungen. Der alte, ehrwürdige Herr besaß zwar eine liebenswürdige Gemahlin, indessen — was schadet ein kleines Abenteuer, wenn es verschwiegen bleibt? — Bitte, lassen Sie mich die Geschichte auserzählen, sie wird ernster. — Marie also, sagte ich, erfreute sich der Zuneigung des alten Herrn, das ist sicher, davon habe ich selbst Beweise. Daß die Zuneigung erwidert wurde, bezweifle ich, denn Marie liebte einen Andern. Eines Tags erhielt die Gouvernante einen Brief aus ihrer Heimath. Ihr Vater, ein Beamter, hatte, um sich aus den Händen eines Wechselgläubigers zu retten, die ihm anvertraute Casse angegriffen."

„Schurke!" sagte Herr Locke zähneknirschend, „Du warst es, der Mariens Schreibsecretär erbrochen hat!"

„Ich habe ihn nicht erbrochen, das kann ich eidlich behärten; auch thut dieß jetzt nichts zur Sache. — Der Vater also hatte die ihm anvertraute Casse angegriffen, er hoffte, das Deficit, das mehrere hundert Thaler betrug, später wieder decken zu können; da wurde ihm plötzlich die Nachricht, daß ihm ein Avancement in seinem Amte bevorstünde. Er mußte die Casse übergeben; in seiner Verzweiflung schrieb er an seine Tochter, theilte ihr die furchtbare Gefahr, in der er schwebte, mit, und bat sie, sich bei ihrem reichen Principal zu verwenden, daß dieser die Summe vorstreckte. Die Liebe zu ihren Eltern vermochte das Mädchen, ihrem geneigten Gönner die Lage ihres Vaters zu entdecken. Er schoß die Summe vor. Mariens Vater war gerettet. Er war von Neuem verloren, wenn Marie die Huldigungen des Menschenfreundes nicht erwiderte, ein Damoklesschwert schwebte über den Häuptern der unglücklichen Familie. Einst drohte es vernichtend herabzufallen, als Mariens Principal ein Liebesverhältniß entdeckte, das das unglückliche Mädchen unter Furcht und Zittern mit einem Commis seines Hauses unterhielt. Marie entsagte dem schmählich getäuschten Jünglinge und ihre Familie blieb vor Schimpf und Schande bewahrt. Aber wie ein Gift im menschlichen Körper sich weiter und weiter frißt, wenn es nicht zum Ausbruche kommen kann, um endlich doch noch anderswo hervorzubrechen, so wucherte die unterdrückte Schande jener Familie heimlich fort — in Maria. Denn Maria wurde die Geliebte, die Maitresse ihres Principals. Einst war sie plötzlich verschwunden, Niemand wußte weßhalb. — Aber ich weiß es, ich kenne den Vater des unglücklichen Geschöpfs, das sie unter ihrem Herzen trug. — Er steht vor mir!"

Lange Zeit fiel kein Wort im Zimmer.

Herr Locke ging heftig auf und ab. Endlich blieb er, nach Athem ringend, vor Meyerhoff stehen und sagte:

„Und wissen Sie auch, erbärmlicher Schleicher, — daß — Marie und — ihr Kind — längst — unter der — Erde ruhen?"

„Auch dieß ist mir bekannt, Beide sind todt, aber das Factum lebt. Und ich rathe Ihnen, Clara mit mir auszusöhnen, sonst —"

„Sonst?“ fragte Locke die Zähne zusammenbeißend.

„Sonst kann ich mir nicht anders helfen, sonst muß ich dafür sorgen, daß die Folgen Ihres Abenteuers ebenso gewichtig auf Sie zurückfallen, wie die des meinigen auf mein Haupt.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Londoner Gerichtssaale.

Es war vor einigen Wochen, da stand an einem Montag Morgens ein junges Paar vor dem Friedensrichter, das nicht in den friedlichsten Absichten gekommen zu sein schien. Freunde und Freundinnen bildeten für die Beiden, die in einiger Entfernung sich gegenüber saßen, gleichsam die nöthige Staffage ihres Falles. Endlich trat die junge Dame als Klägerin auf.

Miß Betty Harriot ist eine volle Blondine von zartestem Teint; aber seltsam kontrastirt mit diesen Attributen der Sanftmuth und der Schwärmerei ihr entschiedenes, sicheres Wesen, das sie im Verlaufe der Verhandlung an den Tag legt. Miß Betty hatte in Coventgarden einen jungen Mann kennen gelernt, dessen Erscheinung sie gleich beim ersten Anblicke entzündet hatte. Es ist derselbe Mann, welcher mit bleichem Antlitz und unter dem Eindruck einer tiefen Aufregung der Erzählung Miß Betty's von ihrem ersten Zusammentreffen lauscht. Sie hatten sich später bei einem Spaziergange wieder gesehen, und bald sich gegenseitig ihre Neigung verrathen. Mr. Manning — so war der Name ihres Ideals — fand leicht Gelegenheit, Zutritt in das Haus der Angebeteten zu erhalten, denn deren Eltern trugen kein Bedenken, den soliden Verehrer in den Kreis ihrer Freundschaften zu ziehen, als sie hörten, Manning sei der Neffe eines reichen Fabrikanten in Liverpool, der ein großartiges Kravattengeschäft besitze, und seinen jungen Anverwandten zur höheren gesellschaftlichen Ausbildung nach London geschickt habe. Wie elegant und fast adelich war auch sein Erscheinen! Die hohe Denkerstirn, über welche ein rabenschwarzes, seidenweiches Haar fiel, der feine Mund mit dem beständig etwas leidenden, fast resignirten Zuge, seine schwärmerischen Augen, die aristokratischen weißen Hände und dabei die tadellose Haltung in Toilette und Manieren, endlich seine klare, sanfte, von einem poetischen Zauber angehauchte Rede — wer hätte an ihm zweifeln können!

Der Einfluß des verführerischen jungen Mannes auf das Mädchen war bald ein mächtiger. Betty hatte eine einfache, praktische Erziehung genossen und ihre Denk- und Handlungsweise sich diesen Anleitungen entsprechend ausgebildet. Im Punkte der Sentimentalität und der Schwärmerei war sie das gerade Gegentheil ihres sanften George. Liebte er es, weiche lyrische Gedichte zu deklamiren und dem Mondschein nebst den „mondbeglänzten Zaubernächten“ seinen Enthusiasmus zu zollen, so empfand Betty lebhaft für drastische Schauer-Romane und blutgetränkte Räubergeschichten, und wenn er ihr Bulwers „Nacht und Morgen“ oder die melancholischsten unter den schwermüthigen Liedern Byrons empfahl, so gab sie nur dem Angebeteten zu Liebe nach und las dieselben ohne Genuß.

Da kam die Affaire mit Franz Müller, dem deutschen Schneidergesellen, und Betty

hatte kein sehnlicheres Verlangen, als der Hinrichtung dieses verruchten Foreigner beizuwohnen. Die Kundgebung dieses Verlangens brachte ihren George in ungewöhnliche Aufregung, und er entfaltete die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit, um sie von dem Unpassenden ihres Vorhabens zu überzeugen. Betty gab endlich auch nach. Inzwischen wurden die gegenseitigen Beziehungen immer inniger und fester, und es stellten sich die bekannten Folgen ein, nur — wie gewöhnlich — für die nächste Umgebung noch in Dunkel gehüllt. Ein seltsames Ereigniß sollte zur schrecklichen Katastrophe führen.

Eigenthümlicher Weise glaubte Betty bei der erwähnten Hinrichtung ihrem Stolze etwas vergeben zu haben, als sie schließlich den Gefühlen ihres Geliebten Rechnung getragen und zu Hause geblieben war. Bei einer ähnlichen Veranlassung, die sich vor wenigen Wochen darbot, nahm sie sich vor, standhafter zu sein. Es sollte in kurzer Zeit ein jugendlicher Verbrecher wegen eines gemeinen Mordes durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht werden. George hatte behauptet, daß jedes edlere Gefühl, jede sanfte Regung bei einer solchen Szene erstickt werden müßte, und jede weibliche Zuschauerin durch ihre Anwesenheit bei einem derartigen Schauspiele gleichsam eine Hinrichtung an sich selbst in moralischer und geistiger Hinsicht vollziehe... Betty wollte beweisen, daß sie Morgens einer Exekution ruhig zusehen und Abends dennoch seelenvoll und heiter mit ihrem empfindsamen George plaudern und scherzen könne.

Sie verrieth also ihrem theueren George kein Sterbenswörtchen von ihrem Plane und war am Morgen der Hinrichtung eine der ersten auf dem engen Schauplatze in den düsteren Räumen des Gefängnisses. Wie gewöhnlich bei solchen Anläßen hatte sich auch dießmal eine sehr gemischte Gesellschaft eingefunden; hier leises und ängstliches Flüstern, dort wildes Pfeifen und Johlen, um sich die Zeit bis zur Ankunft des Delinquenten zu vertreiben. Er erschien endlich, es war noch ein blutjunger, kleiner Bursche, und Betty empfand wie alle Anwesenden unwillkürlich eine Regung tiefen Mitleids für den armen Verbrecher. Dieser wurde von dem Geistlichen jetzt zur Plattform geleitet, der Scharfrichter mit seinen Gehilfen erschien, und Betty — sank mit einem schrillen Angstschrei ohnmächtig zu Boden. Sie hatte als ersten Gehilfen des **hangman** ihren sanften elegischen George in gemeiner Henkertracht erkannt .... Man brachte Betty nach Hause, wo sie in Folge der schmerzlichen Aufregung ein todtes Kind zur Welt brachte ...

Abends zur gewohnten Stunde trat der elegant gekleidete George in gewohnter sanfter Weise in das Zimmer seines treuen Mädchens. „Zurück, Mörder!" schrie sie ihm entsetzt entgegen .... Er wollte erstaunt ihre Hand fassen. — „Berühre mich nicht, Entsetzlicher, deine Hände sind blutbefleckt, willst du auch mich dem Henkertode überliefern? ... Greif doch zu, lege mir doch den Strick an ... Du hast ja Stricke genug im Vorrath, dafür hast du dir gewiß den Onkel in Liverpool mit einem Kravattenmagazin angeschafft ... Ha ha ha! sehr elegante Kravatten pflegst du zu benutzen." So tobte Betty fort im Delirium und in Fieberhitze, sie war dem Wahnsinn nahe, und George wurde von den tiefentrüsteten Eltern aus dem Hause gewiesen ....

Was sie vor dem Friedensrichter zu thun hatten? Kostbare Schmucksachen und Ringe, welche er nach und nach von Betty erhalten, während er seinen verachteten Stand verläugnete, wollte er nicht zurückgeben. Er liebte das Mädchen noch tief, das ihn nur mit dem entsetzlichsten Abscheu betrachten konnte. Vor Gericht mußte er sich zur schmerzlichen Heraus-

gabe der ihm so theueren Erinnerungen entschließen. Er that dieß nicht, ohne eine leidenschaftlich erregte Ansprache an die Richter zu halten, welche in dem Satze gipfelte: Nicht ich, sondern der Richter, auch nicht der Richter, sondern das starre, harte Gesetz ist der wahre Henker . . .

George Manning stammte aus einem vornehmen Hause Schottlands und war durch eine verzweiflungsvolle Kette von Umständen zu diesem schauervollen Berufe gekommen. Seine Liebe zu Betty war wie ein freundlicher Lichtblick in seinem Leben, das er, wie er vor Gericht andeutete, einst zu beschreiben gedenkt.

Betty Harriot liegt seit der erschütternden Szene vor dem Friedensrichter, wo sie die ganze entsetzliche Katastrophe in Newgate nochmals vor ihr geistiges Auge rufen mußte, gefährlich erkrankt darnieder. Sie hat eine kurze Befriedigung weiblicher Neugierde mit dem Glücke ihres Lebens bezahlt . . .

Ist dieß nicht ein ganzer Roman mit reichen Effekten und psychologischen Zügen, der sich im Zimmer des Friedensrichters während einer Vormittagsstunde abspielte?

(Verschiedene Fragen.) Die erste Frage eines jungen Mädchens ist gewiß: Wen liebt Er? — Die erste Frage einer gesetzten Jungfrau: Ach, er ist gewiß noch ledig, der Arme? — Die erste einer Frau: Wie viel Kinder hat er? —

In der Pall-Mall Gazette bringt ein kleiner Artikel, unterschrieben „Eine Kammerfrau“ pikante Mittheilungen über die Obliegenheiten dieser armen, gequälten Menschenclasse. Es heißt darin: Zu London verlangt man viel von uns, wir müssen sehr exakt sein, denn die Mode-Damen kleiden sich während der Saison wenigstens fünf Mal täglich um. Man fordert von uns, daß wir feine Manieren haben; daß wir nicht älter als 35 Jahre und daß wir immer bei guter Laune sind, obwohl wir ganze Wochen hindurch bis Morgens 4 Uhr wachen müssen. Wir müssen schneidern, die neuen Nähmaschinen gebrauchen, für den Morgen, für den Abend, für den Hof und den Spazierritt koiffiren können; gut plätten, lesen, schreiben und besonders rechnen; oft hat man mich, wenn ich eine Stelle suchte, gefragt, ob ich gereist, ob ich französisch und deutsch spräche. Und noch einen nicht geringen Theil der Funktionen einer Kammerfrau gibt es, der jetzt wieder für neu gilt, in Wahrheit aber eine Reminiszenz aus alten Zeiten ist. Sie muß in Pastell malen können, wenn auch nicht nach, doch auf der Natur, muß alle Verschönerungsmittel der Malerei und des Färbens anzuwenden wissen: so verbreitet ist der Gebrauch von Roth auf den Wangen, von Antimon für die Augenlider, Pastell für die Augenbrauen, Belladonna, das man ins Auge einführt, um die Pupille zu vergrößern, Blau, um auf der Schläfe Adern zu malen, Ninon-Schminke- und Perl-Weiß für den Rest zur Haut, ätzende Farben, um den Haaren die natürliche Farbe zu nehmen und ihnen den rothbraunen Ton zu geben oder palma vecchio, der jetzt modern ist. Man muß die Ingredienzien, die für die Personen, welche sich ihrer bedienen, gefährlich sind, sehr geschickt anwenden.“

Ein junger Berliner Buchbinder, so schreibt das „N. A. B.“, fühlte eine heftige Leidenschaft für eine unserer renommirtesten Sängerinnen. Kaum hatte er sie sich aus dem Sinn geschlagen, so wurde seine Liebe durch den Anblick ihres Bildes, das aus vielen photographischen Rahmen in allen nur zu veröffentlichenden Stellungen ihm entgegenlächelte, stets stärker auf's Neue wachgerufen. Da er in seinen bescheidenen Verhältnissen nicht auf Erhörung rechnen durfte, beschloß er, seiner Qual durch den Tod ein Ende zu machen. Ein ihm befreundeter Apotheker wurde um ein schnell wirkendes Gift ersucht, er erhielt es, und um in seinem Entschluß nicht wankend zu werden, verschloß er Abends seine Stube und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus. In der einen Hand das Bildniß der Gefeierten, wie sie als Gretchen am Spinnrocken sitzt, in der andern den Giftbecher fand er Muth, diesen bis auf die Neige zu leeren. Die Wirkung des Giftes stellte sich bald ein — sie war fürchterlich. — An der Stelle des Todes erschien jedoch am andern Morgan der Schlosser, der ihm die Thüre zu neuen Lebenswegen öffnete. Der Apotheker hatte nämlich an Stelle des Giftes dem Lebensmüden nur ein sehr stark wirkendes Abführungsmittel gegeben.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 26. XII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Juni. 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Locke erhob drohend seinen zitternden Arm gegen Meyerhoff. Aber er führte den Schlag nicht aus, er schmetterte die geballte Faust dröhnend auf den Tisch und rief:

„Sie wollen mich verrathen! Sie wollen mich bei meiner Frau anklagen, Sie wollen die Geschichte stadtkundig machen! Damit haben Sie nun Alles verdorben! Ich danke Ihnen für den tiefen Blick, den Sie mich in Ihre niedrige, schurkische Seele haben werfen lassen. — Gehen Sie hin, predigen Sie meine Schmach auf allen Straßen, aber meine Nichte erhalten Sie nicht.“ Damit wandte sich Locke ab und verließ das Zimmer.

Als er nach einer Viertelstunde wiederkehrte, fand er Meyerhoff noch immer auf dem Sopha sitzend.

„Nun,“ fragte er triumphirend, „warum gehen Sie nicht an's Werk?“

„Ich warte auf einen andern Vorschlag von Ihrer Seite,“ gab Meyerhoff zur Antwort; „daß ich meine Drohung wahr mache, dürfen Sie von mir überzeugt sein. — Ich verzichte auf die Hand Ihrer Nichte, aber nicht auf die Existenz, die mit dieser für mich verknüpft war. — Diese Existenz,“ fuhr Meyerhoff fort, während Locke hoch auflauschte, „ließe sich ja translociren, ich denke, Sie verstehen mich.“ —

Da Herr Locke nichts erwiderte, auch keine Miene zeigte, die einem Einspruch ähnlich gewesen wäre, so erklärte Meyerhoff weiter:

„Sie kaufen mir mein Geheimniß um eine lebenslängliche Pension ab und ich verlasse noch heute diese Stadt. Ich gehe nach Amerika.“

Ein wildes Lächeln spielte um Locke's Mund, er trat schweigend an's Fenster, blickte in Gedanken verloren in die grünen Wipfel eines Baumes, trat dann zurück und ließ sich neben Meyerhoff auf das Sopha nieder, um mit diesem eine Unterhandlung zu beginnen, mit deren Einzelnheiten wir unsere Leser gern verschonen wollen.

Meyerhoffs lange Abwesenheit fällt den Herrn unten im Comptoir auf. Jemand bringt die Nachricht, er habe sich mit Herrn Locke eingeschlossen. Er muß eine wichtige Conferenz mit dem Chef haben. Stunde auf Stunde verrinnt, er bleibt noch immer aus. Es muß etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein. Ist die Nachricht eingelaufen, daß irgend eine der großen Firmen, mit denen Locke und Sohn in Verbindung stehen, ihre Zahlungen eingestellt hat? Oder wird eine Neuerung, eine gewaltige Umgestaltung des Geschäftes besprochen? Sollten die Gehalte der Comptoiristen erhöht werden? Oder soll die Hälfte des Comptoirpersonals entlassen werden?

„Dann muß ich zuerst über die Klinge springen", rühmt sich der Eine. „Ich auch," sagt ein Anderer. Und von allen Uebrigen sagt ein Jeder: Nein, ich!"

Die Neugierde ist bis zum höchsten Grade gespannt. Niemand sitzt an seinem Platze Keiner rührt eine Feder an.

Endlich — die Lampen sind schon angezündet, tritt Meyerhoff in's Comptoir.

Alle stieben auseinander. Jeder schielt verstohlen nach ihm, Jeder betrachtet ihn als ein Wesen, das unerhörte Neuigkeiten und Geheimnisse in seiner Brust verschlossen trägt.

Die Herren beobachten, wie der Procurist an sein Pult tritt, dieses aufschließt und zwischen den Boden und den Deckel desselben ein Lineal stemmt. Man hört ihn im Pulte herumkramen und Papier zerreißen. Man sieht ihn endlich alle Scripturen und Bücher, die das Pult enthielt, herausheben und, in bester Ordnung aufeinandergeschichtet, einpacken. Er packt noch mehr ein, er packt Alles ein, was sein gehört, vom Comptoirrocke bis zur Comptoirmütze und sendet es nach seinem Zimmer. Eben will er selbst folgen.

Da kann sich Mühlbach nicht helfen, er muß wissen, wie unter solch' eigenthümlichen, geheimnißvollen Verhältniß Meyerhoff's Stimme klingt, er richtet schnell eine Frage an Meyerhoff, eine Frage, die irgend eine gleichgültige Geschäftsangelegenheit betrifft. Alle spannen auf die Antwort.

Endlich öffnet der Procurist den Mund und sagt in einem Tone, so freundschaftlich, so gemüthlich, als spräche er mit seines Gleichen: „Ich weiß es nicht, fragen Sie Herrn Locke selbst." Dann ging er hinaus. Ein fürchterlicher Krach, daß die Fensterscheiben klirrten!

Die Herren fuhren zusammen, wie vom Blitze getroffen und starrten nach der Thüre, die Meyerhoff so heftig zugeworfen hatte. Man blickt sich verwundert an, man zischelt, man hat für heute alle Sammlung zur Arbeit verloren.

Da läuft die Nachricht ein, daß Herr Meyerhoff Alles auf seinem Zimmer zusammenpackt. Seine Koffer werden fortgetragen. Endlich hört man seine Schritte selbst durch die Hausflur und noch ein Stück die Gasse entlang hallen.

In eine Anarchie ist das ganze Comptoir aufgelöst. Längst hat die Feierabendstunde geschlagen, Niemand sehnt sich heute nach Hause. Einer sitzt auf der Ladentafel, ein Anderer auf der obersten Sprosse einer Comptoirleiter, ein Dritter sitzt verkehrt auf seinem Schemmel, die Meisten stehen, fast Alle, sogar auch die Markthelfer, haben sich Cigarren angebrannt. Einige sind so verwegen, zu glauben, Er, der sie so oft tyrannisirte, kommt am Ende gar nicht wieder! Aus ihren Gemüthern schwindet aller Haß und alle Furcht, sie senden ihm sogar wehmüthige Seufzer nach und flüstern sich zu: „Undank ist der Welt Lohn." Da erhebt sich eine andere Partei, die den Procuristen nur auf eine weite Geschäftsreise schickt

und seine Wiederkehr in sichere Aussicht stellt. Und Haß und Furcht kehren in die Gemüther jener Leichtgläubigen zurück und sie wünschen nun doch, daß er niemals wieder zurückkehrte!

Heute Abend geht man nicht einzeln nach Hause, wie gewöhnlich; sondern das ganze Comptoirpersonal bildet einen großen Trupp, dem sich auch die Markthelfer anschließen. So ziehen sie durch die Gassen, einer starken Patrouille ähnlich. —

Einige Stunden später rollte die Nachtpost durch die Stadt, dem Thore zu. Meyerhoff blickte heraus nach den Häusern links und rechts.

Wenn die und jene Familie dort oben hinter der und jener hellerleuchteten Fensterfronte nur die leiseste Ahnung hätte, daß er jetzt eben unten vorüberfährt, um niemals wiederzukommen! — Er kann jetzt hier und dort den Wagen halten lassen, aussteigen und hinaufgehen zu den Honoratioren der Stadt. Die Thüren werden sich ihm noch jetzt weit aufthun, man wird ihn mit zuckersüßen Worten empfangen; die Herren werden sagen: „Willkommen, lieber Meyerhoff! Wie geht es?“ Und die Mütter und Töchter werden fragen: „Ach! warum haben Sie Clärchen nicht mitgebracht?“ Man wird ihm einen Fauteuil zurechtrücken und Thee vorsetzen. Die Töchter des Hauses werden ihm vorspielen und vorsingen und zuletzt wird man eine Partie Scat arrangiren. Dieß Alles noch heute Abend! Morgen schon — läuft die unerhörte Neuigkeit von Mund zu Mund, durch die ganze Stadt. Der Name Meyerhoff wird bald im Wochenblättchen prangen, als integrirender Theil einer Anzeige, die eine Verlobung rückgängig macht und eine Procura auflöst. Er möchte die Anzeige nicht lesen, er möchte dann den Honoratioren der Stadt nicht unter die Augen treten, er möchte dann nicht durch diese Straßen gehen, deren Häuserfronten ihn jetzt so friedlich anblicken, er möchte dann nicht die Luft einathmen, die den Dunstkreis seines leeren Comptoirplatzes bildet!

Sind endlich die Häuser zu Ende? — Wie langsam fährt der Wagen den Berg vor der Stadt hinauf, und wie lang ist der Berg! Es kommt dem Reisenden vor, als müsse darüber die Sonne aufgehen. Wie lange hält der Wagen an den Stationen, welchen Aufwand von Zeit, ehe die Relaispferde vorgespannt sind! Mit welcher Gemächlichkeit steigen die Passagiere aus, um in der matt erleuchteten Restauration eine Tasse Kaffee zu trinken. Endlich — endlich — geht's wieder weiter. Und Meyerhoff sinkt in tiefen Schlaf und als er erwacht, steht der Wagen still; es ist lichter Morgen; er steigt aus und ist in einer fremden Stadt. Die Postbeamten sehen ihn fremd an, und ihre fremden Blicke thun ihm wohl. Der Kofferträger sagt ihm Grobheiten und erhält dafür ein gutes Trinkgeld. Niemand kennt ihn hier, Niemand hat hier je seinen Namen gehört, Niemand — von den Gassenbuben an bis zu den vornehmen Herren und Damen, denen er auf der Promenade, auf dem Wege zum Bahnhofe begegnet.

15.

Um dieselbe Zeit ging Herr Locke nach dem Posthause, um sich zu erkundigen, ob Meyerhoff vergangene Nacht auch wirklich abgereist sei. Er athmete frei auf, als er die Bestätigung hörte. In seiner Tasche trug er den Schlüssel zu dem Zimmer, in welchem er die Amme des Säuglings hütete. Niemand durfte zu ihr herein, ohne daß er dabei war.

Es konnte doch ein Wort fallen, daß ein Herr mit schwarzem Barte und weißen Zähnen plötzlich das Haus verlassen habe, oder daß Clara den ganzen Tag über weinte. Die Amme durfte nichts erfahren, um des Säuglings willen.

Als er, von der Post zurückkehrend, zu Anna trat, wagte diese ihn anzureden:

„Herr Locke, wie geht es mit Fräulein Clara? Seitdem sie von Ihnen krank hinausgeführt wurde, habe ich sie nicht wiedergesehen!"

„Es geht wieder ganz gut mit ihr."

„Bester Herr!" rief Anna, plötzlich dringender werdend, „ich muß mit Ihnen sprechen; ich habe ja keine Seele, die ich fragen kann, seitdem mir, ich weiß nicht weßhalb, der Verkehr mit Allen abgeschnitten ist!"

„Nun, was gibt es?"

„Ich will Alles gern erdulden," sagte Anna, die Hände bittend gegen Herrn Locke ausstreckend, „aber sagen Sie mir nur die Ursache. — Warum ist meine Thür stets verriegelt, warum darf Niemand, selbst das Mädchen nicht zu mir herein, das mein Essen bringt, — ohne daß Sie anwesend sind? Es muß Etwas vorgefallen seyn, — ich schwebe in der gräßlichsten Unruhe!"

„Beruhige Dich, es ist Nichts."

„O ja," rief Anna fast leidenschaftlich, „es ist Etwas! Und schon habe ich mir allerlei Gedanken gemacht. Erlösen Sie mich aus meinen fürchterlichen Ahnungen!"

Schweigend und erstaunt blickte Herr Locke die Amme an.

„Wenn Fräulein Clara nicht wieder an diese Stickerei zurückkehrt," fuhr sie fort, auf den verwaisten Stickrahmen am Fenster deutend, „wenn Fräulein Clara — ich weiß nicht, was ich sagen soll, — eine dunkle Ahnung, — eine Unmöglichkeit — aber doch — doch! — Dieses Ruhekissen dort — es war für den Bräutigam von Fräulein Clara. — Sie betrachteten so sonderbar meinen Ring, als ich in jenes Zimmer trat — sie sah leichenblaß im Gesicht — ich mußte jenen Mann beschreiben, genau beschreiben, wie er aussah — und darauf wurde sie plötzlich krank, — nein! — nicht krank — aber, ich glaube, gemüthskrank. — Mein Gott! ich weiß nicht, wie es sein könnte — aber ein Gedanke läßt mir keine Ruhe. — Wenn Fräulein Clara nicht wieder an dem Ruhekissen für ihren Bräutigam weiterarbeitet — lassen Sie mich fort — ich will wieder zu meinen Geschwistern zurückkehren — es wird mir unheimlich hier. —"

Die letzten Worte erstickten unter einer Fluth von Thränen, die Anna in die vorgehaltenen weißen Hände weinte.

„Ich verstehe kein Wort von Allem, was Du gesprochen hast," entgegnete Herr Locke mit anscheinender Ruhe, „Du sollst Dich aber Deiner thörichten Fantasien bald schämen müssen. — So ein Mädchen ist mir noch gar nicht vorgekommen."

Kopfschüttelnd ging er zur Thüre hinaus, die er hinter sich wieder verschloß.

Anna hörte ihn in dem anstoßenden Zimmer leise auf- und abgehen.

„Was hilft Alles?" sagte Herr Locke zu sich, als er in dem andern Zimmer allein war, „ich muß diesem erbärmlichen Geschöpfe seinen Willen thun. Clara muß zu ihr zurück; sie spricht freilich, sie kann ihren Anblick nicht ertragen. — Einbildung! Sie muß! Und wenn sie nicht will? Wenn mein Kind an ihrem Starrsinn zu Grunde gehen sollte? Gibt es kein Mittel, sie zu bewegen? Hier hilft keine Liebe und keine Strenge, Alles Gold

der Welt würde ich ihr vergebens bieten! Auf meinen Knien könnte ich sie bitten, zu dem Mädchen und an ihren Stickrahmen zurückzukehren, — ich weiß, es wäre vergebens! Und doch muß es sein! Was ist die Zukunft meines Kindes, meiner Firma — gegen ein armseliges Mädchenherz? Es wird ja doch nicht brechen. — Nur an den elenden Stickrahmen soll sie sich setzen," fuhr Herr Locke in seinem Selbstgespräch fort und rang die Hände, „und ich besitze nicht die Macht, sie zu diesem Schritte zu bewegen?! Mein einziges Kind soll an dem Eigenwillen einer angenommenen Waise —"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hundeakademie.

Vor einigen Wochen erregte eine eigenthümliche Straßenemeute die Aufmerksamkeit der Behörde in Paris. Sie veranlaßte sogar eine energische Intervention, und es ging dabei nicht ohne Blutvergießen ab. Es blieben acht Mann am Platze, wenn man so reden darf, denn es handelt sich um Hunde. Professor Coullard, das müssen wir voranschicken, ist nämlich einer der renommirtesten Hundebezähmer von Paris. In seinem „Collége" nächst den elysäischen Feldern werden junge Hunde abgerichtet; sie lernen da alle schönen Künste: Balanciren, Voltigiren, Tanzen, Schießen, Apportiren und auf den Hinterbeinen gehen; mit Einem Worte, Herr Coullard ist der Gründer der Hunde-Universität von Paris, und hat als Rector magnificus dieser Vierfüßler ein vortreffliches Einkommen. Vor Kurzem nun machten die Unterlehrer dieser Anstalt, da sie den Lohn für ihre Mühen und Arbeit zu wenig fanden, eine Strike; sie verließen in corpore das College, und mit ihnen die unbewachten Schüler. Im Hochgefühle der Freiheit vergriffen sich einige Schüler des Professors Coullard an den Waden der Passanten; es entstand ein Straßenkampf, der damit endigte, daß acht Hunde getödtet und einige verwundet wurden. Nur wenige Feiglinge ergriffen die Flucht. Die besorgten Eigenthümer dieser Hunde kündigten dem Professor Coullard den Kontrakt, und nahmen ihre Lieblinge nach Hause. So steht denn diese Hunde-Universität verödet und verwaist; Professor Coullard ist ein ruinirter Mann, und hat sich nicht nur wegen des exzessiven Benehmens seiner Zöglinge, sondern auch wegen muthwilligen Bankerotts zu verantworten.

Folgen wir dem Verhöre des Angeklagten.

Präsident: Sie heißen Jean Coullard, und sind Hundebezähmer?

Angeklagter: Professor Coullard, Mitglied des Thierschutzvereins, Veterinär, Physiolog und Naturforscher.

Präs.: Welche Autorität machte Sie zum Professor? Sie sind des Lesens und Schreibens unkundig, und führen einen oder mehrere Titel, welche das Prädikat gelehrter Männer sind?

Angekl.: Ein Jeder ist das, wozu er sich selbst macht. Nehmen Sie mir den Titel Professor, und Sie stellen mich dem Savoyarden gleich, der Murmelthiere abrichtet.

Präs.: Sie waren Begründer einer Hunde-Abrichtungsschule. Seit wann stehen Sie dieser Anstalt vor? und verantworten Sie sich über die Anklage.

Angekl.: Herr Präsident! Unser Jahrhundert ist zwar ein vorgeschrittenes, in vielen

Stücken sind wir aber noch immer sehr zurück. Wir verwenden Millionen auf die Erziehung der Menschen, und thun nichts für unsere Mitgeschöpfe, die Thiere. Da waren doch die Indier und Egyptier vorgeschrittener; ihnen waren die Thiere stumme Menschen. Daher beschloß ich, diesem Theile der Schöpfung meine Sorgfalt zuzuwenden. Wissen Sie, was mich auf den Gedanken brachte? Es war bei Sebastopol, da war ich dabei, da gab Marschall Pellissier das Zeichen zum Sturme; wir sollten den Malakoff nehmen — mit den Zähnen, wenn's nicht anders ging! Wir stürmten vorwärts, da streifte mich eine Kugel an der Stirne, ich fiel hin wie ein Mehlsack, man hielt mich für todt. Ich weiß nicht, wie lange ich da lag, aber als ich die Augen aufschlug, war es pechschwarze Nacht, und der Malakoff war unser. Ein kleiner schwarzer Hund, Brutus nannten ihn meine Kameraden, es war ein gescheites Thier, hatte meine Wunden beleckt, mich, den Scheintodten, beschützt, und meine Rettung bewirkt. Damals erwachte in mir der Gedanke, für die Emanzipation der Hunde thätig zu sein; ich habe mein Wort gehalten. Brutus ward mein Freund (gerührt), o, daß er noch leben und für meine Ehre sprechen könnte! Was Pestalozzi für die Kinder, Abbé de l'Epée für die Taubstummen war, das werde ich für das Hundegeschlecht sein. Anfangs ging mein Geschäft sehr flau. Der Kaiser, den Gott erhalte, hat mein Geschäft zu Ehren gebracht, da er meine Ideen aufgriff und den bei Magenta so hochverdienten Philax belohnte. Prinz Napoleon gab mir seinen Diogenes in die Lehre; diesem Schüler verdanke ich meinen Ruhm. Ich lehrte dieses Thier einen Demokraten von einem Absolutisten unterscheiden; den Ultramontanen bellte Diogenes an, den Freiheitsfreund beleckte er. (Sensation.)

Präs.: Lassen Sie solche Schnurren beiseite.

Angekl.: Schnurren? Die Schoßhündchen englischer Ladies lehrte ich eine fromme Miene annehmen; ich bildete wahre Tartüffe aus ihnen; heimlich fraßen sie Fleisch; vor der Welt begnügten sie sich mit Milch und Zuckerbrod. Die Hunde der Lions wissen die Cameliendame von der Unschuld zu unterscheiden. Ja, mein Herr Präsident, selbst der Kaiser.

Präs.: Lassen Sie den Kaiser aus dem Spiel. Wie wurden Sie bankerott? Wie kam es, daß Ihre Schüler, wie Sie sie nennen, harmlose Passanten bissen?

Angekl.: Der Kaiser ist ein Hundefreund; ich bin der Lehrer César's, dieses armen, leider zu früh verstorbenen Thieres. Als César mein Schüler ward, richtete ich mein Institut großartig ein. Mahagonymöbel, Geschirre aus feinstem Porzelan, großartige Badeanstalten waren erforderlich; die exquisiteste Küche war ein Bedürfniß; ich mußte zwölf Pädagogen unterhalten. Ein Individuum zahlte monatlich 40 Francs; da ich nur hundert Schüler hatte und über 80,000 Francs jährlich brauchte, zudem eine große Miethe bezahlte, so mußte sich das Defizit herausbilden. Ach, die Menschen sind undankbar! Herr Präsident, sie erkennen nur selten das wahre Verdienst an Ich bin ein Märtyrer der Hunde.

Präs.: Wie kam es, daß Ihre Hunde loskamen und die Passanten bissen.

Angekl.: Das waren meine schlechtesten Schüler, Herr Präsident. Der Cato war ein halsstarriger Junge; aus dem wäre nie etwas geworden; Charles Magne war mehr Wolf als Hund; Bayard verdiente seinen Namen nicht. Ist es erhört, einen Lehrer für die Unarten seiner Schüler verantwortlich zu machen?

Präs.: Sie waren verpflichtet, die Hunde zu bewachen!

Angekl.: Ich that es, aber meine Gehilfen verließen mich —

Präs.: Weil Sie sie nicht zahlten, wie Hunde behandelten, stießen, schlugen, hungern ließen. —

Angekl.: Man sagt nicht, „wie Hunde behandelten", Herr Präsident, das ist ein inkorrekter Ausdruck. Ich behandelte die Hunde stets vortrefflich; aber diese Menschen wollten nicht pariren.

Präs.: Sie stellen also die Hunde höher als Ihresgleichen?

Angekl.: Mein Herz, meine Sympathien gehören den Hunden. Ich bin ein Märtyrer der Hunde.

Präs.: Sie lieben den Wein, den Umgang mit Weibern. Sie ließen ihre geliebten Zöglinge hungern.

Angekl.: Herr Präsident, meine Schüler hungerten, wenn es die Methode erforderte; der Wein erfreut das Herz, das Weib die Seele.

Präs.: Sie waren ein gewissenloser Verschwender, ihr Metier Humbug.

Angekl.: Humbug! Sie thun mir Unrecht, Herr Präsident; Sie beurtheilen meine Methode ungerecht. Meine Schüler sind mein Stolz; als ich sie vor einem Jahre die Erstürmung von Puebla aufführen ließ, benahm sich Herkules wie ein Held; Sappho wie eine echte französische Marketenderin, sie machten mir alle Ehre, ich strebte nicht nach Gold, die Ehre ist mein Höchstes.

Es wird nun das Inventar der Hunde vorgelesen, das sich im Besitze des Angeklagten befand. Als dieser erfährt, daß Plautus um 80 Francs verkauft wurde, weint er bittere Thränen und ruft pathetisch: „Mein Stolz ist hin, nun möge man mich begraben. Plautus ist ein Schoßhündchen von ausnehmender Schönheit und Gelehrigkeit. Für die Königin von England bestimmt, wird es durch den unerbittlichen Hammer des Lizitators in den Kreis der Halbwelt gestoßen, um vielleicht unter Fußtritten zu verenden."

Das ist das Ende der Hunde-Universität von Paris, denn ihr Vorsteher ward zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Der Schwanritter.

Uns sind der alten Sagen, der Mären viel' erzählt
Aus grauer Vorzeit Tagen, von Karl dem Kaiserheld,
Den seiner Paladine umgab ein lichter Kranz,
Berühmt durch treue Minne, durch hoher Thalenglanz.
Da war als kühner Degen der Herzog Oriant
Und hoher Schönheit wegen sein Eh'gemal bekannt,
So sich Beatrix nannte; das Land um Lillefort
Verehrte und erkannte im Herzog seinen Hort.
Er war nun ausgezogen mit seinem Freund Roland,
In Schlachtfelds wilden Wogen ein fester Fels er stand,
Die Frau daheimgeblieben, so süßer Hoffnung pflag,
Gebar der Knäblein sieben, schön wie ein Maientag,
Und als sie nun ermattet lag, dem blassen Tode nah',
Naht sich von Nacht umschattet die Fee Swanahilda.
Die Herzogin in Träumen erschaut ein bang Gesicht:
Sie sieht in fernen Räumen ein zitternd Flimmerlicht.
So fließen sieben Schwäne im dunkelgrünen See,
Sie singen leise Töne von Lieb' und bitter'm Weh;
Und rings die Felswand neigt sich in den See hinein,
Darin ihr Bild sich zeiget erglüh'nd im Sonnenschein! —
Als kaum der Morgen strahlet, das Schloß zu Lillefort
Von Weh'ruf widerhallet: die Knäblein sie sind fort!

Im tiefen Wiesengrunde ein stolzes Banner wallt,
Hoch auf des Wartthurms Runde des Wächters Horn erschallt.
Der Herzog kehrt zurück aus ruhmesreichem Streit',
Er hofft auf süßes Glück und trifft, — ach! bitt'res Leid.
Die Söhnlein sind verschwunden, die Mutter läßt der Gram
Wohl nimmermehr gesunden — „weh, daß zurück ich kam!"
Mit mattem Blick die Fürstin, einst so voll Liebeslust!
Sinkt an das treue Herz ihm und stirbt an seiner Brust.
Er trägt an seinem Herzen ein Horn von rothem Gold,
Das einst bei süßen Scherzen ihm gab Beatrix hold;
Das tönt', als sie entseelt war, im wundervollen Klang,

Als hätte sich vermählet die Luft dem Schmerze bang!
Es war ein Wehmuthtönen wie Aeolsharfenklang,
Ein Lied von süßem Sehnen wie Schwanen Sterbgesang.
Held Oriant mußt weinen und lieben diesen Laut,
Ihm war: er könnt vereinen ihn mit der Theuren traut.
Er kannte diese Stimme gar wohl, der Herzog werth,
Im Kosen süßer Minne hatt' er sie oft gehört.
Er trägt das Horn am Herzen, den Schild am starken Arm',
Eilt aus der Burg der Schmerzen; ihm folgt kein Ritterschwarm.
Beatrix war Verwandte der Herzogs Thassilo;
Er zieht gen Bayerlande, hier wird er nimmer froh.

In Mitte seiner Heere der Kaiser Lager hält,
Er herrscht von Meer' zu Meere und ist der Herr der Welt!
Er sitzt auf hohem Throne und spricht den Völkern Recht;
Doch zürnt er jetzt dem Sohne aus Agilulfs Geschlecht,
Hat Bayern überzogen mit großer Heeresmacht,
Ihm ward das Recht gewogen auf blut'ger Wag' der Schlacht.
Nichts konnt den Herzog retten, er mußte flieh'n sein Land,
Die wilden Kämpen tödten alle, so ihm anverwandt.
Nur eine junge Schöne ward vor den Thron geführt:
„Wer ihre Hand gewönne, zum Herzog wird erkürt."
So ward den jungen Recken des Kaisers Spruch vermeld't
Und Schranken abzustecken begann man in dem Feld'.
Es hat nach manchen Jahren seit Beatricens Tod
Das Bayerland erfahren so schwere Kriegesnoth.

Kühn kämpften nun die Helden, das Stechzeug in der Hand,
Auf weit verbreiten Felden dort an des Leches Strand.
Ha! was die Recken ritten, das Schild und Speer erklang!
Es wurde da gestritten wohl zehen Tage lang.
Des zehnten Tages frühe als kaum die Sonne steigt,
Der Franken Adels Blüthe sich schon in Rüstung zeigt;
Da sieht man ferne kommen ein' fremden Rittersmann,
Auf einem Schiff geschwommen, geführt von einem Schwan!
Jetzt hält er mit dem Schwane, umschnallt sein' Waffen groß,
Entsteigt darauf dem Kahne und zieht heraus sein Roß;
Er schwingt sich in die Bügel, dem Kaiser tief sich neigt,
Dann wie mit Sturmesflügel er in die Schranken fleugt.
Hell läßt er da erklingen der Waffen lustig Spiel:
Daß Schild und Helm zerspringen, bald der bald jener fiel.

„Wär der uns fern geblieben, wir hätten nicht geweint,
Er kämpft wie ihrer Sieben und ist ein grimmer Feind."
Als drauf die Sonne sendet den letzten Abendstrahl
Da ist der Kampf geendet, die Helden zieh'n zum Mahl'.

Es sitzt bei frohem Mahle der Sieger ruhmbestrahlt,
Ihm klirren die Pokale und sein Gesang erschallt;
Schallt zu der Harfetönen', die sein Finger rührt,
Ein wunderbares Sehnen des Hörers Herz berührt.
Er singt von süßer Liebe, er singt von Vaters Treu',
Von manchem Herzenstriebe, von Haß und bitt'rer Reu',
Er singt: wie oft die Feen abwenden Uebelthat,
Die sie vorausgesehen hoch in der Sterne Pfad,
Und wie sie sieben Söhne aus Agilulfs Geschlecht
Verwandelten in Schwäne, die man sonst tödten möcht';
Wie er die Schwän' getroffen, geführt von einer Fee,
Umringt von schroffen Felsen auf einsam stillem See.
„Die Söhne meiner Liebe, nun gebt sie mir zurück!"
„So rief der Ritter trübe mit wildem Schmerz im Blick"."
Wie sie ihn da erkannten, sind alle Schwerter blos,
Sie stürzen auf Orianten mit wildem Sturm's Getos.

Er führt das Horn zum Munde und bläßt mit lautem Schall,
Und, sieh'! in der Secunde erbebt der ganze Saal.
Es ziehen sieben Schwäne hoch über seinem Haupt',
Es sind die sieben Söhne; so man ihm hat geraubt!
Und dieses Hornes Schallen, das mächtig klar erklingt
Weit durch des Schlosses Hallen, den Zauber auch bezwingt,
Es sind der Mutter Töne, sie sind in's Horn gefeit,
Entzaubert sind die Söhne, die Seele ist befreit!
Dem Horn läßt sich entzwingen nunmehr kein einz'ger Schall,
Der sieben Söhne Klingen hell blitzen sie im Saal'.
Doch Kaiser Karl dem Streite ein rasches Ende macht!
„Komm, sitz Mir zur Seite, du Säule in der Schlacht;
„Jedem von Deinen Söhnen werde ich eine Braut,
„Ich will sie reich belehnen: sie sind mir Vettern traut!"
Als sie sich da versöhnen, wird Braut und Bayerland
Dem ersten von den Söhnen vom Kaiser zuerkannt
Und wo sie lange waren, da bauten sie ein Schloß,
Am See dem spiegelklaren, tief in der Alpen Schooß.
Der junge Herzog nannte die Veste Schwanegau,
Dort lebt' Herr Oriant und trau'rt um seine Frau."

Dem edlen schwarzen Bunde der Dreihelmenstadt zur Erinnerung an ihre Schwanenburg, gewidmet von einem Katzianer von Katzenstein.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 27. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. Juli. 1865.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Schluß.

Herr Locke blieb plötzlich stehen, wie angewurzelt, mit finsterm Ausdruck senkte sich sein Auge auf den Teppich herab. „Ha! das will ich ihr sagen," murmelte er vor sich hin „daß sie bei uns als Waise aufgenommen, und anstatt von liebenden Eltern, von uns hartherzigen Menschen erzogen werden mußte; ich will ihr sagen, wie schlimm es für sie war daß sie den dürftigen Verhältnissen, in denen ihre Eltern lebten, entsagen — und dafür das Pflegekind eines Onkels werden mußte, — ha! ha! eines Onkels, der die eigenthümliche Grille hatte, ganz in sie vernarrt zu sein, ihr Alles zu bieten, was er seinem eignen Kinde geboten haben würde, und ihr gleiche Ansprüche an sein Vermögen zu geben, wie seinem eignen Kinde, das jetzt durch sie sterben soll! Das will ich ihr sagen, — es wird es muß helfen."

Mit großen Schritten verließ Herr Locke das Zimmer.

— — — — — —

Anna sitzt auf dem Tritt am Fenster, neben Clara's leerem Stuhle; an ihrer Brust liegt der Säugling. Sie hört den Schlüssel an der Thüre knarren und herein tritt — Clara. Nur mit Mühe unterdrückte Anna einen freudigen Schreck.

Clara reichte ihr die Hand; sie war kalt wie Eis und zitterte in der warmen Hand der Amme.

Beide sprachen kein Wort.

Anna fühlte Clara's Blick auf sich ruhen, aber sie wagte nicht, das Auge zu ihr aufzuschlagen.

Wie ein Roulettespieler dem Laufe der Kugel, so folgte Anna gesenkten Auges den Bewegungen Clara's, die als eine dunkle Gestalt im Zimmer umherwandelte. Jetzt nähert sie sich dem Fenster, sie steigt auf den Tritt, ihr Kleid streift Anna's Wange, sie setzt sich und nimmt den Stickrahmen auf ihren Schoß. Anna athmete frei und glücklich auf.

Ihr entging der Schauer, der das unglückliche Mädchen durchrieselte, als es die Nadel mit dem grünen Faden zur Hand nahm und an den letzten grünen Punct, den die unglückliche Braut eingestickt hatte, einen neuen fügte, den eine unsichtbare, aber weite, weite Kluft von dem andern trennte!

Wieder fällt der grüne Knäul von Clara's Schoße herab und wieder ergreift ihn Anna, legt ihn auf ihre flache Hand und beobachtet mit sinnendem Auge, wie sich der grüne Wollenfaden ganz langsam abwickelt.

Es geht sehr langsam mit dem Abwickeln, denn die Stiche der kunstgeübten Hand sind Stiche in das Herz.

Oft hält Clara inne in ihrer Arbeit, aber nicht, um mit ihrem Blicke voll Theilnahme auf dem blassen Gesicht der Amme zu verweilen, sondern um einem schmerzlichen Gedanken nachzuschleichen, einem Gedanken an jene Zeit, wo er ihr Spielgenosse war; an jene Zeit, wo sie seine Braut wurde; an alle jene Zeiten des glücklichen Wahns, mit dessen Aufhören er zum Heuchler, sie zur — Waise geworden ist! Ihre Seele ist nicht fähig, die entsetzliche Veränderung, die mit Allem, was sie umgab, vorgegangen ist, mit einem Male zu fassen. Das Band, das sie an Meyerhoff kettete, die kindliche Liebe zu ihrem Onkel — war wie eine Linde vor ihrem Fenster, an die von frühester Kindheit auf ihr Blick sich gewöhnt hatte. In einer Nacht wurde die Linde umgehauen, aber noch wurzelt sie fest in der Phantasie, in der leeren Luft breitet sich noch immer das grüne, schattige Blätterdach aus, und das Ohr glaubt noch lange, lange das Rauschen der Wipfel zu vernehmen. — Das schwere Haupt auf die Hand gestützt, lauscht sie jetzt dem wehmüthigen Rauschen, dem eingebildeten Forttönen einer fernen Glocke, die doch längst ausgeschlagen hat.

Wenn Anna dann einen verstohlenen Blick zu ihr hinaufwirft, so sieht sie nur die braunen Locken, die der Stickerin in den Nacken herabfallen, nicht aber die großen, zitternden Perlen, die unaufhaltsam aus den blauen Augen hervorbrechen. Warum wendet Clara das Gesicht so lange dem Fenster zu? Sie pflegte doch sonst kaum einmal flüchtig hinauszusehen? Und so lange schon und so unbeweglich starrt sie hinaus; — und dieses leise Zucken der Achsel jetzt und dieser schwache Laut — war das nicht wie ein verborgenes, heimliches Schluchzen? Anna möchte sie gern anreden, sie möchte sich überzeugen, ob sie wirklich weint, aber sie weiß nicht, was sie sagen soll.

Da fällt ihr Blick auf den Knäul in ihrer Hand, an dem nur noch ein einziger grüner Faden hängt.

„Liebes Fräulein,“ sagt sie, zu Clara aufschauend, „das Grün geht zu Ende.“

„Es geht zu Ende,“ sagte Clara, schwer und gepreßt, auf die Farbe der Hoffnung anspielend.

In diesem Augenblicke trat der Onkel ein.

Clara richtete sich hastig empor, um emsig weiterzusticken.

Mit wohlgefälligem Blinzeln der Augen verfolgte der Onkel die behende Bewegung der Nadel, dann sah er lächelnd auf den Säugling, der harmlos an der Brust der Amme ruhte. Es waren befriedigende Fabrikantenblicke, die er umherwarf von einer Maschine auf die andere, auf das Triebrad oben, das in die Zähne des unteren greift.

Während Herr Locke, glücklich darüber, daß nun Alles wieder in der alten Ordnung war, sich vergnügt die Hände reibt, beobachtet Anna, wie sich das letzte Ende des grünen

Fadens von dem Knäul in ihrer flachen Hand loslöst, wie jetzt eben ein zusammengebrochenes Stück Papier, gleichsam als Kern, allein auf ihrer Hand zurückbleibt.

Träumerisch hängt ihr Auge an dem Papier. Es steht Geschriebenes darauf und gedankenlos liest Anna das Wort: „Mutter."

Gedankenlos beginnt sie den Satz:

„Wenn es Ihnen noch lange gut geht, es kommt doch ein Tag, wo Er Gericht mit Ihnen halten wird."

Aber wie ein Träumender, der eben erwacht und in der ihn umgebenden Wirklichkeit, in welche er mit offenem Auge hineinschaut, den eben abgebrochenen Traum sich factisch fortsetzen sieht, liest sie weiter:

„Dann denken Sie an mich und an meine arme Mutter, die dann längst zu Asche geworden ist!"

Sie reißt das Papier auseinander und durchfliegt den entfalteten Brief.

Herr Locke sieht ihre Augen funkeln, er sieht ihren Busen heftig auf- und niederwogen, aber noch ehe er sich besinnt, hört er die Amme aufschreien:

„Das war meine Mutter!"

Clara sah erschrocken auf die Amme herab, die ihren Kopf erschöpft an sie gelehnt hatte und mit einem ausdruckslosen Blicke nach der Zimmerdecke starrte.

Herr Locke riß den Säugling von ihrer Brust. Die Lippen des stillen Kindes waren noch geöffnet, statt der Augen sah man einen matten wesenlosen Schimmer.

Wie Locke's Augen auf das weiße, den kleinen Körper umhüllende Bettchen starrten und auf einen bewegenden Athemzug lauerten, der ewig und ewig ausblieb; wie er sich einredete, sein Kind schwebe nur in Gefahr, sei aber nicht todt; es sei nur schwer, ein Kind großzuziehen, aber deßhalb sei dieses Kind doch noch nicht todt; — jeder erwachsene Mensch sei ein halbes Wunder, sei eine aus verlöschen wollenden Funken emporgeblasene Flamme, deßhalb halte er aber jetzt in seinen Armen noch keine Asche, sondern eine glimmende Kohle, die nur schnell angeblasen werden müsse; wie er an der Lebenslinie dieses Kindes die electrischen Funken seiner stolzen Hoffnungen und Träume in die weite Zukunft hinausjagte und nicht glauben wollte, daß dicht vor ihrem Ausfluß schon die Kette zerrissen war; wie er auf Antwort wartete und kein Hauch des kleinen starren Mundes sie brachte — da wußte er Nichts von dem seltsamen Farbenspiele auf seinem Haupte. Nur Clara sah es mit stummem Entsetzen, daß sein graues Haar in wenig Augenblicken weiß geworden war, so weiß wie Schnee!

In einem ganz kleinen, zellenartigen Zimmer sitzt ein Mann auf einem hölzernen Stuhle. Auf dem Gesimse des einzigen Fenster's liegt ein Stoß Bücher. Der einfache, ganz gleichmäßige Einband derselben und die Nummern auf dem Rücken der Bücher lassen darauf schließen, daß sie einer Leihbibliothek angehören

Der Bewohner des kleinen Zimmers, der eben in einem der Bücher liest, scheint ein Leser von Profession zu sein. Vom Morgen bis zum Abend beschäftigt er sich mit Lectüre, dann und wann schreibt er einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Gegen Abend kommt ein Freund, ihn zu besuchen. Bei ungünstigem Wetter spielen beide eine Partie Schach; lockt ein schöner Abend in's Freie, so gehen sie spazieren. Die geräuschvollen, volkreichen Straßen, in die wir ihnen folgen, bilden zu der Abgelegenheit jenes Zimmers, dessen Fenster auf

eine schmale, todtenstille Gasse mündet, einen grellen Contrast; denn nur wenige Schritte von dieser Einsiedelei, die man für ein ländliches Asyl halten könnte, hat man zurückzulegen, da befindet man sich mitten in dem bunten Gedränge einer Residenz. Ein Mann mit blanken Knöpfen folgt in einiger Entfernung den Beiden überall nach. Er bleibt vor der Thüre des Wirthshauses stehen, in welchem die Freunde einkehren; meist aber ladet ihn der Bewohner jenes stillen Zimmers ein, hereinzukommen, und läßt ihm einen Schoppen Bier geben. Endlich brechen die beiden Freunde wieder auf, der Mann mit den blanken Knöpfen folgt ihnen wieder in gemessener Entfernung. Dem Einsiedler folgt er bis vor seine Zelle.

Dieser Einsiedler ist Wechselschuldner, der lange Jahre in der Residenz ein kleines Geschäft betrieb, von allerlei Unglück verfolgt, aber vor einigen Monaten seine Zahlungen einstellen mußte und von einem unerbittlichen Wechselgläubiger seiner Freiheit beraubt wurde.

Der Freund, der ihn täglich besucht, war sein ehemaliger Commis.

Eines Tags erhielt der Arrestant ein Billet vom Zellenwärter. Es enthielt Nichts, als die von einer zitternden plumpen Hand geschriebenen Worte: „Ein alter Bekannter bittet Sie dringend, ihn heute in seiner Wohnung: Melanienstraße No. 8, zu besuchen."

„Wer hat das Billet gebracht?" fragte der Wechselarrestant.

„Ein Bedienter," war die Antwort des Wärters.

„Kannten Sie ihn nicht? Nannte er nicht den Namen seiner Herrschaft?"

Der Wärter verneinte.

Der Arrestant benutzte die ihm zum Ausgehen gewährte Abendstunde, jener Einladung Folge zu leisten. Sein Freund begleitete ihn bis an die Thüre des bezeichneten Hauses in der Melanienstraße.

Es war ein reizendes einstöckiges Sommerhäuschen. Die offenstehende Hinterthür der Hausflur gewährte freie Aussicht in einen niedlichen Blumengarten.

Eben hatte der Arrestant den einen Fuß auf die erste Stufe der aus braunem getäfelten Holz gebauten Wendeltreppe gesetzt, da erklang aus einem der unteren Zimmer eine eigenthümliche Musik. Der Arrestant blieb stehen und lauschte; sein musikalisches Ohr unterschied die Töne einer Violine und einer Pedalharfe. Er hätte gern noch länger zugehört, wenn er nicht gestört worden wäre durch die Erscheinung einer jungen blauäugigen Dame mit braunen Locken, die im schwarzem seidnen Kleide eben die Treppe herabrauschte. Das schöne, von einem leisen Zuge der Melancholie duchzogene Gesicht der jungen Dame war wohl werth, daß der trübe Blick des Ankömmlings hell und strahlend aufleuchtete; aber noch etwas Anderes fesselte ihn an dieses Gesicht: er war in die Züge desselben vertieft, wie in ein Räthsel, dessen Auflösung er schon ein Mal gefunden und wieder vergessen hatte. Mechanisch griff er in seine Brusttasche, nahm das Billet heraus und überreichte es der jungen Dame.

Sie nickte, als sie es gelesen hatte, langsam mit den Kopfe, sah ihn mit gespannter Theilnahme an und führte ihn hinauf in ein kleines, freundliches Gemach, wo auf einem Sopha ein alter Mann saß. Sie ließ beide allein.

Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, man hörte genau jeden Ton der von unten heraufrauschenden Musik. Der alte Mann auf dem Sopha hatte schneeweißes Haar. Er lächelte mit halbgeöffnetem Munde vor sich hin, doch war dieß Lächeln nur das leere Strom-

bett längst versiechten Humors. Er hielt die Hände über der Brust zusammengefaltet und schien andächtig der Musik gelauscht zu haben.

Als der Arrestant eintrat, stand er auf, ging auf ihn zu und sah ihm lange und fest in das Gesicht.

„Ich glaube doch, daß Sie es sind," sagte er, „derselbe Senftenberg, der früher bei Locke und Sohn war."

Senftenberg erkannte jetzt erst an der Stimme seinen früheren Principal, Herrn Locke. Er wollte Etwas sagen, aber Herr Locke entband ihn aller Worte durch ein Kopfnicken und eine Handbewegung, welches Beides ausdrückte: „Ja, ja — der bin ich und Sie erkennen mich wieder."

„Ich las dieser Tage in der Zeitung," sagte Herr Locke, seinen früheren Commis nöthigend, sich neben ihm niederzusetzen, „daß über Ihr Vermögen Concurs verhängt worden ist; ich erfuhr Ihre traurige Lage und schickte nach Ihnen. Es thut mir weh, wenn es guten Menschen, die einst meinem Hause angehörten, übel ergeht. — Wohl verstanden, guten Menschen, um die bösen kümmere ich mich nicht. — Haben Sie schon meine Clara gesehen?"

Noch ehe Senftenberg antworten konnte, war Herr Locke aufgestanden und hinausgegangen. Senftenberg hörte ihn auf der Treppe den Namen Clara rufen, dann unten im Hause, zuletzt im Garten. Er benutzte die Abwesenheit des alten Herrn, sich im Zimmer umzusehen. Auf einem Pfeilertischchen stand Herrn Locke's Hut, mit einem Trauerflor umwunden, daneben lag ein Buch mit Goldschnitt. Senftenberg warf einen flüchtigen Blick hinein, es war ein Gebetbuch.

Herr Locke kehrte jetzt mit Clara zurück.

Es war dieselbe junge Dame, der Senftenberg schon auf der Treppe begegnet war.

„Das ist Herr Senftenberg," sagte Herr Locke zu seiner Nichte, „derselbe, von dem ich Dir erzählt habe."

Senftenberg fand jetzt die Auflösung jenes Räthsels wieder, das ihm bei seinem Eintritte in dieß Haus entgegengetreten war. Er wollte nach Meyerhoff fragen, allein die eigenthümlichen Verhältnisse und Umgebungen, in denen er diese Leute in einer ganz andern Stadt und doch, wie der Augenschein lehrte, in vollständig heimischer Einrichtung wiederfand, machten ihn so unsicher, daß er keine Frage wagte.

„Ja!" sagte Herr Locke, die Hand seiner Nichte mit seinen beiden magern Händen umschließend, „Clara ist mir treu geblieben. Die Anderen sind alle fortgegangen, — Alle fort! Mein Sohn Daniel ist vor einem Jahre gestorben. Sie werden davon gehört haben?"

Senftenberg hatte nie eine Silbe von Daniel gehört. Aber er nickte bejahend.

„Bald darauf folgte ihm meine Frau. — Daher habe ich auch die alte Firma Locke und Sohn begraben, lebendig begraben. Ich wollte von Geschäften nichts mehr wissen und habe mich hierher zurückgezogen. — Die Herren, die in meinem Comptoir arbeiteten, sind alle gut untergebracht. Der alte Mühlbach besorgt vollends die Abwicklung der Geschäfte und bezieht eine Pension. — Clara, gib Herrn Senftenberg von unserm alten Moselwein zu kosten."

Als Clara das Zimmer verlassen hatte, zog Herr Locke hastig ein amerikanisches

Zeitungsblatt aus der Tasche, zeigte auf eine Stelle darin und sagte, während Senftenberg las:

„Der hier ist untergebracht, wie er es verdiente!“

Senftenberg wurde aus dem Zusammenhange nicht klug; das Blatt berichtete, daß ein gewisser Flottwell in einem der nordamerikanischen Freistaaten der Falschmünzerei überwiesen und gehangten worden sei.

„Das war Meyerhoff,“ erklärte Herr Locke; „Gott sei seiner Seele gnädig!“

Aus Rücksicht für Clara, die soeben zurückkehrte, bekämpfte Senftenberg sein Erstaunen.

„Clara,“ sagte Herr Locke nachdenkend, „besorge für mich auch ein Glas, und eins für Dich und für Anna auch eins, und für den Geigenvirtuosen, den Tausendkünstler, den Karl — auch eins. Rufe sie herauf, wir wollen schnell ein kleines Fest feiern. Deßwegen habe ich ja Herrn Senftenberg holen lassen.“

Während Clara hinauseilte, sagte Herr Locke zu Senftenberg fast in einem Athem: „Ihre Gläubiger werde ich befriedigen, Sie kehren nicht wieder in das Schuldgefängniß zurück. Sie etabliren ein neues Geschäft und ich gebe Ihnen die Fonds dazu. Und“, fügte Herr Locke bewegt hinzu, noch ehe Senftenberg zur Besinnung kommen konnte, und ergriff dessen Hand, „nicht wahr, Sie verzeihen mir alles Unrecht, das ich Ihnen einst angethan habe? Nicht wahr?“

In Begleitung Clara's erschien jetzt eine andere junge Dame, ebenfalls schwarz gekleidet, mit schwarzem Haar und braunen Augen. Ein munterer, etwa zwölfjähriger Knabe folgte den Beiden.

„Das ist Anna,“ sagte Herr Locke ernst und mit tiefbewegter Stimme und wies mit Ehrfurcht auf das braunäugige Mädchen, „mein Schutzengel, Gottes zerschmetternder Blitz, der die Luft von meinen Sünden reinigte und im reinen Dufte meines neu aufathmenden Lebens versöhnt neben mir einhergeht.“

Senftenberg fühlte das Mystische dieses Augenblicks nicht. Die Gruppe, die ihn umgab, verschwamm in den aus seinen Augen brechenden Thränen, mit denen sich die Leiden und Kümmernisse vieler Jahre wohlthuend von ihm loslösten.

Senftenberg hat in der Residenz eine große Fabrik etablirt. Er ist im glücklichen Besitz einer treuen Gemahlin, und so ist Meyerhoffs Prophezeihung, daß Senftenberg einst ein Wesen finden werde, welches ihn wahrhaft liebe, ein Wesen, das ihm eine Stütze sein werde und keine Last — doch in Erfüllung gegangen, und in diesem Sinne könnte Senftenberg allerdings an ihn zurückdenken und mit seinen eignen Worte ausrufen: „Der Meyerhoff hat doch Recht gehabt!“

Senftenberg ist nicht alleiniger Inhaber des Geschäfts. Er theilt den Gewinn freiwillig mit einem Compagnon und das ist derselbe, der in früheren Zeiten sein Commis und während der Haft im Schuldgefängnisse sein einziger Freund war. Wir werden den jungen Mann, der von Charakter sehr ernst und gesetzt ist und zu unsern alten Bekannten zählt, kaum wiedererkennen, kannte ihn doch Herr Locke selbst nicht wieder — seinen ehemaligen lustigen Lehrling — Karl!

Karls einziger Kummer ist Clara, die ihr Leben in stiller Entsagung hinbringen will und Karls heiße Bewerbungen um ihre Hand ablehnt.

Wenn einst der alte Mann die Klarheit seines Geistes wiedererlangt hat und zur ewigen Ruhe eingegangen ist — wird es vielleicht Anna's Vermittlung gelingen, die Schwester und Freundin, an welche die Bande des Schmerzes sie inniger gekettet haben, als alle Bande der Liebe es vermögen — mit Karl zu vereinen. —

Anna's Brüder sind alle glücklich versorgt. Der jüngste ist einer der talentvollsten Zöglinge eines berühmten Conservatoriums.

Rabeneltern.

Mißhandlungen von Kindern durch die Eltern, grausame Bestrafung leichter Fehler, liebloses Betragen von Vater und Mutter gegenüber den Ihrigen sind im Lande der Nation, welche an der Spitze der Civilisation schreitet, leider nichts Seltenes. Man ist dort an Verhandlungen gewöhnt, in welchen Mangel an elterlicher Zuneigung die Hauptrolle spielt. Es muß daher ein Ausbund von thierischer Grausamkeit, eine vollständige Verhöhnung aller menschlichen und elterlichen Gefühle sein, wenn es dahin kommt, daß ein derartiger Fall ein ganzes Departement in Aufregung versetzt. Und ein solches wurde unlängst durch zwei Tage in Le Mans vor den Geschwornen verhandelt.

Die Einzelheiten, die dabei zu Tage gekommen sind, sind schauderhaft in der weitesten Bedeutung des Wortes. In Montreuil lebten Julien Larose, der Maire des Ortes, und sein Weib Jeanne in ziemlich gutem Einvernehmen. Sie gebar ihm sieben Kinder. Doch keines der Kinder blieb im Hause. Die Pariser Sitte nachahmend, gaben sie die Kinder aus dem Hause zur Amme. Die Gefühle, die sie dabei leiteten, lassen sich aus einer Aeußerung von Jeanne Larose unschwer errathen. Als ihr einmal eine solche Amme vorwarf, daß sie (Jeanne) ihre Kinder gar nicht küsse, sagte sie: „Man kann seine Kinder auch lieben, ohne sie zu küssen," — wozu der Präsident des Gerichtshofes als diese Aeußerung zur Sprache kam, sehr treffend bemerkte; „Danken Sie Gott, daß nicht ein Collegium von Müttern über sie zu Gerichte sitzt." Wenn die Kinder größer waren, kamen sie in das elterliche Haus zurück. Obwohl vom Himmel mit Glücksgütern gesegnet, sahen Jeanne Larose und ihr Mann in den Kindern nur eine Last. Demgemäß war auch die Behandlung derselben. Auch in dieser Richtung genügt die Anführung einer Thatsache. Als einmal ein Kind, die unglückliche Agathe Larose, deren Märtyrerthum den traurigen Anlaß zu dieser strafgerichtlichen Verfolgung bot, irgend einen Fehler beging, warf sie die Mutter eine Treppe herab. Der Schrecken machte das Mädchen epileptisch.

Diese Krankheit wurde zum Ausgangspunkt einer Behandlung, die vollständig wiederzugeben die Feder sich sträubt. Agathe wurde von da an von dem väterlichen Hause entfernt, und als ihre Krankheit zunahm, unter der Obhut einer Magd, Rosalie Lebert, in einem Stalle eingesperrt gehalten. Dort lag sie durch zwei Jahre, ohne jemals mehr die frische Luft zu genießen, auf einem Strohsack, dessen äußere Hülle nicht mehr erneuert wurde, auf faulendem Stroh. Ihre Nahrung wurde ihr mittelst einer Heugabel durch ein Luftloch, denn für ein Fenster war diese Oeffnung zu klein, zugeschoben, und wenn die Arme

zu schwach war (welcher Fall einmal drei Tage hintereinander eintrat), um sich ihre Nahrung zu holen, mußte sie hungern. Sie bekam keine Wäsche, ja es wurde ihr nicht einmal Gelegenheit geboten, sich von dem eigenen Unrath zu reinigen. So faulte sie — das Wort ist keine Uebertreibung — auf dem faulenden Stroh. Die Mutter besuchte die Arme einigemale. Einmal war sie dabei, als man dem Mädchen die Strümpfe von den angeschwollenen Füßen zog, und sah zu, wie mit den Strümpfen auch die Haut abgezogen wurde!!

So gräßlich die bisher erzählten Details sind, so sind sie noch nicht die gräßlichsten. Es ist daher begreiflich, mit welcher Entrüstung der Gerichtshof, die Zeugen, die Zuhörer diese schrecklichen Enthüllungen beantworteten. Selbstverständlich ist das Opfer dieser Behandlung nicht mehr am Leben. Ihre letzten Tage wenigstens waren Lichtblicke. Ein Gensd'arm hatte eines der Kinder Larose's mit einer Wunde am Fuße gesehen und erkundigte sich, wie Larose seine Kinder behandle. Durch versteckte Andeutungen erfuhr er, daß Agathe Larose durch zwei Jahre dem Anblick der Leute entzogen sei. Da erschien er den folgenden Tag vor dem Gefängnisse Agathens und zwang Rosalie Lebert, ihm zu öffnen. Auf dem gefaulten Stroh lag ein Mädchen, mit einigen Fetzen kaum bedeckt, die Füße in einem erschreckenden Zustande (an einem Fuße hatte die Gangeéne (Brand) nur mehr eine Zehe stehen lassen). Er ließ sie aus dem Stalle weg in fremder Leute Haus transportiren. Dort blieb die Arme, welche ihre Leiden mit unsagbarer Geduld getragen hatte, einige Zeit und starb, in Folge der ihr gewordenen Behandlung, mit den Worten: „Ich grüße dich, Maria, und glaube, Gott, an dich."

Larose, wie bereits bemerkt, durch mehrere Jahre Maire in Montreuil, ward daher mit seinem Weibe und der Magd vor die Geschworenen gestellt. Die Verhandlung stellte als zweifellos heraus, daß Jeanne Larose die Seele des verbrecherischen Gebahrens, Julien Larose ein gefügiger Schurke war, während Rosalie Lebert, dem Zwange und der Furcht vor dem „Dorfgewaltigen", dem Maire, weichend, als willenloses Werkzeug handelte. Demgemäß war auch das Urtheil. Jeanne Larose wurde zu lebenslänglicher, Julien Larose zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt, Rosalie Lebert freigesprochen. Dieser Vorfall ist übrigens ein schlagender Beleg für den Ausspruch eines französischen Redners, daß die „politische Freiheit" die Grundbedingung des Fortschrittes einer Nation sei. Das Kaiserreich fand es nothwendig, den Maire selbst zu ernennen, ihn über seine Mitbürger zu stellen, und ein armes 20jähriges Mädchen muß es mit dem Tode büßen. Denn als man die als Zeugen verhörten Bauern in Montreuil frug, warum sie nicht die Anzeige gegen Larose machten, antworteten sie Alle: weil wir wissen, daß die Regierung immer dem Maire Recht gibt, und seine Macht fürchteten. Wir hätten niemals einen solchen Mann zu unserem Maire gewählt. Welche moralische Verkommenheit! Ein ganzes Dorf macht sich zum Mitschuldigen an einem Morde, weil es die Chicanen eines Maire fürchtet, der des Schutzes der Regierung sicher ist!! —

Im Buchhändlerladen.

Commis (zu einem Landmann, der sich die Bücher ansieht). Sie sind gewiß vom Lande, mein Herr?

Landmann. Ja, warum fragen Sie danach?

Commis (mit ironischem Tone). O, weil ich Ihnen da ein vortreffliches Buch empfehlen kann, welches eigentlich in keiner Landwirthschaft fehlen sollte. „Eine Anweisung zur Erziehung des Kalbes" mit vielen Stahlstichen.

Landmann. Ach, schenken Sie doch das Ihrer Mutter.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 28. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. Juli. 1865.

Ein Schloß im Walde.

Novelle von L. Du Bois.

I.

Die Skizze in Oakland's Mappe.

In der vorigen Woche speiste ich bei meinem Freunde, Lord Oakland, in seiner Wohnung am Arno, in Florenz, wo er eine Stellung bei der britischen Gesandtschaft einnimmt. Der Abend war drückend heiß. Ein stiller, trüber Himmel hing über der Stadt, und die Sterne schienen nur durch einen purpurnen Nebel auf das nahe Campanile und die entfernteren Abhänge von Bellosguardo. Selbst die Eisweine auf seinem Tisch vermochten uns nicht die Schwüle des Abends zu mildern, der ihm und mich unwillkürlich an andere Abende erinnerte, welche wir als junge Männer von zwanzig Jahren, mit frischer Empfänglichkeit für alles Neue, in den üppigen Gegenden des Orients zusammen verlebt hatten. Der Arno floß durch seine Brücke unter uns, und wir lehnten rauchend über das Geländer des Balkons, auf dem wir saßen, während ich zerstreut eine mit Skizzen und Zeichnungen gefüllte Mappe meines Freundes durchblätterte. Mancher geniale Künstler ist durch seine zufälligen Verhältnisse für die Kunst verloren gegangen. Zu dieser Klasse gehörte auch Oakland, denn seine Skizzen waren meisterhaft. Die Mappe stand dicht neben mir, und ich nahm von Zeit zu Zeit, in den Pausen unserer Unterhaltung, ein Blatt aus derselben hervor, betrachtete es, und blickte dann wieder träge über den Fluß und die vom Monde beleuchtete Stadt Dante's, die ihren Jünger so lange vergessen hat.

„Beim Jupiter, was für ein schönes Gesicht ist dieses! Wer ist das Original?" fragte ich, ein Blatt mit einem weiblichen Kopfe hervorziehend, der mit großer Kunst ausgeführt war und von meines Freundes Hand die Unterschrift „Florelle" trug, während von einer andren und, wie es schien, weiblichen Hand hinzugefügt war, „la chatelaine sans

chateau!“ Es war ein Gesicht von großer Schönheit, mit niedriger, griechischer Stirn, blondem Haar und jenen großen, sanften, schwimmenden Augen, die man nur bei der Südländerin findet, und die aus dem Bilde mit ernstem, sinnendem, theils kindlichem, theils melancholischem Ausdrucke hervorschauten. Oakland blickte auf, sah die Skizze, und streckte hastig die Hand darnach aus, die ich jedoch abwehrte.

„Ich will es mir ansehen,“ sagte ich. „Es ist ein schöner Kopf; ich wollte nur, wir hätten das Original hier. La chatelaine sans chateau, — welcher sonderbare Titel! Ihre Besitzungen waren muthmaßlich Luftschlösser. Wer ist das Original?“

Während des Sprechens hielt ich die Skizze in die Höhe, um die Beleuchtung aus dem Zimmer auf das Bild fallen zu lassen, welches, wie ich nicht zweifelte, das Portrait irgend eines schönen Gesichtes war, das Oakland in früherer Zeit seine Stunden versüßt hatte, — ein Andenken an eine seiner Liebschaften, das etwas dauernder, als andere derartige Andenken an solche Episoden war, die lediglich dem unbeständigen, eigensinnigen Gedächtnisse anvertraut werden. Ich glaube, er hätte sich lieber von einer Kugel durchbohren, als über jenes Gemälde, eine einfache étude à deux crayons, befragen lassen; denn der Schwüle des Abends ungeachtet überlief ihn ein Schauder, und er trank schnell ein Glas Wein.

„Ich hatte vergessen, daß es in der Mappe ist,“ lautete seine Antwort, während er mir mit augenscheinlicher Verwirrung die Skizze aus der Hand nahm und sie verkehrt gegen die Wand stellte, als wenn es ein Medusenhaupt gewesen wäre.

„Weshalb nimmst Du es mir fort?“ rief ich, „ich bin noch lange nicht damit fertig. Wer ist das Original?“

„Ein Wesen, von dem ich nicht gern spreche.“

„Weshalb nicht?“

„Weil der Anblick des Bildes mir eine gewisse Pein verursacht, gegen die solche Leute wie Du und ich eigentlich abgehärtet sein sollten — Reue.“

„Reue? Giebt es denn wirklich ein Weib, das der Reue werth wäre?“

„Sie war es.“

„Sie glaubte es nicht, und dachte bisher immer, Du hättest über solche Dinge dieselben Ansichten, wie ich. Sage mir, wie viele von den Weibern, wegen deren wir in melancholischen Momenten Gewissensbisse oder Reue empfinden, haben uns denn geliebt? Moralisten und Poeten sentimentalisiren darüber und machen es zum Vorwande, unsere Sünden zu vergrößern, während sie unter der Hand ähnliche kleine Geschäfte selbst treiben; aber in Wirklichkeit giebt es erstlich außerordentlich wenige Weiber, welche überhaupt fähig sind, zu lieben, und zweitens haben Eitelkeit, Habsucht und Eifersucht sehr viel mit ihren angeblichen Opfern für uns zu thun.“

„Ganz wahr, allein il y a des femmes et des femmes, und es war nicht jene Art von Reue, die ich meinte.“

„Welche denn?“

Oakland schwieg. Er stieß die Asche seiner Cigarre ab, rauchte über den Balkon gelehnt, weiter und horchte mit trüberer Miene, als ich je an ihm wahrgenommen, auf das monotone Rauschen des Arno unter uns. Es that mir leid, zufällig jene Skizze gefunden zu haben, die so peinliche Erinnerungen in ihm erweckte, und ich schwieg deshalb ebenfalls,

während die Tabakswolken aus meinem Munde in die stille, schwüle Nacht strömten, welche über Florenz hing.

„Welche Art von Reue?“ fragte er plötzlich nach einer Pause von mehreren Minuten. „Soll ich es Dir sagen? Gut, dann magst Du mir sagen, ob ich ein kluger Weltmann war, der sich vor einer großen Thorheit bewahrt hat, oder ein Elender, der ein schweres Verbrechen begangen. Ich bin oft selbst darüber im Zweifel gewesen.“

Er legte sich zurück, ließ sein Gesicht vom Schatten der Säule des Balkons bedecken, so daß ich es nicht sehen konnte, und während der Arno melancholisch unter unseren Füßen rauschte, die purpurne Glorie des Abends mehr und mehr hinter Giotto's Thurm versank, wo vor Jahrhunderten „der Unsterbliche von Florenz“ vom „verlorenen Paradiese“ geträumt hatte, und das Licht im Zimmer auf Oliven, Weintrauben, feine Gläser und Flaschen, mit rothem Montepulciano und weißem Hermitage gefüllt, fiel, — erzählte er mir die Geschichte von der „Schloßherrin ohne Schloß.“

II.

Die Blume im Thale von Luz.

Vor zwei Jahren besuchte ich den Süden von Frankreich. Ich war damals, wie Du Dich erinnern wirst, Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel, und hatte vom dortigen Klima gelitten. Mein Unwohlsein nahm so zu, daß ich den ärztlichen Rath erhielt, das Bad von Eaux Bonnes in Frankreich zu besuchen. In die Heilkraft des Wassers setzte ich wenig Vertrauen, aber erwarte desto mehr von der Pyrenäenluft und dem Wechsel des Lebens in diplomatischen Geschäften und Kreisen mit dem auf offenen Feldern, und ging deshalb nach Eaux Bonnes mit dem festen Vorsatze, mich während der zwei Monate meines beabsichtigten Dortseins von jeder Gesellschaft des Badeortes fern zu halten, und meine Zeit mit der Büchse und dem Skizzenbuche in den Bergen und Wäldern zuzubringen. Allein Eaux Bonnes gefiel mir nicht, denn es war dort zu warm. Ueberdies befanden sich viele Personen im Bade, welche mich näher kannten, und Andere, die, sobald sie meinen Namen erfahren hatten, mich mit Einladungen zu Ausflügen und Bällen überhäuften und quälten. Das war jedoch nicht, was ich suchte, und ich verließ deshalb den Ort und ging nach Luz, in der Hoffnung dort Einsamkeit zu finden. Du kennst das Thal von Luz, nicht wahr? Ist es nicht am Abend so schön, wie ein Künstler sich nur Arkadien träumen kann, wenn das Sonnenlicht die Wiesen und Felder des tieferen Thals verlassen hat und nur noch golden und rosig auf den Gipfeln der Berge zögert, während die leuchtenden Johanneswürmchen aus dem Grase hervorkommen, und die Lichter in den Hütten, von ihren Gärten umgeben und terrassenweise an den Bergseiten liegend, angezündet werden, und die hundert Bäche murmelnd und schäumend den Berg hinab rieseln. Wenn mein Ehrgeiz und mein Verlangen nach Vergnügen einst befriedigt sein werden, werde ich nach Luz gehen und dort den Rest meiner Tage zubringen. Wenn: — Ja, ja, Du hast Recht, dieses „wenn“ ironisch zu wiederholen, denn diese Zeit wird wahrscheinlich nie kommen? Ich bin nicht geeignet, meine Jahre mit Sinnen und Grübeln in der Einsamkeit des Waldes zuzubringen. Wenn Preise des Erringens werth sind, so verdienen sie auch, daß der Mann bis an seinen Tod strebe und arbeite, um sie zu gewinnen. Ich ging also nach Luz, und

verlebte dort ungefähr eine Woche ganz angenehm, indem ich Gemsen schoß, oder an den Abhängen des Pic du Midi Skizzen aufnahm, hauptsächlich aber, unter dem Schatten der großen Birken liegend und dem Klingen der Schafglocken zuhörend, in Müßigkeit die Zeit verbrachte, wie es meine Absicht für die Dauer meines Aufenthaltes daselbst war.

Eines Tages nahm ich mir vor, nach Gavarnie zu gehen. Ich hatte viel von der „marmornen Mauer", den mächtigen Wasserfällen, den Felsen von Marboré und dem sogenannten „Rolandsbruche" gehört, aber war bis dahin noch nie in die Gegend gekommen, welche diese Merkwürdigkeiten enthält. Die Götter begünstigten mich. Es herrschte kein Nebel, die Sonne schien hell, und das große Amphitheater war durch nichts getrübt, wo der Marmor weiß, braun und purpurn, im Lichte schimmerte, die Wasserfälle in das gigantische Bassin hinabstürzten, die weißen Schneefelder im Sonnenscheine glänzten, und die „Zwillings-Felsen" sich gerade und schlank, wie zwei von Menschenhänden gehauene korinthische Säulen, in die klare Luft erhoben. Gerechter Himmel! Welcher wahre Künstler muß nicht beim Anblick einer Gegend, wie die von Gavarnie ist, verzweifelnd Pinsel und Farben wegwerfen und sich seiner eigenen Ohnmacht, seiner künstlerischen Armuth schämen? Wer vermag eine solche Scene auf die Leinwand zu bringen? Du weißt, ich verehre die Kunst, allein es giebt Momente in meinem Leben und Oertlichkeiten auf der Erde, die mich zuweilen jeden Gedanken daran aufgeben lassen!

Der Tag war schön, und da ich die Gegend hinlänglich zu kennen glaubte, so nahm ich keinen Führer mit, so wie ich es immer thue, wenn ich dieser Art von Leuten irgendwie entbehren kann. Allein nach kurzer Zeit begann der Nebel aufzusteigen, und ich bereute es von Herzen, keinen Führer bei mir zu haben, als ich mein Pferd umwandte. Du kennst den Weg, — nicht wahr? Er geht durch das sogenannte „Chaos", — das, beim Himmel, den Namen verdient! — den halsbrecherischen Pfad an der Gave entlang und über die Scia-Brücke nach St. Sauveur. Du kennst ihn? Dann mußt Du auch wissen, daß es viel leichter ist, dort den Hals zu brechen, als den Weg zu finden. Glücklicherweise brach ich jedoch nicht den Hals, gelangte mit meinem Thier über die schmale Brücke, ohne in den Strom zu stürzen, und erreichte endlich ebeneren Boden. Von hier aus hielt ich es nicht schwer, die Straße nach St. Sauveur zu entdecken, aber ich täuschte mich bitter. Der Nebel hatte sich über das Thal gebreitet, ein heftiges Gewitter stieg auf, und ehe ich es ahnte, hatte ich mich verirrt und wußte nicht mehr, ob St. Sauveur rechts oder links, vor mir oder hinter mir liege. Das Pferd, ein elendes kleines Thier der Pyrenäen, war durch die Blitze zu scheu geworden, als daß ich mich ihm hätte anvertrauen und von ihm hätte führen lassen können, wie es auf dem Wege durch das „Chaos" geschehen war, so daß mir endlich nichts übrig blieb, als mich Allem zu unterwerfen, was die Elemente über mich verhängten. Ich verwünschte meine Thorheit, nicht in dem Gasthofe von Gedre geblieben zu sein, sehnte mich nach der elendesten Bergherberge, wo Menschen und Thiere in bunter Reihe Schutz finden, und machte mir die bittersten Vorwürfe, nicht auf die Vorstellungen meiner Wirthin gehört zu haben, welche mich noch bei der Abreise an der Thür warnte, ohne Führer nach Gavarnie zu gehen.

Der Sturm nahm zu, die riesigen schwarzen Felsen wiederhallten vom Rollen des Donners, und die Gave stürzte wuthschäumend durch ihr enges Bett. Glücklicher Weise befand ich mich auf ziemlich ebenem Boden, und da das Pferd, wie es schien, an derartige

Gewitter gewöhnt war, so trieb ich es mit Schlägen und Spornstichen einer Stelle zu, an der ich beim Leuchten des Blitzes die Umrisse einer menschlichen Wohnung zu erkennen glaubte. Sie stand in einer breiten Felsspalte, zwischen zwei hoch aufsteigenden Felswänden, und ein schmaler Pfad führte unter Kirschbäumen und wild verwachsenen Buchen und Lorbeersträuchern über einen grünen Abhang zu ihr hin, deren man in den Pyrenäen so viele dieser Art findet, und die, vom Sonnenlichte beschienen, durch den Contrast der dunkeln, nackten, senkrechten Felswände, welche sie einschließen, einen doppelt reizenden Anblick gewähren. Ich konnte jedoch in jenem Augenblicke nur wenig von der Schönheit des Ortes sehen, denn dichter Nebel hüllte Alles ein; allein ich sah die Formen eines Hauses vor mir, und mein Pferd deshalb gewaltsam den Hügel hinauf treibend, donnerte ich mit dem Griffe meiner Peitsche an die Thür, so daß der Schall in den Felsen wiederhallte.

Es ließ sich jedoch Niemand sehen, und ich klopfte wiederholt noch lauter als vorher. Durchnäßt bis auf die Haut von dem strömenden Regen, fluchte ich nicht wenig über das ungastliche Dach, welches mir keine Aufnahme gewähren wollte. Schon war ich im Begriffe, ein Granitstück zu nehmen und ein Fach der Thür einzuschlagen, als eine Klappe sich öffnete und das sonnverbrannte Gesicht einer alten Frau, mit schwarzen, echt südlichen Augen, die durch das Alter wenig von ihrem Feuer verloren zu haben schienen, sichtbar wurde, und mich fragte, was ich wolle.

„Ich suche Schutz gegen das Wetter," erwiederte ich. „Von Gavarnie kommend, habe ich den Weg verloren und bin bis auf die Haut durchnäßt. Gern will ich Euch gut bezahlen, wenn Ihr mich so lange wollt eintreten lassen, bis das Gewitter vorüber ist."

„M'sieu, wir nehmen hier kein Geld," versetzte sie, während ihre Augen wie Kohlen durch die vergitterte Oeffnung glühten, „halten Sie unser Haus für eine Herberge? Kommen Sie in Gottes Namen herein, wenn Sie Schutz suchen. Die heilige Jungfrau verhüte, daß wir irgend Jemandem eine Zuflucht versagen sollten."

Sie bekreuzte sich und murmelte ein Gebet an die heilige Maria, sie gegen alle Wölfe in Schafskleidern zu schützen und ihre Wohnung von Unheil jeder Art zu bewahren, woraus ich schloß, daß sie dachte, ich könne doch ein Dieb und Mörder sein, obgleich ich artig sprach und nicht verdächtig aussah. Sie öffnete die Thür, rief einen Knaben, der mein Pferd in den Stall zog, und führte mich durch einen bedeckten Gang in das Haus, welches ein Theil, aber ein sehr verfallener, eines Gebäudes zu sein schien, das in früherer Zeit wahrscheinlich ein Schloß oder Rittersitz gewesen, von natürlichen Bollwerken umgeben war, und keinen anderen Zugang hatte, als jenen schmalen Pfad, auf dem ich zu ihm emporgestiegen war. Von dem Gange gelangten wir in einen inneren, düsteren und gewölbten Raum, wo die Alte eine niedere, eichene Thür öffnete und mich in ein Zimmer schob, welches gleichfalls finster und trübe aussah, aber noch einige Ueberreste ehemaliger Pracht an seinem großen Kamin, den gothischen Fenstern und seinen jetzt zerfetzten Tapeten erkennen ließ. Hier trat die Frau an eines der Fenster und sagte in einem sanften Tone, den ich ihrer Stimme mit dem rauhen Patois nie zugetraut haben würde:

„Mon enfant, v'la un m'sieu étranger, qui vient chercher un abri pour un petit peu. Veux tu lui parler?*)"

*) Mein Kind, da ist ein fremder Herr, der hier für kurze Zeit Schutz sucht. Willst Du mit ihm sprechen?

Das junge Mädchen, an welches die Worte der Frau gerichtet waren, stand auf, trat mir entgegen und hieß mich mit der Anmuth, Einfachheit und natürlichen Offenheit eines Kindes willkommen, wähend die klaren, sanften Augen mir gerade in das Gesicht blickten. Sie war wie — gleichviel! Du hast den Kopf in der Skizze gesehen; er ist nur eine schlechte Nachbildung eines Gesichtes, dessen Ausdruck, mit seiner ganzen Unschuld, seinem unaussprechlichen Reiz, kaum Raphael wiederzugeben vermocht hätte. Sie war noch jung:

„Sie stand mit zögerndem Fuße,
Wo Bach und Fluß sich begegnen,
Das Kind und die Jungfrau verschmelzen“

„Gerechter Gott, ich citire Verse! Was wirst Du von mir denken, daß ich zu den Tagen unserer Schwärmereien zurückkehre und Stanzen von Longfellow hersage. Kein Mann, der die unreifen Jahre hinter sich hat, erwähnt solcher Dichter, ausgenommen in Momenten der Schwachheit. Ich muß mich wirklich entschuldigen. Soll ich jetzt mit meiner Erzählung fortfahren?“

Dalland lachte bei diesen Worten, aber es kam ihm nicht aus dem Herzen. Ich bejahte, worauf er eine neue Cigarre anzündete und sich anschickte, meinem Wunsche zu entsprechen, während der Arno zu murmeln fortfuhr, die dunklen, schweren Wolken sich tiefer auf die Stadt herab senkten, und in den Fenstern des unfern liegenden Palastes der Marquise Acqua d'Oro, der schönsten Florentinerin, deren Ball wir an demselben Abende noch besuchen sollten, die Lichter bereits angezündet wurden.

Dalland lehnte sich zurück, ließ sein Gesicht wieder vom Schatten der Säule bedecken, und begann von Neuem:

„Sie paßte nicht zu dem kahlen, düstern Zimmer, und noch weniger zu dem alten Weibe, — einer sonnverbrannten französischen Bauersfrau, wie man sie täglich vor den Thüren ihrer Hütten sitzen und stricken sieht. Unmöglich konnte das junge Mädchen eine Tochter, Enkelin, oder auch nur eine Verwandte derselben sein. Sie kam mir in diesem Zimmer vor wie einer jener Myrthenstöcke, die man zuweilen in der ersticken den Atmosphäre einer von der ärmsten Klasse bewohnten Straße antrifft; nur fanden sich hier noch in einzelnen Theilen des Zimmers Ueberreste ehemaliger Pracht, die besser mit ihr harmonirten. Noch jetzt sehe ich sie, wie sie mit der unbeschreiblichen Grazie, der wahrhaft patrizischen Zartheit und den so schönen, jugendlichen Engelszügen vor mir stand. Die arme kleine Florelle!“

„Sie wollen hier das Gewitter abwarten, mein Herr?“ sagte sie mit jungfräulicher Scheu. „Sie sind uns willkommen. Cazot sagt mir, Sie seien fremd in dieser Gegend; unsere Bergstürme können aber Fremden sehr gefährlich werden, die keinen Führer haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Prophezeihung.

Im Jahre 1788, ein Jahr vor dem Ausbruche der blutigen französischen Revolution, war eine Gesellschaft freigeistiger Leute und Spötter bei der Herzogin von Grammont ver-

sammelt. Man war heiter, aß vortrefflich, trank noch besser und beim Nachtisch wurde der Ton ein ziemlich ausgelassener. Man erging sich in lockern Scherzen, namentlich über den Umsturz, welchen der geistvolle Spötter Voltaire auf religiösem Gebiet hervorgerufen und freute sich über die große geistige Revolution, die mit allem Aberglauben aufräumen werde. Nur Einer, der originelle, aber etwas träumerische Schriftsteller Jacob Cazotte nahm nicht Theil an dem Gespräche. Er hatte still und in sich versunken dagesessen, bis er angerufen sich plötzlich aufrichtete und in ernstem Tone sagte: „Seien Sie ruhig, meine Herren, Sie alle werden jene große und erhabene Revolution, die Sie so sehr herbeiwünschen, noch erleben. Sie wissen, ich bin ein wenig Prophet". Seine Worte wurden mit Gelächter aufgenommen. Man stutzte einen Augenblick über den merkwürdigen Ton, dann fragte ihn Herr v. Chamford, ein geachteter Schriftsteller spöttisch um sein Schicksal. „Sie, mein Herr, lautete die Antwort, werden sich die Adern öffnen, aber dennoch erst einige Monate später sterben. — Sie, Herr Nicolai, Sie, Herr v. Bailly, Sie, Herr v. Malesherbes und v. Rouher, werden das Blutgerüst besteigen und den Tod von Henkershand empfangen". — Und wann soll das Alles geschehen? fragten Einige. — Von heute längstens binnen 6 Jahren! war die Antwort. Und alles wird im Namen der Philosophie, der Menschheit und der Freiheit geschehen, zu einer Zeit, wo die Vernunft allein herrschen und ihre Tempel haben wird.

Und was sagen Sie mir, Herr Cazotte? begann der frivole Schriftsteller Laharpe. — Mit Ihnen wird ein großes Wunder geschehen, Sie werden sich bekehren und ein guter Christ werden, lautete die Entgegnung. — Alles brach in ein lautes Gelächter aus und die heitere Stimmung kehrte wieder. Die Herzogin von Grammont bemerkte daher scherzend: Da sind wir Frauen doch besser daran als die Männer; denn obgleich wir uns ein wenig in alles mischen, so zieht man unser Geschlecht doch nicht zur Verantwortung. — Ihr Geschlecht wird Sie nicht schützen, antwortete düster der Prophet; Sie werden wie noch viele Frauen vor und nach Ihnen das Blutgerüst besteigen; mit auf den Rücken gebundenen Händen wird man Sie zur Richtstatt führen. — Nun, ich denke doch, ich würde in solchem Fall eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben, entgegnete die Herzogin, die noch immer an einen weitgetriebenen Scherz glaubte. — Nein, Nein, erwiderte Cazotte, der Henkerkarren wird Ihr letztes Fuhrwerk sein — und noch vornehmere Damen als Sie werden auf diese Weise zum Richtplatz geführt werden. — Doch nicht Prinzessinnen von Geblüt? fragte die Herzogin. Noch vornehmere! entgegnete Cazotte. — Jeder Scherz erstarb auf den Lippen und mit gezwungenem Lächeln sagte die Herzogin: Hoffentlich wird man mir wenigstens einen Beichtvater lassen. — Nein Madame, entgegnete Cazotte; der letzte Delinquent, dem man einen solchen gewähren wird, ist — Cazotte hielt einen Augenblick inne. — Wer? wer? riefen die Anwesenden. — „Der König!"

Dieser Ausspruch rief allgemeine Bestürzung hervor. Man gab dem Propheten zu verstehen, daß sein Scherz zu weit gegangen sei und eben stand er in Begriff, sich zu entfernen, als die Herzogin, welche verhindern wollte, daß man die Sache zu ernsthaft nehme, noch einmal zu ihm trat „Sie haben uns allen wahrgesagt, Herr Cazotte, nur über Ihr eigenes Schicksal haben Sie geschwiegen, sagte sie; was wird aus Ihnen werden? — Es wird mir gehen, wie es jenem Manne erging, antwortete er, der bei der Belagerung von Jerusalem durch die Straßen der Stadt lief und mit klagender Stimme rief: „Wehe Jeru-

salem! wehe Jerusalem!“ Am 7. Tage schrie er: Wehe Jerusalem! wehe auch mir! und in demselben Augenblicke fiel er von einem Steine aus den Wurfgeschossen der Belagerer getroffen, todt zu Boden.“

Die Prophezeihung Cazottes ist wörtlich in Erfüllung gegangen. Alle Genannten starben genau wie er gesagt hatte. Laharpe wurde ein gläubiger Christ, Cazotte selbst endete am 25. September 1792 unter der Guillotine.

Kürzlich ereignete sich in Waldmichelbach folgende urkomische Geschichte, welche als erheiternder Beitrag zu den gegenwärtig in allen Zeitungen florirenden Wolfhistorien dienen mag. Der Schneider S. saß mit seiner Familie nebst Gesellen Abends im Wohnzimmer beisammen, und es kam unter Anderm auch die Rede auf den in dortigem Wald hausenden Wolf. — Die Tochter des Hauses ging nach einiger Zeit hinaus und fand beim Oeffnen der Hausthüre einen ziemlich starken Gegendruck, erschrack heftig und schrie, indem sie zugleich die Thüre zuzumachen suchte, fortwährend: der Wolf! der Wolf! Alles stürzte aus dem Zimmer, der muthige Schneider mit einem Beil bewaffnet; die Thüre wurde etwas mehr geöffnet und unser Held versetzte dem Ungethüm einen solchen Schlag, daß das Beil stecken blieb Die Kinder hatten unterdessen aus den Fenstern Feuer gerufen. Bei dem nunmehrigen vollständigen Oeffnen der Thüre fand man zum größten Erstaunen anstatt des fürchterlichen Wolfes — zwei unschuldige „Holzklötze“ aufeinander geschichtet, wahrscheinlich von bösen Buben verübt. Inzwischen hatte sich aber die ganze Nachbarschaft auf dem Mordplatz eingefunden, selbst die Feuerspritze war schon in Bewegung.

Die Magdeburgische Zeitung berichtet: „Man erzählt sich eine sehr artige Anekdote aus dem Jahre 1848, durch die der treffliche alte General v. Pfuel einen guten Beitrag zur Abfertigung thörichter Duellanten lieferte. Nachdem er als Kriegsminister und liberaler Abgeordneter in der Nationalversammlung für die Aufhebung des Adels und die Abschaffung der Orden gestimmt, trat auf der Straße ein junger Fähnrich an ihn heran und fragte ihn, ob er der General Pfuel sei. Er bejahte dies. „Dann muß ich Ihnen sagen, daß Sie ein ganz gemeiner Kerl sind.“ „Oh“, erwiederte Pfuel, „ich danke Ihnen für diese Nachricht, das habe ich noch gar nicht gewußt.“ Damit zog er höflich den Hut und ließ den Fähnrich stehen. Was sollte wohl daraus werden, wenn ein liberaler Kriegsminister sich mit jedem Fähnrich schlagen sollte?“

(Concurrenz.) So groß ist die Concurrenz unter den Londoner Photographen geworden, daß man in einzelnen — allerdings nicht sehr eleganten — Stadttheilen oft photographische Ateliers mit folgenden Inschriften findet: „Ein photographisches Porträt für 6 P. (5 Sgr.) und eine Cigarre als Zugabe“, oder auch „und eine Tasse Kaffee als Zugabe“, oder auch „und eine Scheibe guten Specks als Zugabe“.

Dem englischen Schauspieler Foot, der seiner Zeit als witziger Kopf große Beliebtheit genoß, rühmte Jemand die Schönheit einer Dame, die kein anderer Mensch für schön hielt. „Warum machen Sie Ihre Ansprüche auf diese Schönheit nicht geltend?“ fragte Foot. — „O, mit welchem Recht könnt' ich das?“ gab Jener zurück. — „Nach dem Völkerrecht,“ sagte der Schauspieler trocken, „als der erste Entdecker.“

(Aecht amerikanisch.) Speculative Leute haben vorgeschlagen, Jefferson Davis in einen Käfig zu sperren und ihn gegen 1 Dollar Entrée im Lande umher zu zeigen, die durch diese Ausstellung gewonnenen Millionen aber zum Besten invalider Soldaten und der hinterlassenen Familien der Bundesstreiter zu verwenden. Das wäre ein Geschäft für Barnum.

(Herrn v. Persigny's Zerstreutheit.) Als Beweis der Zerstreutheit des Hrn. v. Persigny und seiner oberflächlichen Kenntniß der Zustände in Rom führt der „Monde“ folgendes Zwiegespräch an, welches der französische Staatsmann mit dem officiösen Agenten Englands am römischen Hofe, Hrn. Odo Russel, geführt hat. Als dieser ihm vorgestellt wurde, rief er aus: „Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen! Sie sind also der Botschafter Englands, mein Herr?“ — „Nein, Herr Herzog.“ — „So! Also Sie sind Minister, Chargé d'affaires?“ — „Nicht doch, Herr Herzog, es gibt keinen Gesandten Englands in Rom.“ — Und seit wann denn?“ — „Nun, bereits seit über 300 Jahren.“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 29. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Juli. 1865.

Ein Schloß im Walde.

Novelle von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Ich wußte nicht, wen sie mit Cazot meinte, aber vermuthete, daß es die alte Frau sei, welche bei ihr Pförtnerin, Kammerfrau und Magd, Alles in einer Person zu sein schien. Ich dankte für das angebotene Asyl und nahm, wie Du Dir denken kannst, die Einladung an, so lange zu bleiben, bis das Wetter sich wieder aufgeklärt habe. Wenn man sich verirrt hat, ist jeder Zufluchtsort angenehm, namentlich, wenn er von einer solchen Schloßherrin angeboten wird, wie die vor mir stehende war, mochte ihr Schloß auch noch so sehr verfallen sein. Sie und die alte Frau machten es mir bald bequem, und zwar mit jener einfachen, ungekünstelten und prunklosen Gastfreundschaft, welche das Zeichen wahrer Bildung ist, und die der Emporkömmling nicht kennt. Die alte Cazot setzte mir einfache Erfrischungen vor, geröstete Kastanien, Mais, Milch und ein Gericht Forellen, welche erst kurz vorher in der Gave gefangen worden waren, während ich die Schloßherrin betrachtete und mich im Stillen darüber wunderte, wie es komme, daß ein so zartes, jugendliches Wesen mit der alten Bäuerin in dieser einsamen Berggegend hause. Ich machte deshalb verschiedene Versuche, ihr die Geschichte ihres kurzen Lebens zu entlocken. Anfangs war sie mir, einer fremden Erscheinung gegenüber, natürlich scheu; allein der Anblick meines Skizzenbuches stellte uns bald in jene vertraulichere Beziehung, welche eine Gleichartigkeit des Geschmackes stets erzeugt. Ich sprach von Gavarnie, von der Schönheit der Pyrenäen, vom Tourmalet und dem Lac Bleu, und erwärmt von meinem Enthusiasmus für ihre heimathliche Gegend, vergaß sie, daß ich ein Fremder, ein ihr ganz unbekannter Tourist war, der nur eine Stunde lang Schutz gegen den Regen gesucht hatte, und ließ mich, ehe mein improvisirtes Abendessen beendigt war, mit Hülfe einiger Fragen, die sie in ihrer Kindlichkeit offen und rückhaltlos beantwortete, die ganze Geschichte ihres kurzen Daseins und die Erklärung ihrer

jetzigen, so sonderbaren Lage hören. Sie hieß Florelle de l'Heris, ein Name, der einst einen gewaltigen Klang unter dem Adel des Südens gehabt hatte. Von ihrer Familie, die, gleich vielen anderen vom höchsten Range, verarmt war, lebte kein anderer Sprößling mehr, so daß dieses Kind jetzt die einzige Repräsentantin des einst so großen Hauses der de l'Heris war. Ihre Mutter hatte sie schon als ganz junges Kind verloren, und der Vater, entweder zu träge, oder zu sehr vom Kummer niedergedrückt, um seine gesunkenen Glücksgüter wieder zu heben, hatte als Eremit in den Ruinen gelebt, wo ich jetzt seine Tochter fand, und ihrer Erziehung alle Sorgfalt bis an seinen Tod gewidmet, welcher erfolgte, als sie zwölf Jehre alt war. Von jener Zeit an fiel sie der Armuth und Dunkelheit anheim, und genoß keinen anderen Umgang, keinen anderen Schutz mehr, als den ihre alte Wärterin Cazot, die Milchschwester ihres verstorbenen Vaters, ihr gewähren konnte.

Das war Florellens Geschichte, die sie mir erzählte, während ich an jenem Abend dort saß, wartend, daß die Wolken sich zertheilen und der Nebel verschwinden sollte, um nach St. Sauveur gelangen zu können, — eine Geschichte die sie einfach, aber mit Gefühl erzählte, und welche die alte Cazot, in der Ecke sitzend und strickend, mit zahllosen Gestikulationen, Erklärungen und Anrufungen der heiligen Jungfrau begleitete. Die alte Frau schien froh zu sein, endlich einen Zuhörer gefunden zu haben, und sah mich überdieß mit einem Gefühle von Dankbarkeit für das aufrichtige Lob an, das ich ihren gebackenen Forellen gezollt hatte. Die Geschichte paßte ganz zu der zarten Schönheit der Blume, die ich hier in der Wildniß fand, aber so eigenthümlich war sie, daß sie mir eher ein Abschnitt aus irgend einer poetischen Novelle, als ein Blatt aus irgend einem wirklichen Menschenleben zu sein schien, namentlich einem solchen Leben gegenüber, wie dem meinigen, das nur aus materiellen Vergnügungen und eifrigem Streben nach Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde besteht, und von den Pfaffen, nicht mit Unrecht, „weltlich" genannt wird. Aber auch in dem wirklichen Leben tragen sich wunderbare Geschichten zu, die das Gefühl tief ergreifen und häufig seltsamer als diejenigen sind, welche einer poetischen Erfindung als Grundlage dienen. Wenn sie jedoch Männern begegnen, wie uns, so stutzen wir und fühlen uns unangenehm berührt, denn sie erscheinen bizarr und sind den anderen Blättern jenes Buches so unähnlich, das, mit weltlichen Maximen und selbstsüchtigen Grundsätzen angefüllt, vor unseren Augen glänzt. Sie tragen den Ring jenes Arkadiens, das seine goldenen Thore vor uns schließt, sobald wir das Knabenalter verlassen haben, und an das wir dann, um uns zu rächen, nicht mehr zu glauben schwören, — ein Schwur, den wir zuweilen halten, aber — der Himmel weiß! zu unserem eigenen Schaden.

Ich verweilte an jenem Abend so lange ich konnte, bis der Himmel sich aufgeklärt hatte, und die Sonne wieder so unzweifelhaft schien, daß mir kein Vorwand zu einem längeren Aufenthalte in jenem düsteren Zimmer blieb, wo die Kastanien in der Asche des Feuers knisterten, die Stricknadeln der alten Cazot unaufhörlich klapperten, und die Gazellenaugen der jungen Schloßherrin abwechselnd auf mich und meine Skizzen mit jener Mischung von Scheu und Furchtlosigkeit, Unschuld und Offenheit blickten, die ihrem Wesen einen so großen Reiz verlieh. Sie war eine neue Studie für mich, sowohl für meine Palette, wie für meinen Geist, — ein hübsches, frisches Spielwerk, um mich zu unterhalten, so lange ich in der Gegend blieb. Ich mochte nicht gehen, ohne gewiß zu sein, daß ich wiederkommen durfte, denn ich wünschte ihr Gesicht unter meiner Sammlung zu haben. Nachdem ich

deßhalb für die gewährte Zuflucht gedankt hatte, sagte ich ihr meinen Namen und bat um die Erlaubniß, dahin zurückkehren zu dürfen, wo ich eine so freundliche Aufnahme gefunden.

„Zurückkehren, mein Herr? Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und wenn Ihnen der Weg von Luz nicht zu lang ist,“ versetzte sie, und sah mich dabei so unschuldig mit den großen, klaren, damals noch ungetrübten Augen an, indem sie mir die Hand zum Abschiede reichte.

Ich beruhigte Florelle in dieser Beziehung, wie Du leicht denken kannst, und gieng, während sie in der tiefen Fensternische stehen blieb, wo ein großer Jagdhund zu ihren Füßen lag und das Purpurlicht der untergehenden Sonne ihre schöne griechische Stirn und das goldene Haar wie mit einer Glorie umfloß. Noch jetzt sehe ich sie wie damals vor mir stehen, das arme Kind! — Aber fort damit! — Die Nacht ist so heiß, — will denn kein kühles Lüftchen wehen?

„Wenn Sie wieder hierher kommen, M'sieu,“ sagte die alte Cazot, als sie mich durch den dunkeln Gang führte, „würden Sie der erste Gast sein, den wir seit vier Jahren bei uns gesehen haben.“

Sie war eine heitere, geschwätzige alte Frau, von unendlicher Anhänglichkeit für die fast ganz erloschene Familie de l'Heris beseelt, und lebte nur für den letzten Sprößling derselben, das einsame, verwais'te Kind.

„Ja, ja,“ fuhr sie fort, „woher sollen uns auch Gäste kommen? Diejenigen, welche mir recht wären, würden schlechte Gesellschaft für Mademoiselle Florelle sein, und diejenigen, welche sie suchen sollten, kommen nicht. Ich erinnere mich der Zeit, M'sieu, als die Höchsten in allen Departements froh waren, auf die Einladung eines de l'Heris kommen zu dürfen; aber Generationen sind seitdem verschwunden, und wenn man sie nicht mehr bewirthen kann, was kümmern sich die ehemaligen Gäste dann um den verarmten Wirth? Das ist hier in den Pyrenäen eben so gut wahr, wie in der ganzen übrigen Welt. Ich habe nicht siebenzig Jahre gelebt, ohne diese Erfahrung zu machen. Wäre mein Kind dort die Erbin des früheren Glanzes der Familie, so würden sich genug Bewerber um sie drängen; allein sie lebt mit mir, einer alten Bauersfrau, ihrer einzigen Gefährtin und Dienerin, verlassen in diesen Mauern, und Niemand kümmert sich um sie, als von Zeit zu Zeit die frommen Schwestern des Klosters, unter deren Zahl sie auch endlich ihre Zuflucht wird suchen müssen.“

Sie öffnete mir die Pforte, an die ich zwei Stunden vorher mit so wüthender Gewalt gepocht hatte. Ich dankte für die Gastfreundschaft, — denn Geld wollte sie nicht nehmen, — wünschte ihr guten Abend, und ritt den Pfad nach St. Sauveur hinab und weiter nach Luz, während ich oft, nicht ohne Mitleid, an das junge Leben dachte, welches, kaum erblüht, schon bestimmt war, in einem Kloster zu welken. Jedes andere Loos, dachte ich, wäre besser für sie. Die kindliche Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens und die Sonderbarkeit ihrer einsamen Lage interessirten mich, und ich hoffte mir noch manchen langen Sommerabend in ihrer Gesellschaft zu verkürzen, wenn ich der Gemsenjagd, meiner Palette und der Träumereien unter dem Schatten der Buchen müde war. Auf jeden Fall besaß sie mehr Frische und Reize als die Schönen von Eaux Bonnes. Am folgenden Tage erinnerte ich mich ihrer Erlaubniß und meines Versprechens, und verließ wieder Luz, um den Bergpfad zum Nid de l'Aigle, wie das verfallene Gebäude genannt wurde, hinauf zu reiten. Du würdest dasselbe gethan haben, hättest Du so wenig zu thun gehabt, wie ich

damals im Thale der Pyrenäen, wo ich froh war, Beschäftigung und Unterhaltung irgend einer Art zu finden. Das süße far niente wollte mir nicht recht zusagen; ich hatte zu viel in der Welt gelebt, und zwar in einer zu kalten, förmlichen Welt, um lange Zeit in Bergen und Wäldern ein rein beschauliches Leben führen zu können. Unruhe und Ehrgeiz treiben mich, ich muß nach irgend etwas streben, irgend ein Ziel vor mir haben, mag es groß oder klein sein, sonst empfinde ich Langeweile. Schon die Begegnung mit Florelle in jener Berggegend versöhnte mich für einige Zeit mit meiner Verbannung aus der großen Welt und ihren Vergnügungen, und ich dankte meinem guten Glücke für diesen Fund. Die hübsche kleine Einsiedlerin des Nid de l'Aigle, die in den Klostermauern ihr Leben vertrauern sollte, konnte mir die Zeit angenehm vertreiben, die ich in ihren heimathlichen Bergen zuzubringen gedachte. Sie war schön und lieblich, das genügte mir; denn die physischen weiblichen Wesen haben immer mehr Werth für mich gehabt, als ihre geistigen. Ich mache keine solchen Ansprüche an ihre intellectuellen Eigenschaften, wie Du; ich suche nur materielle Schönheit und bin damit zufrieden.

Ich ritt zum Nid de l'Aigle hinauf. Es stand jetzt in hellerem Lichte an einem wirklich malerischen Orte, und mußte, ehe das Gebäude während der Revolution von den aufständischen Bauern zerstört worden war, ein stattliches Schloß von nicht unbedeutendem Umfange gewesen sein. Jetzt standen nur noch einige Ueberreste unter Dach, nämlich derjenige Theil, welchen der letzte Sprößling der Familie mit der alten Cazot bewohnte. Die Gegend war ganz einsam. Keinen Laut hörte man, als das Rauschen des Flusses und das Glockengeläute der Schafheerden, welche auf den Bergen und den grasigen Abhängen weideten; aber der Ort war unbeschreiblich schön, mit seinen hängenden Birken, dem Reichthum an wilden Blumen, den Felsen von grauem Moose bedeckt, und den Weiden, die ihre Blätterspitzen bis in die Fluthen des Stromes hinab senkten. In einer solchen Heimath, ohne andere Gefährten, als ihren Vater, die alte Cazot, und zuweilen die stillen Bewohnerinnen des nahen Klosters, von Gegenständen umgeben, die ihre natürliche Empfänglichkeit für die Poesie nährten, und fern von allen Eindrücken der wirklichen und gewöhnlichen Welt, konnte es nicht fehlen, daß Florelle eine eigenthümliche Kindlichkeit und Schwärmerei bewahrt hatte, und mit allem dem unbekannt geblieben war, was sie in anderen Lebensverhältnissen unvermeidlich hätte lernen müssen. Von ihrem Vater und den Nonnen hatte sie eine gute Erziehung erhalten, welche jedoch fast klösterlicher Art war; denn die Literatur, an der sie gebildet worden, hatte meistens nur in Legenden und religiöser Dichtung, und ihre Unterhaltung im Copiren der ihr von den Nonnen geliehenen buntfarbigen Meßbücher bestanden, — eine Erziehung, die ihr also keine Begriffe von der fernen wirklichen Welt gab, aber ihre Neigung zur Schwärmerei nährte, und sie im Alter von siebzehn Jahren mit Allem, was Unrecht und Sünde hieß, so unbekannt erhalten hatte, wie das jüngste Kind. Es ist mir unmöglich, Dir ein klares Bild von Florelle, wie sie damals war, zu geben. Hätte ich sie nie kennen gelernt, so würde ich eben so wenig wie Du, an die Existenz eines so poetischen Wesens geglaubt haben. Ihre ätherische Zartheit, die sonnige Fröhlichkeit, wenn ihr irgend etwas gefiel, die große Reizbarkeit, — in einem Augenblick durch ein rauhes Wort erweckt, und im nächsten eben so schnell besänftigt, — und ihre völlige Unkenntniß der Fehler und Sünden jener dem Nid de l'Aigle so fern liegenden Welt, machten sie zu einer Erscheinung, die für mich neu und unbeschreiblich anziehend war, aber die ich nicht zu

portraitiren vermag, da selbst meine Phantasie außer Stande gewesen wäre, ein solches Wesen zu schaffen. Hätte ich sie nie gesehen, und nur in einer Novelle von ihr gelesen, so würde ich sie für einen schönen, aber in der Wirklichkeit unmöglichen Charakter gehalten haben.

Florelle empfing mich mit großer Freude. Wahrscheinlich hatte die alte Cazot ihr Zweifel eingeflößt, daß ein grand Seigneur, wie sie mich zu nennen beliebte, sich die Mühe geben werde, den beschwerlichen Weg nach Luz noch einmal herauf zu reiten, nur um seinen Dank für eine kurze Zuflucht und ein dürftiges Abendessen zu wiederholen. Sie war eine schlichte, gutherzige alte Frau, welche ihr ganzes Leben in den Felsen der Pyrenäen zugebracht hatte, und deren weiteste Reise nur ein Marsch nach Luz oder Bagnères gewesen war. Sie betrachtete ihre junge Gebieterin als ein Kind, — was Florelle in der That war, — und glaubte, daß mein Besuch lediglich aus höflicher Dankbarkeit erfolge, ohne daran zu denken, daß er jener beauté des l'Héris gelten könne, welche sie stolz ein unveräußerliches Erbstück der Familie nannte. Ich wiederholte meine Besuche oft, so oft, daß nach kaum einer Woche das alte Schloß meine gewöhnliche Zuflucht in den langen Sommertagen war, und daß Florelle mich in der tiefen Fensternische, in der ich sie das erste Mal gesehen hatte, oder unter der großen Buche an der Pforte, so regelmäßig erwartete, als wenn ich mein ganzes Leben in Luz zubringen sollte. Das arme Kind! Nie erfuhr sie meinen Rang, nur meinen Vornamen nannte ich ihr. Er klang so hübsch aus ihrem Munde, mit der gedehnten süßlichen Betonung, — viel schöner als von den Lippen der Marquise Aqua d'Oro dort, wenn sie in ihrer süßesten Laune ist. Florelle besaß viel künstlerisches Talent, welches bis dahin natürlich noch keine andere Ausbildung genossen hatte, als durch die gelegentlichen Unterweisungen der Nonnen, welche einige Fertigkeit im Illuminiren besaßen. Es machte mir Vergnügen, ihr zu lehren, auf welche Weise sie die umliegende Gegend, die sie so sehr liebte, auf Papier und Leinewand übertragen könne, und brachte manche Stunde damit zu, ein Talent zu entwickeln, das in der That von ungewöhnlicher Art war. Neben ihr in dem alten Zimmer, oder unter den Buchen, oder am Strome sitzend, fand ich großes Gefallen daran, ihre reinen Gedanken hervorzulocken, ihr Inneres wie ein offenes Buch vor mir auszubreiten, ihre Augen glühen und funkeln, oder nach Belieben in Thränen schwimmen zu lassen, ihr junges Leben aus der unbewußten, nie gestörten kindlichen Ruhe zu neuen glücklichen und peinlichen Gefühlen zu erwecken, die sie empfand, aber sich nicht erklären konnte, die für mich in ihren Zügen aufdämmerten, aber zu ihr selbst nie in der wahren Sprache redeten, und deren Namen sie nicht einmal kannte. Ach, unsere Vergnügungen sind zuweilen theuer und grausam! —

„In jener Zeit war es, als ich die Skizze aufnahm, welche Du gesehen hast. Scherzend schrieb sie „La Chatelaine sans chateau“ darunter, und fragte mich, in reinster Unschuld die Schönheit des Bildes bewundernd, ob es ihr denn wirklich ähnlich sehe.

Ach, der Abend ist entsetzlich schwül! Ist dort Wasser in der Flasche? Bitte, reiche sie mir. Schönen Dank.

III.

Das eingeschlagene Blatt.

Ich war stets im Nid de l'Aigle willkommen. Die alte Cazot hatte vermöge des Instincts alter Dienstboten, die in hohen Familien so lange gelebt haben, daß sie endlich so stolz auf die Wappen ihrer Herrschaft sind, als wenn es ihre eigenen wären, die Entdeckung gemacht, daß ich demselben Range angehöre, wie das von ihr angebetete Haus de l'Héris, und beobachtete deßhalb gegen mich, neben der launigen Vertraulichkeit einer Französin, stets die größte Ehrerbietung, da sie für Alles, was adelig hieß, von eben so hoher Achtung durchdrungen war, wie jene, die auf dem Platze der Revolution zu Paris ihr Blut für die weißen Lilien vergossen hatten. Florelle aber wartete meiner und zählte ihre Stunden nur nach denjenigen, die ich bei ihr zubrachte. Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht so lange mit Weiberherzen, und zwar mit solchen, die von tausend Schleiern verhüllt waren, gespielt und in ihnen gelesen hatte, ohne dieses junge, noch unberührte Herz sogleich völlig in meine Gewalt zu bekommen und es wie Wachs nach Belieben modeln zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntnisse eines Mörders.

Die Giftmorde des Pastors Lindbäck in Silbodas gehören zu den merkwürdigsten, ja vielleicht unerhörtesten Verbrechen, welche in den Annalen der Criminalgeschichte vorkommen. Zwei der von ihm vergifteten Personen, Nils Petterson und Karin Pehrsdotter, waren Armenhaus-Alumnen, von deren Tod er keinen Vortheil erwarten konnte, und die er „aus reinem Mitleid" ermordet zu haben behauptet, wogegen er den bei ihm im Hause wohnenden Kaufmann Lysen ohne Zweifel in der Absicht ihn zu beerben vergiftete. Lindbäck hat ein umfassendes schriftliches Geständniß aufgesetzt, das in den schwedischen Blättern wörtlich mitgetheilt wird und eine seltsame Probe heuchlerischer Sophistik ist. Es heißt darin: „Es ist allgemein bekannt, was uns hier (in Silbodal) fehlte. Der damalige unglückliche Landhandel hatte Armuth und Demoralisation nachgelassen. Im Wirthshause zerstörte sich die Jugend. Dahin brachten sogar Armenalumnen ihre Kost, um sie mit Kaffee, Zucker Branntwein u. dgl. zu vertauschen. Ich verfertigte einen kleinen Hirtenbrief und ein Ordnungsreglement, um der Zerstörung entgegenzuarbeiten, und dies war der erste Grund zu einer Verfolgung gegen mich, die ein ganzes Jahr anhielt. In Folge der ausschweifenden zerstörenden Lebensweise war die Anzahl der Armen, die das herabgekommene Kirchspiel ernähren sollte, erschrecklich gestiegen, und unter diesen Armen fand man viele unheilbare, schon seit Jahren bettlägerige Kranke. Ich verstand unter Seelsorgerpflicht die eines Vaters, und verordnete, daß die von mir beorderten Aufsichtsleute allwöchentlich rapportiren sollten, wo man Arme und Kranke vorfände. Ich reiste dann mit Lebensmitteln und Medikamenten umher und war Zeuge des Elends und der Hoffnungslosigkeit Vieler. Wenn man bei einem unheilbaren Kranken steht, der schrecklich leidet, dann wünscht man von Herzen, daß

er von diesem herzzerschneidenden Jammer befreit werden möge. Bei diesen vielen Armen, unheilbaren Kranken, Hungrigen und Frierenden in Silbodal habe ich, ergriffen von dem stärksten Mitleiden, oft gestanden und gedacht: „Wäre ich in einem so unglücklichen Zustande, ich würde den segnen, der das Ende meiner Qual beförderte, und Gott würde dem Barmherzigen vergeben. Während jedes erneuten Besuches bei diesen Armen wurde ich in dem Gedanken bestärkt, einen speciellen Wein für sie zu bereiten, den ich dann jederzeit zur Hand haben könnte, wenn mein irregeleitetes Barmherzigkeitsgefühl mir sagte, daß er nun äußerst vonnöthen sei. Ich sagte mir auch, was mir wohl Keiner bestreiten kann, daß nur sehr wenige Menschen nach der Ordnung in der Natur in die andere Welt übergehen, d. h. wenn das Werkzeug der Seele, der Körper, aus Altersschwäche verbraucht ist. Bei den Meisten kommt die eine oder die andere Ursache hinzu, die der Herr zwar nicht erlaubt, aber auch nicht verhindert, mittelst der Freiheit, des Vernunftlichtes, welches er den Menschen gegeben. Wie Viele sind nicht in ihrem schönsten Alter, in ihrer vollsten Manneskraft, unfreiwillig, aber in Folge des Mißbrauchs ihres Verstandes ihre eigenen Mörder? Wie Viele sind nicht in das Grab gesunken unter der Hand des tüchtigsten Arztes? Die Erklärungen des Kranken über seine Krankheit sind nicht immer umfassend genug; aber die Auffassung bestimmt das Rezept und das Rezept Leben oder Tod, ohne daß unser Herr es erlaubt oder verhindert, und ohne daß der Kranke oder der Arzt dafür angesehen werden kann, irgendwelchen Theil an dem Ausfall derselben zu haben. Wie manche Krankheit, die im Anfange leicht geheilt werden konnte, hat nicht dadurch, daß man die Hilfe aufschob, ihr Opfer in das Grab gestürzt? Gestützt auf diese unbestreitbaren Thatsachen und auf die vielen Beispiele hiervon, die ich gelesen und theils selbst gesehen, bin ich zu dem Schlusse und dem Glauben gekommen, daß sowohl die Wissenschaft, wie auch die Unwissenheit oft die Zuerstbestimmenden sind, und daß der fromme Glaube oft mit Unrecht sagt: „Die Zeit war um.“ Ich habe deßhalb geglaubt, daß der gnädige Gott mich nicht verdammen würde, wenn ich die harten Leiden eines unheilbar Erkrankten abkürzte. Eine solche Handlung ist gewiß in ihrer äußeren Form streitend gegen das Gesetz, aber in ihrem inneren Beweggrund stützt sie sich auf das Barmherzigkeitsgefühl. Dieses weiß mein Gott, vor dem ich zuletzt Rechenschaft ablegen soll, und unter tiefer Reue erkenne ich mich schuldig, für meine sündige Barmherzigkeit, die ich gegen die erwähnten Todten verübt (die zwei Armenalumnen) diejenige Strafe zu erleiden, die das bürgerliche Gesetz vorschreibt.“ Was den Kaufmann Lysen betrifft, so will Lindbäck denselben ebenfalls aus Mitleid mit dessen Magenschmerzen vergiftet haben, obwohl man ihn hier des Eigennutzes in seiner größten Form beschuldige. Wenn Lindbäck das Abendmahl in den Wohnungen der Communikanten vertheilte, so führte er immer zweierlei Sorten Wein, unvermischten und vergifteten mit sich. Er steht im Verdacht, noch drei andere Menschen vergiftet zu haben, was er indessen leugnet, indem er diese nicht für „berechtigt“ gehalten, den vergifteten Wein zu genießen. Lindbäck's Maitresse, welche ebenfalls vor Gericht stand, ward von der Theilnahme an seinen Verbrechen freigesprochen, indessen in eine Geldbuße von 25 Thalern verurtheilt, weil sie Arsenik in Verwahrung gehabt hatte.

(Der Geist eines Helden.) Am Sonntag, den 14. v. Mts. gab es in der Königsmauer in Berlin einen starken Auflauf. War der Grund hiervon einer jener Excesse, wie sie in jener übel berufenen Gasse von Zeit zu Zeit sich zu wiederholen pflegen? O nein, die zusammengelaufene Menge umstand einen Menschen, welcher es für gut befunden, die Rolle eines verstorbenen Helden zu spielen. Mit entblößter Brust und mit hochgeschwungenem Rohrstock schritt er einher und schrie mit pathetischer Stimme: „Ich bin Abraham Lincoln, der Märtyrer des Volkes." Dann rief er, auf eine Narbe an seiner Brust zeigend: „Seht, hier ist die Kugel durchgegangen." Ein Schutzmann, der um die Menge zu zerstreuen herbeigekommen war, wollte nun aber durchaus nicht glauben, daß der Geist des verstorbenen amerikanischen Präsidenten wieder Fleisch und Blut angenommen, er faßte Denjenigen der sich für Lincoln ausgab, beim Arm, um ihn zur Wache zu führen. Jetzt wechselte derselbe seine Heldenrolle, er rief mit Pathos und voll Extase: „Jetzt ist Blücher gefangen, ha, Blücher gefangen!" Auf der Polizeiwache ließ man sich aber auch nicht durch den Geist des alten Blücher imponiren, man führte den Gefangenen vielmehr, der sich nicht begütigen lassen wollte, zum Gewahrsam und von dort zu dem Polizeirichter. Aus dem Geist Lincoln's und Blücher's entpuppte sich nunmehr der Schlossergeselle Martin Schneider; derselbe wurde wegen Unfugs zu einem Thaler Geldbuße oder einem Tage Gefängniß verurtheilt.

Virchow's Hirn, das Herr **Graf v. Wartensleben**, der Lincolnmörder-Freund, längst zu speisen gewünscht hat, scheint dem edeln Spree-Cannibalen endlich doch auch aufgetischt zu werden. Der gewaltige Blut- und Eisenmann Hr. v. **Bismarck** nämlich dürstet nun heiß nach dem ganz besondern rothen Safte des nämlichen **Virchow**, dessen irdischer Theil demnach den junkerlichen Appetit in auffallend hohem Grade zu reizen scheint. Ist der Genuß von Hirn, als eines höchst verwandten oder vielmehr ganz gleichen Stoffes, besonders hirnernährend und hirnstärkend, so steht zu hoffen, daß der Tod des geforderten **Virchow** nicht vergebens sein wird, sondern daß wir für den einen klugen Kopf wenigstens **zwei** andere durch die Einverleibung seines Blutes und Hirns, in **verbesserter Auflage** erscheinen sehen werden. Und die beiden Herren können es brauchen! — Also lebe wohl, appetitlicher **Virchow**! Und — **guten Appetit, edle Feinschmecker!**

Anzeigen-Sammlung.

Ein Faß gutes Sauerkraut ist zu verkaufen. Daselbst wird ein Parketsitz zu miethen gesucht.

Eine Landwehruniform, fast neu, ist wegen Chikane zu verkaufen.

Ein Uhlanenfähnrich möchte gerne Kürassieroberst werden.

Wer mir etwas borgt, hat von meinem Sohne keine Zahlung zu erwarten.

Gesucht wird eine bejahrte Person, die eine hübsche reiche Tochter hat.

Zwischen dem Angerthor und dem Gebetläuten ist ein Trauring verloren gegangen.

Ein Kanarienvogel ist entflohen — um so sonderbarer, als kein Fenster offen und die Katze im Zimmer war. Der redliche Finder *rc.*

Eine arme Doppelwaise bittet um Unterstützung, um mit ihrem Vater nach Italien reisen zu können.

Ein Klavier wird zu miethen gesucht. Doch nähme man für den Anfang auch mit einer Flöte vorlieb.

Ein Dienstmädchen sucht sogleich einen ruhigen Platz bei einer stillen Herrschaft, die Abends regelmäßig ausgeht.

Ein Photograph von Ruf wünscht eine neue Entdeckung zu machen und bedarf dazu 50,000 fl. Sicherheit gewährt dem Darleiher das Miteigenthumsrecht an der genannten Erfindung.

Ein politischer Flüchtling, der heimathlos ist und mehrere Jahre auf der Festung gesessen, sucht wieder eine ähnliche Beschäftigung.

Ein Hausknecht, der auch schon als Sekretär thätig war, sucht in gleicher Eigenschaft einen Platz.

Ein routinirter Schauspieler möchte sich mit einer jungen, reichen Wittwe ohne Kinder, weil er selbst deren mehrere hat, verheirathen. Wo? — **gleichgiltig!**

Die Kaiserin Eugenie besuchte jüngst das Pariser Zellengefängiß La Roquette, um sich persönlich zu überzeugen, ob die Angabe Jules Simon im gesetzgebenden Körper, daß sehr viele Kinder wegen kleiner Vergehen zurückgehalten werden, wahr sei. Als ihr ein ganz kleines Kind sagte, es sei dort, weil es Aepfel gestohlen, wandte sich die Kaiserin zu dem Minister des Innern mit den Worten: „Mais nous avons tous volé des pommes." (Wir haben ja Alle einmal Aepfel gestohlen.)

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 30. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. Juli. 1865.

Ein Schloß im Walde.

Novelle von L. Du Bois.

(Fortsetzung.)

Florelle hatte noch keine Liebesgeschichten gelesen, welche sie befähigt hätten, das neue Leben zu verstehen, zu dem ich sie erweckte, oder sich dagegen zu schützen. Immer öfter ging ich hin, endlich täglich, lehrte meiner Schülerin die Kunst, regte ihre lebhafte Phantasie durch Schilderungen aus der fernen, glänzenden Welt an, deren Genüsse und Bestrebungen ihr völlig unbekannt waren, ließ sie einzelne Blicke in jenes Leben thun, die es für sie zu einem Fernlande machten, wenn gleich es für uns nichts als ein Maskenball ist, und fand besonders Gefallen daran, in diesem jungfräulichen Busen neue Gedanken und Empfindungen zu erwecken, die, deutlich lesbar, als Licht und Schatten über ihre offenen Züge flogen. Nach den vielen Weibern der großen Welt, die ich kennen gelernt hatte, war sie eine ganz neue Studie für mich, und ich genoß meine Zeit bei ihr nicht leichtsinnig und hastig, wie ich es zehn Jahre früher gethan haben würde, sondern mit Bedacht, und wirklich mehr zu ihr hingezogen, als ich Anfangs selbst ahnte. Ich muß aber gestehen, daß sich bald der Wunsch bei mir regte, Liebe in ihrer Brust zu erwecken. Es war keine schwere Aufgabe für einen Mann, der praktische Erfahrung in der rosigen Atmospäre der Boudoirs und im Umgange mit den glänzendsten und schlausten Koketten Europa's erlangt hatte. Florelle mit ihrem liebevollen Gemüthe und der feurigen Phantasie, gab sich mir bald mit aller der Innigkeit hin, der ihr tieffühlendes Herz fähig war. Sie liebte mich — das arme Kind! ohne es zu wissen, mit einem Gefühle, das reiner, wahrer, aufopfernder war, als ich je vorher eins gewonnen hatte und jemals wieder eins gewinnen werde.

„Basta! Warum mußtest Du gerade auf die Skizze stoßen und mich zwingen, ihre Geschichte zu erzählen? Die Erinnerung ist für mich eine Furie. Ich mag nicht an die Vergangenheit denken, denn was nützt es? Ein weiser Mann lebt nur in der Gegenwart.

„La vita é appunto una memoria, una un punto,"*) schreibt jener Narr von Dichter, als wenn Erinnerungen und getäuschte Hoffnungen einen Strohhalm werth wären. Gerade der gegenwärtige Moment, den er verachtet, ist es, was uns allein Nutzen bringt, und wenn wir vernünftig sind, so genießen wir ihn bis auf den Grund, denn er bringt Früchte, welche die Mühe des Pflückens lohnen.

Ich wußte, daß Florelle mich liebte, daß nur mein Bild in ihrem Herzen lebte; allein ich mochte ihr nicht zu früh ein Geständniß entlocken, denn es gewährte mir besonderes Vergnügen, dieses Gefühl, ihr selbst unbewußt, in Zügen und Augen aufdämmern zu sehen. Ein neuer Reiz bot sich mir hier in jenem Buche über Weiberliebe dar, daß ich so gründlich zu kennen glaubte. Ich lehrte Florellen mich lieben, aber mochte meiner Lehre keinen Namen geben und ihn von ihr selbst finden lassen. Ob ich ihre Liebe erwiederte, fragst Du? — O ja, ich liebte sie, aber nur mit jenem eigennützigen, selbstsüchtigen Gefühle, mit dem die meisten Menschen lieben, sie mögen sagen, was sie wollen; mit einer Liebe, die tief unter der ihrigen stand, und um derentwillen sie, wäre es ihr möglich gewesen, in mein Herz zu blicken, mich vielleicht gehaßt und verachtet haben würde, wenn ihr sanftes Gemüth überhaupt einer solchen Empfindung fähig gewesen wäre, mit einer Liebe, die nur an ihre eigene Befriedigung dachte und sich wenig um das Wohl des armen Mädchens kümmerte, die ihrer unwerth war, wie ich mir schon damals sagen mußte, und wie ich jetzt überzeugt bin.

So verflossen allmälig sechs Wochen seit jenem Abende, an dem ich mich auf dem Wege nach Gavanie verirrt hatte. Fast täglich war ich drei bis vier Stunden lang im Nid de l'Aigle gewesen und hatte Florelle Unterricht im Zeichnen und Malen gegeben, oder unter ihrer Führung die umliegenden Berge und Waldungen durchstreift. Die ödeste Moorgegend würde in solcher Begleitung ansprechend geworden sein, und die Schönheiten des Südens gewannen für mich noch höheren Reiz durch die Liebe, welche sie zu ihnen hegte, und durch ihre Kenntniß der vielen Sagen, welche sich darauf bezogen, und die sie in ihrer Wiege aus dem Munde der alten Cazot gehört hatte. Ach, welcher Reichthum an Phantasie und Talent lag in ihr und mußte durch mich zu Grunde gehen!

Endlich nahte die Zeit, mit der mein Aufenthalt im Bade ein Ende nehmen und ich nach Konstantinopel zurückkehren mußte. Eines Tages befand sich Florette, wie gewöhnlich, im Freien, um Skizzen aufzunehmen. Sie saß unter einer großen Buche, wenige Schritte von einem Wasserfall, der sich in die Gave stürzte, während ich neben ihr im Grase lag, in die klaren Gazellenaugen blickend, die den meinigen so leuchtend und vertrauensvoll begegneten, und die Striche ihres Pinsels beobachtete, oder Steine und Zweige in die schäumende Cascade warf. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich entsinne ich mich des Ortes, sehe noch den Schaum über die Felsen spritzen und höre das Läuten der Heerdenglocken, während sich das goldene Abendlicht über die Waldungen breitete und selbst die fernen Spitzen des Mont aigu und des Pic du Midi berührte. Sonderbar daß manche Scenen sich dem Gehirn so tief einprägen und nie zu verwischen sind.

An jenem Morgen sprach ich zum ersten Male davon, daß ich Luz verlassen und in das Leben zurückkehren müsse, dessen Beschreibungen sie so oft unterhalten hatten. Glücklich

---

*) Das Leben ist nichts als eine Erinnerung und eine Hoffnung.

in der Gegenwart, nicht ahnend, wie schnell die ihr so liebe und vertraute Umgebung mich ermüden würde, und noch viel zu sehr Kind um weiter zu sehen und auf etwas zu rechnen, dessen ich nicht erwähnt hatte, war ihr nie der Gedanke in den Sinn gekommen, daß dieses Leben nicht immer währen könne, daß sie mich nicht für längere Dauer mit der Verbannung aus meiner eigenen Welt versöhnen werde, und daß wir nothwendig einander noch mehr werden oder als Fremde wieder scheiden müßten, welche der Zufall für kurze Zeit zusammen geführt hatte. Sie liebte mich, aber so unschuldig und ohne jede Berechnung, daß sie es nicht eher fühlte, als bis ich von meiner Abreise sprach. Dann wurde sie bleich, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und zum ersten Male wich sie meinen Blicken aus, während ich ihr inneres Leiden beobachtete, wie eine Anatom die Zuckungen seines Opfers zu beobachten pflegt. Es war die erste Bitterkeit des Lebens, welche sie kostete, und ohne Mitleid bereitete ich ihr den Schmerz, und freute mich zugleich der Macht, die ich über sie hatte. Es war grausam, ich gestehe es, aber nicht mehr, als neun Männer unter zehn gethan haben würden, wenn gleich sie es nicht eingestehen.

„Werden Sie mich vermissen, Forelle?" fragte ich.

Vorwurfsvoll, traurig, und mit einem Blick, den ich zuweilen an sterbenden Rehen wahrgenommen habe, schaute sie mich an, zu bestürzt von der plötzlichen Ankündigung meiner Abreise, um mit Worten erwiedern zu können. Obgleich es keiner andern Antwort bedurfte, wiederholte ich dennoch die Frage. Ich wußte, daß ich ihr Schmerz bereitete, aber ich wußte auch, daß ich sie leicht trösten konnte.

„Haben Sie mich so lieb, daß Sie mich nicht gern scheiden sehen?" fragte ich.

„Zum ersten Male sank ihr Auge unter dem meinigen, und tiefe Röthe überzog ihr Gesicht. Das arme Kind! Wenn mich je ein Weib geliebt hat, so war sie es! Dann erweckte ich ihr Herz aus der friedlichen, unschuldigen Ruhe mit Worten einer Sprache, die ihr ganz neu war. Ich schilderte ein Leben der Liebe mit mir, daß ihre Wangen glühen, ihre Lippen erbeben und ihre Augen von Thränen erblinden ließ. In jenem Momente umfloß sie ein Liebreiz, den keine Kunst zu machen vermag! Sie liebte mich und mußte es mir wieder und wieder sagen. Ohne Zaudern legte sie ihr Loos in meine Hände und schwamm in Wonne bei dem Gelübde meiner Liebe, nicht ahnend, daß nur Selbstsucht mich zu ihr führte, und daß sie mir, während sie sich über meine Zärtlichkeit freute und mich wie ein höheres Wesen verehrte, nichts war, als ein Spielzeug zur Unterhaltung der flüchtigen Stunde.

Zufällig hatte ich an jenem Morgen in Luz mit mehreren durchreisenden Bekannten eine Verabredung getroffen und versprochen in ihrer Begleitung den Pic du Midi zu besteigen, so daß ich nur wenige Stunden bei Florelle verweilen konnte. Ich führte sie nach dem Hause zurück, nahm Abschied für kurze Zeit, und ging den Pfad hinab. Noch jetzt sehe ich sie deutlich unter dem grauen Mauerwerk der Pforte stehen, während die herabhängenden Epheuranken ihr seidenes Haar berührten, und sie mir lächelnd ein Lebewohl nachrief. Meine Worte hatten an jenem Morgen ein neues, betäubendes Leben in ihr erweckt und die Empfindungen deutlicher werden lassen, von denen ihr Herz seit Kurzem bewegt worden war. Die arme kleine Florelle!

Durch eine Wendung um eine Felsecke verlor ich sie bald aus dem Gesicht, und setzte meinen Weg fort, mit dem Gedanken an diese Liebe beschäftigt, und mir mit geheimem

Vergnügen vergegenwärtigend, wie fest ich die Fäden ihres Schicksals in meinen Händen hielt, wie ich mit einem Worte die Saiten ihres jungen Herzens zu Schmerz oder Freude anschlagen, ihren Charakter ganz nach meinem Belieben formen, und ihr Leben und Schicksal dem Glück oder Elend leihen konnte, als plötzlich eine Stimme an mein Ohr schlug.

„M'sieu, permettre moi Vous parle un p'tit mot?"*)

Das Patois der alten Cazot ließ mich aufblicken und fast erschrecken, obgleich in ihrer Erscheinung an dem gewöhnlichen Orte, wo sie unter einer Bergesche am Ufer der Gave ihr Leinenzeug zu waschen pflegte, nichts Auffallendes lag. Sie erhob sich von der Arbeit und blickte mich an, die Augen mit der Hand gegen das Licht schützend, — ein runzeliges, sonnverbranntes altes Weib, mit der rothen Mütze, der blauen Tuchjacke und dem braunen wollenen Rocke, welches Alles in so grellem Contraste mit der Gestalt stand, die ich so eben an der Pforte des Nid de l'Aigle verlassen hatte, daß man kaum hätte glauben sollen, Beide gehörten demselben Geschlechte und derselben Gegend an.

„M'sieu, permettre moi Vous parle un p'tit peu?" wiederholte sie.

Wie immer sprach sie mit der größten Ehrerbietung, aber so dringend, daß ich sie erstaunt anschaute, und stehen blieb, um zu hören, was sie mir zu sagen habe. Sie war nur eine Bauersfrau, aber besaß dessen ungeachtet eine gewisse Würde des Benehmens, die sich wahrscheinlich während ihrer langjährigen Dienste in der Familie de l'Heris und im Stolze darauf angeeignet hatte. „M'sieu," fuhr sie fort, „es steht mir wohl nicht zu, Sie anzureden, denn Sie sind ein grand Seigneur, und ich bin nur eine arme Bäuerin, aber ich muß dennoch sprechen. Ich habe eine Pflicht übernommen, wegen deren ich meinem Herrn Reschenschaft ablegen muß. M'sieu, verzeihen Sie, was ich sage? — Lieben Sie Mademoiselle Florelle?"

Erstaunt über die dreiste Einmischung und ärgerlich über die Anmaßung der alten Frau, starrte ich sie einen Augenblick an, und machte ihr dann nur ein Zeichen, auf die Seite zu treten. Mit der alten Cazot mochte ich nicht über meine Liebe zu Florelle sprechen, wie Du leicht denken kannst; allein sie stellte sich mir mitten in den Weg, versperrte den schmalen Pfad völlig, auf dem kaum zwei Personen an einander vorüber kommen konnten, und hielt mich entschlossen, aber ehrerbietig, auf, während sie, noch immer die Hand über ihre Augen haltend, mich fest anblickte.

„M'sieu, vor wenigen Minuten, als Sie an der Pforte von Mademoiselle Florelle Abschied nahmen, kam ich hinter Ihnen heraus, um mein Leinen an den Fluß zu tragen, und sah Sie die junge Dame umarmen und küssen, und hörte Sie flüstern, daß Sie Abends wieder kommen wollten. Da sah ich, M'sieu, daß Sie Florellen lieben, oder wenigstens bei ihr Liebe erweckt haben. Ich bin immer bei ihr gewesen, und habe sie bis jetzt nur wie ein schönes Kind angesehen; Sie aber haben ein schönes Weib in ihr gefunden und sie lieben gelehrt. Verzeihen Sie, wenn ich Ihrer Ehre zu nahe trete, allein mein Herr hat das junge Mädchen meiner Sorge anvertraut, und obgleich ich nur eine alte unwissende Bäuerin bin, muß ich fragen: ist Ihre Liebe eine solche, daß Sieur de l'Heris, wenn er noch lebte, Ihre Hand in die seinige nehmen und Ihnen dafür danken, oder von der

*) Mein Herr, wollen Sie mir erlauben, einige Worte mit Ihnen zu sprechen?

Art, daß er sie als eine Ehrenkränkung ansehen, und diese mit Ihrem Blute ab waschen würde.

Die Worte der alten Frau machten mich ein'ge Augenblicke wirklich starr vor Staunen nicht allein wegen der anmaßenden Einmischung, die ich mir nie hatte träumen lassen, sondern wegen der eisernen Festigkeit, mit der das alte Weib furchtlos so sprach, als wenn sie königliches Blut in ihren Adern gehabt hätte. Ich lachte jedoch über das Abgeschmackte dieses Verhörs, und da ich nicht Lust hatte mich in einen Wortwechsel einzulassen, so befahl ich ihr nur wiederholt, auf die Seite zu treten. Aber sie wich nicht; ihre Augen begannen wie Feuer zu glühen, und sie blieb wie angewurzelt stehen.

„M'sieu," rief sie, „antworten Sie mir! — Sie lieben Mademoiselle Florelle, — haben Sie auch um ihre Hand gebeten?"

Unwillkürlich mußte ich lächeln.

„Meine gute Frau," erwiederte ich, „Leute meines Standes heirathen nicht jedes hübsche Gesicht, das ihnen begegnet; wir sind für das Institut der Ehe nicht sehr eingenommen. Ich weiß, Ihr meint es gut, aber Ihr seid zugleich impertinent, und ich bin an solche Einmischungen nicht gewöhnt. Seid so gut, mich vorübergehen zu lassen."

Allein sie wollte nicht weichen. Die Arme auf der Brust kreuzend, und vom Kopf bis zu den Füßen leidenschaftlich bebend, schaute sie mich mit flammenden Blicken an.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Der Frau Sali ihr Traum.

Rosalie Zauner, eine Oebstlerin, schlechtweg „d'Frau Sali" genannt, schwärmt für einen schönen Traum. Ueber einen solchen kann nun Frau Sali vergnügter werden als über ein gutes Geschäft, und der Neid, der sonst bei Frau Sali nicht sich einstellt, erwacht in ihr nur, wenn sie hört, daß Jemand so schöne Träume hat, während sie die ganze Nacht hindurch über die Obstbutte nicht hinauskommt. — „I was nit, was die Leut' machen, die haben Alle so schöne Tram und i kumm über die Krauthapeln nit 'naus, i kann schon machen, was i will. — Wenn i bis auf d'Plutzerbirn kumm, dös is schon s'Höchste," so sagte sie unlängst zu ihrer Nachbarin der Frau Klampfelsberger. „A Plutzerbirn bedeut' aber schon wos," sagte diese, und nach einer längern Interpretation des kleinen und großen sogenannten ägyptischen Traumbuches hatte man sich über einen Traum der Frau Sali geeinigt und einen Terno zusammengestellt. „Die Plutzerbirn mit dem Stengel in der Höh' und der klane Jud, der's kaufen hat wollen, müssen z'sammenzogen werden und machen 67, die Gall s'lange Hemd haben 42 und die Fräulan mit ihrer Hausnummer machen 83," so lautete die Auslegung, und nun wurden diese drei Nummern für Linz und für Wien in die Lotterie gesetzt.

Doch vergebens war alle Mühe, der Terno kam nicht und die Frau Sali wurde endlich, abgeredet von der Klampfelsberger, des Setzens müde und entschloß sich, die Nummern

auszulassen. Da geschieht es nun, daß Frau Klampfelsberger nach langem Ausbleiben endlich einmal auf eigene Faust ein Zehnerl auf jede der Nummern setzt und einen Extrato macht. In aller Stille hatte sie nun ihre 14 Zehnerl ein'assiert und Stillschweigen allen Bekannten gegenüber beobachtet. Schon glaubte die Glückliche die alleinige Trägerin des Geheimnisses zu sein, da wurde der Extrato zur Kenntniß der Frau Sali gebracht und diese stürzte wie eine Besessene auf die Frau Klampfelsberger los. Ein Austausch von Schimpf eden fand statt, und die Ausdrücke waren so gewählt, daß deren Wiederholung mindestens gegen den öffentlichen Anstand verstoßen müßte.

Die gegenseitig gereizte Stimmung ließ es beim Schimpfen nicht bewenden, der Streit artete in eine Schlägerei aus und Frau Klampfelsberger wurde schließlich zum Ergötzen einer großen freiwilligen Zuhörerschaft an den Haaren herumgezogen, und schrie gotteslämmerlich: „Sie bringt mich um!“, bis sich einige Männer ins Mittel legten und den Frieden herstellten. Die Mißhandelte strengte eine Klage an, und Frau Sali sollte sich nun über ihr brutales Benehmen vor Gericht rechtfertigen.

Richter: Was können Sie auf die vorgebrachte Anschuldigung vorbringen? — **Geklagte:** I red' gar nix, i sich schon, mit'm Schweigen kummt mer am best'n weg.

Richter: Dieser Grundsatz wäre löblich, wenn Sie ihn anderswo auch beobachtet hätten. Hier vor Gericht sind Sie jedoch verpflichtet, zu sprechen und auf meine Fragen zu antworten. — **Geklagte:** Euer Gnaden, Sie glauben nit, was dös für a Bisgurn is.

Richter: Lassen Sie alle Schimpfworte bei Seite und antworten Sie mit der dem Gerichte schuldigen Achtung. Haben Sie die Klägerin beschimpft? — **Geklagte:** Sie hat mi a tramhapete dumme Mierl g'haßen, dös laß i mir nit g'fall'n.

Richter: Sie haben die Frau bei den Haaren gezogen und förmlich geschleift. — **Geklagte:** Dera wird's weiter schaden wann ma's beim Flachs nimmt.

Richter: Das wird Gegenstand der Beurtheilung des Gerichtes sein. Ich frage Sie, ob Sie die Frau Klägerin an den Haaren gerissen haben? Antworten Sie bestimmt mit Ja oder Nein. — **Geklagte:** Packt hab ich's, aber g'rissen nit.

Richter: Wir wissen schon, was Sie unter „Packen“ verstehen. Es sind Zeugen da, welche Alles mit angesehen haben, und es kann nur zu Ihrem Vortheile gereichen, wenn Sie ein unumwundenes Geständniß ablegen. Sie begeben sich, wenn Sie überwiesen werden müssen, eines gesetzlichen Milderungsgrundes. — **Geklagte:** Is dös wirkli wahr?

Richter: Bei Gericht gibt es keinen Scherz und keine Lüge. — **Geklagte:** No, Euer Gnaden, wissen's, beutelt hab' ich's schon, aber nit z'stark.

Richter: Was war denn die Veranlassung des Streites? — **Geklagte:** Fragen Euer Gnaden die Falsche, sie soll's Euer Gnaden sagen.

Richter: Ich frage jetzt Sie und wenn ich es von der Klägerin werde wissen wissen wollen, werde ich sie fragen. — **Geklagte:** Euer Gnaden, i hätt' gern g'hört, was de z'sammenlugen wird.

Richter: Ich erinnere Sie zum letzten Male, sich anständig zu benehmen und auf meine Fragen zu antworten. — **Geklagte:** Euer Gnaden, i bin a ehrliches Weib und mir kann Niemand was Schlechtes nachsagen.

Richter: Von alledem ist nicht die Rede. Ich will von Ihnen hören, was zunächst die Veranlassung zum Streite war. — Geklagte: Euer Gnaden, Schuld hot dö.

Richter: Wie so? — Geklagte: Sie hot mi betrogen.

Richter: Wählen Sie Ihre Ausdrücke. Was hat Ihnen die Klägerin gethan? — Geklagte: Euer Gnaden wissen's, sie hot mi mit'n 67er für an Narren gehalten.

Richter: Wie verstehen Sie das? —

Die Geklagte erzählt nun des Breiten alle Umstände von dem Traume angefangen bis zur Haarbeutelei.

Richter (zur Klägerin): Wären Sie bereit, der Geklagten gegen eine Abbitte zu verzeihen? — Klägerin: Na.

Richter: Warum wollen Sie denn Ihrer Nachbarin nicht lieber verzeihen? Ich denke, es wäre schöner und christlicher, wenn Sie sich versöhnlich zeigen würden, da Sie doch zum Theile auch Schuld tragen, daß der Streit ausgebrochen. — Klägerin: Ich hob's aber nit g'schlagen.

Richter: Wenn das der Fall wäre, würden auch Sie gestraft werden. Erklären Sie sich also, ob Sie sich mit einer Abbitte begnügen, oder ob Sie die Abstrafung der Geklagten begehren? — Klägerin: Erlauben Euer Gnaden, daß ich d'Frau Nachbarin frag', (Frau Kampfelsberger erholt sich bei einer Zeugin Raths und antwortet): Euer Gnaden, ich verzeih' ihr, aber schön abbitten muß.

Richter: Wir kennen bei Gericht nur eine Abbitte, was Sie unter „schön abbitten" meinen, das versteh' ich nicht. — Klägerin (gegen die Zeugin gewendet): Sepherl, red' Du, i kenn' mi nit aus.

Richter: Jetzt haben Sie zu sprechen und nicht die Zeugin. Aber ich gestatte Ihnen, daß Sie sich mit derselben berathen. — Klägerin (nach einer Unterredung mit der Frau Sepherl): Sie sollt holt sagen, daß ihr lad is und daß Sie's bereut, und mi um Verzeihung bitten.

Richter (zur Geklagten): Wollen Sie, bevor ein Urtheil gefällt wird, die Beleidigte um Verzeihung bitten? — Geklagte: Um mein Tram hat's mich bracht, tramphapet hat's mi g'hatzen, um ein halben Tag bin i kumma und no soll ich's um Verzeihung bitten. Dös is a mol z'viel.

Richter: Wenn es Ihnen angenehmer ist, ein Urtheil zu hören, so können Sie es haben. Entschließen Sie sich rasch. — Geklagte: Euer Gnaden, aber die Frotzlerei nachher, wan's haßt: i hob's um Verzeihung bitt'. I ließet mi lieber einsperren, wann i nur Zeit hätt'.

Richter: Nun zum letzten Male fordere ich Sie auf, eine bestimmte Erklärung zu geben. — Geklagte: Wer 'n Schaden hot, hot holt no 'n Spott a. In Gottsnam, so bitt ich's um Verzeihung.

Nachdem die Geklagte nun in aller Form der Klägerin Abbitte geleistet, ist die Verhandlung beendet und beide Theile entfernen sich unter einem dem Streite sehr nahen lebhaften Wortwechsel.

Willkommene Ohrfeigen und Fußtritte gehören nicht etwa dem Bereich der Fabel an, wohl aber dem des Theaters. Zur Zeit des Burlesken-Unfugs auf dem Wiener Burgtheater gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren Prügel und Fußtritte gesuchte Artikel, denn der Empfänger wurde besonders dafür honorirt. — Nachstehendes Conto aus jener Zeit diene zum Beleg:

Diese Woche 6 Arien gesungen . .	6 fl.	7 kr.
Einmal in die Luft geflogen . . .	1 „	— „
„ in's Wasser gesprungen . .	1 „	— „
„ begossen worden	— „	34 „
Zwei Ohrfeigen bekommen	1 „	8 „
Einen Fußtritt	— „	34 „
worüber dankbarlichst quittirt		N. N.

Einer Deputation aus Philadelphia gegenüber, die nach der Ermordung Lincoln's zum Präsidenten Johnson kam, that dieser den wahrhaft shakespeare'schen Ausspruch: „Die Barmherzigkeit ist erschlagen, wir wollen zusehen, daß nicht auch die Gerechtigkeit erschlagen wird.“

Der Wiener Volkswitz hat sich über den langsamen Verlauf, den der Kabinetswechsel nimmt, in folgenden Reimen ausgesprochen:

In der ganzen Ministerkrisis
Is das Einzige was g'wiß is,
Daß um Plener's Portefeuille ka G'riß is.

Welcher Unterschied zwischen einem Setzer und einem Redacteur ist, diese Frage beantwortete Professor Retslag, der jetzige Redacteur der „Magdeb. Z.“ bei dem Gutenbergsfeste in Magdeburg am 25. dahin: „Der Setzer setzt und der Redacteur wird gesetzt.“

(Vorschläge zu neuen Orden.) Um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, und angeregt durch die heitere Mittheilung des geistreichen Marquis Boissy im französischen Senat, daß in Spanien ein neuer Orden vom „rosenrothen Kaninchen“ geschaffen werden soll, erlauben wir uns, für deutsche, namentlich kleine, kleinere und kleinste Höfe die Creirung folgender Orden ergebenst in Vorschlag zu bringen:

Den Orden zum „beschuppten Bückling“ für jeden Deutschen von „beschränktem Unterthanenverstande“.

Den Orden vom „schwarz-rothen (rouge et noir) — um Gotteswillen nicht schwarz-roth-goldenen — Paradiesvogel“, für diejenigen Vaterländchen, in denen noch gewisse Paradiese existiren, welche böse Demokraten mit dem selbsterfundenen Ekelnamen „Spielhöllen“ zu belegen die gottlose Frechheit haben.

Den Orden zum „silbernen Fuchsschweif,“ für alle, welche das Wedeln gut verstehen.

„Motive unseres Antrages:“ Es gibt noch viele Millionen Deutsche, deren Knopflöcher offener sind wie ihre Knöpfe.

Heinrich Heine und die Homöopathie. Auf einer Reise nach dem Süden waren der berühmte Dichter Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinisten Ernst zusammengekommen. Als Heine abreiste, um sich wieder nach Paris zu begeben, bittet ihn der Virtuose, ihm ein Geschenk an einen ihm sehr befreundeten Arzt, einen eingefleischten Homöopathen, mitzunehmen, nämlich eine der colossalsten Würste, die, zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch nicht mit der Eisenbahn in wenigen Stunden von Lyon nach Paris, man fuhr noch nach der alten Väter Sitte in dem Postwagen. Eine solche Reise dauerte lang und Frau Mathilde Heine wurde hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet die man bei sich trägt. Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich; Heine thut dasselbe und ist ebenso sehr entzückt davon. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr, und als die Gatten Paris erreichten, trifft es sich daß nur ein kleiner Rest von dem Coloß übrig geblieben. Jetzt erst denkt Heine an seine schnöde Behandlung des ihm gegebenen Auftrags. Was thut er? Er schneidet mit dem Rasirmesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Briefcouvert an den Homöopathen. „Werther Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Millionentheile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den millionsten Theil einer Lyoner Salami, welche mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, dieselbe Wirkung thun, wie die ganze Wurst.“

(Sprachbereicherung.) Als vor einigen Tagen in der Grimmaischen Straße in Leipzig ein Herr, trotz allen Hüpfens und Balancirens, es doch nicht vermeiden konnte, einer mit ihrem Eugenienkreisel das ganze Trottoir ausfüllenden Dame den nachschleppenden Staubfang ihres seidenen Kleides abzutreten, wandte sich die Verletzte wüthend um, und ihrem Rosenmunde entschlüpften die Worte: „Na, Sie — Schleppenbremser!“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 31. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. Juli. 1865.

Ein Schloß im Walde.

Novelle von L. Du Bois.

(Schluß.)

„M'sieu, ich verstehe Sie. Das Haus de l'Heris ist gesunken, verarmt, zu Grunde gegangen, und Sie glauben deshalb, daß ihm jetzt straflos jede Schmach zugefügt werden könne. Hören Sie mich an! Ich bin zwar nur ein Weib, und alt, aber ich habe dem Sieur de l'Heris, als er vor Jahren auf seinem Sterbebett lag, bei Gott und der heiligen Jungfrau geschworen, dem Kinde, das er mir übertrug, zu dienen, so wie meine Vorfahren den seinigen in Krieg und Frieden Jahrhunderte lang gedient haben, und es selbst mit dem Opfer meines Herzblutes zu beschützen. Hören Sie mich! Um zu verhüten, daß Sie wieder ein Wort in ihr Ohr flüstern und es beflecken, daß Ihre Lippen die der jungen Dame berühren, und daß Sie einer de l'Heris, die jetzt arm und machtlos ist, das sagen, was Sie der reichen und mächtigen de l'Heris nie gesagt haben würden, will ich sie vertheidigen, wie die Adler am Nid de l'Aigle ihre Jungen vertheidigen. Nur über meinen Leichnam sollen Sie wieder zu ihr gelangen.

Sie sprach in ihrem Patois zwar mit der Leidenschaftlichkeit einer Südländerin, aber dennoch lag in der Stimme, so rauh sie war, ein gewisser Pathos, und in ihrem ganzen Wesen einee wilde Würde, welche ihr die große Aufregung verleihen mochte. Ich schalt sie wahnsinnig, und würde sie auf die Seite geschoben haben, wenn sie sich nicht dicht vor mich gestellt und meinen Arm so fest ergriffen hätte, daß ich ohne Gewalt, deren ich mich gegen eine Frau, und namentlich gegen eine so alte nicht schuldig machen wollte, unmöglich an ihr vorüber gelangen konnte.

„Noch ein Wort, M'sieu!“ rief sie. „Ich weiß nicht, welchen Titel Sie in Ihrer Heimath führen, aber ich habe vor einigen Tagen eine Krone in der Ecke Ihres Taschentuches wahrgenommen, und schließe daraus, daß Sie ein vornehmer Herr sind, dessen Miene

und Haltung Sie auch haben. M'sieu, Ihnen stehen viele Weiber zu Gebôt, um sie zu lieben; können Sie nichts dieses Eine verschonen? Sie haben viele Freuden und Vergnügungen in Ihrer Welt, — können Sie mir nicht diesen einen Schatz lassen? Bedenken Sie, M'sieu, wenn Florelle Sie jetzt liebt, so wird Ihre Liebe mit den Jahren noch wachsen; Sie aber werden ihrer müde werden, Veränderung und neue Schönheiten suchen, Sie werden Sie erst vernachlässigen und endlich verlassen. Und was wird dann das Loos des armen Kindes sein? Bedenken Sie! Schon jetzt haben Sie ihr ein grausames Leid durch ihre schmeichelnden, verliebten Worte zugefügt, — wollen Sie ihr noch mehr Leid zufügen? Was ist Ihre Liebe gegen die meiner armen Florelle? Wenn Sie ein Gewissen haben, so können Sie nicht wagen, beide zu vergleichen. Sie würde Ihnen Alles opfern, Sie ihr aber nichts. M'sieu, Florelle ist kein solches Weib, wie die Damen Ihrer Welt; sie kennt das Böse so wenig, wie die Heiligen, und diejenigen, welche ihr begegnen, sollten sie dagegen schützen, aber nicht dazu verleiten. Wäre der Sieur de l'Heris noch am Leben, oder wäre das Haus noch mächtig, wie es einst gewesen, würden Sie dann gewagt haben, ihr auf solche Weise zu nahen? M'sieu, derjenige, welcher geschenktes Vertrauen täuscht, genossene Gastfreundschaft nicht achtet, und die Unschuld und Schutzlosigkeit eines jungen Wesens, die jedem Manne von Ehre heilig sein sollten, zu mißbrauchen sucht, würde — mag er sein, wer er wolle — von den de l'Heris für einen Elenden erklärt worden sein! — Wollen Sie nicht Mitleid mit meinem Kinde haben?"

Selten habe ich mich durch Worte und Vorstellungen in einem Vorhaben irre machen lassen, mochte der Gegenstand sich auf Liebe, Vergnügen oder Ehrgeiz beziehen; allein die Worte der alten Cazot machten einen sonderbaren Eindruck auf mich, wozu die eigenthümliche Verwegenheit der Rednerin viel beitrug. Die innige Liebe zu dem Pflegling verlieh ihren Worten Beredsamkeit, während ihre gebräunten Züge vor Aufregung zitterten und schwere Thränen über die harten Wangen rollten. Ich fühlte, daß sie wahr sprach; daß, so gewiß die Nacht dem Tage folgt, Ueberdruß meiner Liebe zu Florellen folgen würde; daß ich die genossene Gastfreundschaft auf schlechte Weise vergolten und die Unbekanntschaft des jungen Mädchens mit der Welt und ihr Vertrauen zu mir, die meiner Ehre hätten heilig sein sollen, planmäßig benutzt hatte. Ja, sie hatte Recht, und das Epitheton „Elender" traf mich aus dem Munde einer Frau, deren Geschlecht keine Rache zuließ, härter, als es mich aus dem Munde eines Mannes getroffen haben würde. Ich mußte mich von einer alten Bäuerin „einen Elenden" nennen lassen! Seltsam — nicht wahr? Aber noch seltsamer war es, daß ich ihr nicht zuhören konnte, ohne ergriffen zu werden; daß ihre Worte mich tief erschütterten — wie oder weshalb, vermochte ich nicht zu erklären, und daß sie in mir eine gewisse Schwäche, Uneigennützigkeit und eine Art von ritterlichem Gefühl erweckten, das mich endlich bestimmte, meine flüchtige und selbstsüchtige Leidenschaft aufzugeben und gegen Florelle so zu handeln, als wenn noch alle männlichen Abkommen ihres Hauses am Leben gewesen wären und mich zur Rechenschaft hätten ziehen können, obgleich ich sie nicht gefürchtet haben würde. Ja, die Worte der alten Cazot ließen mich von meinem Vorhaben, Florelle in die Klasse der Frauen meiner Welt zu stellen und sie zu der Stufe und dem Leben derselben herabzuziehen, scheu zurückweichen.

„Sie werden Mitleid mit ihr haben, nicht wahr?" fragte die alte Frau in sanfterem Tone, als vorher, und mich bittend anblickend.

Ich antwortete nicht, schob sie auf die Seite und ging den steilen Pfad hinab, der Stelle zu, wo mein Pferd unter einer Plantane graf'te, bestieg es hastig und jagte nach Luz, ohne ein einziges Mal nach den grauen Ruinen des Nid de l'Aigle zurückzublicken.

Noch an demselben Abend verließ ich Luz und sah Florelle nicht wieder. Es war eine späte, grausame Schonung, — vielleicht nicht minder grausam, als das Leid gewesen sein würde, welches die alte Cazot von ihr abgewendet hatte. Hältst Du mich nicht für einen Narren, daß ich mich von dem Geschwätz eines alten Weibes habe bethören lassen? — Nenne mich so, wenn Du willst: ich mag nicht dagegen streiten. Wir wissen kaum selbst, wann wir Narren und wann weise Menschen sind! Uebrigens bin ich von dergleichen Schwachheiten nicht oft heimgesucht worden.

Ehe ich Luz verließ, schrieb ich an Florelle bat sie, mich zu vergessen, — eine Bitte, die, wie ich wußte und in meiner Selbstsucht wünschte, nicht erfüllt werden würde. Dann kehrte ich in mein diplomatisches und geselliges Leben zurück, zu den gewohnten Vergnügungen und Bestrebungen, und schlug das Blatt im Buche meines Lebens, welches den Besuch in den Pyrenäen enthielt, um, so wie man das letzte Blatt einer durchlesenen Novelle umschlägt, die man nie wieder anzublicken gedenkt. Ich ging nach Constantinopel, blieb dort bis zum Monat April, und begab mich dann nach London, um daselbst die Saison zu verleben. Ich führte wieder das alte Leben und gab mich ganz den gewohnten Zerstreuungen hin, konnte aber dennoch Florelle nicht so gänzlich vergessen, wie ich es wünschte. Bis dahin hatte ich mich nie von solchen Erinnerungen plagen lassen, sondern war gewohnt gewesen, sie von mir zu werfen, sobald sie mir lästig wurden; allein Florelle wollte meinem Gedächtnisse nicht entschwinden. Je mehr ich andere Frauen sah, desto deutlicher trat in meiner Erinnerung der Gegensatz ihres zarten, reinen, arglosen Gemüths hervor; und je mehr Zeit verfloß, desto mehr bereute ich, sie aufgegeben zu haben, vielleicht deshalb, weil ich erst in der Entfernung einsehen lernte, daß die reinste und tiefste Liebe für mich verloren war, die ich je gewonnen hatte. Oft dachte ich in dem Gewirr meines gewohnten Lebens an die kleine Chatelaine sans chateau und daran, wie sie meinen Brief aufgenommen haben möge, wie tief das glühende Eisen in ihr junges Herz gedrungen, und ob sie ein Mitglied der frommen Schwesterschaft im Kloster geworden sei oder noch als Einsiedlerin unter den Buchen und Felsen des Nid de l'Aigle hause. Endlich wurde meine Sehnsucht nach ihr unwiderstehlich. Noch nie hatte ich mir einen Wunsch versagt, und der Mann ist ein Thor, welcher es thut, wenn der Wunsch erreichbar ist. Am Schlusse der Saison ging ich also nach Paris und von dort abermals nach dem Süden von Frankreich. Ich erreichte Luz, das noch immer im goldenen, warmen Sonnenlichte der Pyrenäen lag, und stieg wieder den alten bekannten Bergpfad zum Nid de l'Aigle hinauf. Keine Veränderung war im Laufe des verflossenen Jahres eingetreten; die langen Zweige der Fichten hingen wie früher auf den Weg herab, die Gave rauschte wie damals in ihrem felsigen Bett, die Silbertöne der Schafglocken erklangen in den Bergen und über Wald und Hügel ergoß sich die Glorie des südlichen Sonnenlichts. Es liegt etwas unbeschreiblich Peinliches in dem Anblicke eines Ortes, den man nach langer Abwesenheit wiedersieht und der noch immer dasselbe Lächeln trägt, in demselben Lichte ruht. Bulwer hat Recht, wenn er sagt: „Im Herzen der Natur schlägt kein Puls für den Menschen!" Während des Weges malte ich mir die Röthe der Freude aus, die Florellen's Wange bei meinem Erscheinen bedecken

würde, wie ich dachte, und faßte, als ich die grauen Thürme über den Baumgipfeln emporragen sah, den festen Entschluß, mich durch die alte Cazot nicht wieder von ihr trennen zu lassen, selbst wenn ich mich der Strafe einer ehelichen Verbindung unterwerfen mußte. Ich liebte jetzt Florelle in der That mehr, als ein Jahr früher.

Oben angelangt, ritt ich durch den Thorweg auf den Hof, wo eine ungewöhnliche Stille herrschte; nichts als das Rauschen des Bergstroms und der Gesang der Vögel ließ sich hören. Meine Ungeduld, Florelle zu sehen, war nicht mehr zurück zu halten. Die Eingangspforte des Hauses stand offen. Ich tappte durch den finstern Gang, erreichte die Thür des Wohnzimmers und trat ein. In der tiefen Nische des Bogenfensters, da wo ich Florelle zum ersten Male gesehen hat, lag sie ausgestreckt auf einem Bett. Ich sah sie wieder — aber wie! Mein Gott, nie, auch in meiner Sterbestunde nicht, werde ich das Gesicht vergessen, wie ich es in jenem Augenblicke sah. Es war mir abgewendet und ihre blonden Haare flossen über das Kissen: aber als das Sonnenlicht auf die Züge der Schlummernden fiel, erkannte ich nur zu deutlich was darin geschrieben stand. Die alte Cazot saß an der Seite des Bettes, den Kopf in die Hände gestützt, blickte auf und trat mir entgegen, mich gewaltsam zurückdrängend.

„Sind Sie endlich gekommen, um sie sterben zu sehen?“ sagte die Alte. „Schauen Sie auf Ihr Werk, blicken Sie es an, und dann fort — mit meinem Fluche!“

Ich machte mich von ihren Händen los, eilte nach dem Fenster und warf mich an Florellen's Bett nieder. Bis zu jenem Augenblicke war es mir nie klar geworden, wie sehr ich sie liebte. Meine Stimme erweckte sie aus dem Schlafe, und ihrer Schwäche ungeachtet mit einem Freudenschrei auffahrend, schlang sie ihre Arme um meinen Hals und flehte mich schluchzend an, sie nicht zu verlassen, so lange sie lebe, und bei ihr zu bleiben, bis der Tod sie abrufe. Wo ich so lange gewesen sei und weshalb ich so spät komme, fragte sie in einem klagenden Tone, den ich nie vergessen werde. — Ja wohl, so spät! — Während ich sie, bewußtlos von der Aufregung, in meinen Armen hielt und die untrüglichen Zeichen der grausamen, hoffnungslosen Krankheit in ihren Zügen erkannte, empfand ich die volle Bitterkeit des klagenden Vorwurfs, warum ich so spät komme.

Was soll ich noch hinzufügen? Florelle war dem Tode nahe und ich war ihr Mörder. Das Kind, für das ich nur eine so selbstsüchtige Liebe empfunden, hatte mich mit aller Gluth seines tiefen Gemüths geliebt und durch meinen Abschiedsbrief den Todesstreich empfangen. Von jenem Tage an verlor sie, wie ich erfuhr, alles Interesse für ihre gesammte Umgebung. Stunden lang pflegte sie im Fenster oder an der Pforte zu sitzen, den Weg nach Luz hinab zu blicken und geduldig desjenigen zu harren, der nicht kommen wollte, — oder vor den ihr zurückgelassenen Bildern wie vor einem Altare zu knieen, den Himmel um Segen für mich und um die Gnade anzuflehen, mich vor ihrem Tode noch einmal sehen zu dürfen. Ihre Mutter war in frühem Alter an der Schwindsucht gestorben und der ererbte Same dieser Krankheit hatte sich bei ihr während der rauhen Temperatur des Winters entwickelt. Als ich sie fand, nahte sich ihr Ende mit schnellen Schritten. Alle ärztliche Hülfe, alle Mittel und Erleichterungen, so weit Geld sie herbeischaffen konnte, wurden angewendet, um den Tod abzuwehren, aber vergeblich. Zu meinem besonderen Schmerze wurde mir noch gesagt, daß die Unglückliche zu retten gewesen wäre, wenn die Anwendung dieser Mittel einige Monate früher stattgefunden hätte! Noch drei Wochen brachte sie in diesem Zustande

zu, dahinwelkend wie eine Blume, die vor erreichter voller Blüthe gepflückt wird. Ich kannte die schreckliche Krankheit genügend, um vom ersten Augenblicke an zu wissen, daß keine Hoffnung war. O, die schrecklichen langen Nachtstunden, wenn ihr Kopf auf meiner Schulter ruhte und die magere, heiße kleine Hand in der meinigen lag, während ich angstvoll auf jeden Athemzug horchte und mit jedem Augenblicke den letzten erwartete! Bei'm Himmel, ich vermag kaum jetzt daran zu denken!

In einer solchen Nacht starb Florelle, glücklich in meiner Nähe und bis zum letzten Moment mich liebend, mir vergebend und mit froher Zuversicht von der Wiedervereinigung sprechend, die sie, das fromme Kind, glaubte und hoffte, während ihr Arm meinen Nacken umschlang und ihr Auge an dem meinigen hing, bis — es brach!"

Nach diesen Worten trat tiefe Stille zwischen uns ein. Der Arno schlug gegen den Fuß der Mauer und murmelte sein ewiges Lied, während er durch die Brücke floß, und die schweren Gewitterwolken flogen dumpf rollend über den Horizont. Oakland, dessen Stimme zuletzt von tiefer Bewegung heftig gebebt hatte, lehnte sich in den Stuhl zurück und ließ wieder den Schatten der Säule auf sein Gesicht fallen. Mehrere Minuten lang schwieg er, und ich ebenfalls, von Herzen die unbedachte Frage bereuend, welche ihn veranlaßt hatte, ein Blatt seiner Lebensgeschichte zu öffnen, das von so schmerzlichem Inhalt war. Solche Skelette wohnen in den Herzen Vieler, und zarte Hände müssen es sein, welche sie dem Grabe entziehen und Ueberreste an das Licht bringen, die so traurige Erinnerungen erwecken und so ängstlich verborgen worden sind.

Endlich erhob sich Oakland, lachte gezwungen, während seine Lippen todtenbleich waren, und trank ein Glas Hermitage.

„Nun, was sagst Du?" rief er. „Ist mein Grundsatz richtig: Il y a des femmes et des femmes? Caramba! Weshalb mußtest Du die unglückliche Mappe in die Hände bekommen! — Aber sieh', dort im Palaste der Marquise sind die Lichter bereits angezündet! Komm', wir müssen gehen, sonst fallen wir in Ungnade!"

Wir gingen und die schöne Marquise Beatrice Acqua d'Oro sprach lange und feurig mit ihm, und die Gräfin de Santal äußerte sich gegen mich darüber, welch' ein glänzender und glücklicher Mann Lord Oakland sei — aber kalt und glatt wie Eis. Nichts, meinte sie, könne Empfindung bei ihm erwecken, und nur gewisse nichtssagende Complimente höre man zuweilen von seinen Lippen. Allein ich möchte wohl wissen, was die Marquise und die Gräfin gesagt haben würden, wenn ich ihnen die Geschichte von der „Schloßherrin ohne Schloß" und dem kleinen Grabe unter den Buchen der Pyrenäen erzählt hätte.

Das Opfer eines Ministers.

Aus Brüssel kommt der „N. Fr. Presse" eine Broschüre zu, deren Inhalt den fürchterlich schlagenden Beweis liefert, daß inmitten der ausgebildetsten Civilisation auch das Unglaubliche möglich ist.

Die Broschüre enthält das Plaidoyer des ehemaligen General-Advocaten Sandon,

welcher gegen die berühmten Gerichts- und Irrenärzte Frankreichs, die Doctoren Tardieu, Parchappe, Foville, Baillarger, Mitivié, Blanche, die ihn für verrückt erklärt und in Charenton einsperren ließen, eine Entschädigungsklage angestrengt hatte.

Die Verhandlung der Klage war auf den 9. Mai d. J. vor der ersten Kammer des Pariser Civilgerichtes anberaumt; die Beklagten waren nicht erschienen. Das Gericht schloß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen aus, und kein französisches Blatt konnte in Folge dessen über den Fall berichten. Die Rede des Klägers Sandon ist nun in Brüssel im Druck erschienen, und wir lassen dem Opfer des Ministers Billault, dem seine Sache selbst führenden Advocaten Sandon, das Wort:

„Ich erscheine vor Ihnen, meine Herren Richter“, begann Sandon an den Gerichtshof gewendet, „nicht etwa, weil ich Niemanden fand, der mir seinen Schutz geliehen hätte, sondern weil alle die ausgezeichneten Männer, die ihre Beredtsamkeit meiner Sache leihen wollten, mit mir darin übereinstimmten, daß, wenn ich selbst vor Ihnen plaidire, ich Ihnen Gelegenheit gäbe, mich zu hören und mich zu beurtheilen, daß, wenn ich selbst die Geschichte meiner Leiden Ihnen erzähle, Sie am besten würden beurtheilen können, ob ich Herr meines Verstandes, und ob das, was ich hier vorbringen werde, Schönrednerei oder Wahrheit sei. Ich plaidire gegen die Aerzte, welche mich in das Irrenhaus zu Charenton bringen ließen. Ich bestehe darauf, daß ihre Erklärung nach welcher ich an „Größenwahn mit unvollständiger Lähmung der Zunge und des rechten Armes, begleitet von einem spasmodischen Zucken der Gesichtsmuskeln“ leide, das Product eines groben Fehlers, schmachvoller Servilismus gegen einen allmächtigen Minister ist. Keiner meiner Gegner ist erschienen, und kein Advocat vertritt hier ihre Sache. Es würde seltsam scheinen, wenn es nicht begreiflich wäre. Sie erscheinen nicht, weil sie sich fürchten, und sie fürchten sich, weil sie sich zu schämen haben. Sie lassen sich nicht vertreten, weil, so lange ich in Charenton war, die Lüge möglich und die Täuschung leicht war, weil dagegen heute die Welt mich sieht und hört. Uebrigens waren sie es nicht, welche die Verfolgungen gegen mich begannen. Bevor man ihre Mithülfe und ihre Mitschuld verlangte, um sich meiner zu entledigen, hat der Polizeipräfect mich bereits sechszehnmal verhaften lassen. Die Hälfte dieser Verhaftungen dauerte zwei bis drei Tage, und der Ort, in welchem ich eingesperrt wurde, war zumeist eine kleine enge Zelle, die „Pistole“ genannt.

Nach Verlauf dieser 2—3 Tage führte man mich dann vor den Chef der Abtheilung für die öffentliche Sittlichkeit, der mich erst mit Schimpf und Schande überhäufte und dann von zwei Polizei-Agenten abschieben ließ. Sechsmal war ich einen bis anderthalb Monate, und zwar in Mazas, eingesperrt. Man führte mich in einem Zellenwagen vor den Untersuchungsrichter, und dort wurde die Sache in einer einfachen Conversation abgemacht. Dieser richterliche Beamte erklärte mir, daß meine Anwesenheit in Paris den Premierminister (Billault) beunruhige, daß dieser, um sich die kaiserliche Gunst zu erhalten, ein Schriftstück nöthig habe, das ich unterzeichnen müsse. Er legte mir dann ein von der Hand des Ministers geschriebenes Concept vor, welches ich copiren und unterzeichnen sollte. Ich weigerte mich. Da führte man mich ins Gefängniß zurück, wo man mich drei Tage ohne Nahrung ließ. Nach drei Tagen kam der Untersuchungsrichter selbst zu mir, mich versichernd, daß ich absolut unterschreiben müsse, wenn ich nicht durch ein oder zwei Jahre in Mazas eingesperrt bleiben wollte, um dann für den Rest meines Lebens nach Bicètre gebracht zu

werden. Ich weigerte mich abermals. Da kam er ein zweitesmal, um mir zu erklären, daß ich mich in den „Krallen den Adlers und Jupiters selbst“ befinde und daß ich ein wenig Verstand und Nachgiebigkeit haben müsse. Endlich gab ich nach, unterschrieb, und in zwei Tagen war ich als unschuldig entlassen. Die andern Untersuchungsrichter nahmen kein Protocoll auf und ließen mich Nichts unterschreiben. Sie begnügten sich damit, mich eine Zeit lang eingesperrt zu halten, mir zu drohen und mir keine Demüthigung, wie Abführen durch Gendarmen, abscheuliche Gefängnisse u. s. w. zu ersparen.

Meine fünfzehnte Verhaftung erfolgte in dem Bahnhofe von Orleans. Kaum war ich aus dem Waggon gestiegen, so nahmen mich zwei Agenten in Empfang und führten mich vor den Chef des Sicherheitsdienstes. Dieser, sonst roth vor Zorn, war diesmal blau. „Was“, rief er, „Sie kommen wieder nach Paris! Sie haben also noch nicht genug. Wohlan, führen Sie diesen Bürger in den „Saal der Demokratie““. Man führte mich in diesen „demokratischen“ Saal, d. h. in einen ungeheuren Raum, wo 2—300 Vagabunden, der Abschaum von Paris, sich bewegten. Mein Erscheinen in dieser Gesellschaft machte Sensation. Jeder kam, um mich zu betasten und zu bespötteln. Ich litt fürchterlich unter den rohen Witzen dieser Menschen. Um sechs Uhr schob ein Kerkermeister unsere Nahrung durch ein Fenster herein. Wie eine Bande ausgehungerter Schweine stürzten sie über die Holznäpfe her, in welchen ihre Suppe war. So verbrachte ich elf Tage, war die Zielscheibe roher Späße, wurde gestoßen, an den Ohren gerissen, ohne daß ich es wagen durfte, einen dieser Menschen zu berühren oder gar zu verklagen. Und dabei war die Tageszeit noch erträglich. Doch die Nächte! In seiner Beschreibung der Hölle hat Dante nichts so Fürchterliches erfunden. Man muß angekleidet, Einer an der Seite des Andern, auf einer schiefen, mit einer gemeinsamen Decke versehenen Holzbank schlafen. Ich wurde von dem Ungeziefer zu Tode gequält und mußte von allen Seiten die abscheulichsten Laster verüben sehen und hören! Das war Onan, Sodom und Gomorrha! O mein Gott, was habe ich gelitten! (Bei dieser Stelle des Plaidoyers, der die Ausrufe allgemeiner Entrüstung folgen, erklärt der Präsident den Berichterstattern der Journale, daß der Prozeß nicht veröffentlicht werden darf.) Nach diesen elf Tagen wurde ich wieder vor den Chef der Sicherheitsbehörde geführt. Er fragte mich mit der Miene eines Triumphators, ob ich genug habe. Darauf ließ er mich durch zwei Agenten abführen. Ich konnte unmöglich glauben, daß es in Frankreich gestattet sei, gegen alle Gesetze einen Menschen einzig und allein deshalb einzusperren, verhaftet zu halten und zu quälen, weil seine Anwesenheit in Paris einem Minister unangenehm ist. Ich war jung, war intelligent oder wurde dafür gehalten, und war entschlossen, diese Behandlung nicht zu dulden. Ich überreichte eine natürlich fruchtlose Petition gegen Billault bei dem Senate, und ließ durch Meister Dubois bei dem Staatsrathe ein Gesuch einbringen, daß man mir die Anstrengung einer Klage gegen Billault gestatte. Ich selbst war in Felletier bei meiner Mutter. Einen Monat nach überreichtem Gesuch erhielt ich die Aufforderung vor dem Untersuchungsrichter in Paris zu erscheinen. Ich wollte reisen, aber meine Mutter beschwor mich, nicht nach Paris zu gehen. In der Nacht nahm sie mir mein Geld aus meinem Secretär, um durch den Mangel an Geld meine Reise unmöglich zu machen. Sie schrieb an Hrn. v. Lagueronnière, um ihn um Rath zu fragen. Er antwortete ihr, sich um jeden Preis meiner Abreise zu widersetzen, denn die Polizei sei Alles im Stande, sogar mich zu „ersticken“. Ich reiste nicht. (Schluß folgt.)

Die neuergrünte tausendjährige Linde bei Freising.

Linde.

Die ihr hier standet gern umher,
O geht vorbei, ich bin nicht mehr.
Ich war der grüne Lindenbaum,
Um den rings Alles wie ein Traum
Gestalt genommen und vertauscht;
Jahrtausend durch hatt' ich gerauscht.
O denkt der vielen Vöglein Schall,
Der Blüthen Duftgewebe all,
Der tausend Sommer Sonnenglanz,
Darin ich eingewoben ganz
In Lüften, wehend wundersam,
Und ausgeklüftet jetzt mein Stamm;
Die hohen Aeste blätterleer,
O nennt mich keine Linde mehr!

Wanderer.

Wir schauen noch zu Dir empor,
O Lindenbaum wie ehevor,
Denn schwarz verkohlt und blätterlos
Erscheint dein Stamm erst ragend groß;
Auch bliebst der grünen Sommerwelt,
Durch manchen Ast Du treugesellt,
Und strebt er auch nicht hoch hinan,
So weh'n doch tausend Blätter dran,
Die, sich vermehrend Jahr für Jahr,
Dir bringen neuer Vöglein Schaar;
Umwebend Dich mit Duft und Klang
Vielleicht noch manch Jahrhundert lang,
Fortspinnend süßen Sommertraum
Dir altem, grünem Lindenbaum.

Friedrich Hermann Frey.

Die Hitze, welche jetzt in Paris herrscht, ist so stark, daß die Pariser Schönheiten gezwungen sind, ganz gegen alle Logik noch viel dichtere Schleier als im Winter zu tragen. Denn die vor Hitze bewirkte Transpiration bringt die Schminke, den Puder, die Kohle, den Kleister, den Gummi, die Kreide und was sonst Alles zur Konfektion einer Pariser Schönheit gehört, in vollkommenste Unordnung; die Kohle nimmt einen Ehrenplatz auf der Nasenspitze ein; das Weiß steigt auf die Lippen herab, das Roth verbreitet sich über die Augenlider, und das Braun fließt nach den Mundecken. Leider hat man noch nichts erfunden, um die Farben zu fixiren.

Ein empfehlenswerther Bedienter. Potier, ein dramatischer Künstler in Paris, hatte einen Bedienten, der an Pfiffigkeit und Bequemlichkeit seines Gleichen suchen konnte. Eigentlich war nicht er Potiers Diener, sondern Potier sein Diener. Eines Tages wollte Potier abreisen und daher seine Effecten einpacken. Javelle, so hieß der liebenswürdige Diener, setzte sich behaglich in einen Armstuhl. Kaum saß er, so behauptete er, die Sachen könnten nimmermehr alle in den Mantelsack gehen. „Es muß gehen", sagte Potier. — „Unmöglich", meinte Javelle. — „Versuch's nun." — „Aber wozu etwas versuchen, was nimmermehr geht; überzeugen Sie sich selbst, Herr. — „Wie eigensinnig Du bist!" Und zum Beweise, daß er Recht habe, begann Potier einen Rock zusammenzulegen, dann einen zweiten und packte ein Stück nach dem andern ein. Javelle sah von seinem Armstuhle zu und munterte seinen Herrn durch Zuruf und Geberden auf. „Gut! Sehr gut!" rief er, „gar nicht übel! Aber wo werden Sie das hinthun?" — „Daher, sieh!" Potier packte immer fort, bis Alles im Mantelsack untergebracht war. „Nun, zweifelst Du noch?" fragte er den Diener. — „Fürwahr, nicht im Geringsten mehr", erwiderte dieser und blieb mit unverwüstlicher Ruhe in seinem Armstuhle sitzen. „Sie haben Alles hineingebracht, aber wie wird's nun mit dem Zumachen gehen? Darin steckt die Unmöglichkeit." Potier troff schon vor Schweiß, sprang aber, um seinen ungläubigen Diener zu überzeugen, auf den Mantelsack hinauf, und trat und stampfte darauf herum, bis dieser nach unerhörten Anstrengungen sich schließen ließ. „Siehst Du, Javelle, daß Du wieder Unrecht hattest?" — „Wahrhaftig, Herr, Sie haben's vollbracht! Aber gestehen Sie, es hat Sie viel Arbeit gekostet! Sie sind ja ganz gebadet, ruhen Sie doch aus!" Javelle gab noch einige solche Proben seiner Talente. Endlich aber gewann Potier die Ueberzeugung, daß es nicht gut sei, wenn der Diener zu viel „Esprit" habe, jagte Javelle fort, und nahm einen Dummkopf in Dienst, wobei er sich viel besser befand.

Bescheidener Wunsch einer Tyrolerin.

O Gott und Herr,
Gib ma, was i begehr',
I begehr' ja net viel,
Nur dos, wos i will!

(Weltwunder). Die Ständeversammlung von **Kurhessen** ist unter **Zusicherung des landesherrlichen Wohlwollens** vertagt worden.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 32. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. August 1865.

Mit dem Nachtzuge.

Nach dem Englischen von A. G.

„Du mußt also allein reisen, Edgar“, sagte mein Vater. „Es ist unangenehm, aber nicht zu ändern. Ich werde jedenfalls frühzeitig am Hochzeitstage in C. sein. Sage dies Deiner Braut mit meinen herzlichen Grüßen.“

Vor zwei Jahren schon war ich der Verlobte meiner geliebten Karoline geworden. Ihr Vater, Admiral Lethbridge, und der meinige hatten Beide es für nöthig befunden, uns diese lange Wartezeit aufzuerlegen, weil, wie sie meinten, junge Leute erst die Echtheit ihrer Herzensneigungen erproben müßten. Der Leser wird sich denken können, daß mir dieser Aufschub höchst unnöthig vorkam, allein mit mehr oder weniger Geduld war die Prüfung endlich zu Ende gegangen und beide Familien waren einig, daß die Hochzeit gefeiert werden solle. Meine Schwester Klara, welche als eine der Brautführerinnen erwählt war, befand sich bereits in C. bei Karolinens Angehörigen. Admiral Lethbridge wohnte dort, und natürlich sollte das fröhliche Fest in seinem Hause abgehalten werden. Es war verabredet worden, daß mein Vater und ich etwa drei Tage zuvor uns in C. einfinden und in einem Gasthofe absteigen sollten. Ein anscheinend zufälliges Zusammentreffen von Umständen machte es im letzten Augenblick für meinen Vater unmöglich, so frühzeitig abzureisen und dies veranlaßte die Bemerkungen, mit denen diese Erzählung beginnt. Vorerst noch ein Wort zur Erklärung meiner persönlichen Verhältnisse. Mein Vater war Wittwer und hatte nur zwei Kinder: meine Schwester Klara und mich. Sein beträchtliches Vermögen sollte einst uns Beiden allein zufallen, wobei mir, als dem einzigen Sohne der größere Theil bestimmt war. Wenige Firmen waren in der Handelswelt angesehener, als die von John Henley, und gerade der Umstand, daß seine Einsicht und kaufmännische Geschäftserfahrung in London in so großer Achtung standen, war die Ursache, daß er mich nicht, wie er beabsichtigt,

begleiten konnte. Er sollte nämlich in einer merkantilischen Streitfrage sein Urtheil abgeben, resp. als Zeuge erscheinen, und war ihm von dem betreffenden Parlamentscomite die in den höflichsten Ausdrücken gehaltene Einladung zugegangen, am nächsten oder vielleicht zweitnächsten Tage bereit zu sein, seine schätzbare Meinung zu äußern.

„Sehr schmeichelhaft, aber im Augenblick höchst lästig“, entgegnete ich auf meines Vaters Mittheilung. Die Sache verdroß mich um so mehr, als ich wußte, daß mein Vater, mit dem ich auf dem Fuße großer Zutraulichkeit und Freundschaft stand, sich auf die paar Tage der Rast und Fröhlichkeit sehr gefreut hatte. „Den Lethbridges und Klara wird es so leid sein,“ setzte ich hinzu. „Kannst Du Dich denn gar nicht losmachen?“

„Nein, Edgar“, erhielt ich zur Antwort, „einem Comite muß gehorcht werden. Laß es drum gut sein. Ich werde ganz sicher Samstag früh, noch ehe die Hochzeitstafel gedeckt ist, bei Euch sein. Du gehst also mit dem Nachtzuge?“

Wir schüttelten uns die Hände und schieden. Es war erst Juni, aber der Nachmittag so heiß und drückend wie im August; und Jedem, der an die dumpfe, schwüle Stadt gefesselt war, mußte sich ein unbezwingliches Verlangen nach grünen schattigen Alleen und frischer Landluft aufdrängen. Als ich über das glühende Pflaster schritt und die Sonnenstrahlen sengend meine Stirn berührten, dachte ich mit Entzücken an meine nahe Befreiung aus der Wüste von Ziegeln und Kalk. Schon am folgenden Tage sollte ich ja langsam und glücklich an Karolinen's Seite durch die wohlbekannten Wiesenpfade schlendern, wo Klee und Maßlieb sich in's duftende Gras flochten, und die hohen Kastanienbäume mit ihren weißen Blüthenpyramiden erquickenden Schatten verbreiteten! Morgen schon! — Aber ach, — was nützten Erwartungen, die bestimmt waren, nie verwirklicht zu werden? Es ist eine Gnade der Vorsehung, in einem Falle wie der meinige, das Morgen unseren Blicken zu verschleiern.

Ich wendete mich nach Bond Street, wo eine doppelte Reihe Wagen mühsam vorwärts kam, und eine Fluth von Fußgängern hin und her wogte. Aber der gewohnte Anblick der wappengeschmückten Equipagen mit ihren unschätzbaren, silbergeschirrten Pferden und den geputzten Damen im Inneren, welche nachlässig zurückgelehnt sich zu dem modischen Rendezvous der eleganten Welt in Hydepark verbringen ließen, ging unbeachtet von mir vorüber, so sehr waren meine Gedanken mit der Zukunft beschäftigt. In wenigen Stunden sollte ich von der lärmenden Hauptstadt fern sein; noch wenige Tage, und Karoline Lethbridge und Edgar Henley, ein so glückliches, vom Schicksal begünstigtes, junges Paar, als nur je auf Erden sich zusammenfand, würde sich zur ferneren Lebensreise liebend verbunden haben. Ich hatte auch nicht viel Zeit übrig. Ich mußte ein paar Besuche machen und mich dann zu einem frühen Diner in meinen Club begeben, wo einige meiner besten Freunde, junge ledige Leute, noch „einen letzten Blick auf mich werfen wollten“, wie sie sagten. Meine sonstigen Vorbereitungen zur Abreise waren so gut wie beendigt. Mein Gepäck stand bereit und es war abgemacht worden, daß meines Vaters alter Diener, welcher der pünktlichste und zuverlässigste aller Menschen war, meine Effekten an den Bahnhof verbringen sollte, damit ich mich nicht im letzten Augenblick um Koffer und Nachtsäcke zu kümmern brauchte. Meine Rückkehr nach London stand nicht so bald bevor: wir wollten die ersten Monate unseres Ehestandes in Deutschland und der Schweiz verleben und vielleicht sogar einige Zeit unseren Aufenthalt in Italien nehmen.

Mein erster Gang galt den wohlbekannten Hof-Juwelieren Miles und Henderson, bei denen ich einen Schmuck aus Perlen und Rubinen, den mein Vater als Geschenk für seine Schwiegertochter bestimmt hatte, abholen sollte. Er hatte sich sehr gefreut, das kostbare Geschmeide persönlich den Händen der Braut übergeben zu können, da er jedoch seine Ankunft in C. verschieben mußte, so hatte er freundlich aber fest darauf bestanden, daß ich die Juwelen mitnehmen und sie Karoline in seinem Namen darbringen sollte. Obgleich ich nichts Näheres über das Hochzeitsgeschenk wußte, so war ich doch gewiß, daß es äußerst reich und kostbar, nicht weniger als geschmackvoll sein würde, da ich meines Vaters Freigebigkeit oft genug kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Als ich die Thür des Juwelierladens öffnete, ging ein Mann so dicht an mir vorbei, daß er meinen Ellbogen streifte und dann, den Kopf wendend, mir einen Augenblick in's Gesicht sah. Sein eigenes Gesicht war ein auffallendes, oder würde dies wenigstens in jeder anderen Stadt als London gewesen sein, wo Eingeborene aller Länder sich zusammenfinden und, einander kaum beachtend, sich von dem großen, gährenden Strome fortreißen lassen, der die Straßen der Riesenstadt füllt. Der Mann, sichtlich ein Ausländer, war etwa vierzig Jahre alt und trug einen schwarzen, abgeschabten, aber sauber gebürsteten Anzug. Er hatte einen buschigen, rothbraunen Backenbart und seine Augen bargen sich hinter einer Brille. So weit stimmte sein Aeußeres mit dem einer Legion Professoren, Doktoren und Philosophen überein, von welchen es, nebst verbannten Freiheitsmännern und sonstigen Schrecken der Kontinentspolizei, in verschiedenen Theilen Londons wimmelt. Aber ich konnte mich nicht eines Gefühls des Widerwillens enthalten, als ich das breite, platte, weiße Gesicht gewahrte, dessen Züge den tatarischen Typus zeigten, dessen scharfe, tigerartige Zähne zwischen den dünnen Lippen hervorsahen und dessen kleine, länglich geschlitzte Augen wie die einer wilden Katze hinter den Brillengläsern hervorblitzten. Im Allgemeinen machte er mir den Eindruck eines in menschlicher Kleidung aufrechtgehenden reißenden Thieres. Zum Ueberfluß war das Gesicht von Pockennarben entstellt. Wie gesagt, ich schauderte förmlich beim Anblick dieser abstoßenden Erscheinung, die mich an eine der Hyänen der zoologischen Gärten erinnerte, zusammen, doch im nächsten Augenblick lachte ich über den gehabten Schrecken.

„Der arme Mann kann nichts dafür, daß er so häßlich ist", dachte ich bei mir, als ich einem der Ladendiener durch das schimmernde Magazin in seines Herrn Arbeitszimmer folgte, „er ist wahrscheinlich ein Russe, dessen politische Ansichten dem Czaren und dem Polizeipräfekten nicht gefielen. Allerdings keine geeignete Person, um mit der Handhabung der Guillotine betraut zu werden, sollte seine Partei je die Oberhand gewinnen.

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen, als Mr. Miles, kahlköpfig und rothwangig, mir höflich entgegentrat, und mich den Russen und Alles sonst sofort vergessen machte.

„Zu Ihren Diensten, ganz zu Ihren Diensten, Sir", sagte der Juwelier, indem er den stärksten aller diebfesten Schränke mit dem kleinsten aller Bramahschlüssel öffnete und unter einer Anzahl Schmucketuis herumsuchte, welche mit dem Namen der Hälfte der Herzoginnen und Gräfinnen des Königreichs bezeichnet waren. „Hier ist der Schmuck, den Ihr geschätzter Herr Vater, Mr. John Henley, zu bestellen die Güte hatte. Ein alter und geehrter Kunde von uns, Mr. Henley. Ich verkaufte ihm, — mein Gott, es müssen

wenigstens dreißig Jahre her sein, — einen Smaragdschmuck für Mrs. Henley. Nicht sehr kostbar, aber in vortrefflichem Geschmack. Mr. Henley war damals gerade von Calcutta zurückgekommen, neuer Name damals an der Börse und der Bank. Kein Name geachteter jetzt als der seine, aber sein Geschmack war immer vorzüglich, immer. Hier sind die Steine."

Der geschwätzige alte Mann, der für ungeheuer reich galt und dennoch an seinem Laden festhielt, wie eine Auster am Felsen, und der nie einen Kunden vergaß, öffnete jetzt der Reihe nach die Maroquinkapseln, die meines Vaters Geschenk an Karoline enthielten. Es war ein Schmuck, der an Schönheit und Kostbarkeit würdig gewesen wäre, von der Gemahlin eines Peer getragen zu werden. Der erste Anblick der blutrothen blitzenden Rubinen, deren Feuer noch durch den matten Schimmer der Perlen erhöht wurde, blendete meine Augen. Ich hatte erwartet, schöne Juwelen zu sehen, war aber durch solche Pracht überrascht und empfand einige Unruhe bei dem Gedanken, mit solchen Kostbarkeiten in der Tasche durch die Straßen Londons zu gehen. Halsband, Broche, Ringe, Ohrringe und Bracelet waren sämmtlich gleich werthvoll und elegant, und wenn ich nicht, wie sich von selbst versteht, überzeugt gewesen wäre, daß für Karoline Lethbridge nichts zu schön und zu gut sein könne, so hätte ich in Gefahr gerathen können, meinen Vater für seine Freigebigkeit zu tadeln. M. Miles begleitete mich bis an die Ladenthür, wobei er ohne Unterbrechung über seine Kundschaft und die Pracht der Schmuckgegenstände, die er mir so eben eingehändigt, weiterplauderte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Opfer eines Ministers.

(Schluß.)

Acht Tage nach erhaltener Vorladung erschienen zwei Agenten aus Paris, rissen mich, fast selbst über den Schmerz meiner Mutter weinend, aus den Armen der Unglücklichen, die mir unter Schluchzen nachrief: „Armes Kind, ich werde Dich nicht mehr sehen; denn diese Räuber werden Dich umbringen!" Sie hat mich nie wiedergesehen!

Vor den Untersuchungs-Richter gestellt, erfuhr ich, daß ich der Verleumdung des Ministers Billault beschuldigt sei, daß er, der Untersuchungsrichter, die Angelegenheit, ohne daß ich irgendwie gehört wurde, untersucht und den Minister als unschuldig erklärt habe. Ich deutete umsonst auf die Ungesetzlichkeit des Vorganges in jeder Richtung hin, wobei ich erklärte, daß ich einen Prozeß gegen mich als ein Glück betrachten werde, denn die Wahrheit werde dadurch endlich klar werden. „Nein", antwortete mir der Richter, „es wird zu keinem Prozesse kommen. Man hat mich bereits unterrichtet, daß Sie an der raisonnirenden Monomanie leiden. Die Doctoren Blanche, Tardieu und Foville werden Ihren Geisteszustand untersuchen, und bestätigt sich meine Ansicht, so wandern Sie in ein Irrenhaus". Die Aerzte kamen. Sie bestätigten nicht bloß, daß ich an einer raisonnirenden Monomanie, an Größen-Wahnsinn leide, sie thaten des Guten noch mehr. Nach ihrem

Certificat litt ich an einer Lähmung meines rechten Armes und meines rechten Fußes, an einem unwillkürlichen Zucken vom linken Auge bis zum linken Ohre, ein Zucken, das sich dreißigmal in einer Minute wiederhole, und an einer halben Lähmung meiner Zunge, lauter Uebel, welche sich nur verschlimmern und bis zu meinem Tode dauern mußten. Nun wohl, meine Herren! Sehen Sie doch, wie meine Zunge gelähmt ist, wie das Zucken von meinem linken Auge bis zum linken Ohre geht. Und wäre Dr. Tardieu gegenwärtig, so könnte ich an seinem Gesichte durch ein Argument von gewisser Kraft beweisen, daß wenn die Lähmung meines Armes jemals existirte, sie wenigstens nicht unheilbar war. (Allgemeine Heiterkeit.) Und wissen Sie, meine Herren, worin der Beweis für meinen Wahnsinn aus Ehrgeiz gefunden wurde? Darin, daß ich, ein Advocat, im Jahre 1856 in einem Briefe an einen Freund schrieb: „Ich hoffe, vielleicht dereinst der Stabträger der Pariser Advokaten Kammer zu werden.“ Ist es vielleicht weniger wahnsinnig und mehr moralisch, zu träumen, man werde Minister werden und Millionen gewinnen, indem man an dem Ruine des Staates und an der Vernichtung der Freiheit des Landes theilnimmt?!

Ich wurde also nach Charenton gebracht. In Charenton bezahlte Mr. Billault meine Pension, nicht etwa aus Gnade, sondern um meine Qualen zu erhöhen. Es gibt in Charenton drei Klassen. Billault setzte mich in die dritte. Vergebens erbot sich meine Familie, den Preis der zweiten Klasse zu bezahlen, man verweigerte es ihr. Ich mußte wachend und schlafend in einem Zimmer mit Irrsinnigen leben. Die Tortur des Mittelalters, welche ihrem Opfer die Glieder brach, ist nichts gegen diese Tortur, welche den Geist zu Tode quält, und wenn es eine politische Inquisition gäbe, und die Irrenärzte als Richter dabei fungirten, ich bin der Ueberzeugung, daß die Opfer Tardieu's noch mehr leiden würden, als jene Torquemada's. Man gab mir kein Buch, keine Feder, keine Tinte, den ganzen Tag mußte ich Vernünftiger unter den Irren unbeschäftigt zubringen. Dabei hatte noch der Chef-Arzt Mitleid mit mir. Ich sah es daran, was ich während der drei Wochen, welche er Urlaub nahm, von seinem Stellvertreter zu leiden hatte. Wahrscheinlich wollte dieser Eifer zeigen, sich bei dem Minister einen Orden, einen Titel verdienen, denn plötzlich befahl er, daß man mich in den „Senat“ bringe. Die Wächter haben diesen Namen jener Abtheilung gegeben, wo die Irren untergebracht werden, welche durch Alter oder durch vollständige Abspannung des Gehirns in die Unfähigkeit, selbst zu essen, sich selbst anzukleiden, oder die nothwendigsten Functionen zu verrichten, versetzt wurden. Der Aufenthalt daselbst ist so furchtbar und ekelerregend, daß selbst die Wärter lieber die ihnen gebotene höhere Bezahlung ausschlagen, sogar in die Abtheilung der Tobsüchtigen versetzt zu werden vorziehen, als in diese Abtheilung gehen wollen. Und dort mußte ich so lange bleiben, bis die Rückkehr des Chef-Arztes mich erlöste.

Während dieser Zeit hatte meine Angelegenheit doch einigen Lärm gemacht. Mein Vertreter beim Staatsrath, Dr. Dubois hatte davon gesprochen, und eine hohe Persönlichkeit (Prinz Napoleon) hatte davon gehört, daß Billault einen Mann im Irrenhause zurückhalten lasse, der nicht verrückt sei. Diese hohe Persönlichkeit erklärte, daß sie sich selbst in Charenton überzeugen werde. Der Besuch, schon früher angekündigt, erfolgte auch. Der Besucher verlangt, mich, Sandon, zu sehen, da hatte man die Kühnheit, ihm einen Irren, der den rechten Fuß und den rechten Arm schwer bewegen konnte, die Zunge kaum zu heben vermochte, ein Zucken im Gesichte hatte, als Sandon vorzustellen. Vielleicht zwanzig Fragen

richtete der hohe Besucher an den Idioten. Nicht eine einzige Antwort erhielt er. Diese hohe Persönlichkeit schied mit der Erklärung, daß ich thatsächlich verrückt sei. Mein Urtheil war damit geschrieben. Ich sollte bis zu meinem Tode im Irrenhause bleiben. Meine Entlassung aus demselben hätte ja den Minister und die Polizei namenlos compromittirt. In dieser Beziehung erinnere ich mich an eine Thatsache. Eines Tages machte ich dem Chef-Arzte die bittersten Vorwürfe, daß er nichts zu meiner Freilassung thue. Er antwortete mir kein Wort, sagte aber zu den Wärtern: „Bringen Sie Herrn Sandon um zwei Uhr in mein Cabinet". — Als ich dort eintrat, erhob er sich, ging mir entgegen und sagte, seine Hand auf meine Schulter legend: „Armer Unglücklicher! Sie zürnen mir, Sie beschuldigen mich, daß ich der Gehülfe Ihrer Henker sei. Welches Interesse soll ich dabei haben? — Geiz? Nun, so wissen Sie und vergessen Sie es niemals: Wenn ich jemals Durst nach Gold gehabt hätte, so wäre seit einigen Monaten schon Alles vorüber. Kehren Sie in Ihre Abtheilung zurück und beschuldigen Sie mich nicht mehr!" Ich drückte ihm die Hand, er die meine, und wir lasen Beide in unseren Augen, daß wir uns verstanden hatten.

Zu Boden gedrückt von all dem Schmerz und all der Schande, war meine arme Mutter erkrankt. Vergebens wendete sie, meine Familie und ich selbst, mich an den Polizei-Präfecten mit der Bitte, mir wenigstens noch einmal den Anblick meiner Mutter zu gestatten. „Nein", erklärte er meinem Abgeordneten, „Sandon, wird das Irrenhaus nicht verlassen. Es wäre besser, daß er, anstatt seiner Mutter, verende. Aber man pflegt dieses Thier zu gut, und die Aerzte gehen zu zart mit ihm um". Einige Tage darauf schrieb mir meine Mutter: „Gott tröste dich, mein Sohn, deine Mutter stirbt!" Und zwei Tage später erhielt ich ein Schreiben, welches mir ihren Tod meldete. Ich war trostlos; ich konnte nichts essen und weinte alle Nacht — denn bei Tage durfte ich es nicht. Da es aber gegen das Reglement ist, daß man nichts ißt und dafür weint, so meldeten es die Wärter. Zum Unglück war noch der Chef-Arzt abwesend, und ich hatte es mit seinem Stellvertreter zu thun. Dieser erklärte, mein Wahnsinn sei durch den Schmerz in eine Art religiösen Wahnsinnes umgeschlagen, und er verordnete das Heil- und Trostmittel, daß man mich für vier Stunden in ein kaltes Bad setze, worin ich durch eine Decke von Eisenblech wie mit einem Halseisen bewegungslos niedergehalten wurde, und daß man auf meinen Kopf einen ungeheuren, in Eiswasser von zehn zu zehn Minuten zu tauchenden Schwamm lege. Das werde mir Appetit und Trost bereiten. Er hatte Recht. Ich aß und weinte nicht mehr, wenn man mich sehen konnte. Nur zwei Hoffnungen blieben mir, daß entweder Billault sterbe oder in Ungnade falle. Gott beschloß das Erstere. Sei es Einbildung, sei es Ahnung, mir war es in einer Nacht, als ob eine süße Stimme wie ein Hauch an meinem Gesichte vorüberziehe und mir sage: „Billault ist todt". Ich erwachte und schlief nicht mehr ein. Am folgenden Morgen sagte ich zu 50 Wärtern und Kranken: Billault ist todt. Sie lachten Alle; doch nach einigen Stunden traf die officielle Nachricht ein.

Einige Tage später kam der General-Procurator Cordoën, um mir meine Freiheit zu versprechen und mir Bücher zu bewilligen. Er kam oft wieder um mich über einzelne Details meiner Angelegenheit mit Billault zu befragen.

Sie werden gleich ihm fragen: Woher kam der Haß Billault's gegen Sie?

Zuerst, weil ich ihn noch zu Zeiten der Republik als Collegen in einer strafgerichtlichen Angelegenheit, in welcher uns 12,000 Francs Honorar zugesichert war, annahm, und weil er später, die Angeklagten allein vertheidigend, die ganzen 12,000 Francs, trotzdem ich bereits 1500 Francs Kosten hatte, allein behielt. Dann, und deshalb vorzüglich, weil er, um von meinem Wahlbezirke in die Repräsentanten-Kammer durch meine Vermittlung geschickt zu werden, an mich Glaubensbekenntnisse sandte, welche mich, so sehr ich Republikaner war, wegen der darin enthaltenen Umsturz-Ideen degoutirten. Als nun Billault nach dem Staatsstreiche einer der feurigsten Helfershelfer des jetzigen Regimes wurde, erfüllte mich ein ungeheurer Haß, oder richtiger gesagt, eine ungeheure Verachtung gegen diesen Mann. Ich schrieb ihm Briefe voll der stärksten Ausdrücke. Er antwortete mit Freundschafts-Anerbietungen, mit Versprechungen von Titeln und Rang. Er forderte mich wiederholt auf, zu ihm zu kommen. Ich that es aber nur, um ihm zu sagen, er sei ein petit drôle, ein petit histrion, ja um ihn einmal, ich gestehe es, zu ohrfeigen, ohne daß er sich vertheidigte. Später wendete sich das Blatt. Er versuchte mir die Correspondenz zu stehlen und mich, so oft ich nach Paris kam, verhaften zu lassen. Ich hatte aber meine Vorsichten getroffen. Er sollte seine Briefe auf diese Weise nicht bekommen. Und dennoch habe ich sie nicht mehr. Eines Tages ersuchte mich Herr v. Laguerronière, der von der Sache wußte und zu dem ich Vertrauen hatte, ich solle ihm allein die Correspondenz auf acht Tage zu lesen geben. Er verpfändete mir sein Ehrenwort, daß er sie nicht aus den Händen geben würde. Ich glaubte ihm, und zwei Stunden später waren die Briefe in den Händen Billaults. Da ich in Folge dessen Laguerronière wegen Herausgabe des Depositums verklagte, antwortete mir Billault durch die Einsperrung in Mazas. Das erzählte ich Herrn Cordoën. Zwei Monate nach dem Tode Billault's befreite mich endlich ein gerichtlicher Urtheilsspruch nach 17 monatlicher Gefangenschaft aus dem Irrenhause.

Einige Tage nach meiner Freilassung stellte mich Herr Guéroult (von der Opinion Nationale) dem Prinzen Napoleon vor. Erst als Zeugen es ihm bestätigten, ich sei Sandon, glaubte er es. Er sicherte mir seinen Schutz zu und er hat Wort gehalten. Er trug mir auch eine Entschädigung von 10,000 Francs an. Ich habe sie ausgeschlagen, weil ich meinen Ruf, meine Ehre, das Leben meiner Mutter nicht für 10,000 Francs verkaufen wollte. Der Prinz ließ sie zur Bezahlung der Schulden verwenden, welche ich während der sechsjährigen Hetzjagd auf meine Person gemacht hatte.

Ich muß die Aerzte, den einen mehr, den andern weniger für einen Theil meiner Leiden verantwortlich machen, am meisten aber Tardieu. Er sagte ganz offen und vor Zeugen in Mazas zu mir: „Reden wir vernünftig. Wir wissen, daß Sie nicht verrückt sind, aber Sie bringen den Minister in Zorn, und er will sich Ihrer entledigen. Sie wollen keine Anstellung. Wollen Sie vielleicht Geld? Wollen Sie sechszig, wollen Sie hunderttausend Francs? Nun, wie viel? Also Sie antworten nicht! Nun wohl, so werden Sie nach Bicètre wandern und dort crepiren!“ Ich könnte getrost eine Geldentschädigung verlangen. Ich verlange sie nicht, ebensowenig, daß Sie durch Ihr Urtheil aussprechen, daß ich nicht verrückt sei. Was ich wollte, habe ich erreicht. Die Wahrheit ist kund geworden und die öffentliche Meinung wird richten. Ich trete daher von jeder Geldforderung zurück.“

Dieses Plaidoyer, in seinem Ganzen ein Meisterstück von Beredtsamkeit, mußte auf

Richter und Zuhörer einen gleich tiefen Eindruck machen. Von keiner Seite erfuhr es einen Widerspruch. Das bietet wohl den besten Maßstab für seine Glaubwürdigkeit.

In der Adreßdebatte der französischen Kammer sagte Jules Favre von der Justiz in Frankreich: „Die Strafjustiz schützt nicht mehr die Gesellschaft, sie beherrscht sie, sie vernichtet den Bürger, sobald ihr Auge auf ihn fällt." Die Affaire Sandon hat diese Worte zur Wahrheit gemacht.

Gute, auf Raubmörder dressirte Fanghunde werden zu kaufen gesucht. Solche Hunde, die sich in Zuchthäusern bewährt haben, erhalten den Vorzug. Auch verläßige Revolver werden in größerer Quantität angekauft in der niederbayerischen Stadt Vilshofen. Die Redactionen niederbayerischer Blätter werden ersucht, den zur Zeit in Vilshofen aus Gesundheitsrücksichten weilenden Hrn. Raubmördern, falls sie wegen Unwohlseins ans Zimmer gefesselt sein sollten, Freiexemplare zur Kürzung der Langeweile zukommen zu lassen, damit ihnen der Aufenthalt in Vilshofen so angenehm als möglich gemacht wird.

(Ein freiwilliger Feuerwehrkommandant.) Gestern Abend, so berichtet ein Fremder, der einen Ausflug nach Obereßlingen gemacht hatte, im Stuttgarter Beobachter, ging plötzlich der Ruf „Feuer!" durch den Ort. Die Böller knallten, die Glocken stürmten. Im Staubwirbel daher kamen Feuerreiter gejagt. Alles stürzte nach dem Spritzenhaus. Es brennt in Deizesau. Im Nu war die Spritze heraus, die Rosse angeschirrt. Alles ging wunderbar schnell. Man wartete nur auf das Kommando zur Abfahrt. Da erschien endlich der Hr. Schultheiß mit den Worten: „Nur langsam, nur langsam. Z'erst welle mer au sehe, ob's wirklich au brennt in Deizesau. Rathsdiener, gang du aufi auf de Berg un lueg na!" Ein schallendes Gelächter erhob sich rings im neugierigen aufgeregten Zuschauerkreise bei Groß und Klein. Der Schultheiß aber ließ sich nicht irre machen. „Gang aufi, sag' ich!" Und der Rathsdiener stieg keuchend den Berg hinan. Ich zog meine Uhr heraus. Ich wartete. Gerade 44 Minuten, also nahezu ¾ Stunden dauerte es, bis der Rathsdiener schweißtriefend mit den Worten zurückkam: „Jo freili brennt's, un wie!" „Tausendsackerment!" schrie nun plötzlich der Schultheiß, „machet, machet jetzt, daß er furt kommet!" So geschehen zu Obereßlingen, 20. Juni 1865, Abends 6 Uhr.

Chinesische Schauspieler. Schauspieler, welche durch tadelnde Recensionen für geringe Leistungen bestraft werden, beklagen sich größtentheils darüber. Was sollen aber cochin-chinesische Schauspieler sagen? Wenn es diesen nicht gelingt, durch ihre Leistungen einem Mandarin oder einem anderm hohen Herrn zu genügen, so wird ihnen die dortige Universalmedicin für alle Vergehungen, nämlich die Bastonade, ertheilt. Der Held des Stückes nimmt, in voller Theaterkleidung auf die Erde hingestreckt, die nachdrückliche Recension in Empfang. Nach ihm erhalten die, welche kleinere Rollen spielten, ihr verhältnißmäßiges Deputat.

Buchdrucker-Galanterie. Bei einem Diner, welches die Buchdrucker von Philadelphia gaben, wurde folgender Toast ausgebracht, welcher beweist, daß die Drucker von Pennsylvanien eben so witzig als galant sind: „Ehre den Frauen! Keine „Form" auf Gottes Erde ergötzt mehr unsere Augen und „drückt" unseren Herzen ein holderes, süßeres Bild ein. Sie sind die wahren, eigentlichen „Typen" des menschlichen „Gusses"; ihre „Charakter." bilden die letzte „Linie" der „Vollendung" und „erpressen" uns beständig unsere Bewunderung."

Eine Trauung. Ein verheiratheter Geistlicher, welcher in der ehelichen Lotterie ein Loos gezogen hatte, das sich schlechter als eine Niete bewährte, war gerade von seiner Xantippe tüchtig ausgezankt worden, als ein Paar seinen Beistand verlangte, um in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Der arme Priester, mehr durch seine eigenen Erfahrungen und Gefühle aufgeregt, als im Bewußtsein seiner kanonischen Pflicht, nahm das Buch und begann den Anfang des Todtendienstes zu lesen:

„Der Mensch, der vom Weibe geboren ist, hat nur kurze Zeit zum Leben, und ist voll Kummer."

Der erstaunte Bräutigam unterbrach mit den Worten: „Sie sind irre, ich bin hier, um kopulirt, nicht um begraben zu werden."

„Nun gut", versetzte der Geistliche, „wenn Sie darauf bestehen, muß ich Sie trauen; aber glauben Sie, mein Freund, es wäre besser, Sie ließen sich begraben".

Entsetzliche Befürchtung. Ein Nürnberger Blatt begleitete die Nachricht von der Freigabe der Fleischtaxe mit den Worten: Wir fürchten, daß das Publikum jetzt wehrlos in die Hände der Metzger geliefert wird.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 33. XII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. August 1865.

Mit dem Nachtzuge.

Nach dem Englischen von A. G.

(Fortsetzung.)

„Das Muster ist hübsch, sehr hübsch", sagte Mr. Miles, indem er die große Spiegelglasthür des Magazins öffnete, „und was die Steine betrifft, so fordere ich das schärfste Auge heraus, den kleinsten Fehler in den Rubinen zu entdecken. Schönere Steine kamen niemals von Ceylon. Ah, Mr. Henley, nicht Jedermann ist im Stande, solche Präsente machen zu können, wie Ihr vortrefflicher Herr Vater. Ich schickte eine ähnliche Garnitur vergangene Woche an Lady Florence Fitherton zur Hochzeit, aber doch nicht so schön wie diese hier. Ich gebe Ihnen mein Wort als Mann, der fünfzig Jahre im Geschäft gewesen, nicht so schön".

Die letzteren Worte mußten, wie ich mir denke, in einem lauteren Tone als die vorhergehenden gesprochen worden sein, oder eine augenblickliche Unterbrechung in dem Rollen und Rasseln der Wagen machte sie ungewöhnlich vernehmbar, aber auf jeden Fall bemerkte ich, daß drei oder vier vorübergehende Personen neugierig den Kopf nach Mr. Miles umwandten, wie wir in der geöffneten Eingangsthür standen. Unter diesen drei oder vier Personen war der Ausländer mit dem rothbraunen Bart. Er ging am Laden vorüber und zwar von der Seite kommend, nach welcher hin er das erste Mal gegangen war. Ein Zufall, ohne Zweifel! Nichts als ein Zufall.

Ich winkte dem Kutscher einer Handsondroschke, die gerade vorbeikam, und fuhr in den Club. Es fehlte noch einige Zeit bis zur Eßstunde, und um nicht noch einmal nach Hause zu fahren, zog ich vor, an Ort und Stelle auf meine Freunde zu warten. Die zweite Ausgabe der Morgenzeitungen war gerade angekommen und Alles um mich her discutirte den Inhalt einiger so eben von Amerika eingetroffenen Telegramme. Ich war froh, ein Exemplar der „Times" erhaschen zu können und setzte mich zum Lesen hin. Vergebens. Eine seltsame fieberhafte Unruhe bedrückte mich, meine vor Kurzem noch so freudige Stim-

mung hatte einen Umschlag erlitten und meine Gedanken wanderten in zielloser Thätigkeit umher. Die dicken schwarzen Buchstaben des Telegramms schwammen mir vor den Augen und die gesprochenen Worte schlugen ohne Sinn an mein Ohr. Ich hätte um Alles in der Welt nicht sagen können, was auf dem Papier stand oder wovon um mich her gesprochen wurde. Unbestimmte, gehaltlose Ahnungen einer unsichtbaren Gefahr fuhren mir wie ungreifbare Schatten durch den Sinn, und es gemahnte mich mit entschiedenem Unbehagen an die einsame Reise, die mir für die Nacht bevorstand. Alle diese düsteren Einbildungen verschwanden jedoch beim ersten Druck einer Freundeshand, beim ersten Ton einer befreundeten Stimme. Während des Mahles war ich wieder in vortrefflicher Laune und nahm die nicht immer sehr zarten, aber gutgemeinten Neckereien meiner Tischgenossen in aller Heiterkeit auf. Wir blieben ziemlich lange beim Weine sitzen, sprachen von alten Tagen und fragten uns, wann wir wohl das nächste Mal wieder beisammen sein würden, bis ich plötzlich aufsprang, da ein Blick auf die Uhr mich erinnerte, daß es die höchste Zeit für mich sei, an den Bahnhof zu fahren. Unter zahlreichen herzlichen Glückwünschen meiner Freunde nahm ich von ihnen Abschied und trat aus dem Clubhause. Eine Handsondroschke stand schon bereit. Es war bereits dämmerig in den Straßen und die Gaslaternen brannten. Wie ich in die Droschke stieg, bemerkte ich eine andere vierräderige, die vor einem der nächsten Häuser stand und aus deren auf der Trottoirseite geöffnetem Fenster sich ein Männerkopf streckte, der sich aber sogleich zurückzog, so wie ich den Blick nach ihm wandte. Ich dachte jedoch keine Sekunde weiter daran.

„Fahren Sie schnell“, sagte ich zum Kutscher, „ich muß den Nachtzug nach C. erreichen. Eine halbe Krone extra, wenn wir ihn nicht verfehlen.“

Die Droschke fuhr rasch davon, und da zu dieser Stunde die Straßen nicht mehr so überfüllt waren, kamen wir eine ziemliche Strecke ohne Unterbrechung vorwärts, bis wir an einem Punkte, wo sich mehrere Wege kreuzten, von verschiedenen Lastwagen, Karren u. s. w., die sämmtlich in einander gefahren waren, aufgehalten wurden. Es gab den gewöhnlichen Austausch von Flüchen und Straßenwitzen, vermischt mit Peitschengeknall und Räderknarren und der hilflosen Einmischung eines vereinzelten Polizeidieners; aber die Hauptsache für mich war die Wahrscheinlichkeit, den Zug zu verfehlen. Mein Kutscher war durch die schweren, sich vor uns ineinander schiebenden Lastwagen in eine enge Querstraße gedrängt worden, und während er seine Peitsche schwang und manches Schimpfwort an seine Kollegen verschwendete, sah ich ungeduldig zum Wagenfenster hinaus, um mich zu überzeugen, ob wir nicht bald loskommen würden. Bei dieser Gelegenheit gewahrte ich dicht bei meinem Fuhrwerk dieselbe Droschke, welche vor einer der Nebenthüren gehalten, als ich den Club verließ. Ich erkannte beim Licht der Straßenlaternen das hellgescheckte Pferd wieder, das jetzt schaumbedeckt und sichtlich zu einem scharfen Lauf angetrieben worden war. Die Fenster der Droschke waren dicht geschlossen, wie erstickend schwül die Atmosphäre auch war. Aber gerade als das mysteriöse Fuhrwerk mein Interesse zu erregen anfing und ich mich fragte, ob deren Inhaber wohl auch gleich mir den Nachtzug zu erreichen wünschten, löste sich das Wagengewirr, und wir rollten rasch weiter.

„Ihr Gepäck ist abgegeben, Mr. Edgar“, sagte meines Vaters alter Diener Jones, und griff respektvoll an den Hut. „Sie haben nicht mehr viel Zeit übrig.“

„Danke Jones“, entgegnete ich, „und sehen Sie, ob das Gepäck auch in den rechten

Zug gekommen ist. Ich muß mir schnell mein Billet lösen.“ Damit eilte ich an den Billetschalter, wo mehrere gleich mir ungeduldige Passagiere, darunter eine sehr dicke Dame nebst noch einigen unbeschützten Frauenzimmern, den Zutritt versperrten und mit ihren verschiedenen Begehren und Fragen die Langmuth des Eisenbahnbeamten auf keine geringe Probe stellten. Endlich gelang es mir doch, mich bis zum Schalter durchzudrängen und mein Billet erster Klasse nach C. zu lösen.

„Erste Klasse nach C.“, sagte eine besonders harte, schrille Stimme mit leicht ausländischem Accent dicht an meinem Ohr, und ich sah mich nach dem Eigenthümer derselben um, der gerade eine nicht sehr saubere, starkknochige Hand mit einem schweren goldenen Siegelring am Zeigefinger vorstreckte, um das Geld auf das Zahlbrett zu legen. Mit einiger Ueberraschung erkannte ich den Russen wieder, den ich wenige Stunden zuvor zwei Mal am Laden des Hof-Juweliers hatte vorübergehen sehen. Das Wiedererkennen schien nicht gegenseitig. Er sah mich gar nicht an, sondern verlangte in raschem, verdrießlichem Tone sein Billet, und verschwand, nachdem er es erhalten, unter den anderen Passagieren.

Als ich an das Coupé kam in das Jones mein Handgepäck gelegt hatte, sah ich die gute ehrliche Haut mit dem Kondukteur dabei stehen, um mir meinen Platz zu zeigen. Ich drückte dem Letzteren ein silbernes Kompliment in die Hand und erhielt dafür die Versicherung, daß ich das Coupé für mich allein haben solle, wenn ich zu rauchen wünschte. Dann stieg ich ein, der Mann schloß die Thür, und Jones, nachdem er mich gefragt, ob er seinem Herrn noch Etwas ausrichten solle, griff an den Hut und verschwand. Ich blieb allein und sah müßig auf die lebhafte Scene, welche das hellerleuchtete Trottoir bot. Lastträger rollten schwere, mit Gepäck beladene Stoßkarren vorüber, und dies um so eilender, als es schon zum ersten Mal zur Abfahrt geläutet hatte; Postboten schleppten die dicken Briefbeutel herbei, welche von den ungeduldig wartenden Kondukteuren im Postwagen in Empfang genommen wurden; Zeitungskolporteure hielten ihre Blätter beunruhigt zu den Wagenfenstern hinausschauenden Passagieren ins Gesicht, welche der Versicherung der Träger, daß ihr Gepäck wohluntergebracht sei, nicht recht trauten und mit der englischen Sitte, keine Gepäckscheine zu liefern, grollten; und Familienväter sammelten ängstlich das zerstreute Häuflein ihrer Lieben um sich herum.

„Oeffnen Sie diese Thür, Kondukteur! Hollah! Oeffnen Sie die Thür dieses Coupé's sage ich!“

Mein Träumen wurde durch diesen Ausruf unterbrochen. Ein Fremder, mit einem Plaid über dem Arm, rüttelte heftig am Drücker der Abtheilung, in der ich saß. Der Kondukteur kam zögernd herbei. Eisenbahnbedienstete wissen zu unterscheiden und des Neuhinzugekommenen rauhe Manieren und heisere Stimme, waren nicht geeignet, Respekt einzuflößen.

„Erste Klasse, Sir?“ fragte der Kondukteur, der zu gewissenhaft war, sein mir gegebenes Versprechen, daß ich allein bleiben sollte, ohne Widerstand zu brechen. Der Fremde zog mit einem Fluch sein Billet hervor. „Erste Klasse nach C., Sir?“ fragte der Kondukteur noch einmal, indem er den Eindringling nach einem anderen schon halbgefüllten Wagen zu ziehen suchte. „Hierher, Sir, es ist noch Platz genug“. Aber das Manöver scheiterte.“

„In diesem Wagen ist Platz genug, Mann. Schließen Sie auf, oder —“ sagte der

eigensinnige Reisende, und, wohl oder übel, der Kondukteur mußte aufschließen. Er that es mit einem an mich gerichteten entschuldigenden Achselzucken.

„Thut nichts", entgegnete ich freundlich und schickte mich an, meinen Mitpassagier, der sich links von mir so niedersetzte, daß das Licht der Lampe ihm voll ins Gesicht schien, zu mustern. In wenig Minuten glaubte ich mit mir einig zu sein, wer mein nicht sehr einnehmend aussehender Gefährte war. Jung, etwa in meinem Alter, stark gebaut und mit ziemlich hübschen Zügen, auf denen jedoch die Spuren der Ausschweifung deutlich verzeichnet waren. Sein Anzug eine Art Jagdrock, eine blaue Halsbinde mit einer Nadel in Hufeisenform darin, nebenbei eine Menge Ketten, Berlocken und Ringe von sehr zweifelhafter Echtheit. Der Plaid, den er über seine in sehr engen Pantalons steckenden Beine legte, hatte ein auffallendes Muster in gelb und roth. Seine Augen waren roth unterlaufen, seine Stimme bedeckt, und er roch sehr stark nach schlechtem Tabak und ordinärem Rum. Allem Anschein nach war er Einer von jenen übelberüchtigten Persönlichkeiten, die von Schwindeleien und Wetten mit Unerfahrenen bei Pferderennen existiren.

Die Glocke läutet zum letzten Mal. Jede Thür schloß sich erbarmungslos vor den verspäteten Reisenden, die Kondukteure sprangen auf die Tritte des Wagens, und der Stationsverwalter blickte forschend die Linie auf und ab, um dann dem Maschinenführer das Zeichen zur Abfahrt zu geben. In diesem Augenblick schoß ein Mann über das Trottoir, riß mit einem heftigen Ruck die Thür meines Wagens gewaltsam auf, sprang herein und setzte sich mir gegenüber. Ein Bahnbediensteter lief herbei und schloß die Thür, und ich hatte einen zweiten Reisegefährten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich sah mein Gegenüber an und konnte kaum einen Ausruf des Erstaunens und Verdrusses unterdrücken. Der Russe! Ja, ich irrte mich nicht. Ich kannte den rothbraunen Bart, das platte knochige Gesicht, die katzenartig lauernden Augen nur zu gut. Ich hatte ihn allerdings am Billetschalter gesehen, allein das war vor etwa zehn Minuten, während welcher Zeit er längst seinen Platz in irgend einem Wagen, wie ich dachte, eingenommen haben konnte. Dies war jedoch nicht der Fall. Es schien mir vom Schicksal bestimmt zu sein, immer mit diesem Menschen, der mir gleich Anfangs eine so heftige Abneigung eingeflößt hatte, zusammenzutreffen. Es lag in seiner Erscheinung eine lauernde Wildheit und ein schmutziger Selbstdünkel, die den meisten Personen abstoßend gewesen sein würden. Sein Gesicht machte den Effect zugleich einer Drohung und einer Warnung. Und überdies konnte es wirklich nur bloßer Zufall sein, der mich unaufhörlich mit dem häßlichen Ausländer in Berührung brachte?

(Schluß folgt.)

Ein Vehmgericht des achtzehnten Jahrhunderts.

Wer hätte in den Schaudergeschichten des vorigen Jahrhunderts nicht schon von heimlichen Hinrichtungen gelesen und gehört, wozu Scharfrichter aus den Betten geholt und über Berg und Thal mit verbundenen Augen geführt wurden?!

Doch ist meines Wissens noch kein Fall dieser Art actenmäßig constatirt und so mag folgende Erzählung aus den vor einigen Jahren in England herausgekommenen Memoiren

der Baronesse von Oberkirch wohl des Lesens werth und als Beitrag zur Sittengeschichte merkwürdig genug erachtet werden.

Am 7. Mai 1777 wurde der Scharfrichter von Colmar verhaftet, weil er ohne Erlaubniß seiner zuständigen Behörde auf mehrere Tage die Stadt verlassen hatte.

In der mit ihm deshalb gepflogenen Vernehmung gab er nun Folgendes an:

„Ende des Monats April waren eines Abends seine sämmtlichen Hausgenossen ausgegangen, und er mußte, wie man zu sagen pflegt, das Haus hüten, als er plötzlich ziemlich heftig am Thore klopfen hörte.

Da selten Jemand Anderer seine einsame, verrufene Wohnung besuchte, als Boten der Obrigkeit, die seine Dienste verlangten, so öffnete er ohne Verzug, war aber sehr erstaunt, statt eines Beamten drei in Mäntel gehüllte unbekannte Männer vor sich zu sehen, denen unmittelbar ein Wagen und sechs oder sieben Reiter folgten.

„Sind Sie der Scharfrichter?“ fragte einer der Männer.

„Ja mein Herr!“ — „Sind Sie allein?“ — „Ganz allein!“

Ehe er seine Gedanken über diesen unerwarteten Besuch sammeln konnte, stürzten ein halb Dutzend über ihn her, knebelten ihn und hoben ihn in den Wagen; die drei Anführer setzten sich zu ihm, ihn bei dem geringsten Laut mit dem Tode bedrohend; die anderen warfen sich auf die Pferde, und im scharfen Trabe ging es davon.

Als man außerhalb der Stadt war, brach einer der Begleiter das tiefe Stillschweigen und sagte zu dem Gefangenen:

„Sie haben nichts zu fürchten; es soll Ihnen kein Leid geschehen! Ich stehe für Ihre Sicherheit, insoferne Sie keinen Versuch zur Flucht machen und unser Geheimniß nicht zu erforschen suchen, dessen vollkommene Kenntniß Ihnen nicht nöthig ist. Sie sind berufen, einen Akt der Gerechtigkeit zu vollstrecken; wenn dies geschehen ist, werden Sie sicher nach Hause gebracht und erhalten 200 Louisd'or für Ihre Mühe!“

„Fragen sind unnütz, sie werden ohne Antwort bleiben!“

Man löste hierauf seine Bande, bis auf die Binde um die Augen, die ihm nur des Nachts abgenommen wurde und ermahnte ihn zur Ruhe und unbedingtem Gehorsam. Um diesen Ermahnungen mehr Nachdruck zu geben, ließ man ihm ein Paar Pistolenläufe und eine Dolchspitze zuweilen in den Rippen fühlen.

Er wurde gut verpflegt und bekam vortrefflichen Wein zu trinken. Die Fahrt ging ohne Unterbrechung, die Pferde wurden an einsamen Orten gewechselt, wo sie schon bereit standen.

Der Scharfrichter glaubte, daß man über den Rhein setzte, und dann ging es ziemlich hohe Berge auf und ab.

Am Abende des zweiten Tages, nachdem es ziemlich lange eine Anhöhe hinaufgegangen war, hielt der Wagen. Es wurde eine Zugbrücke niedergelassen und, dem Rollen der Räder nach, fuhr man über einen tiefen und breiten Graben.

Obwohl es bereits ganz finster geworden, ließ man ihm doch die Binde um die Augen. Wahrscheinlich in einem großen Hof angelangt, hoben ihn zwei Männer aus dem Wagen und führten ihn einige Stufen hinauf. Er hörte ein Geräusch, als wenn Musketen auf den Boden gestoßen würden, dann führte man ihn durch mehrere, dem Hall der Tritte nach, gewölbte Gänge oder Zimmer, und als man ihm die Binde von den Augen nahm,

stand er in einem großen Saal. Die Wände waren schwarz behangen, und einige Fackeln warfen ein schwaches Grablicht auf die Umgebung.

Im Hintergrunde saßen zehn Männer in Richter-Costüm, obwohl ohne Masken, doch bei der düstern Beleuchtung kaum zu unterscheiden. Die übrigen Anwesenden hatten alle schwarzen Kreppflor über den Gesichtern.

Unmittelbar darauf, als ich in den Saal getreten war, führten zwei Männer eine verschleierte Dame zu einer entgegengesetzten Thüre herein. Sie war schlank und zart gewachsen, augenscheinlich noch jung und trug ein langes weites Kleid von violettem Sammt.

Sie stand in der Mitte des Saales, aufrecht, ruhig und völlig bewegungslos mit gefalteten Händen.

Die Todtenstille unterbrach einer der Richter, indem er aufstand und in deutscher Sprache zu mir sagte:

„Ihr seid hierher geführt, um im Geheimen die gerechte Strafe für ein geheimes Verbrechen zu vollziehen; Ihr werdet diese Frau enthaupten, die, obwohl nicht verantwortlich einem offenen Gericht, sich mit einem Verbrechen befleckt hat, wofür es keine Verzeihung gibt!"

Mir graute vor einer Hinrichtung, die mir nicht viel anders vorkam, als ein Mord. Wo war da Urtheil und Recht. Was wußte ich von dem Rechte dieser Männer über das Leben dieses Weibes? Nach einigem Bedenken fand ich den Muth, zu erwidern: „Ich kann Euch nicht gehorchen! Wenn ich es versprach, so war ich des Glaubens, Ihr übtet gesetzliche Gerechtigkeit. Ich bin kein Mörder, und wer Ihr auch sein möget, gestrenge Herren! Ich werde diesem Weibe kein Haar krümmen, ehe ich weiß, was sie verbrochen!"

Der muthmaßliche Gerichtsvorstand sah seine Collegen an, als wollte er ihre Meinung wissen und rief dann zornig: „Ihr wollt ihr Verbrechen wissen? Gut! Ihr sollt es hören und der Schauder wird Euren Arm stärken zu der Strafe, die tief unter ihrer Missethat steht!"

Da streckte die verschleierte Dame die Hand gegen ihn aus und sagte: „Genug! Ihr könnt mir das Leben nehmen, aber diesem Manne das Geheimniß verrathen, was Eure Ohren gehört, das dürft Ihr nicht! Bin ich strafbar, so straft mich! Ich unterwerfe mich und das ist mehr, als Ihr verlangen könnt!"

Es folgte wieder eine peinliche Todtenstille, nur durch das Schlagen der Uhr unterbrochen, die auf einem Gesimse stand; es schlug eilf!

„Nun wird es Zeit", sagte der Richter, „gehorchet!" Hierauf reichte man mir ein breites Richtschwert hin, wie sie in der Schweiz gebräuchlich sind. Ich schob es mit den Worten zurück: „Tödtet sie doch selber! Habt Ihr sie verurtheilt, so richtet sie auch hin!"

Da fragte mich der Richter: „Habt Ihr Euer Leben lieb?" Ich sagte: „Ja Herr! meines armen Weibes willen und meines einzigen Kindes." „Gut!" sagte der Richter, „besinnet Euch! habt Ihr in einer Viertelstunde diese Frau nicht geköpft, so jage ich Euch eine Kugel durch's Hirn!"

„Aber warum wollt Ihr sie denn nicht selber umbringen", sagte ich, das wäre doch ein geringeres Verbrechen, als mich todtschießen!"

Der Richter schien etwas betroffen, faßte sich aber bald, und entgegnete kalt: „Es wird Zeit, daß Ihr Euch entscheidet!"

Ich hatte mir vorgenommen, bis zum Aeußersten zu widerstehen, und ich gab mir alle Mühe, mich muthig zu stellen, aber es überfiel mich große Bangigkeit; das Picken der Uhr erregte Höllenpein in mir; in wenigen Minuten mußte ich mich entscheiden, ob ich ein Verbrechen begehen, oder sterben solle!

Das traurige Schweigen im düst'ren Saal war entsetzlich, ich betete zur heiligen Jungfrau und allen Heiligen. Als ich fertig war, rief ich: „Tödtet mich, ich kann nicht!" Der Richter sagte kaltblütig: „Es sind noch fünf Minuten!"

Und die Frau, die dem Tode geweiht war, stand unbeweglich wie eine Bildsäule; Gott mag wissen, ob Unschuld oder Verhärtung ihr die Kraft gab.

Da schlug es ein Viertel. Zwei der Beisitzenden brachten mir das breite Schwert, die Umstehenden zogen die Degen, der Vorsitzende spannte die Pistole. Ich dachte an Weib und Kind, ich war überwältigt; die Kraft meines Widerstandes war zu Ende, und ich sagte: „Ich will es thun!"

Ich nahm das Schwert, sah zu, daß es auch scharf geschliffen sei, und sagte: „Aber wollt Ihr denn keinen Geistlichen zu ihr rufen?"

„Thut Eure Schuldigkeit!" hieß es, „und kümmert Euch nicht um Sachen, die Euch nichts angehen!"

„Aber sie muß doch gebunden werden!" sagte ich.

Da richtete sich die Frau hoch auf, und rief: „Mich binden? Rührt mich nicht an! Ihr dürft nicht!" Und als die zwei Männer, welche auf sie zugegangen waren, vor ihrer Entrüstung zurückwichen, befahl der Präsident, sie unvorzüglich auf einen Stuhl zu binden. Es geschah; sie leistete keinen Widerstand mehr; sie lüftete den Schleier am Halse. Der Richter rief mir zu: „Schlagt zu, oder Ihr seid des Todes!" Ich faßte das Schwert, nahm alle meine Willenskraft zusammen, und — in einem Augenblick war's geschehen!

Der Mann aber, der so viel Blut im Dienste der Gerechtigkeit vergossen hatte — zwanzig Jahre lang — sank ohnmächtig neben der Enthaupteten nieder.

Als er zu sich kam, saß er mit seinen alten Begleitern im Wagen; er hatte einen langen Mantel um seine blutbespritzten Kleider geschlagen. Er wurde auf dieselbe Weise zurückgebracht, wie er geholt worden war, und am Abende des vierten Tages seiner Abwesenheit kam er wieder zu Colmar an. Auf einer Wiese an der Ill, nicht weit von seiner Wohnung, ließ man ihn aussteigen; und einer der Begleiter gab ihm eine Börse mit den Worten: „Da habt Ihr das Doppelte, was wir Euch versprochen, Eurer Gewissenhaftigkeit wegen!"

Frau von Oberkirch fügt hinzu: Alles, was hier erzählt ist, wurde aus den Protokollen, welche mir der Generallieutenant von Straßburg in seiner Wohnung zu lesen erlaubte, getreulich abgeschrieben.

Nachforschungen der Behörden von Colmar und Straßburg, um irgend eine in diese traurige Begebenheit verwickelte Person zu entdecken, sollen ohne allen Erfolg geblieben sein.

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?

Von Abraham Lincoln.

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?
Wie Wolkengebilde, wie Blitzesschein,
Wie ein sinkender Stern, wie die Woge sich bricht,
Schnell trennt ihn das Grab von dem rosigen Licht.

Wie von Eichen und Weiden der Herbstwind streift
Die Blätter und welk durcheinander sie häuft,
So wird Jugend und Alter des Todes Raub,
Der Fürst und der Bettler zerfallen in Staub.

Das Kind, der Mutter theuerstes Gut,
Die Mutter, der's eben am Herzen geruht,
Der Vater, der segnend sie beide umfaßt,
Sie alle erstarrten im Tode erblaßt.

Deine rosige Wange, dein leuchtender Blick,
O Mädchen der Liebe, der Jugend Glück,
Sie liegen im stummen, im finstern Grab
Mit ihm, der so glühende Küsse dir gab.

Die Königshand, welche das Scepter trug,
Der Priester, der Geister in Fesseln schlug,
Der Weise, der Held, den der Dichter uns preist: —
Verloren, versunken, von Würmern verspeist.

Der Bauer, der schwer sich durch's Leben geplagt,
Der Hirte, der flink über Felsen gejagt,
Der Bettler, der ängstlich die Gabe erspäht,
Sie schwanden wie Gras von der Wiese gemäht

Sie Alle vergingen, wie Blumen verblüh'n,
Sie wichen, daß And're nach ihnen sich müh'n;
Nach Tausenden Tausend — in Wonne, in Leid, —
Im ewigen Wechsel das Alte erneut.

Was unsere Ahnen — das sind wir auch heut:
Dieselbe Natur uns're Blicke erfreut;
Wir trinken vom Quell, an dem auch sie geruht,
Es wärmt uns der nämlichen Sonne Gluth.

Wir denken nichts Neues, was sie nicht gedacht,
Wie sie, schreckt uns auch des Todes Nacht,
Wir klammern, wie sie, an das Leben uns fest,
Das doch Alle im Fluge erlahmen läßt.

Sie liebten — die glühenden Herzen sind kalt;
Sie zürnten — die Flüche sind längst verhallt;
Sie weinten — die Augenhöhlen sind leer;
Sie jubelten — Todte jubeln nicht mehr.

Sie starben, ja starben — wir wandeln dahin
Auf Blumen, die ihrem Moder entblüh'n,
Sind Gäste des Hauses, das sie sich erbaut,
Und schau'n, was die faulenden Wand'rer geschaut.

O Hoffnung, Verzagen, o Lust und Pein,
Ihr wechselt wie Regen und Sonnenschein,
Mit Lächeln und Thränen, in Nacht und Licht,
Wie Brandung auf Brandung im Strome sich bricht.

Wie ein Athemzug nur, wie des Auges Blick,
So kurz ist der Weg in das Nichts zurück,
So kurz vom Palaste zum Todtenschrein:
Was soll unser Geist da voll Hochmuth sein?

(Zur Abschreckung der Heirathslustigen) hat ein religiöser Junggeselle folgende Statistik des Eheglücks in Paris aufgestellt: Zu Ende des Jahres 1864 befanden sich in Paris Frauen, die ihren Männern durchgegangen, 1132; Männer, die ihren Frauen durchgegangen, 2348; auf gesetzlichem Wege geschiedene Paare 4175; in offenem Kriege lebende Paare 17,345; in stiller Feindseligkeit lebende Paare 13,279; Gleichgiltige 55,216; glücklich geschätzte 3175, wirklich glückliche Paare 13.

Neuer Vers aus Auerbachs Keller. Auf ihrem Zuge noch Dresden besuchten die Wiener und die unterwegs zu ihnen gestoßenen badischen, hessischen, rheinischen und westphälischen Sänger in Leipzig auch „Auerbachs Keller," woselbst sie frühstückten. Wie klangs und schmeckte es da. Einen Wiener begeisterte die berühmte Stätte zu folgenden Versen im dortigen Fremdenbuche:

Ist Alles noch heut
Wie zu Fausten's Zeit.
Alles — bis auf die Mädchen.
Die heutigen Gretchen
Sind alle Fräulein, alle schön,
Und keine will ihren Weg alleine gehn."

Ein französischer Tonsetzer, Hr. Elwart, hat für die nächstens in Boulogne stattfindende Enthüllung der Statue des Dr. Jenner eine „Hymne an die Schönheit" komponirt, in welcher die Kuhpockenimpfung durch Chöre von Kindern, jungen Männern, Müttern und Vätern illustrirt wird!!

(Eine tiefsinnige Bemerkung.) Ein nordamerikanisches Blatt, welches stets zur Partei der Südstaaten hält und daher über die Hinrichtung der Verschwörer ganz entsetzt ist, schließt eine Diatribe darüber, daß sogar Frau Surratt diesem Schicksale nicht entging, mit der Bemerkung: „Wir sind überzeugt, daß, wenn Lincoln noch lebte, diese Hinrichtung nie stattgefunden haben würde."

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 34. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. August 1865.

Mit dem Nachtzuge.

Nach dem Englischen von A. G.

(Schluß.)

Es konnte bloßer Zufall sein, daß ich ihn zweimal an dem Juwelierladen vorbeigehen sah, und daß er ebenfalls nach C. zu reisen hatte, aber warum erzwang er sich denn erst im letzten Augenblick Eintritt und gerade in diesen Wagen. Dazu kam mir unwillkürlich der Gedanke an die Droschke, die nahe beim Club gehalten und dann während der Passagestockung dicht neben der meinigen eingezwängt gewesen. Mußte mich dieß nicht auf die Vermuthung bringen, daß er meiner Spur von dem Laden bis in den Eisenbahnwagen mit eines Bluthundes Ausdauer gefolgt war? Es war allerdings möglich, wenn auch gerade nicht unbedingt wahrscheinlich. Ich wollte den Gedanken als thöricht und übertrieben verbannen, allein es gelang mir nicht. Welches Motiv aber konnte Jemand haben, sich an meine Schritte zu hängen? Die Antwort auf diese Frage kam bald genug. Die Juwelen! Der kostbare Perlen- und Rubinenschmuck, den ich bei mir trug und dessen Lobpreisung aus dem Munde des geschwätzigen Juweliers der Mann gehört haben mochte! Dagegen hatte der Russe nicht das Aussehen eines Taschendiebes. Es lag Etwas wie Trotz und Stolz in seiner Miene, und ungeachtet seines schäbigen Aeußeren konnte man ihn nicht für einen ungebildeten Menschen halten. Was allenfallsige Gewaltthätigkeiten anbetraf, so hatte ich großes Vertrauen in meine jugendliche Stärke, und überdieß war ich ja nicht allein mit meinem muthmaßlichen Gegner. Dieß waren meine Gedanken, während ich zerstreut durch das Fenster blickte und die letzten Lichter der Vorstädte verschwinden sah. Als aber nur noch trübe, häuserleere Ebenen schattenhaft vorbeiflogen, wandte ich wieder meinen Blick dem Innern des Wagens zu und gewahrte Etwas, das mich auf's Höchste erschreckte. Meine beiden Mitpassagiere unterhielten sich rasch und heimlich vermittelst der Fingersprache!

Ich konnte nicht im Zweifel sein. Diese zwei Männer, welche meine alleinigen Gefährten auf der Nachtreise waren und von denen Jeder in seiner Art wie ein Schurke aus-

sah, waren Verbündete. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht die geringste Bekanntschaft zwischen ihnen vermuthet. Sie kamen zu verschiedenen Zeiten, der Eine ein Engländer, der Andere ein Fremder, und zwischen dem schäbigen Professor und dem Mann der Rennbahn, aufgeschwemmt von Trinken und mit falschen Schmucksachen beladen, schien keine vorgängige Beziehung möglich. Dennoch hielten sie jetzt, nicht wissend, daß ich sie beobachtete, mit Hilfe irgend eines Diebsfingeralphabets mit einander ein Zwiegespräch. So viel mir der Ausdruck ihrer Mienen als Kommentar dienen konnte, forderte der Ausländer den Anderen zu Etwas auf, was der Letztere nicht thun wollte.

Ich glaube nicht, daß ich mehr zur Zaghaftigkeit geneigt bin, als irgend ein anderer meiner Mitmenschen, dennoch bekenne ich, daß mein Blut zu Eis gerann und mein Herz stockte, als ich endlich die wahre Gefahr meiner Lage zu erkennen begann. Sichtlich war ich das beabsichtigte Opfer eines verbrecherischen, zwischen den Beiden verabredeten Planes. Die geheimnißvolle Droschke — das plötzliche Verschwinden des Russen im Bahnhofe — das hartnäckige Begehren des englischen Mitverschworenen, neben mir Platz zu finden! Alles war mir jetzt klar. Die zwei Gauner, mit denen ich für mehrere Stunden eingeschlossen war, beabsichtigten mich des Schmuckes, den ich so unvorsichtig bei mir hatte, zu berauben, und würden ohne Zweifel vor keinem Verbrechen zurückbeben, ihren Zweck zu erreichen. Beide waren starke möglicherweise bewaffnete Männer, und obschon ich mich auf hartnäckige Vertheidigung gefaßt machte, so hatte ich doch wenig Aussicht auf Ueberwindung meiner Gegner.

Der Zug brauste unterdessen durch die Dunkelheit und Stille einer mondleeren Nacht weiter. Es war ein Schnellzug und bestimmt erst in C. anzuhalten, und Stunden mußten bis dahin verfliegen. Eine leichte Bewegung, die ich machte, veranlaßte den Russen, nach mir hinzusehen; unsere Blicke trafen sich dabei und der Schurke gewahrte, daß sein Fingerspiel von mir bemerkt worden war. Er knirschte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und stand auf. Ich that dasselbe, und im nächsten Augenblick sprang er wie ein Tiger an meine Kehle und hielt mich so nahe an sich gepackt, daß der Schlag, den ich ihm versetzte, seine volle Wirkung verfehlte. Abwechselnd fallend und aufstehend rangen wir mit einander, aber ich war jünger und behender und daher meines Feindes beinahe Meister geworden, als sein Verbündeter ihm zu Hilfe kam, indem er mir mit irgend einer schweren Waffe Schlag um Schlag auf den Kopf versetzte. Betäubt und hilflos, das Gesicht mit Blut überströmt, fiel ich zu Boden. Als ich einen Schimmer von Besinnung wiedererlangte, fühlte ich, daß die Schurken meine Taschen durchsuchten. Der Russe hielt eine der Maroquinkapseln, die den Schmuck bargen, gegen die Wagenlampe, und ließ die Steine im Licht funkeln. Der Andere suchte nach weiterer Beute. Er war höchst aufgeregt und dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, während seine Hände heftig zitterten. Der Engländer sprach zuerst in heiserem Flüstern:

„Was sollen wir mit ihm anfangen?"

„Einfältige Frage! Werfe ihn hinaus! Der Fall wird ihm nicht viel schaden!" höhnte der Russe.

Sie hielten mich für todt. Ich lag still, entschlossen nicht zu schreien und mit keiner Wimper zu zucken, um nicht zu verrathen, daß noch Leben in mir war. Ich wußte zu gut, daß ich auf keine Gnade hoffen konnte und daß es jedenfalls für mich weniger schlimm

war, auf die Gefahr hin, unter den Rädern des Zuges zermalmt zu werden, als mit diesen zwei reißenden Thieren in Menschenkleidung in dem luxuriösen Eisenbahnwagen erster Klasse zu bleiben, wo mir beim ersten geringsten Lebenzeichen der Empfang des endenden Todesstreiches ganz gewiß war. Lieber wollte ich mich dem rollenden Eisenwerk anvertrauen, als den beiden Ungeheuern neben mir. Der Russe lehnte sich vorsichtig zum Fenster hinaus und öffnete die Thür. Ich fühlte den kalten Nachtwind über meine Wange streichen und bedurfte meiner ganzen Entschlossenheit, um ein Schaudern zu unterdrücken, als die Mörder sich bückten und mich, der eine beim Kopf, der andere bei den Füßen, in die Höhe hoben. Der Engländer athmete schwer und zitterte merklich, als er mich gegen die geöffnete Thüre schleppte.

„Die Sache gefällt mir keineswegs," sagte er in grollendem Tone. Der Russe lachte höhnisch.

„Wirf ihn hinaus, Gelbschnabel der Du bist! Eins — zwei — drei — und fort mit ihm!"

Ich erinnere mich eines gräßlichen Augenblicks der Erwartung, eines verzweifelten Stoßgebets, das aus meinem Herzen zu den Lippen aufstieg, aber im Lärm und Gebraus des langen, rasend dahineilenden Wagenzuges erstickt wurde. Ich wurde hinausgeschleudert, fühlte mich fallen, mein Hirn wirbelte und abermals verließen mich die Sinne.

Als ich allmählich zu einigem Bewußtsein zurückkehrte, war meine erste unbestimmte Empfindung, daß ich einen Theil eines schnell sich vorwärtsbewegenden Körpers bildete, der in seinem Lauf durch die kühle Nachtluft sich hin und her schüttelte. Nach und nach begann ich meine Lage zu erkennen. Als die Mörder mich aus dem Wagen, in dem die Beraubung stattgefunden, geworfen hatten, war ich auf das Brett gefallen, welches als Stufe längs den Wagen hinläuft und meine Hand hatte mit dem verzweiflungsvollen Instinkt, der einem Ertrinkenden beizuwohnen pflegt, sich an irgend ein vorspringendes Eisenstück geklammert, vielleicht an eine der Stützen der Treppe, auf welcher die Passagiere ein- und aussteigen. Auf diese Weise war ich vor augenblicklicher Vernichtung bewahrt worden, doch war meine Lage darum nicht weniger gefahrvoll. Die schnelle Bewegung des Zuges schüttelte mich hin und her und mein Haltpunkt an dem eisernen Haken war keineswegs sicher. Meine krampfhaft angespannten Sehnen konnten kaum so lange Stand halten, bis wir C. erreichten, und es schien mir ganz unmöglich, daß ich in meiner natürlichen, schmerzhaften Stellung so lange würde ausdauern können. Auch war keine Aussicht vorhanden, daß ich in der Dunkelheit bemerkt und aus meiner schrecklichen Lage erlöst werden würde. Mein Untergang war demnach nur verzögert.

Wenn ich jetzt fiel, so mußte ich unfehlbar von den dicht neben mir hinwirbelnden Rädern fortgerissen und in Atome zermalmt werden. Ein oder zwei Mal schrie ich um Hilfe, aber meine schwache Stimme verhallte ungehört und es war gut, daß dem so war, denn aus dem Fenster des Wagens, aus dem ich geworfen worden, streckte sich der Kopf eines Mannes, der in der Nacht hinausspähte, und ich drückte mich dichter gegen das Holzwerk, als ich im matten Lampenschein das platte weiße Gesicht, den rothbraunen Bart und die ganze Tigerphysiognomie des Russen wiedererkannte. Er sah mich jedoch nicht, sondern nahm mit zufriedener Miene seinen Platz wieder ein.

Vorwärts ging es durch die schweigsame Landschaft, mit Pfeifen, Zischen und Brausen, — bald durch Tunnels, bald zwischen hohen Wänden, dann wieder unter dunklen Bäumen und Hecken. Vorbei an den beleuchteten Stationen, wo das Signal gegeben wurde, daß die Bahn frei sei, und wo Passagiere, welche auf den gewöhnlichen Zug warteten, der unterwegs anhielt, uns nachsahen, wie wir vorbeiflogen. Mich aber sahen sie nicht, wie ich mit schmerzenden Gliedern dahing, und mich verzweiflungsvoll mit immer schwächer werdenden Kräften an meinen einzigen Stützpunkt anklammerte. Zweimal während dieser grauenhaften Fahrt hörte ich den gellenden Pfiff eines uns entgegenkommenden Zuges, und zweimal sah ich die rothen Lichter der nahenden Lokomotive, welche einem Ungeheuer glich, das mit zornigen, glühenden Blicken und sengendem Athem durch die Nacht jagte. Dann kam stöhnend und rasselnd und schnaubend der lange Zug an mir vorbei, und der durch die schnelle Bewegung hervorgebrachte Luftdruck machte mich fast von Neuem besinnungslos. Weiter, weiter, — wie von Dämonengewalt gejagt; kaum vermochte ich noch zu denken, und empfand schon das Verlangen, meine Leiden zu enden, den Haken freizugeben und mich auf die Schienen fallen zu lassen. Sollten wir denn niemals C. erreichen? Wie lang dauerte denn diese entsetzliche Nacht? Meine Muskeln konnten keine Dienste mehr leisten, ich mußte erliegen. Dann stieg ein anderer Gedanke auf. Es fiel mir ein, das meine Braut in ihrem letzten Briefe mir das halb scherzhafte Versprechen gegeben, mich mit ihren Eltern und meiner Schwester Klara bei der Ankunft des Nachtzuges am Bahnhofe abzuholen. Diese Erinnerung erfüllte mich mit neuem Entsetzen. Ich dachte an unsere herzliche gegenseitige Liebe, an den nahen Hochzeitstag und an der armen Karoline Jammer, wenn der Mann ihrer Wahl ihr auf so grausame Art entrissen würde. Um Karolinens willen mußte ich noch aushalten. Aber wenn sie mich in meinem fürchterlichen Zustande gewahrte? Die geistige Qual wurde durch physische Schwäche und Schmerzen bewältigt, und mein betäubtes Gehirn bewahrte nur noch eine unbestimmte Angst, daß ich fallen möchte. Dieser Zustand dauerte fort, bis ich wie im Traum die Lichter flimmern sah.

Zahlreiche, glänzende Lichter! Eine Menschenmenge! Die Gestalten schwammen undeutlich vor meinen geblendeten Augen. Der Zug hielt endlich an — wir waren im Bahnhofe von C.! Es entstand große Bewegung unter den Leuten auf dem Perron. Ich hörte Rufe des Erstaunens, und Männer kamen herbei und hoben mich auf. Sie trugen mich in einen der Wartesäle und bald war ich der Mittelpunkt der regsten Theilnahme. Staunen, Schrecken und Mitleid wurden rings um mich her laut. Erregte Gesichter blickten begierig nach mir hin. Unter ihnen gewahrte ich, das von Karoline Lethbridge; und als sie mich blaß, blutbedeckt und dem Anschein nach todt sah, und hörte, wie die Umstehenden mich für todt erklärten, während ich mich vergebens bemühte zu sprechen, sank sie ohnmächtig in meiner Schwester Arme. Auch mich umhüllte jetzt Bewußtlosigkeit, und als ich endlich wieder mit ärztlicher Hilfe und sorgfältiger Pflege meine Besinnung wiedererlangte, las ich in den bedauernden Blicken meiner Umgebung, daß noch größeres Leid meiner wartete. Und so war es.

Meine Karoline war gefährlich krank. Sie lag in den Phantasieen einer heftigen Gehirnentzündung. Ihr Leben wurde zwar erhalten, doch ihre volle Vernunft erlangte sie nicht wieder. Auch ich hatte eine lange Krankheit zu bestehen, von der sich mein Körper und Geist niemals wieder ganz erholten. Mein Haar war in den Schrecken jener entsetzlichen

Nacht ergraut. Das Dasein von zwei bis dahin glücklichen, hoffnungsreichen jungen Wesen war für immer der Trübsal anheimgefallen.

Von dem Russen und seinem Genossen im Verbrechen, sowie von den geraubten Juwelen wurde keine Spur aufgefunden. Doch hoffe ich, daß früher oder später die Gerechtigkeit sie ereilen werde.

Ueber und in dem Gewitter.

John Steiner, der amerikanische Luftschiffer, theilt ein von ihm jenseits der Wolken erlebtes Abenteuer mit, dem wir folgenden interessanten Auszug entnehmen:

Es war ein herrlicher Tag, als ich meine Vorbereitungen machte, von Cambden in New-Jersey (Philadelphia gegenüber) aus eine Luftschifffahrt zu unternehmen. Keine Wolke war am Firmamente sichtbar und ich versprach mir einen angenehmen Ausflug. Um drei Uhr war Alles zum Aufsteigen bereit; ich bestieg mein schwankes Fahrzeug und sagte den mich umgebenden Freunden Lebewohl!

Das Commandowort „Laßt los!" erscholl und majestätisch erhob sich der Ballon in die Lüfte, gefolgt von dem Jubelruf der gaffenden Menge. Höher und höher stieg ich empor, bis der Ballon 8000 Fuß über der Erde festbleibend in dem endlosen Luftmeer ruhig dahinschwamm. Das Quecksilber stand 42 Grad (Fahrenheit) über Null.

Die Vogelperspective, die sich mir bot, war prachtvoll. Philadelphia und Camden lagen direct unter mir, und den die beiden Städte scheidenden Delaware konnte ich fünfzig Meilen weit nach jeder Seite hin überblicken; die Schiffe auf ihm glichen Kinderspielzeugen, und die Dampffähren, welche zwischen den Ufern hin und her kreuzten, sahen aus wie Wasservögel, welche sich in einem Bächlein umhertummeln. Im Osten erblickte ich den atlantischen Ocean, seine mächtigen Wogen gegen den blauen Himmelsdom aufthürmend.

Ich war ganz in diesen entzückenden Anblick versunken, als meine Aufmerksamkeit durch ein entferntes Donnern nach dem Westen gelenkt wurde. Tief am Horizont lag eine lange Kette zusammengeballter schwarzer Wolken, zwischen welchen zuckende Blitze hin und her spielten. — Das Gewitter stieg rasch auf. Ich hatte mir oft gewünscht, Donner und Blitz einmal unter mir sich austoben lassen zu sehen; jetzt bot sich mir die Gelegenheit und ich ließ sie nicht unbenutzt vorüber gehen.

Ich warf einigen Ballast über Bord und stieg in Folge dessen bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß; hier wurde der Ballon übermals feststehend. Die Kälte begann empfindlich zu werden; das Quecksilber stand nur noch 23 Grad über Null (Fahrenheit.) Ich sah auf meine Uhr, es war halb Vier. Das Gewitter kam näher und der Donner rollte schon fürchterlich an meine Ohren. Eine unbestimmte Angst ergriff mich; ich überlegte, ob ich nicht — bevor mich der Sturm erfassen könnte — zur Erde niedersteigen sollte. Es war jedoch zu spät; denn die Elemente tobten schon in ausgelassener Wuth. Alles, was ich jetzt thun konnte, war, mich über dem Gewitter zu erhalten; ich warf daher meinen ganzen Ballast über Bord, wodurch es mir gelang, mich vorerst außer der Gewalt des Sturmes zu halten. Nachdem ich diese nothwendige Arbeit vollbracht, sah ich wieder hinab zur Erde.

Ich konnte nichts mehr erblicken, als ein kochendes Meer von Schaum, das mich schwindeln machte; über mir schien die Sonne hell und freundlich, unter mir raste und tobte es, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Donnerschläge schallten betäubend zu mir herauf. Ich befand mich ungefähr 5000 Fuß über dem Gewitter und 10,000 Fuß über der Erde; mein Ballon war bereits um einige 1000 Fuß gefallen.

Von Zeit zu Zeit schleuderte der Sturm den kochenden Schaum in ungeheuren Bergen in die Höhe; es sah aus, als wenn mächtige Schneegebirge sich aufthürmten, alsdann wieder zusammensänken, um von Neuem wieder gen Himmel zu steigen. Ich kann die Bewegung dieser wogenden Ungeheuer mit nichts vergleichen, was auf Erden sichtbar ist; ebenso finde ich auch keine Worte, um ein getreues Bild der Scene zu entwerfen, die unter mir ihr schreckliches Wesen trieb — sie war furchtbar, ungeheuerlich.

Es war mir nicht lange vergönnt, müßiger Zuschauer zu bleiben; ich sollte hinab, mitten in die rasende Natur. Mein Ballon sank unter dem Einflusse der Kälte und mein Muth mit ihm. Ich machte einen letzten Versuch, mich oberhalb des Gewitters zu erhalten, und warf meinen Anker, meine Seile über Bord; ja, ich riß sogar die Verzierungen von dem Nachen und schleuderte sie hinab in die Finsterniß; aber es war alles vergebens — ich sank und sank; immer näher kam ich dem Unwetter, fürchterliche Donnerschläge begleiteten meine grausige Niederfahrt. Ich hätte Welten für einen Sack voll Sand freudig dahingegeben! Doch, was half mein Wünschen; ich sank tiefer und tiefer, vom Himmel zur Hölle fiel ich hinab — völliges Dunkel umgab mich. Ich konnte nicht einmal den Ballon, der mich trug, sehen, ausgenommen, wenn zuckende Blitze die Scene erleuchteten. Aber auch das war mir bald nicht mehr möglich, denn das electrische Licht leuchtete so intensiv, daß meine Augen erblindeten. Hiezu kam noch, daß die gewaltsamen Lufterschütterungen, inmitten derer ich mich befand, mir das Blut aus Ohren und Nase trieben. Mein Ballon taumelte und schwankte wie ein betrunkener Mann, und der Nachen wurde so heftig hin und hergeschleudert, daß ich alle Mühe hatte, mich in demselben festzuhalten.

Sollte ich schnell niedersteigen? Wer konnte dieß bei einem solchen Unwetter; es wäre der sichere Tod gewesen. Zudem hatte ich keinen Anker mehr. Bleiben konnte ich auch nicht länger — — — doch was war das — ein Tropfen Wasser! Ich war gerettet, der Regen strömte auf mich herab, ich mußte der Erde nahe sein. Meine Augen erhielten ihre Sehkraft wieder; ich blickte um mich. Ich befand mich nicht weit über den Gipfeln der höchsten Bäume, über welche ich mit einer Schnelligkeit von einer Meile (englisch) die Minute dahinraste. — Es konnte nicht mehr lange währen, so mußte ich auf dem Boden ankommen; ich hielt mich deshalb mit beiden Händen an dem Nachen fest, und erwartete todesmuthig den Stoß, der nicht lange mehr ausbleiben konnte. In wenigen Secunden erfolgte er, und zwar so heftig, daß ich weit hinaus auf die Erde geschleudert wurde. Ich verlor gleich nach dem Falle die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich, von theilnehmenden Menschen umgeben, im Bette, und man sagte mir, daß mich Mr. Styles auf seiner Farm, 42 Meilen von Camden, aufgenommen habe.

Mein Ballon war gänzlich zerstört und in Stücken.

Seit dieser Stunde habe ich alle Lust verloren, nochmals „Blitz und Donner unter mir zu haben.“

Eine Schuldige — Unschuldige!

Folgender Kriminalfall hat das Publikum von Newyork wochenlang in größter Spannung erhalten. Eine gewisse Mary Smith (Harris), eine Putzmamsell, 26 Jahre alt und leidlich hübsch, (diese letztere Eigenschaft ist Verbrecherinnen, die das öffentliche Interesse erregen wollen, unentbehrlich), hatte mehrere Jahre in Iowa eine Liebschaft mit einem jungen Manne Namens Bourroughs, gehabt, und zwar in allen Ehren, wie sie behauptet, denn die Zumuthung, sich als ein Opfer der Verführung zu bezeichnen, hat sie entschieden zurückgewiesen. Sie betrachtete sich lediglich als Braut des Bourroughs, obschon dieser nie bis zum unzweideutigen Eheversprechen gelangt zu sein scheint. Verhältnisse brachten die beiden jungen Leute auseinander. Bourroughs diente eine Zeit lang in der Armee, die Harris zog nach Chicago zu einer putzmachenden Schwester. Bourroughs suchte nach seiner Rückkehr die ihm gleichgiltig gewordene „alte Flamme" nicht wieder auf, verheirathete sich nach einiger Zeit mit einem jungen Mädchen aus anständiger Familie und zog nach Washington, wo er eine Anstellung in einem Ministerialbureau erhielt. Nachdem er dort mehrere Monate ruhig und zufrieden mit seiner jungen Frau gelebt, trat ihm eines Tages, als er aus seinem Bureau zum Mittagstische gehen wollte, ein schwarzverschleiertes Frauenzimmer entgegen, erhob einen Revolver und streckte ihn mit zwei Schüssen todt zu Boden. Die Mörderin war die Harris, die ihren Grimm über ihr Sitzenbleiben seit Jahr und Tag bei sich genährt hatte, um ihm endlich auf so schreckliche Weise Befriedigung zu verschaffen. Die Thatsachen des Verbrechens waren, wie man sieht, die einfachsten von der Welt. Der Mord war mit kaltem Vorbedacht am hellen Tage vor mehreren Zeugen erfolgt, und zum Ueberfluß leugnete auch die Mörderin die That gar nicht ab. Mildernde Umstände bestanden keine, da eine stattgehabte Verführung, die allein als Milderung der Schuld hätte angesehen werden können, von der Mörderin entschieden in Abrede gestellt ward. Dagegen war der Umstand, daß die Harris eine Reise von 100 Meilen zu dem einzigen Zwecke der Tödtung des Bourroughs unternommen hatte, sicherlich kein mildernder, sondern umgekehrt ein die Schuld erschwerender; denn er bewies, daß das Verbrechen nach reiflicher Ueberlegung und vorgefaßtem Plane, keineswegs in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblickes begangen worden war. Trotz alledem wurde nach wochenlangen Verhandlungen, während welcher die Vertheidigung mit Hilfe ehr- und gewissenloser Aerzte den Begriff „momentanen Wahnsinnsimpulses" zu schaffen suchte, und der Gerichtspräsident auf die frechste Weise für die Angeklagte Partei nahm, die Mörderin von der Jury nach weniger als viertelstündiger Berathung gänzlich freigesprochen. Der Galleriepöbel — darunter auch sehr feingekleideter — jauchzte und brüllte den „Verschworenen" und dem Richter Beifall zu; der Vertheidiger umarmte und küßte coram publico die hübsche „Unschuldige" und trug sie, die anstandshalber in Ohnmacht fiel, in seinen Armen, wie die liebende Mutter ihr Kind, aus dem Gerichtssaal. Die anständige Presse aller Parteifarben gibt ihrer Entrüstung über eine so himmelschreiende Prostitution der Gerechtigkeit energischen Ausdruck. Die freigesprochene Mörderin ist im Triumphe nach Chicago zurückgereist, und es wird — eine Geldsammlung zu ihrem Besten veranstaltet. An die unglückliche Wittwe des Ermordeten und das Kind, welches sie unter dem Herzen trägt, denkt Niemand.

Spruch

bei der

Hebung des Thurmdaches zu St. Lorenzen in Nürnberg,

den 10. August 1865.

Oft sah ich nach der Arbeit Mühen
Des Tages letzten Strahl verglühen,
Und pries den Lohn, den er gebracht,
Den Segen, durch des Fleißes Macht,
Doch nimmer schwellte mir die Freude
Das Herz in stolzer Lust wie heute.

Hier steh' ich, an erhabner Stelle,
Rings um mich Meister und Geselle,
Und unter mir des Volkes Menge
In buntem, fröhlichen Gedränge.
Es spricht die Lust aus allen Mienen,
Denn Jedem ist ein Tag erschienen,
Den er im Herzen längst ersehnte,
Ein Tag, der Aller Hoffen krönte;
Zur alten Höhe seh' ich ragen
Den Thurm wie in der Vorzeit Tagen,
Hoch über Erdendrang und Leben
Steht er in alter Schöne da,
Weit über aller Menschen Streben,
Des Himmels fliehenden Wolken nah'.
Wie in Dir Jeder treu und hold,
Du schlanker Thurm von Sankt Lorenzen!
Laß weithin Deiner Kugel Gold
Und Deines Hahnes Bild erglänzen!
Wie Dein Patron Laurentius
Einst in der grauen Vorzeit Tagen,
So hast Du nach des Himmels Schluß
Ein grauses Marterthum ertragen:
In Flammen solltest Du vergeh'n,
Und doch in Ehren neu ersteh'n.

Als Mahner steh'st Du an der Pforte
Des Domes jedem gläub'gen Sinn,
Zu ihm, der Welten ew'gem Horte
Zeigst Du, ein Riesenfinger, hin.
Dein Wächteramt beginnt auf's Neue,
Du wirst nach seinen Pflichten thun,
Wie vormals in gewohnter Treue
Und wachen, wenn die Müden ruh'n.
Bald wird mit Deinen Brüdern allen
Auch Deiner Glocken Ruf erschallen;
Stets gebe ihr metallner Mund
Dem alten Nürnberg Gutes kund!
Doch, was auch kommt, das theilen wir,
Du alter, treuer Freund mit Dir!
Heut ist's der Freude Hochgefühl,
Das uns vereint zu Deinen Ehren,
Erreicht ist unsrer Arbeit Ziel,
Gott möge seinen Schutz gewähren,
Das Werk, das wir mit fleiß'gen Händen
So weit gefördert, zu vollenden!
Er, dessen Wort dem Blitz gebeut,
Mög es behüten vor Gefahren,
Vor allen Stürmen künft'ger Zeit
Mit treuer Vaterhand bewahren,
Daß es zu seiner Ehr' besteht
Bis alles Menschenwerk vergeht!

Nun aber lasset mich gedenken
Der guten deutschen Sitte auch;
Wollt voll das Glas zum Rand mir schenken,
Es gilt zu ehren alten Brauch;
Dem Herrscher, der in jungen Händen
Des Bayerlandes Scepter führt,
Und dem für seiner Liebe Spenden
Vor Allen unser Dank gebührt;
Mein erstes Glas sei ihm geweiht,
Zu seinen Ehren trink ich's aus:
Hoch unser König allezeit!
Hoch Bayerns edles Fürstenhaus!

Dies zweite Glas sei der Verwaltung
Der Kirche ehrend dargebracht,
Die stets auf uns'res Werk's Entfaltung,
Als guter Bauherr war bedacht.
Den edlen Herr'n des Baues allen
Laß ich ein dreifach Hoch erschallen!

Nun füllt das Glas mir frisch auf's Neue
Zu Ehren jeder Arbeitskraft,
Die an dem Bau mit Lieb' und Treue
So rastlos fleißig hat geschafft.
Kunst, Arbeit, Wissenschaft im Bunde,
Das rege Streben uns'rer Zeit
Hat rasch geheilt die tiefe Wunde.
Mein Glas sei diesem Bund geweiht:*)
Vom Jubelrufe sei's begleitet
Mein dreifach Hoch, es schalle laut:
Hoch denen, die das Werk geleitet!
Hoch Allen, die daran gebaut!
Dir aber, Stadt, so reich an Ehren,
Der deutschen Sitte alter Hort,
Dir soll mein letztes Glas gehören,
Dir sei gebracht mein letztes Wort.
Was Dir geraubt des Sturmes Wüthen,
Nimm wieder aus der Söhne Hand,
Des Phönix Loos war ihm beschieden,
Der aus den Flammen neu erstand.
Wohl fügst Du jungen Reiz zum alten
Und bleibst Dir treu im Bilde doch,
Gott mög' Dich schützen und erhalten
Du liebes Nürnberg, lebe hoch!

J. Priem.

*) Die Thurmspitze aus Eisenblech wurde in der v. Cramer-Klett'schen Fabrik nach der Konstruktion des Herrn Direktor Werder gefertigt.

(Aus Preußen.)
Gefährlich ist's, den Tisch zu decken,
Wenn Hunger hat ein deutscher Mann,
Sobald der schrecklichste der Schrecken
Sich naht, der Klassen-Cappelmann.
Umsonst hoffst Du, dann aufgetragen
Etwas zu seh'n, es ist vorbei,
Du gehst nach Haus und hast im Magen
Nichts als die heil'ge Polizei

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 35. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. August 1865.

Lippold der Schatzjude.

Eine historische Episode aus dem alten Berlin von Georg Hiltl.

Vor dem Hause in der Klosterstraße zu Berlin, welches der kurfürstliche Münzmeister und Schatzjude Lippold bewohnte, schritten an einem kalten Dezembertage des Jahres 1570 zwei Männer auf und nieder. Sie waren in weite, mit Pelz verbrämte Schauben gehüllt und hatten ihre Kappen über den Kopf herabgezogen, so daß man ihre Gesichter kaum erkennen mochte. Unter den weiten Ueberwürfen hervor sah man aber die mit Silber beschlagenen Scheiden der Degen blitzen und man konnte nach der Haltung, der Tracht und den reichen Stoffen wohl schließen, daß man Edelleute vor sich habe.

„Ich nähme lieber die Schanzen der Türken ein,“ sagte der ältere der beiden Leute, „als daß ich zu dem Juden hinaufginge, mich vielleicht kuranzen zu lassen, weil ich die Schuld nicht zahlen kann und um Aufschub bitten muß.“

„Es ist nun einmal nicht anders“, entgegnete der jüngere. „Wir sind beide in den Händen des Hebräers und können doch nicht los von ihm.“ „Wer weiß, Traugott, ob nicht ein blitzend Schwert hier gute Dienste leisten möchte?“ „Bah, geh doch mit Deinem Schwerte. Schuldverschreibungen haut man nicht durch wie eine Rüstschnalle oder sonst ein gutes Eisenstück. Ich hätte längst den Weg eingeschlagen, wenn er zum Ziel führte. Und dann denke des Juden, wie er steht. Er ist des gnädigen Kurfürsten A. und O. Macht er denn nicht alles was er will? setzt er nicht die ganze Stadt, das Land in Bewegung? treibt er doch alles, was an Metallwerth da ist, in seine Münze am Mühlendamme, setzt er doch seine eigenen Glaubensgenossen in Kontribution und das alles unter den Augen des gnädigen Herrn. Was also sollten wir unternehmen gegen einen so mächtigen Mann?“ „Teufel, Du hast Recht!“ sagte unwillig der ältere und schlug an sein Schwert, daß es in der Scheide klirrte. „Es ist kein Mittel. Zahlen können wir nicht — so gehen wir denn hinein und bitten den Juden um Aufschub.“

Die beiden Edelleute traten in des Juden Lippold Haus und stiegen die Treppe hinan. Ihre Schritte waren schwer, langsam und gemessen. Sie schienen den unangenehmen Augenblick recht lange hinaus schieben zu wollen. Die beiden Männer waren zwei Herrn von Schliefen, gute, wackere Edelleute, zwei Vettern, die miteinander in Geldverlegenheiten gerathen und dem listigen Lippold nach und nach in die Hände gefallen waren, denn es war des Juden Lieblingsgeschäft die Edelleute in seine Krallen zu bekommen. Das war nun leider zur damaligen Zeit keine große Schwierigkeit, denn der Landesherr Joachim II., ein trefflicher Fürst voll hoher Eigenschaften, liebte gar zu sehr Prunk und Staat und that es allen darin zuvor. Aber ebenso wie der Herr wollten die Diener sein und wenn der Kurfürst schon in den Händen des Juden war, wenn er ihm alles, was nur Geldangelegenheit hieß, überantwortete, so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Edelleute gar bald in eben so schlimme Lagen geriethen.

Die Schliefens hatten große Sorgen. Der Verfalltag ihres Schuldscheins war dicht vor der Thüre und der Jude ließ nicht mit sich spaßen, also blieb kein Mittel. Es mußte gebeten werden. Knirschend betraten die Vettern das Vorgemach der Wohnung. Hier war allerlei hebräischer Prunk recht eigentlich zur Schau gestellt. Die Gesetztafeln prangten an allen Thüren, den Simms entlang liefen Sprüche in hebräischen Lettern und hie und da bemerkte man Bilder aus der jüdischen Geschichte. — Nachdem die Edelleute eine Zeit lang gewartet hatten, rief sie ein kleiner Diener in das Gemach des Münzmeisters.

Als sie eintraten, saß Lippold hinter einem Tische, der ganz mit Papieren, gemünzten und ungemünztem Golde bedeckt war. Er hatte vor sich eine Wage, verschiedene Bücher lagen aufgeschlagen vor ihm und ein breites, schweres, mit hölzernem Griffe versehenes, furchtbares Messer schien als Waffe dem Eintretenden entgegen zu rufen: „Wahre deine Finger!“ — Als Lippold die Fremden gewahrte, erhob er sich und machte mit seiner Hand ein Dach über die Augen, gleichsam um sie besser betrachten zu können. Er war ein Mann noch in den Fünfzigern, von durchaus imponirender Gestalt und keineswegs das Bild eines vergilbten, krummen Wucherers. Ein spitzer Bart umrahmte sein Kinn, und unter den buschigen Augenbraunen schoß er zuweilen Blitze hervor. Er trug ein langes Gewand von dunkelblauer Farbe, im Zuschnitt jenen langen Kaftanen gleichend, welche die persischen Kaufleute noch heute tragen. Seinen schon kahl werdenden Schädel bedeckte eine leichte braune Sammetkappe. „Die Herren wünschen?“ fragte er noch ziemlich artig und wies über den Geldtisch hinweg auf zwei Stühle. „Meister Lippold,“ begann Henning von Schliefen, der ältere, „wir kommen, rund herausgesagt, Euch um einen Dienst zu bitten. „So ist es,“ bestätigte der jüngere, Traugott von Schliefen.

„Hi! hi!“ kicherte der Jude, „es wird wohl wieder Geld sein, das die Herren brauchen. Nicht so? sonst kommen wir nur ungern zum Juden.“

„Seid nicht bitter,“ sagte Henning, sich die Lippen beißend, „und seht uns recht an. Es ist nicht Geld allein, das wir verlangen. Wir wollen kein Geld. Nur Aufschub für die Zahlung, die wir Euch schulden.“ „Aha! richtig, jetzt sehe ich erst,“ sagte Lippold, die Arme auf den Tisch stützend und den Oberkörper weit vorbiegend, indem er die beiden betrachtete, „richtig, die Vettern von Schliefen. Also Aufschub wollen wir — laßt doch sehen.“ Der Jude nahm aus einer hinter ihm stehenden mächtigen Kassette ein Buch, dessen Ecken mit Eisen beschlagen waren und blätterte darin umher.

„Richtig — es ist so. Und Aufschub wollen die Herren?" „Gebt ihn uns, Lippold. Wir sind nicht im Stande, zu zahlen. Meines Bruders Unglück im Gute hat die Auszahlung der Gebühren für mich verzögert. Ihr sollt schönen Dank haben und wir werden Eure Milde rühmen." „Nichts da, Ihr Herren," brüllte plötzlich der Jude und warf das Buch wüthend auf den Tisch, daß die Geldstücke durch einander rasselten. Nichts da. Ihr seid mir verfallen. Ich werde verschrieen als ein Moloch im ganzen Land, Ihr Herren Edelleute seid die ärgsten Schreier. Aber wenn es gilt, eine Hand voll Geld zu erhalten, seid Ihr bei mir. Bin ich der Hundsjude? bin ich der Bluthund? — Haha! wenn Ihr wollt haben Geld, bin ich gut. Ihr Herr Jüngerer da unten, habt Ihr nicht auf der Jagd bei den von Rohrs über mich geschimpft und gelästert? und hattet doch mein Geld in den Taschen?"

Traugott Schliefen senkte das Haupt. Was der Jude ihm vorwarf war wirklich geschehen. „Ich habe Euch keinen guten Namen gemacht," sagte der junge Edelmann stolz; „aber was kümmert Euch das? wenn Ihr nur ein gut Geschäft machen könnt, warum wollt Ihr Euch um meine Reden bekümmern? und wenn Ihr uns Aufschub gebet, so könnt Ihr doch nur Gewinn haben. Die Zinsen wachsen und sicher sind wir Euch ja."

„Sicher? ha! ha! wer ist sicher? habe ich nicht von allen Arten gehabt? wer ist mir sicher? Wie viel Geld glauben die Herren, daß mir gegangen ist in den Rauchfang? he?"

„Herr Lippold," fuhr Henning auf, „wir sind Euch Geld schuldig, können es nicht zahlen, und daher habt Ihr Gewalt über uns. Aber keiner soll sagen, daß Edelleute sich Schmähungen haben gefallen lassen. Noch ein Wort der Art und Ihr sollt sehen, wie ich Euch strafe." „Herr Henning," rief der Jude, „bleibt zurück. Ich will Euch nicht stunden die Summe. Geht doch hin zu Euren Freunden, vielleicht bringen sie zusammen, was Ihr braucht. Ich geb' Euch beim Adonai keinen Aufschub. Am zweiten Jänner des nächsten Jahres seid Ihr mir verbunden zu zahlen das Geld, und, beim Gott meiner Väter, so Ihr es nicht gebracht habt um die zehnte Stunde des Abends, will ich Euch lassen suchen vom Gericht des Kurfürsten, wo Ihr auch seid. Laßt mich jetzt in Fried', ich habe zu arbeiten für mein Haus." — Unwillig, mit den Füßen stampfend, verließen die Edelleute das Gemach und Traugott spie auf die Schwelle des Juden. „Verdammt, Du unbarmherziger Hund," rief er, „er hat fünfzig vom Hundert genommen im Voraus, gleich bei der Zahlung, und nun will er uns nicht einmal stunden." „Alle Wetter, was ist da zu machen?" sagte Henning, sich den Kopf krauend. „Die Summe ist groß. Ich wüßte keinen unserer Freunde, der uns helfen könnte." „Sie sind alle abgebrannt," sagte Traugott mit komischer Wuth. „Alle kahl wie Kirchmäuse. Sollen wir mit dem Kurfürsten sprechen?" „Kein schlechter Gedanke. Warten wir die Jagd ab beim Jagdschlosse Grunewald und bitten wir dann den Kurfürsten um Gnade, vielleicht ist er günstig gestimmt. Sie hüllten sich in ihre Mäntel und schritten die Klosterstraße hinunter.

Als Lippold, der Münzmeister, allein war, erhob er sich und ging einige Male im Zimmer auf und nieder. Er schien nachdenklich geworden zu sein.

„Aufschub geben," murmelte er. „Nichts da! Gewinn klar vor Augen — klarer Gewinn. Ich lasse sie greifen am Verfalltage ohne Erbarmen. Dann werden die Vettern und Freunde kommen und werden sehen, daß ich machen will Ernst, und werden nicht zu-

lassen, daß ein Glied des Adels oder zwei Glieder fallen in die Hände des Münzmeisters und verfluchten Hebräers, wie sie mich nennen. Sie werden zahlen — mögen sie mich schelten und beschimpfen, laßt sie nur zahlen, dann bin ich schon zufrieden." Eine keifende Stimme, aus dem Nebengemache kommend, unterbrach seine Betrachtungen. „Hagar," rief er, „was gibt es wieder?"

„Henohim!" schrie die Stimme, „wo steckst Du? den ganzen Tag lässest Du Dich nicht sehen." Eine Frau trat in das Gemach. Sie schien einst schön gewesen zu sein. Noch jetzt zeigten sich auf ihrem Haupte prachtvolle, schwarze Haare. Ihre weißen Zähne blitzten zwischen den aufgeworfenen Lippen und nur die kreischende Stimme verlieh der ganzen Erscheinung einen besonderen Anstrich von Gemeinheit.

Sie lief in alle Ecken des Zimmers und schlug gegen die Wände. „Hast Du keine verborgenen Thüren? rief sie. „Man sagt mir, und ich sage Dir, Veitel will es gesehen haben, daß Du Christenweiber liebst, daß Du mir untreu bist. Lippold, hüte Dich." „Man hat Dir Unsinn vorgeschwatzt. Du weißt, daß ich Dir anhänge und daß ich Dich genommen, als ich kam nach Berlin, wo ich, ein armer Bube, in die kurfürstliche Rentei gekommen bin. Wir kennen beide unsre Geschäfte. Gold und Geld ist die Lösung. Ich sag' Dir, Hagar, ich werde sie noch haben alle unter mir, und Du und unsre Tochter, ihr sollt sitzen an der Tafel im kurfürstlichen Schlosse neben den Edelleuten aller Geschlechter." „Es geht nicht mit rechten Dingen zu, wie Du steigst, Lippold. Sag mir's aufrichtig, wie machst Du's? hast Du nicht etwas dem Kurfürsten beigebrachte, daß er Dich lieben muß? sag es aufrichtig. Ich hab' Dir nicht getraut, seit Du auch die Bürgermeister in der Tasche hast. Du kannst es nicht machen allein mit dem Geld, sag mir, was treibst Du?" „Laß mich zufrieden, Weib. Ich will Dir nicht Rede stehen. Ich leih' Geld und das macht sie mir geschmeidig." „Ich glaub's nicht, Lippold. Du kannst noch mehr. Was hast Du vor? Sie sagen, auf dem Mühlendamme, wo Du hast Deine Münze, treibst Du allerlei Geschichten. Sie sagen, Du sprichst mit dem Teufel und er gibt Dir Tränke für die Menschen." „Possen," sagte Lippold. „Ich glaub' nicht, daß es Possen sind." „Nun denn," rief der Münzjude ärgerlich, „sei's denn, ja. Ich kann, was gekonnt hat der Thurneysche und vielleicht noch mehr. Da schau her," rief er, ein schwarzes Buch aus einer Ecke seines Repositoriums hervorziehend, „das ist mein Schlüssel, mit dem mache ich alles zurecht, wie ich es haben will. Nun laß mich in Ruhe." Aengstlich betrachtete Hagar das mystische Buch, in welchem allerlei Charaktere sonderbarer Art verzeichnet waren. „Leg es weg, Lippold! leg es weg! und hüte Dich, daß Deine Feinde es nicht finden." „So geh und laß mich in Ruhe," herrschte der Jude. Die Frau ging. „Nun wird sie doch sein zufrieden," sagte Lippold für sich. „Ich habe ihr etwas gezeigt, was sie für Zauberwerk hält, aber es ist doch nichts als ein arabisches Münzbuch. Man muß die Weiber belügen, wenn man will haben Ruhe vor ihnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Haifisch Abenteuer.

In dem 8. Bande des unter dem Titel „Unterwegs und Daheim" erscheinenden Sammelwerkes, welcher das „Tagebuch eines französischen Officiers in Mexico" enthält

(Leipzig, Purfürst), schildert der Verfasser unter Anderm auch zwei kleine Rencontres mit dem entsetzlichen Hai, des Meeres Hyäne.

Das erste dieser Abenteuer trug sich wenige Meilen von Veracruz zu. Es hatte sich zwischen einigen gewandten Matrosen, größtentheils Südfranzosen, welche am Bord des Dampfers dienten, und einigen Soldaten, welche besonders gute Gymnastiker waren, eine Art von Rivalität erzeugt, wer die besten Körperübungen und gymnastischen Kunststücke anstellen könne, die zwar für die Zuschauer sehr amüsant war, aber doch leicht unangenehme Vorfälle nachher erzeugen konnte. So hatten denn auch ein junger, gewandter Matrose, geborener Nizzarde, und ein bildhübscher Corporal der Chasseurs, der bereits die Krimm-Medaille und ein Ehrenzeichen aus dem italienischen Feldzuge trug und in seiner Jugend Schornsteinfeger in Praxis gewesen war, unter einander um eine Flasche Rum gewettet, daß der Chasseur dem Matrosen jedes gymnastische Kunststück nachmachen und auch überall in das Tauwerk nachklettern wolle. Zuerst ging die Sache sehr gut, der Chasseur machte sogar noch höhere und weitere Sprünge als der Matrose und kletterte diesem überall nach. Zuletzt lief der Matrose aber auf die äußerste Spitze der längsten Rae, die über das Verdeck bis auf das Meer hinaus ragte, hinaus und stellte sich dort, die Arme ineinandergeschlungen, frei und ohne Anhalt auf. Ein allgemeiner Jubel der Matrosen belohnte diese Tollkühnheit, worauf der Mensch schnell und gewandt wie eine Katze am Tauwerk wieder hinunterglitt. Der Chasseur-Corporal lief nun ebenfalls auf der Rae entlang und stellte sich in der gleichen Stellung auf diesen gefährlichen Standpunkt hin. Kaum hatte er jedoch einige Secunden so gestanden, so schlenkerte das Schiff zufällig ein wenig, er verlor das Gleichgewicht und stürzte nun kopfüber von oben herab in das Meer hinein. Ein Schreckensschrei erscholl von sämmtlichen auf dem Verdeck versammelten Soldaten und Matrosen. Mit Blitzesschnelle wurde nun dem aus der Tiefe des Meeres wieder Auftauchenden eine Rettungsboye an einem langen Taue zugeworfen. Es gelang ihm, solche zu erfassen und sich daran so fest zu klammern, daß er nicht untersinken konnte. Schon ward in Eile ein Boot niedergelassen, wir betrachteten den Chasseur als gerettet, und ein freudiger Jubel erhob sich bereits. Plötzlich rief ein Steuermann, der weit vorn im Bugspriet vorübergebeugt stand: „Ein Hai, ein Hai — da kommt er schon mit Gewalt angeschwommen.“ Entsetzt richteten sich unser Aller Blicke nach dem bezeichneten Punkte. Es war nur zu wahr, ein gewiß an 10 Fuß langer Haifisch, dies schreckliche Ungeheuer des Meeres, kam in Eile angeschwommen, um seine fette Beute zu erhaschen. Wir riefen nun dem Schwimmer zu, er möge aus allen Kräften mit beiden Füßen umherschlagen und Lärm machen, um dadurch vielleicht den Hai, der sehr feige und alles Geräusch scheuend sein soll, zu verscheuchen. Der Unglückliche hörte oder befolgte wenigstens unsere Ermahnung nicht. Schon war das Boot, in welchem 4 Matrosen saßen, in das Wasser hinabgelassen, und die Männer ruderten mit äußerster Kraftanstrengung dem Schwimmenden zu, als plötzlich der Hai sich auf den Rücken warf, so daß wir vom Schiffe aus deutlich seinen weißen Bauch schimmern sehen konnten, und mit seinem gewaltigen, mit einer Doppelreihe scharfer Zähne bewaffneten Rachen nach den Beinen des Schwimmenden schnappte. Ein furchtbarer Todesschrei, wie ihn nur der größte Schmerz auspressen kann, ertönte, und das Meer röthete sich sogleich mit Blut. Als das Boot nun bei der Boye anlangte und der daran fest angeklammerte Oberkörper des Corporals hineingezogen wurde, waren beide Füße bis über das Knie ab-

gebissen. Als wären die Zähne durch die Dampfkraft einer Maschine getrieben worden, so kräftig hatten sie die dicken Schenkelknochen durchgebissen, ein Beweis, welche Kraft in seinen Kinnbacken ein starker ausgewachsener Haifisch besitzen muß. Kein Raubthier des Landes, selbst nicht einmal ein Tiger oder der große afrikanische Löwe, hat eine so zermalmende Kraft in seinem Rachen wie ein ausgewachsener Haifisch. Der unglückliche Corporal lebte noch unter großen Schmerzen eine halbe Stunde, war aber dabei von dem starken Blutverlust so ermattet, daß er nur noch einige wenige, kaum verständliche Worte stammeln konnte. Sein letzter schwacher Seufzer war „ma patrie.“ Am Abend senkten wir die verstümmelte Leiche, die in ein Segeltuch genäht war, woran eine Kanonenkugel befestigt wurde, unter militärischen Ehrenbezeugungen in das Meer.

Das andere Haifisch-Abenteuer, das jedoch diesmal kein Menschenleben kosten sollte, bestand unser Offizier bald nach seiner Landung. Eines Tages war er nebst mehreren anderen Offizieren im Fort San Juan de Ulloa von einem Major mit Haifisch-Braten regalirt worden, ohne daß jedoch diese Delicatesse den Beifall der Eingeladenen sich errungen hätte. Der Major, dessen culinarische Eitelkeit dadurch etwas gekränkt worden, war nun bestrebt, ein neues Exemplar von einem Hai zu fangen, um weitere Kochkunst-Experimente mit demselben anzustellen, und er lud die Offiziere ein, ihn auf dem Haifischfang zu begleiten. Es wurde eine große Barke ausgerüstet und mit acht mexicanischen Ruderern bemannt; außer diesen nahmen fünf Offiziere und drei Artilleristen in demselben Platz. Als Steuermann und Leiter des Fischfanges diente ein alter verwitteter mexicanischer Fischer. Als Köder für den Hai wurde ein 15 bis 20 Pfund wiegendes Stück Speck mitgenommen, in welchem der Angelhaken befestigt wurde. Dieser letztere hatte doppelte Widerhaken, war an zwei Fuß lang und aus sehr starken, fast zwei Finger dicken Stahlstangen geschmiedet. Die ersten 6 bis 8 Fuß des Taues, an welchem er befestigt war, wurden mit einer Kette dicht umgewickelt, damit die scharfen Zähne des Fisches sie nicht durchbeißen konnten; der Rest des Taues, wohl an 50—60 Fuß lang, war aus den zähen Fasern der Agave gedreht.

In der heitersten Stimmung — so schildert der Offizier die Fahrt — ruderten wir nun nach einer ungefähr 2 Seemeilen entfernten Sandbarre, wo sich nach der Versicherung des alten Steuermannes die Haifische vorzugsweise gern versammeln sollten. Dort angekommen wurde der Köder in das 8—10 Fuß tiefe Meer geworfen, und dann wohl an 30—40 Fuß hinter dem langsam treibenden Boot fortgeschleppt. Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir wohl gewartet haben, wobei uns der alte Fischer möglichste Stille gebot, als dieser, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit unablässig das Meer beobachtet hatte, plötzlich den Arm aufhob und dann mit der Hand nach einer wohl an 20 Fuß von uns entfernten Stelle hindeutete. Sogleich richteten sich alle unsere Blicke dahin und bald erkannten wir, wie ein großer Haifisch in der Tiefe von einigen Fuß dahin schwamm. Ungemein aufregende Augenblicke, ähnlich wie ich sie früher wohl auf einer Löwenjagd in den Bergen des Atlasgebirges erlebt hatte, folgten jetzt. Plötzlich warf sich der Haifisch auf den Rücken, so daß wir seine weiße Bauchhaut hell schimmern sehen konnten, ebenso wie dies damals bei dem Tode des unglücklichen Chasseurs geschehen war, und gleich darauf zeigte ein starker Ruck an dem Taue, daß er den Köder verschlungen habe, den Haken im Rachen fühle und nun rückwärts fliehen wolle. Unwillkürlich brachen wir alle jetzt in ein lautes Jubelgeschrei aus. Das Tau lief um eine in der Barke angebrachte Winde, und

wir Offiziere faßten nun sogleich mit voller Kraft in die Spillen und begannen aufzuwinden, während die mexicanischen Ruderer ihre Ruder auf einer Seite in das Meer einstemmten, um die leichte Barke besser im Gleichgewicht halten zu können. Mit großer Kraft zerrte und riß der Haifisch aber an dem Tau, und obgleich wir sechs Mann an der Winde drehten, so mußten wir doch alle unsere Kräfte anspannen, um ihn näher an uns heranzuziehen. Endlich hatten wir das wüthend mit dem Schwanze um sich schlagende Thier dicht am Rande der Barke, jetzt aber begann die Hauptschwierigkeit, es aus dem Wasser und an Bord des Schiffes zu ziehen. Wir mußten dabei sehr behutsam verfahren und durften nicht zu sehr auf die eine Seite treten, damit die leichte Barke nicht umschlage. Mit der größten Anstrengung gelang es uns, den Kopf des Fisches heraufzuwinden. Es war ein furchtbarer Anblick, den das Thier zeigte. Die starken Widerhaken der Angel waren ihm tief in die Kiemen gedrungen, hatten beim Heranziehen das Fleisch zerrissen, und saßen jetzt hinter den Knochen der Kinnbacken fest. Blut und Schaum tropfte überall herunter, und dabei glühten die Augen des gefangenen Fisches vor Wuth und Schmerz. Wiederholt schnappte er mit dem Rachen um sich, so weit ihm der Angelhaken dies gestattete, und man konnte die Kraft seines Gebisses so recht erkennen, denn ein dickes Ruder, welches ein Artillerist ihm zwischen die Zähne hielt, ward im Augenblick zermalmt, als wäre es nur ein schwacher Strohhalm. Um das Thier durch Blutverlust mehr zu schwächen und so seinen Widerstand zu brechen, stieß ihm der amerikanische Fischer jetzt wiederholt mit einer langen Lanze, an deren Schaft ein scharfes Messer befestigt war, in den Kopf, besonders in die Augen. Der Haifisch zuckte bei diesen Stößen so gewaltig zusammen und machte so krampfhafte Bewegungen, daß ich wirklich mitunter fürchtete, er würde dadurch unsere Barke umreißen. Damit nicht das Tau, der Angel reiße oder der Haken zerbreche, war dem gefangenen Thiere inzwischen noch eine Schlinge von einem dicken Tau um den Kopf geworfen und dann an unserm Schiffe befestigt worden, so daß es nun doppelt fest saß und nicht mehr entwischen konnte. Ueber eine halbe Stunde dauerte dieser Kampf jedoch noch fort, dann hatte sich der Fisch durch die vielen Stöße im Kopfe so verblutet und war so matt geworden, daß wir ihn endlich mit vieler Mühe vollends aufwinden und an Bord bekommen konnten. Er hatte eine Länge von mindestens 10 Fuß. Schon am Bord schlug er mit dem Schwanze noch so kräftig um sich, daß ein Offizier von uns, der sich nicht in Acht nahm, fast dadurch getroffen und verletzt worden wäre. Der alte Mexikaner sprang aber schnell herbei, hieb ihm mit einem scharfen Enterbeil in einigen Schlägen den Schwanz ab und zerspaltete ihm dann auch den Kopf. So gewaltig war übrigens die Lebenskraft in diesem Haifisch, daß das abgehauene Schwanzstück noch zuckte und auch die Kiefern des Kopfes noch einigemal zusammenschnappten. Die Spannung des Kampfes mit dem mächtigen Thiere hatte uns aufgeregt und so sangen und lachten wir laut und trieben lustiges Possenspiel. Der dicke Major betrachtete inzwischen schon mit den prüfenden Blicken des Kochkünstlers die fast noch zuckenden Stücke des Haifisches und vertiefte sich in ernste Grübeleien, auf welche Weise er solche durch Beizen, Klopfen, pikante Saucen und was weiß ich noch für anderweitige Mittel, am besten in wohlschmeckende Gerichte verwandeln könne.

Nächtliches Zwiegespräch. Frau: Nein, das ist aber doch zu stark. Jetzt kommst Du wieder so spät aus dem Wirthshause und kannst, wie ich sehe, kaum mehr gerade stehen. Pfui, schäme Dich. Welche Qual für eine gebildete Frau wie ich, einen solch' gemeinen Mann zu besitzen. — Mann: Na jetzt hör' auf. Du willst 'ne gebildete Frau sein und unterhältst Dich um Mitternacht mit einem besoffenen Kerl. Schöne Bildung das!!

Stylprobe eines Gelehrten aus dem XIX. Jahrhundert. „Bei der Licitation des Pfarrers A... in Sch....... gesteigert, nun seinem Theuren vielgeliebtesten unvergeßlichen „Freunde" Adelbert L........ zum stets denkwürdigen Abschiede und Uebertritt ins Barmherzige Brüderkloster herzlich, freundlich, in Gott und mit Gott! höflichst beglückwünschend, zu frommer Ausdauer, Muth und reichlichst gesegneter Ernte hier und Jenseits auf ein allerglückseliges Wiedersehen wir uns Beider mit all' unserm !!Lieben!! zugeeignet von seinem wahren, aufrichtigen Freunde."

Ein sonderbarer Fund. Im „Courier von St. Francisco" ist folgende Anzeige zu lesen: „Zwei Finger einer linken Manneshand sind von einem Polizeibeamten auf dem Trottoir der Minoa-Straße gefunden und aufgehoben worden. Der Eigenthümer dieser Finger wird ersucht, dieselben von dem Polizeibureau, wo sie deponirt sind, abzuholen."

Die „Dresdner Nachrichten" schreiben vom Sängerfest: Es taucht noch so manche Einzelheit auf, welche hier und da amüsiren dürfte. Großen Spaß machte z. B. der Umstand, der gewiß nicht ohne prädestinatorisch-politische Bedeutung sein kann, daß fast sämmtliche schwarzgelbe Fahnen in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch schwarzweiß sich färbten. Der nächtliche Regen hatte das Gelb ausgewaschen, und der Eigenthümer dieser Fahnen, der Früh zum Fenster heraussah, glaubte sich in Wahrheit nach Spree-Athen versetzt. Hiebei ist zu bemerken, daß viele der Fremden nicht wußten, daß das Schwarzgelb die Dresdner Stadt-Farbe sei. Sie hielten sie für spezifisch-österreichisch und meinten, Oesterreich sei ungeheuer bevorzugt worden. Die Preußen vermißten deßhalb ihr Schwarzweiß. Wie schon erwähnt, hat der Regen auch ihnen die Freude gemacht und sie befriedigt. — Ein Kuriosum am Eingange zum Festplatze machte viel Spaß. Da kommt ein Bruder Studio mit bunter Mütze. Er will auf den Festplatz. „Halt! Billet, verehrter deutscher Sänger!" sagt der Turner. „O, ich bin Sänger!" — „Na, da müssen Sie doch eine Legitimation haben?" — „Legitimation? Brauch' ich nicht!" — „O ho! Ich bitte!" — „Na, wenn Sie Legitimation wünschen, hier ist Sie!" Zieht der Bruder Studio einen Leipziger Leihausschein aus der Rocktasche, der verkündet, daß er einen Frack für einen Thaler versetzt habe, und hält ihn groß und breit den Pförtnern vor. Unter schallendem Gelächter zog der Studio, nunmehr legitimirt, auf den Festplatz ein.

Eine englische Dame verfügte in ihrem Testament wörtlich Folgendes: „Ueberzeugt, daß mein Hund der getreueste aller meiner Freunde war, erkläre ich ihn zum alleinigen Vollstrecker meines letzten Willens und überlasse ihm die uneingeschränkte Verfügung über mein ganzes Vermögen. Ueber meine gesammten Güter verfüge ich zu seinen Gunsten und will, daß all Diejenigen Legate ausbezahlt werden, welchen er geneigt sein sollte, seine Liebkosungen angedeihen zu lassen, oder die er durch Wedeln mit dem Schwanze auszeichnen wird."

Ein Quiproquo. Eines Tages, es war kurz nach Publicirung des deutsch-österreichischen Postvereins, erhält ein Forstpractikant von seinem Vater einen Brief mit 22 Gulden Monatsgeld. Die aufgeklebten Briefmarken waren um einen Groschen zu niedrig gegriffen, und das Postamt, um den gesetzlichen Zuschlag zu motiviren, setzt auf den Brief die Worte: „Lange nicht!" Tags darauf läuft bei'm Postamt folgendes Schreiben ein: „Königliches Postamt! Muß ich einfür allemal bitten, sich nicht in meine Privatsachen mischen zu wollen. Denn was geht es dasselbe an, daß bei mir 22 Gulden nicht langen? Das Postamt zahlt mir meine Schulden ja doch nicht, und deßhalb muß ich mir jede unnöthige Bemerkung verbitten! Forstpractikant S***."

Herrschaftliche Milch. Zu Segfeld bei Spandau, so meldete die Berliner „Vossische Zeitung", ist die „herrschaftliche" Milch zu verpachten.

In Galizien wüthen die Feuersbrünste mit gleicher Heftigkeit wie in Litthauen, Reußen und dem Königreiche Polen. In den letzten 14 Tagen sind dort 6 Städte und ca. 30 Dörfer größtentheils niedergebrannt.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 36. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. September 1865.

Lippold der Schatzjude.

Eine historische Episode aus dem alten Berlin von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Lippold stülpte eine Kappe über und warf einen langen Mantel um, ergriff eine Blendlaterne und faßte einen dicken Knotenstock in seine Faust. Dann verließ er sein Haus. Die Georgenstraße hinabschreitend kam er bis zu den Häusern am Mühldamme, wie zu jener Zeit die heutige Poststraße genannt wurde. Das hohe alte Haus, welches die Münze enthielt, war Lippolds Geschäftslokal, woselbst er für Rechnung des Staates arbeitete. Er zog die Blendlaterne unter dem Mantel hervor und rührte den Klopfer der Eingangspforte. Nach wenigen dumpfen Schlägen ward die Thür geöffnet, ein Diener, mit der Leuchte in der Hand, trat unter den Thorbogen. Lippold ging hinein und die Pforte schloß sich. Der Münzmeister stieg die Schneckentreppe hinauf, und nachdem er verschiedene Pforten geöffnet, betrat er sein Arbeitsgemach. Hier lagen allerlei Gold- und Silberbarren, altes Goldgeschmeide und Geräthschaften aus edlem Metalle durcheinander, der Einschmelzung harrend. Lippold setzte sich an den Tisch und begann zu wägen. Nachdem er verschiedene Notizen in sein großes Buch eingetragen hatte, fing er an zu rechnen. „Eintausend, einhundert und einunddreißig Thaler. Es sind lauter versetzte Dinge, Pfänder, Bürgschaften. Hoffentlich werden sie verfallen. Das meiste haben die Räthe des Kurfürsten und die hohe Bürgerschaft Berlins geliefert. Am 2. Jänner des nächsten Jahres werden wir sehen. Die meisten Scheine lauten auf diesen Tag. Es wird eine Goldernte werden."

Eine glänzende, die Pracht des kurfürstlichen Hofes repräsentirende Menge von Cavalieren und Damen belebte die schneebedeckte Waldung, welche sich um das Jagdschloß Grünewald hinzog. Das Jagdschloß war schon lange vollendet. Es verdankte seine Entstehung einer Laune der Gattin des Kurfürsten, der Prinzessin Hedwig. Von dem Baumeister

Kaspar Theiß im Jahre 1542 begonnen, ward es schon in einem Jahre der Vollendung entgegengeführt. Auf dem Platze vor dem Haupteingange hätten die hohen Jäger einen Kreis gebildet, um den kurfürstlichen Herrn zu empfangen, der heute die Jagd eröffnen sollte. Endlich erschienen die Jagdjunker des Kurfürsten, das Thor ward geöffnet und der Kurfürst sprengte hervor. Ein lautes Vivatgeschrei erhob sich. Joachim dankte, er sah sehr frisch und munter aus, freundlich ließ er sich mit seiner Umgebung in Gespräche ein, der ganze Kreis der Cavaliere umdrängte ihn. Plötzlich wurde eine Bewegung unter dem Schloßthore bemerkbar. Eine rothsammtene, palankinartige Sänfte ward von sechs Trabanten getragen. In Pelze gehüllt, von Sammt- und Seidenstoffen bedeckt, lag in derselben eine bleiche, leidende Frau. Dieß war Hedwig, die Kurfürstin von Brandenburg. Schreckliches Unglück hatte die blühende Frau dem Siechthum entgegengeführt.

Im Jahre 1549 lustwandelte sie am Arme des Kurfürsten durch die Hallen des Jagdschlosses Grimnitz, als mit furchtbarem Krachen der Boden der Gallerie zusammenbrach. Beide Gatten stürzten in die Oeffnung hinab. Des Kurfürsten Gewandtheit rettete ihn vor größerem Unglück; sich mit dem Ellenbogen aufstemmend, blieb er zwischen den Bohlen hängen. Hedwig aber stürzte tiefer und verletzte sich an einem jener gewaltigen Hirschgeweihe, mit denen die unter dem Korridore liegende Galerie verziert war. Sie siechte seit jener Zeit dahin und mußte an Krücken schleichen. Bei keinem hohen Feste aber fehlte die Kranke. Der Kurfürst sah es gern, wenn sie zugegen war. So auch heute. Jede Art von Sänften oder Tragstühlen stand bereit, die Fürstin aufzunehmen. Sie wollte das Abziehen der Jagdgesellschaft mit ansehen. Galant ritt der Kurfürst an die Sänfte und bot der Gattin einen guten Morgen, ihr die hagere elfenbeinfarbige Hand küssend. Die Hofherren und Hofdamen bildeten sofort wieder einen Kreis um die Sänfte und die kranke Fürstin, deren Wangen die frische Winterluft eine leichte Röthe verlieh, schien außerordentlich heiter.

Plötzlich verfinsterte sich das Antlitz Hedwigs. Ihre Augen hafteten auf einem Gegenstand, der ihrer Sänfte gegenüber stehen mußte. Aller Blicke folgten denen der Fürstin. Der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war eine schöne, hochgewachsene Dame. Ein braunes Reitkleid umschloß den schönen Körper. Goldene Knöpfe, vom Halse an bis unten an den Rand des Kleides sich hinziehend, schlossen das Gewand. Ein Federhut aus feinstem Seidenhaare bedeckte das Köpfchen und kostbare Spitzen umgaben den Hals. Die Dame war nicht mehr jung, aber sie zeigte in ihrem ganzen Wesen so viel des Imponirenden, daß die jugendlichen Reize vollkommen dadurch ersetzt wurden. Leicht und anmuthig bewegte sie ihren reichgeschmückten Zelter. — „Die Sydow," murmelte Alles. „Die Giesserin." Es war Anna Sydow, des Kurfürsten Geliebte, die Wittwe des Giessers. Sie hatte den Muth, auf der Jagd zu erscheinen. Sie forderte heraus. Sie machte ihre vermeintlichen Rechte auf das Herz des Kurfürsten öffentlich geltend. Hinter der Sydow ritten ihre zwei Junker, der eine trug einen reichen Pelz, der andere hielt eine leichte Büchse auf dem Sattel. Kurfürst Joachim war in offenbarer Verlegenheit, er faßte sich aber bald und begnügte sich, die Sydow artig zu grüßen.

Die Jagd begann. Kaum ertönten die Hörner, so eilte alles in wilder Hast hinein in den Wald. Unter den in vorderster Reihe befindlichen Jägern konnte man auch die Vettern von Schliefen bemerken. Endlich sahen die Reiter das Wild dicht vor sich ausbrechen,

mit lautem Halloh setzte die Menge hinterher und Herren und Damen folgten wie Pfeile. Die Hufe der Pferde warfen und wirbelten den Schnee empor, die Nüstern dampften und die Schneeflocken flogen umher.

Henning Schliefen, der sich fast an der Spitze befand, schien in seinem Jagdeifer Alles vergessen zu haben. Er kannte weder Lippold, noch dessen Forderung, als er den ungeheuren Hirsch betrachtete, der vor ihm auf und ab raste. Wenn er so glücklich war das Thier mit seinem Jagdspieße abfangen zu können! denn so war die Jagd befohlen. Man sollte vom Pferde herab den Hirsch mit dem Speere treffen. Tief in den Wald hinein jagten die tollen Reiter. Der Hirsch verwirrt sich — er stockt in dem Gehölz — die Hunde sind hinter ihm — ein weiter Kreis von Reitern umgibt ihn. Hart vor einer Lichtung stockt der Zug, Henning will sich hineinwerfen.

„Zurück da," donnert eine Stimme hinter ihm. Der Edelmann wendete betroffen das Haupt. Er sah sich einem Junker der Sydow gegenüber und dicht hinter demselben trabte schon die schöne Reiterin heran. „Weßhalb zurück?" fragte trotzig Henning Schliefen. „Die Dame will an den Hirsch."

„Welche Dame?" fragte Henning. „Ich, mein Freund," rief die Sydow, dicht an den Edelmann heranreitend. „Das ist ein sonderbar Verlangen, Frau. Die Jagd ist für Jedermann frei. Einer Bitte hätte ich gern nachgegeben, dem Befehle nie." Ohne sich weiter zu kümmern, setzte er sein Roß in Bewegung und eilte dem Wilde nach. Erstaunt und betroffen blieben die Sydow und ihre Begleiter zurück. „Wer ist der Thor, wer ist der Lümmel?" rief die Sydow. „Es ist ein Schliefen," entgegnete der Junker. „Ich will mir den Namen merken."

Längst hatte die Jagdlust nachgelassen. Im Saale des Schlosses saßen sie alle beim Mahle und der Becher kreiste. Der Kurfürst ging um die Tafel und munterte die Gäste zum Trinken auf. Nach der Tafel zog der Fürst sich in ein Seitengemach zurück. Die heitere Laune, welche Joachim zur Schau trug, machte den Vettern Schliefen Muth und da nun ein Jeder zum Schluß einen Jagdwunsch hersagen mußte, dem Kurfürsten zu Ehren, so ergriff Traugott die Gelegenheit. Er nahete sich mit seinem Vetter dem Kurfürsten und begann eine Art Improvisation, durch welche er sich als Lippolds Schuldner bekannte, den er mit einem Jäger verglich. Obgleich der Kurfürst sehr viel auf den Juden hielt, sah er es doch nie ungern, wenn Witze über Lippold gemacht wurden. Die Vettern glaubten nun, ihrer Sache gewiß zu sein, waren aber nicht wenig erstaunt, als der Fürst ihnen ein finsteres Gesicht zog und sie mit sehr bösen Blicken musterte. „Das soll ein Anrufen meiner Hilfe sein? Ich glaub's wohl. Ich habe aber keine Lust zu helfen." „Durchlauchtiger Fürst," stammelte Henning. „Wenn man mir treu und ergeben sein will, soll man es auch gegen die Leute sein, die mir nahe stehen. Man verweigert Damen keinen Durchzug, wenn es gilt, einen Hirsch zu stellen. Gott befohlen."

Die Vettern wußten nun, woran sie waren. Gesenkten Hauptes gingen sie aus dem Gemache und bestiegen ihre Rosse. Schweigend ritten sie nach Berlin zurück. „Der Jude hat uns sicher," sagte endlich Traugott, „und der Kurfürst wird sich unser nicht annehmen. Warum hast Du der Sydow auch den Durchritt verweigert.

Eine stille Mondnacht lag auf Berlin und der ganzen Umgegend. Die Glocken der Kirchen waren in voller Bewegung, sie läuteten am ersten Neujahrstage des Jahres 1571. Zwei Männer ritten den Weg entlang, der von dem Dorfe Tempelhof nach Berlin führte. Es waren unsere beiden Vettern, die sich wieder einmal vergeblich bemüht hatten, die fällige Summe aufzutreiben. Es war ein harter Tag, der den Edelleuten bevorstand. Ihre Ehre verbot es, sich flüchtig zu machen. Sie mußten und wollten einstehen mit ihrem Leibe und sich ausliefern dem Gerichte, wenn der Jude es anrief. „Wer weiß, was morgen um diese Zeit mit uns geschehen ist,“ sagte Henning traurig. „Die Allmacht des Juden ist gar zu groß.“ „Er weiß gewiß Dein Begegniß mit der Sydow,“ meinte Traugott. „Glaubst Du?“ „Sicherlich. Sie spielen sich beide in die Hände. Er macht die Rechnungen für die Kinder der Sydow und er setzt dem Kurfürsten auf's Papier, was sie ihm diktirt. „Der Kurfürst sollte doch noch günstig zu stimmen sein, wenn er nicht uns abwendig gemacht worden wäre. Ich wünschte ihn nur ein Mal noch sprechen zu können, um“ — „Hollah, was ist das — sieh dort,“ schrie Henning, in die Ferne weisend. Sie blickten auf und sahen über Berlin eine feurige, in rothen Strahlen zuckende Kugel schwebend. Sie fuhr aus den Lüften hernieder und senkte sich mit leisem Geprassel auf das kurfürstliche Schloß, wo sie in tausenden von Funken auseinanderbarst. „Ein gräulich Himmelszeichen,“ riefen die Vettern. „Das hat eine schwere Bedeutung,“ sagte Henning seufzend. „Gott schütze vor Unheil!“

Das Jagdhaus zu Köpenick war am 2. Januar des Jahres 1571 sehr belebt. Es war eine Jagd veranstaltet worden, an welcher der Kurfürst Theil genommen hatte. Hell flackerten die Kaminfeuer, eine behagliche Wärme durchzog die hohen Gemächer und im Speisezimmer wartete eine reichbesetzte Tafel der Gäste, welche von der Jagd zurückkommen sollten. Lautes Hundegebell, klingendes Reitzeug, Rufen und Scharren verkündete die Ankunft der Jäger. Der Reitknecht hob den Kurfürsten vom Rosse. Gestiefelt und gespornt trat Joachim in den Saal. Die Pagen zogen ihm schnell die schweren Reitstiefel von den Füßen und bekleideten ihn mit warmen Socken. Bald saßen alle um den Tisch beim Glase und zur Erheiterung des Kurfürsten wurde eine jener launigen Tischreden Luthers gelesen, die so wunderbare Mischung von Ernst und Humor in sich tragen.

Da plötzlich senkt der Kurfürst das Haupt. Allgemeine Stille tritt ein. Besorgt blickt Alles auf den Herrn. Er sitzt schweigend da. Endlich hebt er sein Haupt, er sieht auffallend bleich aus. Mühsam öffnet er den Mund. „Wo ist ein Maler, der mir das Bildniß des Gekreuzigten schnell und gut auf die Wand zeichnen kann?“ Alles staunt, und der Schrecken, den diese unerwartete Rede hervorbringt, läßt sich nicht beschreiben. „Ist kein Maler da?“ ruft der Kurfürst. Man verneint es. „Dann schnell eine Kohle, Kreide oder was sonst.“ Man schafft eilig Kreide herbei. Der Kurfürst erhebt sich von dem Sessel und tritt zur Wand. Langsam beginnt er einen gekreuzigten Christus auf die Wand zu zeichnen. Eine tiefe Stille herrschte im Saale. Es waren viele Gäste anwesend, aber Niemand sprach ein Wort und jedes Auge folgte den Handbewegungen des Kurfürsten. Als er die Zeichnung vollendet, sagte er ruhig: „Jetzt gehe ich zu Bette. Gute Nacht allerseits.“

(Schluß folgt.)

Die New-Yorker Feuer-Zuaven.

In den nordamerikanischen Städten sind große Brände an der Tages-Ordnung Namentlich New-York ist häufig Feuersbrünsten ausgesetzt, die mit dem Eigenthum übel hausen und selbst das Leben der Menschen nicht schonen. Noch im vorigen Jahre haben die Brände in Newyork einen Schaden von 2,935,000 Dollars verursacht. Die Bekämpfung des verderblichen Elements haben sich Feuerwehren zur Aufgabe gemacht. Das Fire Departement of Newyork ist eine Gesellschaft von Freiwilligen, die ihre Offiziere selbst wählen und sich aus allen Klassen und Berufen der Bevölkerung zusammensetzen. Die einzige Belohnung derselben besteht darin, daß sie nach sechsjährigem Dienst nicht als Geschworne zu fungiren brauchen. Alle Feuerwehrmänner sind verpflichtet, beim ersten Feuerlärm Geschäft und Familie zu verlassen. Zuweilen sind sie ganze Tage hinter einander im Dienst und haben Gefahren zu bestehen, die selbst den größten Drang nach Aufregung zu befriedigen vermögen. Sehr häufig werden Feuerwehrmänner getödtet — oft in halben Dutzenden auf einmal — und mit großem Pomp und unter halb militärischen Formen beerdigt. Die Ausgaben, die für invalide Mitglieder der Gesellschaft zu leisten sind, belaufen sich auf jährlich 20,000 Pfd. St. Die Statistik der Newyorker Feuerwehr, wie sie sich aus dem letzten Bericht des Ober-Ingenieurs ergibt, zählt folgendes Personal auf: 14 Spritzenmeister, 2194 Mann der Spritzen-Kompagnien, 1184 Mann der Zubringer-Kompagnien, 568 Mann der Rettungs Kompagnien, zusammen 3960 Mitglieder. Der Apparat besteht aus 27 Dampfspritzen, 52 anderen Spritzen, 55 Zubringern und 18 Wagen für Rettungsgeräthe. Bekannt ist, daß die verschiedenen Kompagnien häufig mit einander in Streit und Kampf gerathen, Ist eine Spritze zuerst am Platze, so will sie die einer andern Kompagnie nicht neben sich dulden. Es setzt dann blutige Köpfe, und nehmen die Mannschaften von neu ankommenden Spritzen Partei, wie das gewöhnlich geschieht, so entspinnt sich eine großartige Schlägerei, und das Feuer, das zu bekämpfen der einzige Zweck der Feuerwehren ist, kann lustig fortbrennen. Der gegenwärtige Mayor von Newyork war zur Zeit seiner Wahl ein eifriger Feuerwehrmann. Die Amity Hose-Kompagnie Nr. 38 zählt unter ihren Mitgliedern 14 Beamte, 8 Kaufleute und einen Banquier. Sie besitzt drei Wagen für Rettungs-Geräthe, von denen einer 8000 Dollars kostet. Von einem Mitglied dieser Kompagnie wird folgende verbürgte Anekdote erzählt. Auf einem Ball hört er Feuerlärm und eilt, ohne sich umzukleiden, zur Brandstätte. Während er thätig ist, sieht er, daß ein Schlauch einen Riß bekommen hat. Flugs zieht er seinen Frack aus und bindet ihn mit einem seidenen Halstuche um die lecke Stelle. Viele Spritzen und Spritzenhäuser sind höchst elegant eingerichtet. Häufig sind die Metalltheile der Maschinen mit Silberplatten belegt und das Spritzenhaus enthält ein schönes Versammlungszimmer mit Tapeten, feinen Möbeln, einem Piano, Thüren von Rosenholz und silbernen Thürangeln. Im Winter werden in den Spritzenhäusern kleine Bälle, sogenannte Hüpfereien veranstaltet. Der große Ball, den sämmtliche Kompagnien jedes Jahr zum Besten ihrer Unterstützungskasse geben, ist im sensationsbedürftigen Newyork eine der ersten Sensationen. Als Prinz von Wales die Vereinigten Staaten bereiste, wurden ihm zu Ehren überall Feste gegeben und Umzüge veranstaltet. Von allen Schauspielen soll ihm keines besser gefallen haben, als ein Fackelzug der Newyorker

Feuerwehr. Die benachbarten Städte hatten sich angeschlossen und nicht weniger als 8000 Mann zogen bei dem Prinzen vorüber. Das Licht von 7000 Fackeln fiel auf ebenso viele rothe Hemden und verbreitete eine Helle, die mit der des Mittags wetteiferte. Ohne Frage konnte der Prinz in keiner andern Stadt der Welt etwas Aehnliches sehen. Eines der merkwürdigsten Kapitel in der Geschichte der Newyorker Feuerwehr ist die Bildung der Feuer-Zuaven beim Beginn des Bürgerkrieges. Ein Artikel eines Londoner Wochenblattes erzählt darüber Folgendes: Zwei Jahre vor Lincolns Wahl errichtete Elmer Ellsworth, ein junger Rechtsanwalt ohne Klienten, in Chicago (Illinois), eine Kompagnie Zuaven, deren Mitglieder sich verpflichteten, sich jeder Ausschweifung, auch des Weintrinkens und Tabakrauchens, zu enthalten. Ellsworth übte seine Leute so ein, daß die Gleichzeitigkeit und Gleichförmigkeit ihrer Bewegungen ihnen das Ansehen einer Maschine gab. Mit seinen Zuaven bereiste er die Hauptstädte der Vereinigten Staaten und gab öffentliche Vorstellungen. Der Ruf der Zuaven von Chicago verbreitete sich weit und breit im Lande und selbst Ellsworth wurde ein bekannter Mann. Als Lincoln im Februar 1861 nach Washington reiste, war Ellsworth in seinem Gefolge. Gleich darauf brach der Krieg aus und der unvorbereitete Norden hatte keine Truppen, um Washington zu beschützen. Ellsworth kannte eine Quelle, aus der mit fast magischer Geschwindigkeit Mannschaften geschöpft werden konnten. Er ging nach Newyork mit einer Vollmacht ein Regiment auszuheben. Er rief die Feuerwehr auf, ein Regiment Feuer-Zuaven zu stellen. Von Spritzenhaus zu Spritzenhaus liefen Listen und in drei Tagen stand ein Regiment von zwölfhundert Mann, lauter abgehärtete und mit Gefahren vertraute Leute, in Reihe und Glied. In den drei nächsten Tagen war das Regiment uniformirt und fuhr auf der Eisenbahn nach Washington. Die Formation des Regiments hatte etwas Patriarchalisches. Der Spritzenmeister der alten Feuerwehrkompagnie wurde der Hauptmann der Regiments-Kompagnie, sein erster und zweiter Gehilfe traten als Lieutenants ein, und die Stabsoffiziere wurden aus den Ingenieuren der Feuerwehr genommen. Jeder Freiwillige verpflichtete sich zu zweijährigem Kriegsdienst. Das Rohmaterial dieser Feuer-Zuaven war vortrefflich, aber man brauchte einen gewiegten Menschenkenner, um es richtig zu verwenden. Unglücklicherweise wurde Oberst Ellsworth, welcher der rechte Mann dazu war, eines der ersten Opfer des Krieges, und Oberstlieutenant Farnham, im Regiment der Pony genannt, der an seine Stelle trat, fiel ebenfalls. In Folge dieser Verluste erfüllten die Feuer-Zuaven die Erwartungen nicht, die man von ihnen gehegt hatte. Ihre beste That verrichteten sie in Washington. Als sie dort ankamen, ließen sie natürlich ihr erstes Geschäft sein, die Feuerlöschanstalten der Stadt zu besichtigen. Diese standen hinter ihrem Newyorker Rüstzeug zur Bekämpfung des verderblichen Elements weit zurück. Noch mehr erregte die Weise, wie sie ein Feuer löschen sahen, ihre Verachtung. Nicht lange und es brach ein Brand aus, der „Williard's," das größte Hotel in Washington mit Zerstörung bedrohte. Die städtischen Behörden verzweifelten daran, die Flammen zu besiegen, und suchten Hilfe bei den Zuaven, die im alten Kapitol einquartiert waren. Ellsworth suchte aus jeder Kompagnie zwanzig Mann aus, stellte sich an ihre Spitze und marschirte im Doppelschritt zur Brandstätte. Sowie er dort anlangte, bemächtigte er sich des ganzen Apparates der städtischen Löschanstalten und begann den Kampf gegen das Feuer auf seine Manier. Nie, seit die Welt steht, ist ein Feuer mit solcher Todesverachtung oder vielmehr Tollkühnheit gelöscht worden. Unter den ausgesuchten Mannschaften waren viele

Leute, die in Newyork bei verschiedenen Kompagnien gestanden hatten. Den Andern zu übertreffen, war der Wunsch jedes Einzelnen, und mit dem Eifer, der daraus erwuchs, verband sich ein geübtes Auge für das Erkennen der Stellen, wo das wüthende Element bekämpft werden müsse, und die Wahl der geeignetsten Mittel. Ein Zuave hing, von seinem Waffengefährten gehalten, mit dem Kopfe nach unten zu einem kleinen Fenster hinein und leitete in dieser Stellung einen Schlauch. Natürlich wurde „Williard's" gerettet: der Eigenthümer gab den „Zahmen Lämmern", wie die Zuaven hießen, ein Fest und der Stadtrath von Washington erließ eine Dankadresse an sie.

Der Graf Pito

ist gegenwärtig das Tagesgespräch in Paris. Le comte Pito ist nämlich ein afrikanischer Gefangner, beliebt bei allen Pariſern, die ihm in seinen schwarzen Rüssel Zucker, Weißbrod und allerhand Leckereien stecken. Sie haben schon errathen, daß der Graf Pito ein Elephant ist; aber Sie wissen vielleicht nicht, daß er der populärste und angesehenste unter den fünf Elephanten des Jardin des Plantes ist. Mit dem Menageriebesitzer Wombwell in London war die Direction des Jardins übereingekommen, den Elephanten gegen einige Löwinnen und Leoparden umzutauschen. Der etwas corpulente Passagier sollte von Paris bis London die Reise zu Wasser machen. Er wurde in einen riesigen Käfig genöthigt, der einem Kastell nicht unähnlich sah, und so auf einen jener standhaften Wagen gehißt, welche man zum Transport der Locomotiven gebraucht. Eine große Menschenmenge gab ihm das Reisegeleit. Anfangs ging der Transport glücklich von statten, zwölf kräftige Pferde setzten die gewaltige Maschine in Bewegung; mit einem Male aber schien der Boden unter dem kolossalen Gespann zu weichen, ein donnerartiges Getöse ließ sich vernehmen, der Riesenkäfig, dem der Elephant von innen einen gewaltigen Stoß versetzt hatte, wankte vom Wagen herab und flog schwerfällig gegen einen mindestens hundertjährigen Baum an, der am Wege stand und den er umbog wie ein Binsenrohr. Die Wucht dieses gewaltigen Sturzes warf auch die Pferde nieder und es entstand ein Moment der größten Verwirrung, die durch den panischen Schrecken der müßig zuschauenden Menge nur noch vermehrt wurde. Aber es lief Alles glücklich ab. Die Pferde richteten sich schnell wieder in die Höhe und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich dem Riesenkäfig zu, der bei dem Sturze arge Beschädigungen erlitten hatte und aus dessen Ruinen nun der Elephant, zwar einigermaßen erstaunt, aber doch sehr ruhig und gutmüthig herausblickte. Das gewaltige Thier wurde nun sogleich aus den Holz- und Eisenbanden, die es gefesselt hielten, befreit, und ließ sich diese Operation auch ganz geduldig gefallen, ja war sogar nach besten Kräften dabei behülflich. Als Pito glücklich wieder auf seinen Füßen stand, überblickte er mit majestätischer Ruhe den Zuschauerkreis, der ihn umgab, und da ihm vermuthlich das Publikum in hinlänglicher Anzahl versammelt schien, machte er sogleich einige jener Kunststücke, in denen er Meister ist, und nahm dagegen die zahlreichen Anerbietungen von Brod und Früchten, die ihm von allen Seiten gemacht wurden, mit sichtbarem Wohlgefallen an; hierauf ließ er sich von seinem Wärter, dem er sehr ergeben ist und auf dessen Stimme er fortwährend gehört hatte, ganz geduldig wieder nach dem Jardin des Plantes zurückführen.

Ein Rennthiermahl. Hall, der längere Zeit unter den Eskimos an der Forbisser-Bai lebte, erzählt: „Im December kamen schlimme Zeiten. Eines Tages kam ein Eskimo in das Schneedorf zurück und brachte zwei Rennthiere mit, die so hart wie Stein gefroren waren. Eine allgemeine Einladung zu einem Rennthiermahle wurde erlassen. Die Gäste, 30 an der Zahl — die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes — eilten herbei. Der Festgeber trat als Ceremonienmeister auf. Er bat die Damen, auf dem Bett so viel Platz zu machen, daß er zerlegen könne, breitete sodann über das Lager ein Tischtuch, das aus einer großen Seehundshaut bestand, und legte ein Rennthier darauf. Hiernach ergriff er ein Schiffsbeil und begann zu zerlegen. Aus den Seiten wurden Streifen herausgehauen und bei jedem Axthieb flogen den Gästen Eisstücke mitten ins Gesicht. So rasch Samson zerlegte, eben so rasch waren andere Männer damit fertig, die großen Portionen mit einer Säge und mit Messern zu handlichen Theilen zu zerkleinern und so lange auszutheilen, bis jede Mühle ihr Korn mahlen konnte. Als wir mit dem Rücken und den Keulen fertig waren, wurde das Wild aufgebrochen. Drinnen steckte der „Kern“, auf den alle mit begierigen Blicken warteten. Auch der Kern wurde vertheilt und jeder Gast erhielt zwei Stücke. Ich nahm meinen Antheil mit Dank entgegen und begann abwechselnd aus der rechten und linken Hand essen. Ich bis einen Mund voll ab — sehr gut. Ich nahm einen zweiten Bissen — ausgezeichnet. Der Geschmack war ambrosisch, die Speise zerschmolz im Munde. Als ich beinahe nichts mehr hatte, wurde ich neugierig, zu erfahren, was ich aß. Wo ich saß, hatte ich breite Eskimoformen zwischen mir und dem Lichte. Ich trat also an die Lampe, sah mein Essen an, wendete es um und sah es noch einmal an. Wahrhaftig, es war der Inhalt von einem Rennthierwanste, glaçé au naturel! Nach dieser Entdeckung hörte ich für diesen Abend zu essen auf.

Der berühmte Regenschirm des Bürgerkönigs Louis Philipp ist noch nicht vergessen. In Plombières taucht er wieder auf. Der Kaiser hat sich einen ganz ordinären Regenschirm angeschafft, der ihn bei seinen Spaziergängen nicht mehr verläßt. Er kaufte ihn selbst im Laden einer alten und armen Frau und bezahlte ihn viel zu theuer. Die Frau konnte ihren Augen nicht trauen, und als der Kaiser fort war, fiel sie in Ohmacht! Der Kaiser machte überhaupt zahlreiche Einkäufe. In einem Laden zu Rauch kauft er zwei Vasen, worauf das preußische Wappen uns das Reichswappen gemalt sind. Sind sie Hrn. v. Bismarck als Geschenk bestimmt?

Daß die vielverspottete Wiener Theatercensur noch florirt und ihrer Vorgängerin unter Metternich an lächerlichem Blödsinn nicht nachsteht, beweisen von Zeit zu Zeit stattfindende Vorkommnisse. So waren bei der jüngst erfolgten Aufführung des „Waffenschmied“ von Lortzing im Hofopernteater die Besucher nicht wenig überrascht, statt: „Nach Mexiko wollt' er für's erste hin,“ „nach Macao“ zu hören.

Die „Frankf. Latern“ macht folgenden Witz: Der Großherzog Peter wird demnächst seine Residenz in die oldenburgische Enklave Eutin in Holstein verlegen. Der Peter will also durchaus fort in die holsteinische Welt. Ist nun auch seine Macht zu klein, um dort im Ganzen und Großen den Herzog fertig zu bringen, so kann er doch immerhin daselbst den Groß herzog im Kleinen spielen.

Der Apfelbaum, unter welchem Lee sich dem nordischen General Grant ergab, ist verschwunden, lebt aber in Gestalt von Büchschen, Dosen, Zahnstochern und andern ähnlichen Artikeln fort. Die amerikanischen Raritätenjäger oder Spekulanten sollen im Nu, nachdem der Akt der Uebergabe vollzogen war, wie rasend über den Baum hergefallen sein. Ehe man sich's versah, war er gefällt, zerhackt, zersägt und zerschnitten. Von dem Stümpf und den Wurzeln war nach wenigen Minuten keine Spur mehr im Boden. Eine kleine Tabakspfeife, die ein Soldat aus einem Stück der Wurzel schnitzte, wurde mit 20 Dollars bezahlt.

Ein berühmter Philosoph ward gefragt, ob es wohl gut sei, wenn Jemand selbst philosophire Er gab zur Antwort: „Es ist damit so, wie wenn Einer fragt: soll man sich selbst rasir'n? Wenn man es kann, so ist es eine vortreffliche Sache, kann man's jedoch nicht, so läuft man Gefahr, sich in den Hals zu schneiden.“

Ein galanter Buchdrucker brachte kürzlich bei einer festlichen Gelegenheit folgenden Toast aus: „Die Frauen sollen leben! Sie sind das schönste Werk der Schöpfung; und da die Auflage eine sehr bedeutende ist, so möge Niemand versäumen, sich ein Exemplar davon anzuschaffen!“ — „Der Mann hat gut reden,“ bemerkte einer der Gäste leise zu dem andern; „die broschirten Exemplare sind zu ansehnlich, und die in Prachtband mit Goldschnitt kommen höllisch theuer.“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz

Nro. 37. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. September 1865.

Lippold der Schatzjude.

Eine historische Episode aus dem alten Berlin von Georg Hiltl.

(Schluß.)

Ein Stöhnen des Kurfürsten. Eine mächtige, furchtbare Konvulsion. Sein Herz schlägt gewaltig. Seine Hände greifen hinaus in die Luft. Er ruft um Hilfe, während ein erstickender Husten ihn anfällt. Der Leibarzt eilt herbei, ein Aderlaß wird vorgenommen, nur spärlich rinnt das Blut. Nacht umflort des Kurfürsten Auge. Er ruft: man solle beten. „Es ist ein wahres, theures Wort, daß Christus in die Welt gekommen ist," ruft er mit matter Stimme. Sein Haupt sinkt in die Kissen zurück. Joachim II. hatte geendet Die Uhren schlugen die neunte Stunde des Abends.

Der Abend des zweiten Januar im Jahre 1571 sah die Vettern von Schliefen in großer Aufregung durch die Klosterstraße schreiten. Sie gingen zum Schatzjuden, um sich mit Leib und Leben ihm hinzugeben, bis sie einen Freund gefunden, der sie erlöste. Der Makel auf dem Wappen, das gebrochne Leben, die schlimme Nachrede — alles tanzte vor ihren Augen. Noch einen Ausweg hatten sie aber gefunden. Sie boten dem Juden ihr Gut an und verschrieben darauf die Summe. Wenn der Jude nicht darauf einging, so war es wenigstens offenbar, daß er aus Bosheit handelte und mit den Vettern war die öffentliche Meinung. Als sie in die Klosterstraße einbogen, ertönte ein gewaltiges Schellengeläut. Eine glänzende Schlittenfahrt kam die Straße entlang. Prachtvolle Pferde trugen sammtene Schabracken, an denen silberne Glöcklein klangen, und mit Fackeln und Lichtern versehene Edelknaben standen hinten auf. „Wer ist das?" fragte Henning Schliefen, obgleich ganz von seiner schlimmen Lage eingenommen, dennoch verwundert über den prächtigen Anblick. „Ei, Herr," sagte ein Bürger, „das ist die schöne Ginsterin; sie hat eine Fahrt nach Köpenick gemacht und hier beim Lippold angehalten. Vermuthlich haben sie wieder beide mit Geld gewirthschaftet und die Sydow hat sich neuen Vorrath bestellt." Die Vettern gingen

weiter. Von den Kirchthürmen herab dröhnte die neunte Stunde. — Sie standen in des Juden Zimmer. „Ist Geld da?“ herrschte er die Edelleute an. „Wir haben keins, aber wir stellen uns Dir, nach unserm Wort, mit unserm Leibe zum Pfande.“ „Ist schlimm für Euch, Herr Henning, und für Euren Vetter. Ich lasse mir mein Recht nicht nehmen.“ „So braucht es. Wir bieten Euch noch einen Vergleich. Das Gut meines Vetters, das letzte unserer Habe, nehmt es als Pfand für die Summe, welche wir schulden.“ „Bogshagen?“ rief der Jude. „Es läßt sich reden darüber. Aber wartet, ich muß es überlegen. Tretet bei Seite, es warten viel andre noch, die heute Abend kommen sollen.“

In dem Vorzimmer war eine große Menge Menschen. Alle Stände schienen vertreten. Jeder hatte Papiere oder Geld in Händen. Dieser zeigte ein ruhiges Antlitz, auf dem Gesichte des andern spiegelte sich Verzweiflung. Es war der Zahltag des Juden, die Stunde, wo die Pfänder verfielen. „Bis Mitternacht,“ so lautete der alte Rechtsspruch, „soll gegeben sein die Frist, dann aber ist alles verfallen.“ Schon den ganzen Tag über hatte Lippold im Gelde gewühlt, Leute auf das Stockhaus geschickt, Zahlungen entgegen genommen und neue Verträge gemacht. Wie ein Fürst geberdete er sich und hohnlächelte über das Knirschen und die Verwünschungen, welche ihm nicht entgingen. Er war mit Gewalt in die Häuser von achtzehn wohlhabenden Bürgern gedrungen, hatte hier Schränke und Kasten geöffnet und im Namen des Kurfürsten alles edle Metall mit sich genommen Das Metall schleppte er in seine Münze und den Eigenthümern stellte er als Ersatz schlechtes Geld zu. So verbesserte Lippold die Finanzen. Mit welcher Wuth die Berliner daher den Juden betrachteten, kann man sich denken. Der Kurprinz Johann Georg suchte vergebens dem Unwesen zu steuern, arbeitete doch die Sydow im Interesse des Juden.

Aus der Menge hervor hörte man die Stimme des Lippold. Er trug ein gewaltiges Buch in der Hand und rief die Namen derer auf, welche zu zahlen hatten. Da gab es denn Heulen und Zähneklappern genug. Immer berief sich Lippold darauf, daß er für die kurfürstliche Kasse arbeite. Die Vettern hatten sich in eine Fensterbrüstung zurückgezogen und betrachteten schweigend das foderbare Schauspiel. Da bat eine alte Frau um Aufschub. „Ich kann nicht zahlen, gestrenger Herr Münzmeister. Mein Sohn ist noch nicht zurück von Prag, von wo er das Geld bringen soll. Er wird kommen und zahlen, gebt Frist.“ „Habt Ihr nicht die 1000 Thaler entliehen und erhoben aus der Kasse des Hofamtes, dem ich vorstehe? Hier ist keine Frist. Die tausend Thaler gehören auf den Weinberg der hochgeborenen Frau von Sydow, deren Geld ich verwalte, und ich muß dafür stehen, daß Ihr pünktlich einzahlet, sonst ist der Kurfürst ungnädig.“ Diese offenbare Lüge, die schamlose Frechheit, mit welcher Lippold seinen Herrn herabsetzte, empörte alle. Ungeachtet der Sorgen, die jeden in diesem Zimmer Befindlichen drückten, erhob sich ein Gemurmel des Unwillens, das immer lauter anschwoll „Wer widerspricht mir, wenn ich im Namen meines Herrn handle?“ rief der Jude. „Ich,“ donnerte eine Stimme von der Eingangsthür her. Erstaunt wich alles auseinander. Klirrend in Waffen, Picken und Partisanen in der Hand. trat ein Kommando bewaffneter Bürger plötzlich in den Saal. Lippold stand allein. Er glaubte zu träumen. Tiefe Stille lagerte auf der Versammlung, man fühlte, daß eine Katastrophe herannahte. Vor den Bewaffneten her ging Herr von Röbel, ein junger Edelmann, den blanken Degen in der Hand. „Was soll das?“ herrschte ihn der Jude an. „Was wollt Ihr?“ „Dich,“ brüllte Röbel. „Halloh, ihr Bürger, im Namen des gnädigen

Kurfürsten, greift den Juden.“ „Seid Ihr toll? wartet, ich will Euch das Spiel schwer machen. Zum Kurfürsten.“ Zu welchem, Lippold? Du wirst bei Johann Georg schlimm wegkommen, und Seine kurfürstliche Gnaden Herr Joachim II. sind vor einer halben Stunde zu Köpnick im Herrn entschlafen. Hier ist mein Befehl.“ Er hob ein Papier empor. Mit starrem Entsetzen hatten alle die Botschaft vernommen, dieses Entsetzen wich aber bald der rasendsten Heftigkeit. „Greift den Juden! hängt ihn! schlagt ihn nieder!“ schallte es von allen Seiten.

Lippold war mit einem Schlage in sich zusammengesunken. Er glich einem gekrümmten Wurme. Klappernd mit den Zähnen, schreiend, nach Luft schnappend, wälzte er sich am Boden. In die Höhe gerissen, von allen Anwesenden geschlagen, gestoßen, geschimpft, suchte er Schutz zwischen den Bürgerwachen. Kreischend lief sein Weib herzu, eine Ladung gräßlichen Hohnes wartete ihrer. Hinunter zerrte man den Juden die Treppe bis auf die Gasse, wo schon eine Menge neugierig harrte. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht vom Tode des Kurfürsten verbreitet. Johann Georg hatte kaum die ersten Thränen über seines Vaters Ableben vergossen, als er sich schon aufs Roß warf, um nach Köpnick zu eilen, die Reiter mit Fackeln hielten neben ihm. Als der Kurfürst eben fort wollte, schien ihm noch etwas eingefallen. „Schnell Papier und Feder,“ rief er. Man brachte es herbei. Johann Georg beschrieb zwei Papiere. Ein Trabant hielt ihm die Tartsche auf dem Sattel, die er als Schreibtisch benutzte. „Hier,“ sagte er, „von Röbel! Dieß für Euch. Und Ihr dort, von Brand, dieß für Euch. Greift mir die beiden.“ Er gab dem Pferde die Sporen und trabte, umgeben von seinem Gefolge in die Nacht hinaus.

Wer war der zweite, den der neue Kurfürst greifen ließ? — Es war ein Weib, ein Weib, das da hoch gestanden hatte, mit dem Winken der Augen das kleine Land regierte und keinen Widerspruch duldete. Herausgerissen aus ihrem prächtigen Hause, wehklagend, jammernd, von den weinenden Töchtern begleitet, ward Anna Sydow, die mächtige Ginsterin, in einen Wagen geschleppt. „Wer läßt mich richten?“ „Johann Georg, der neue Kurfürst.“ „Der Sohn! der Sohn! ich bin verloren“ — Hinaus in die kalte Winternacht jagt der Wagen, den Bewaffnete umgeben. Ueber die Zugbrücken Berlins donnert er, durch finstre Wälder geht es. Wohin? Der Mann neben ihr gibt keine Antwort. Es ist Herr von Brand — die Sydow hat ihn oftmals gesehen, oft mit Verachtung behandelt. Ein Frösteln übersteigt ihren Körper, sie hat eine schwere Sammetschaube im Augenblicke ihrer Verhaftung mitgenommen, sie wickelt sich fest hinein. Immer weiter rollt der Wagen — immer nebelhafter, unbestimmter werden die Umrisse der Gegend. Endlich hält der Wagen vor einem Thore, das hinaufragt, riesig, groß. Es öffnet sich, das Gefährt rollt in einen weiten Hof. „Steigt aus, Anna Sydow,“ ruft Brand. Der Schlag wird geöffnet. Ein weiter Kreis von Bewaffneten umgibt die Kutsche. Anna setzt zitternd den Fuß auf den Boden. „Allmächtiger! wo bin ich?“ „In der Burg zu Spandau.“ „In — — Barmherzigkeit — hier soll ich bleiben?“ „Hier?“ Eure Wohnung ist der Juliusthurm. Schließer, zeigt der Dame den Weg.“ — Die Pforten schlossen sich krachend hinter der einst so mächtigen Frau. Als Brand nach Berlin zurückritt, wendete er sich in der Nähe der Lietze noch einmal nach der Burg Spandau um. Hoch oben im runden Gemäuer des Julius-

thurms blitzte ein Licht durch die Nacht. Es war das Gefängnißzimmer der schönen Ginsterin. Sie hat es nur als Leiche verlassen.

Glücklicher war sie aber, als der Mann, den um eben jene Zeit die heulende Menge durch die Gassen Berlins verfolgte. Lippold keuchte in Angst und Noth. Endlich nahmen ihn die Mauern des Rathhauses auf und man führte ihn in ein starkes Gefängniß, welches, nach der heutigen Königsstraße hinaus gelegen, für Verbrecher ersten Ranges bestimmt war. Hier saß er zusammengekauert auf der Holzbank.

Es war ein nebliger, feuchter Morgen. Die Uhren zeigten die fünfte Stunde. Da rasselten die Schlösser und die Riegel kreischten, auf aus seinem bleiernen, von bösen Träumen gepeinigten Schlafe fuhr der Jude. Er rieb sich die Augen, die ihn schmerzten, von dem grellen Lichte, das eine Blende auf seine abgematteten Züge warf. Vor ihm standen Männer in langen Talaren, sie hatten Papiere und Bücher in der Hand und eines dieser Bücher war das Schuldbuch Lippolds, mit Eisen beschlagen, mit Namen und ungerechtem Zins gefüllt. Ein Buch, das so viel Flüche einschloß, so viele Thränen fließen machte, wenn er es mit seinen hageren Fingern durchblätterte. „Zum Gericht," rief eine dumpfe Stimme. Der Jude bebte empor. Da lasen sie ihm eine lange Anklage vor, wie er den seligen Kurfürsten im Schlaftrunke vergeben, wie er ungerecht gewirthschaftet, wie er das Gut verschleudert. Die festgesetzte Kommission bestand aus dem Obersthofmeister Georg von Arnim, dem Rathe Christoph Meienburg, dem Hausvogte Sigmund Roseneder und dem Richter Konrad Schenk. Man muß staunen über die Parteilichkeit, mit welcher jener Prozeß geführt ward. Es waren vor allen Dingen die Räthe und Schöffen Berlins, die auf die Pfänder von dem Juden geliehen hatten und die nun seine Verdammung mit Ungestüm forderten, um der Zahlung zu entgehen. Viel hatte Lippold verschuldet, aber seine Rechnungen stimmten merkwürdiger Weise alle. Freilich hatte er sich stets vom Kurfürsten eine Beglaubigung zu verschaffen gewußt. Das Loos des Juden war erbarmenswerth. Seine eigenen Glaubensgenossen beklagten sich, daß er ihnen zu viel Schutzgeld aufgebürdet habe. Die Christen klagten über seinen Zinswucher. Man legte Scheine vor, nach denen es klar ward, daß Lippold zu fünfzig Prozent verliehen. Man bewies, daß Lippold Gelder für kurfürstliche Arbeiten an sich behalten, um damit zu wuchern.

Aber das schlimmste Verhängniß brach endlich über ihn ein. Nachts hatte man seine Frau in den Kerker gelassen, man glaubte, desto eher noch große Geständnisse erlauschen zu können. Es ist richtig so. Der wachthabende Bürger legt das Ohr an die Thür. Er hört, wie die Gatten sich streiten. Bittere Vorwürfe macht das Weib dem Manne, er gebietet ihr Schweigen, sie wird heftiger und bricht endlich in die Worte aus: „Wenn der Kurfürst nur wüßte, welch ein arger Schelm Du bist und was für Bubenstücke Du aus Deinem Zauberbuche thun kannst." — — Hui! das ist genügend! Die Wache hat es gehört. „Im Namen Gottes! herbei! herbei!" ruft der Wächter. Die Glocke tönt, das Haus belebt sich, alles stürzt zum Kerker des Juden, der Wächter macht seine Aussage. Endlich wissen sie, um was es sich handelt: Lippold treibt Teufelskünste."

Noch in der Nacht wird Konrad Schenk geweckt. Er eilt ins Rathhaus; die Frau wird ergriffen und in die geschlossene und bewachte Wohnung Lippolds geführt. Hier findet man das unselige Buch. Es enthält allerlei Zeichen und einen Schlüssel Salomonis.

Zwei Tage später hörte man zur Nachtzeit ein Kreischen, ein leises Wimmern; im Rathhause zu Berlin waren die Schöffen des Gerichts versammelt. Der Schatzjude Lippold lag auf der Folter. Melchior Balzer, der Henker Berlins, erpreßte alle Geständnisse von ihm, die seine strengen Richter haben wollten. Es war vorbei mit ihm. Auf dem neuen Markte zu Berlin endete der reiche, mächtige Schatzjude, des Kurfürsten Kämmerer, des Landes Münzmeister. Wie endete er? Auf dem Schaffot! —

Aber seine letzten Stunden mögen mit einem Schleier bedeckt werden, es ist besser, solche Gewebe nicht zu lüften, nicht die Strafen zu schildern, welche den Unglücklichen trafen Strafen, die weit hinaus gingen über die Vergehungen und die den Verbrecher fast zu einem Märtyrer umgestempelt haben.

1573 zog an dem Horizonte der Umgegend Berlins eine lange bewegliche Linie dahin. Es waren Karren, Pferde, Menschen. Weinende, wehklagende Gruppen zogen in die Ferne, gefolgt von schwerbewaffneten Reitern, die sich sorgfältig überzeugten, daß Niemand zurückbleibe. — Es waren die Juden Berlins. Lippolds Schicksal war auch für sie verhängnißvoll. Ein ungeheurer Prozeß war zu ihrem Nachtheil entschieden. Jeder Unthat wurden sie fähig erklärt. Ein kurfürstlicher Befehl gab ihnen auf, alle Habe zu verkaufen und davon die Prozeßkosten zu zahlen, sodann aber das Land zu verlassen. So zogen sie hinaus nach Böhmen, Polen und Ungarn. Sie trugen mit an der Schuld des Einzelnen, bis dereinst mildere Anschauung ihnen die Rückkehr gestattete. Von dem Gelde Lippolds ist nichts geblieben, aber im Hause am Mühlendamm läßt das Volk den Geist des Geächteten umgehen und mit dem Wuchergelde des Nachts klimpern, bis die Hähne krähen.

Friedrich der Große und der Ziethen'sche Husar.

Mit den sogenannten „Moden" ist es eine grundkomische Geschichte. Die Leute werden, ohne daß sie es merken, und mit Pläsir — Narren. Das war so, ist so und es wird allem Vermuthen nach so bleiben.

Zu Zeiten Friedrichs des Großen, des „alten Fritz" nämlich, und noch lange nachher herrschte auch eine Mode, die zu den allerverrücktesten gehörte, die man finden kann. Da trugen die Leute nämlich zwei Taschenuhren mit langem Gebambel von Petschaften und Schlüsseln und allerlei Kindereien dran, und, wer's thun konnte, trug selbst dreie, so daß es an seinem Leibe ein wahres Geklingel und Gebambel gab. Mir gedenk's schon lange her, und im Jahre 1805 herrschte diese Mode noch oder wieder — ich weiß es nicht. Damals sah ich einen französischen Tambourmajor, einen Kerl von riesenhafter Größe, der selbst vier Uhren trug, und deßwegen ohne Zweifel vielfach von denen, die gar keine hatten, beneidet wurde.

Ebenso ging's auch damals zu des alten Fritzens Zeiten. Die Ziethen'schen Husaren hatten sich viel Ruhm erworben, und bildeten sich darauf etwas ein.

Bei ihnen gab es zwei Dinge, nach denen sie ungemein gelüsteten, nämlich schöne glänzende Säbeltaschen, die sie den Oesterreichern abjagten, und — Uhren. Wer so eine prächtige Säbeltasche erobert und eine Uhr erbeutet hatte, der trug die Nase hoch, und der

arme Schelm, dem ein solches Glück nicht beschieden war, sah dämelig drein und hatte das Aergern umsonst.

So war denn auch Einer, sonst ein wackerer Husar, der den Kopf nicht bückte, wenn er eine Paßkugel pfeifen hörte, und seine Klinge nicht schonte, wenn's an's Dreinhauen ging, der hatte weder Säbeltasche noch Uhr, und das krippte ihm abscheulich, denn er war ein Bischen eitel und ein bildhübscher junger Kerl dabei. —

„Bah! dachte er, wer fragt darnach, ob unser Einer wirklich eine Uhr hat, wenn nur die Kette und das Gebaumel da ist?"

So machte er sich denn an eine sauber geputzte tombackene Kette eine — Kugel, und steckte sie in die Tasche.

Mit so pfiffigen jungen Kerlen, wie die Ziethen'schen Rothen, oder auch alten, vernarbten, deren es viele darunter gab, ist nicht gut Versteckens spielen; denn sie kommen schnell hinter so eine Windbeutelei, und der Windbeutel wird schonungslos gehänselt. So ging's auch unserm Husaren mit seiner Kugel statt der Uhr; als er aber erst Einigen die ihn gehänselt mit seinem Palasch eins oder zwei über das Gesicht gegeben, daß es der Pflasterkasten zusammennähen und mit Helftpflaster verkleben mußte, da hörten sie auf, ihn zu fragen, wie viel Uhr es sei, und verspotteten ihn nur noch heimlich. Das war aber auch schlimm, denn die Offiziere erfuhren es, und die possierliche Geschichte fand ihren Klatschweg bis an die königliche Tafel, zu den Ohren des Königs.

Wir wissen's schon, daß der alte Fritz gerne sich einen Spaß machte, und hier nahm er sich's extra vor, da er über die komische Uhr herzlich gelacht hatte. Er ließ sich auf der Parade den Husaren zeigen, und wen Der mit seinen großen scharfen Augen einmal auf's Visir genommen, den vergaß er nicht mehr.

Eines Tages begab es sich denn, daß der Husar sich den Schloßgarten besehen wollte und zur selbigen Stunde der König lustwandelte. Beide begegneten sich.

Der König dachte: Aha, nun ist meine Stunde da, den putzsüchtigen Husaren zu hänseln!

Der Husar, der zu denen gehörte, die der alte Ziethen bevorzugte, war oft schon als Ordonnanz bei dem Könige gewesen, daher er sich nicht eben sehr vor ihm fürchtete. Er trat auf die Seite, als der König herkam, und legte die Hand ehrerbietig an die Bärenmütze.

Der König grüßte wieder und blieb vor ihm stehen, indem er ihn von Oben bis Unten musterte.

Du hast ja noch keine Säbeltasche? sagte der König.

Der Ungar, dem ich sie abnehmen wollte, sagte lächelnd der Soldat, bat mich so eindringlich, sie ihm noch bis zur nächsten Schlacht zu leihen, daß ich's ihm nicht wohl abschlagen konnte, Majestät. In der nächsten Schlacht, wo wir sie wieder einmal vor die Fuchtel kriegen, ist aber der Termin abgelaufen!

Der König lachte und sprach: Da hast du Recht! Man muß nicht allzu gutmüthig sein. Hast ihm lange genug Kredit gegeben!

Bis jetzt hatte bei dem Husaren der gute Humor seinem freundlichen, bisweilen auch zu einem Scherze geneigten König vorgehalten. Jetzt aber sollte die Lage der Dinge wechseln. Des Königs Stirne legte sich scheinbar in ernste Falten. Er sah nach seiner Uhr.

Stehen geblieben! murmelte der König. Plötzlich sah er den Soldaten an und sagte: Nun, Husar, meine Uhr steht stille. Ziehe einmal die deinige und zeige mir, wie viel Uhr es ist, daß ich die meinige darnach stelle!

Jetzt war es aus mit des Husaren Humor und guter Laune. Er wurde roth und schneeweiß nach einander; er fuhr mit der Hand nach der Uhrkette, und ließ sie halbwegs wieder sinken, kurz, seine Verlegenheit war fürchterlich. — Indessen kam ihm ein guter Gedanke in die Seele und —

Nun, rief der König ungeduldig. Wird's bald? —

Jetzt zog der Husar seine Bleikugel rasch heraus und hielt sie dem Könige hin. —

Alle Wetter! rief der König, eine Kugel statt einer Uhr? Willst du deinen König zum Narren haben?

Behüte mich der liebe Gott, sprach ernst der Soldat. Eine Uhr, die mir die Stunde zeigte, da ich für Eure Majestät in den Tod gehen soll, habe ich mir nie kaufen können, und erobert hab' ich auch keine. Da hab' ich mir eine Kugel an die Kette gemacht. Die thut's auch.

Was thut sie? fragte der König und blickte den Soldaten mit den großen strahlenden, Mark und Bein durchdringenden Augen scharf an. Der Soldat hielt ruhig diesen Blick aus und erwiederte fest: Sie erinnert mich immer daran, daß ich für Eure Majestät muthig und freudig in den Tod gehen soll!

Wieder blickte der König den Husaren fest und prüfend an, als dieser den Blick abermals, ohne das Auge niederzuschlagen, aushielt, da zog er eine kostbare goldene Uhr an schwerer Goldkette heraus, reichte sie dem Husaren und sagte: Komm', laß uns tauschen, Trag diese Uhr zu meinem Andenken. Sie wird dir auch, wie deine Kugel mir, sagen, wenn es Zeit ist, mit Muth in den Tod zu gehen, dir für deinen König, mir für mein Volk! Mir soll deine Kugel zugleich eine Erinnerung an einen braven Husaren sein, der es schon lange verdient hat, Wachtmeister zu sein. Adieu, Wachtmeister!

Mit diesen Worten drehte sich der König um und ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war und ließ den Husaren, starr wie eine Bildsäule stehen.

Einige Stunden später wurde der Husar zum alten Ziethen berufen.

Was hast du mit dem König gehabt? fragte, heiteren Angesichts der alte Held.

Der Husar bekannte Alles und keine Sylbe fehlte.

Das hast du brav gemacht! rief Ziethen aus. Die Uhr halt' wohl in Ehren. Es darf dich mancher drum beneiden. Wenn wieder die Trompeten schmettern, so erobere dir die österreichische Säbeltasche dazu, denn es schickt sich nicht, daß ein Gemeiner eine solche habe und ein vom König persönlich ernannter Wachtmeister nicht. Gott befohlen, Wachtmeister!

Gleich und Gleich gesellt sich gern. In irgend einem Städtchen des Hannoverlandes lebte ein Amtsrichter, der in dem Rufe stand, der gröbste aller Beamten zu sein. Eines Tages traf in dem Wirthshause jenes Ortes ein Weinreisender ein, der sich nach allen den Häusern erkundigte, in denen er seine höchst preiswürdige und ausgezeichnete Waare absetzen könne. Der Wirth nennt alle Honoratioren, schließlich auch unsern Amtsrichter, fügt aber hinzu: „Den zu besuchen rathe ich Ihnen nicht — das ist der gröbste Kerl weit und breit — neulich erst hat er einen Ihrer Kollegen kopfüber kopfunter die Treppe hinabgeworfen." Der Weinreisende läßt sich aber nicht einschüchtern und geht zu der Wohnung des Groben. Er fragt

im Hause nach dem Zimmer des Herrn und wird die Treppe hinaufgewiesen.

Mit festen Schritten stampft er hinauf — ein tüchtiger Faustschlag gegen die Thür. Aus dem Zimmer brüllt ein „Herein!“ Der Kaufmann reißt die Thür auf und ohne weiter zu grüßen schreit er „Wein?“ — „Nein“, ruft's ihm entgegen und mit Gekrach fällt die Thür wieder zu und die Treppe geht's hinab, wie's heraufgegangen. — Kaum aber ist der Reisende vor der Thür — als der Herr Amtsrichter ihm aus dem Fenster freundlich zuwinkt: „Haben Sie vielleicht recht guten Rothwein? Dann könnten wir am Ende doch ein Geschäft zusammen machen.“ Natürlich wird umgedreht — das Geschäft zu beiderseitiger Befriedigung abgeschlossen und seit jener Zeit ist der Amtsrichter der beste Kunde seines ebenbürtigen Geschäftsfreundes.

Negerwitz. Daß der Neger zuweilen sehr schlau sein kann, steht außer aller Frage. Man hat mir von einem intelligenten Schmuggler erzählt, der, aus Dixie in das Land Abraham's entrinnend, von einem weißen Patrioten gedrängt wurde, in die Kriegsdienste des Nordens zu treten, aber einen unerklärlichen Widerwillen kund that, ein Gewehr zu schultern. — „Warum lässest Du Dich nicht anwerben, Ginger?“ fragte der weiße Patriot. — „Saht Ihr, Master,“ entgegnete der Schmuggler, „jemals zwei Hunde um einen Knochen raufen?“ — „Gewiß, Ginger!“ — „Saht Ihr je den Knochen selbst sich raufen?“ — „Nein.“ — „Wohl, Master, Ihr beide kämpft, und Ginger ist der Knochen, und er kann in diesem Eurem Streit nicht mitkämpfen.“

Guter Rath. Ein Hausbesitzer, heftig erzürnt über seinen Inwohner, der die Miethe nicht zahlte, rief ihm eines Morgens, als er ihn wieder vergeblich gemahnt hatte, zu: „Wenn sie kein Geld haben, um die Miethe zu bezahlen, so kaufen Sie sich selbst ein Haus!“

Liebe aus Hunger. Zu einem hohen Beamten in Paris, einem sehr reichen Mann Hrn. N., kam kürzlich ein Hr. X., schwarz gekleidet, mit weißer Binde. „Mein Herr“, sagte er, „wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Plan darzulegen, durch den Sie auf die leichteste Weise von der Welt und sofort einen Gewinn von vollen 500,000 Frs. erzielen können?

„Mein Herr, ich werde Sie mit dem größten Vergnügen anhören, aber ich wollte mich eben mit meiner Familie zum Frühstück setzen, als Sie gemeldet wurden. Wenn Sie mir also die Ehre erzeigen wollten, ein Frühstück bei mir einzunehmen, so können wir nachher weiter reden.“

Hr. X. nahm die Einladung an, aß wie ein Wehrwolf und war sehr heiter, sehr liebenswürdig und fast zärtlich gegen Hrn. N. Nachdem das Frühstück beendet, Kaffee und Cigarren gegeben, sagte Hr. N.: „Wenn wir jetzt von Geschäften reden wollen, werde ich ganz Ohr sein.“

„Mein Plan ist einfach und sehr leicht auszuführen.“

„Lassen Sie hören.“

„Sie haben eine heirathsfähige Tochter?“

„Gewiß, Sie haben sie gesehen, aber es handelt sich nicht um diese.“

„Sie geben ihr eine Million mit?“

„Aber, mein Herr, wo soll das hinaus?“

„Ich nehme Sie für die Hälfte! Verstehen Sie?“

Herr X. hatte nämlich nicht gewußt, wo er den Tag ein Frühstück hernehmen sollte und daher diese eines hungrigen Magens würdige List ersonnen.

Groß und Klein.

Eine sehr alte Geschichte.

Zwei Adler schossen auf zwei Tauben,
Warum? das war nicht völlig klar.
„O, woll't uns nicht das Leben rauben!“
Bat zitternd das gefang'ne Paar.
Die Adler sprachen: „Müßt Euch fassen,
Verspeisen Euch, fällt uns nicht ein;
Doch rupfen müßt Ihr Euch schon lassen,
Denn wir sind groß und Ihr seid klein.“

Ordnung muß sein. Soldat: „Bitte den Herrn Hauptmann gehorsamst um drei Tage Urlaub, um zu Hause in meiner Heimath eine Erbschaft antreten zu können.“ Hauptmann: „Gut; aber daß Er sie mir mit dem linken Fuß antritt, sonst soll Ihn ein Kreuzmillionendonnerwetterrrr . . . . !!“

Mann. „Was thut der Hausfreund bei dir im Hause, wenn ich nicht hier bin?“

Frau. „Er thut das bei mir im Hause, was du außer dem Hause thust.“

Mann. „Dann dreh' ich dem Kerl das Genick um!“

Gedankenspäne.

Unsere heutigen Gecken schneiden alle Tage einer Anderen die Cour, weil sie immer noch an demselben Tage merken, daß sie sich eigentlich dabei selbst schneiden.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz

Nro. 38. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. September 1865.

In den Wolken.

Wahre Begebenheit, nacherzählt von Alfred Waldemar.

Sie waren nicht mit einander verwandt, trotzdem sie Brüder waren, oder sich auf den Placaten wenigstens so nannten, weil es sich besser ausnahm, wie sie sagten, und weil es die Leute mehr anzog. Sie hießen also die „patagonischen Brüder“, in Wirklichkeit aber John Griffiths und William Walder. Das erste Mal trafen sie sich in Doncaster bei einem Wettrennen, fanden Gefallen an einander und machten nun zusammen eine „Kunstreise“ durch das mittlere England. Sie hatten früher nie etwas von einander gehört und obgleich sie sich gut vertrugen, herrschte doch keine eigentliche Vertraulichkeit zwischen Beiden. Der eine wußte nichts von den früheren Schicksalen des Andern und sie hielten sich auch gegenseitig nicht mit Fragen nach denselben auf.

Sie verdienten wohl etwas auf ihrer gemeinschaftlichen Reise, und obgleich es eben nicht viel war, war es doch jedenfalls mehr als sie früher allein verdient hatten. Für den Winter waren sie so glücklich ein Engagement am Asthley Theater zu erhalten und im Frühjahre schlossen sie sich einer herumziehenden Gesellschaft an, welche die Provinzen besuchte.

Diese Gesellschaft war eine sonderbare Einrichtung, eine jener wandernden Republiken im Reiche der Kunst, die sich noch nicht, begünstigt von äußeren Glückszufällen, zu dem festgeschlossenen monarchischen Miniaturstaat emporgeschwungen hatte, als welchen sich uns die größeren, tonangebenden Gesellschaften dieses Genres gegenwärtig repräsentiren. Man hatte einen Director, dem man eine bestimmte Gage bezahlte, im Uebrigen aber war Alles gleich, die Einnahmen wie die Entbehrungen. Was verdient wurde, wurde zwar gleich-gleichmäßig vertheilt, aber oft reichte es kaum hin, um die Auslagen zu decken. Da man aber wieder mitunter in einigen Städten „glänzende“ Einnahmen bei den Vorstellungen

erzielte, so glich es sich in der Regel wieder aus und die Truppe nahm die guten Zeiten mit derselben heiteren Ergebung hin, mit welcher sie die schlechten früher über sich ergehen ließ und verlor in der Regel in beiden Fällen nie ihren guten Humor.

Unsere beiden Brüder gehörten dritthalb Jahre diesem Musterstaate an und waren in dieser Zeit fast in jeder Stadt zwischen London und York aufgetreten. Durch unausgesetzte Uebung und stetes „Zusammenarbeiten" hatten sie sich eine seltene Fertigkeit in ihren gymnastischen Produktionen angeeignet. Sie kannten gegenseitig genau ihre Kräfte und die Erfahrung machte sie dreist, so daß es bald kein Kunststück ihres Faches gab, das irgendwo ausgeführt wurde, welches sie nicht sofort erlernten, und unter lautem Beifall producirten. Die Hauptsache hiebei war, daß sie gut zusammenpaßten. Sie waren von gleicher Höhe und fast gleichem Körperbau. Griffiths war vielleicht der Stärkere, dagegen war William diesem an Gewandtheit überlegen und selbst diese Verschiedenheit kam ihnen bei ihren Uebungen gut zu Statten. In anderen Beziehungen glichen sie sich zwar nicht so sehr, aber trotzdem hatten sie in den Jahren ihres Beisammenseins kein böses Wort mit einander gewechselt. John war ein gesetzter, vorsichtiger und verschlossener junger Mann, mit kleinen, grauen Augen und dicken, schwarzen Augenbrauen. William hatte ein offenes, ehrliches Gesicht und einen gleichen Charakter. Er war heiter und gerade, wußte stets mit seiner Umgebung gut auszukommen und setzte den Frieden über Alles.

Sie waren nun so tüchtig in ihrem Fache geworden, daß sie beschlossen, ihre Stellung zu verbessern und wieder nach London zu gehen, um daselbst wo möglich ein Engagement zu erhalten, was ihnen auch soweit gelang, daß sie von Rice, dem Director von Belvedere Tavern mit 7 Lstrl. die Woche für sein Etablissement gewonnen wurden. Das war für sie bereits eine bedeutende Verbesserung und in Belvedere Tavern hatten sie Gelegenheit sich einen Namen zu verschaffen.

Zwischen Westend und der City gelegen, umgeben von dicht bevölkerten Quartieren und diese von Omnibussen durchkreuzt, war Belvedere einer der meist besuchtesten Vergnügungsorte Londons. Es war hier ein Theater, ein Concertsaal und ein Garten, in welchem gefanzt, geraucht, nach der Scheibe geschossen und von 8—11 Uhr jeden Abend gespeist wurde. Belvedere Tavern war daher besonders bei der Handwerksklasse beliebt.

Hier wurden sie also engagirt, mit dem Versprechen einer Erhöhung der Gage, wenn sie dem Publikum gefielen, was sehr bald geschah, denn sie lockten eine Masse Menschen heran. Sie führten die verschiedensten, schwierigsten Kunststücke aus, gingen unter der Decke, sprangen mitten unter dem glänzendsten Feuerwerk von unglaublich hohen Gestellen herab, und durch ihre vereinten Trapezarbeiten namentlich erregten sie Aufsehen in jeder Beziehung. Die Placate mit der Anzeige der Wunderleistungen der patagonischen Brüder waren an jeder Straßenecke Londons zu lesen, ihre Gage wurde auf 15 Lstrl. die Woche erhöht und die Journale waren voll von ihrem Lobe und priesen die beispiellose Kühnheit, Gewandtheit, Sicherheit und Kraft der seltenen Brüder.

Sie wohnten zusammen in einer stillen Gasse in der Nähe von Islington bei einer Wittwe, Mrs. Morison, einer strebsamen, achtungswerthen Frau, die eine einzige Tochter von neunzehn Jahren hatte. Aliee war hübsch und gut. Die beiden jungen Leute waren bald mit Mutter und Tochter auf vertrautem Fuße und fanden sich im Hause bald heimisch. Sie hatten mehrere Monate daselbst gewohnt, als William die Bemerkung machte

daß Alice oder Ally, wie sie von den Brüdern genannt wurde, ihm nicht ganz gleichgültig war und bald glaubte er auch zu bemerken, daß seine Neigung erwiedert wurde. Eines Vormittags, als er von der Probe heimkehrte, fand er sie allein zu Hause, faßte sich ein Herz, nahm das Blatt vom Munde und sagte ihr, wie viel er von ihr hielt und frug sie gleichzeitig, ob sie sich wohl entschließen könnte, einem Manne seiner Stellung, der dazu so einfach und ungelehrt sei, anzugehören. Das klare, offene Auge des Sprechers und sein freundliches Wesen hatten, wie gesagt, schon längst auf das junge Mädchen Eindruck gemacht und ihre Anwort machte ihn, wie es in den Romanen heißt, zum Glücklichsten aller Sterblichen. Als die Mutter heimkam, war zwischen den jungen Leuten bereits Alles in Ordnung und als sie die strahlenden Blicke der Liebenden sah und die Werbung Williams um ihre Tochter gehört hatte, blieb ihr natürlich nichts Anderes übrig als Ja und Amen zu sagen, was sie auch mit heiterem Angesichte und den besten Segenswünschen that.

Seit der Verlobung Williams und Allys war mit John eine eigenthümliche Veränderung vorgegangen. Er ward verschlossener und einsilbiger als bisher, war so wenig als möglich zu Hause, strich die Sonntage immer umher, eilte sobald er sein Frühstück zu sich genommen fort und kam gewöhnlich erst spät in der Nacht zurück Wenn die Vorstellung beendigt war, ging er nicht wieder wie früher, mit William im freundschaftlichen Gespräche nach Hause, sondern ging in eine Art Clubb, den einige junge Taugenichtse des Theaters errichtet hatten und der gerade nicht im besten Ansehen stand. John sprach nun fast nie mehr ein Wort mit William, selbst nicht bei den Mahlzeiten. Wenn der Letztere im Zimmer umherging, folgte er ihm mit verstohlenen Blicken und betrachtete ihn unter seinen buschigen, schwarzen Augenbrauen mit dem Ausdrucke des bittersten Hasses.

Mehr als einmal legte William, dem das Benehmen seines Collegen unerklärlich war, die Hand auf dessen Arm, wenn er des Sonntag Morgens aus der Thür eilen oder am Abend nach dem Clubb gehen wollte, und sagte zu ihm: „John, hast Du etwas gegen mich?" oder „John, willst Du nicht mit mir nach Hause gehen und den Abend mit mir in aller Freundschaft wie früher zubringen?" Aber dann riß er sich entweder los, ohne ein Wort zu sagen, oder er murmelte etwas barsch, was eher einer Verwünschung als einer höflichen Antwort glich. Zuletzt ward William seiner vergeblichen Aussöhnungsversuche müde, ließ ihn seinen eigenen Gang gehen und die Gesellschaft wählen, in der er sich am wohlsten befand.

Es war bereits spät im Sommer. Das Engagement am Belvedere war bald abgelaufen und William begann bereits Vorbereitungen zu seiner Hochzeit zu treffen. John Griffiths war unverändert, aber William beschloß sich nochmals zu nähern und ihn zum Feste einzuladen.

Es war den 29. Juli. Um ein Uhr war die Probe angesetzt und da es ein schwieriges Stück Arbeit auszuführen gab, ging William früher vom Hause fort, um nicht zu ermüdet im Probelokal anzukommen. Die Folge war, daß er circa zwanzig Minuten zu früh daselbst ankam. Die Hitze war schwer und drückend und der Garten sah nichts weniger als einladend am hellen Tage aus, aber in jedem Falle war der Aufenthalt in demselben, dem in dem dumpfen Raume des Theaters vorzuziehen. William wanderte zwischen den von Staub und Rauch gebräunten Bäumen und Flaggenstangen umher, sah die Aufwärter die Tische in den kleinen Lusthäusern reinigen und dachte daran, wie sonderbar sich die leeren

Fontänen, die vielen Grotten und künstlichen Einrichtungen nun ausnahmen und wie schön und prächtig sie am Abend, beleuchtet von farbigen Lampen und bengalischem Lichte aussähen.

Nachdem er so eine Weile im Garten herumgewandert, ward er müde und um auszuruhen, wollte er in eines der Lusthäuser treten. Wen erblickte er aber da? Niemand Anders als John Griffith Er lag mit dem Oberkörper an den Tisch gelehnt und das Gesicht in den Händen verborgen. Eine leere Bierflasche und ein Glas standen auf dem Tische, sein Stock lag dicht neben ihm. William konnte sich nicht irren, obgleich er sein Gesicht nicht sah, deshalb ging er hin zu ihm schlug ihn leicht auf die Schulter und sagte:

„Schönes Wetter heute, John. Ich glaubte der Erste hier zu sein, aber es scheint als ob Du schon früher gekommen wärest.“

Bei dem Klang der ihm so bekannten Stimme, fuhr John auf, als ob ihn eine Natter gestochen und wandte sich ungeduldig ab.

„Weshalb weckest Du mich?“ fragte er verdrießlich.

„Weil ich Dir eine Neuigkeit mitzutheilen habe. Du weißt, daß wir den 6. August zum letzten Male auftreten sollen. Nun und den 7. soll ich, so Gott will, meine Hochzeit mit Ally halten, und —“

„Halt das Maul und fahr' in die Hölle, verdammter Hund!“ unterbrach ihn John aufspringend und starrte todtenbleich vor Wuth und Raserei auf William, und seine Augen schienen Blitze zu sprühen. „Wie kannst Du es wagen, mir mit so etwas zu kommen, Du elender Kerl? Gerade mir? Was?“

William war so wenig auf einen solchen leidenschaftlichen Ausbruch gefaßt, daß er sprachlos vor John stehen blieb und dieser aber fortfuhr:

„Weshalb kannst Du mich nicht in Ruhe lassen? Ich habe bisher noch nicht Hand an Dich gelegt, aber —“

Er hielt inne, biß sich in die Lippen und sein ganzer Körper bebte convulsivisch.

„Was in aller Welt geht mit Dir vor? Was meinst Du? Hast Du den Verstand verloren?“ brach William endlich aus, sich auf den Tisch stützend, da ihm, der den Schreck nur dem Namen nach kannte, bei dem Anblick einer solchen Raserei, doch so schwach zu Muthe geworden, daß er die Füße unter sich beben fühlte.

John gab keine Antwort auf Williams Frage, sah diesem aber scharf in die Augen und ging darauf seines Weges. Wie vom Blitz getroffen blieb William unbeweglich stehen, denn ein schrecklicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Er wußte Alles. Er hatte es zu deutlich auf des Andern Gesicht gelesen.

„Meine arme, arme Alice!“ rief er und sank tief stöhnend auf die nächste Bank, auf welcher er fast bewußtlos sitzen blieb.

Eine Stunde später trafen sich die beiden Brüder wieder auf der Bühne, um ihre Rollen durchzugehen. Es war eine große Pantomime, voll von Feerien, Tänzen und Evolutionen. Das Ganze war darauf berechnet eine Menge Menschen herbeizuziehen. Es wurde viel darin geschossen, ein lebender Wasserfall kam vor und im letzten Acte ward ein lebendes Kameel auf die Bühne gebracht. John und William waren Negersklaven, welche verschiedene Künste vor einem Rajah in einer prächtig erleuchtenden Halle ausführen mußten. Die Aufführung des Stückes selbst kostete eine bedeutende Summe, und die Wahrheit zu sagen, verstand das Publikum auch nicht viel mehr davon, als dieses. Als William am

Abend vor das Publikum trat, hatte er seine Fassung wieder vollkommen gewonnen, aber John hatte stark getrunken, sein Gesicht glühte und seine Bewegungen waren unstätt. Als die Vorstellung zu Ende war, rief der Director die beiden Brüder in sein Zimmer, setzte sich zu ihnen und schenkte ihnen Sherry ein, mit welchem er sehr freigebig war.

„Hört, Patagonier," sagte er nach kurzer Einleitung mit seinem gewöhnlichen lustigen und scherzhaften Tone, „hört, ich vermuthe, daß Ihr nichts gegen eine Extraarbeit und einen Extraverdienst habt, damit wir am 6. die Saison mit einem Knalleffect schließen können?"

„Nein, durchaus nichts! Dagegen haben wir nicht das Allermindeste!" rief John mit einem Eifer, der ihm sonst nicht eigen war. „Wir sind bereit zu Allem, was es auch sein soll. Ist es das, wovon Sie gestern sprachen?"

„Noch etwas weit Besseres!" sagte der Director, indem er die Gläser auf's Neue füllte. „Es ist ein französisches Kunststück, das hier noch nie ausgeführt wurde, ein Trapez in der Luft. Euer Wohl, Patagonier!"

Die Gläser wurden geleert und der Direktor erklärte nun seinen Einfall. Es handelte sich um nichts Geringeres als equilibrische Kunststücke in der Luft, das heißt unter einem Ballon auszuführen. Unter der Gondel sollte nemlich ein unregelmäßiges Viereck von dicken Stangen angebracht werden, ein Trapez. An dem untersten Querstock sollte einer von Beiden mit einem an den Knöcheln befestigten starken Lederriemen angeschnallt werden. In dem Augenblicke, in welchem sich der Ballon erhob, und der daran Befestigte mit abwärts hängendem Kopfe in der Luft hing, sollte der Andere dessen Hände ergreifen und wenn er es wünschte, mit einem Riemen oder einem Tau an seinen Kameraden gebunden werden. In dieser Stellung sollten sie die gewöhnlichen Künste machen, so lange der Ballon in Sicht.

„Alles dieses hört sich viel gefährlicher an, als es wirklich ist, sagte Rice, der Director. "Die Bewegung des Ballons ist so ruhig und gleichmäßig, so unmerkbar, daß wenn Ihr nur nicht daran denkt, daß Ihr oben in der Luft seid, Ihr Eure Sachen ebenso gut machen, werdet als unten im Garten. Außerdem spreche ich ja zu unerschrockenen Leuten, die ihr Fach verstehen und sich nicht fürchten etwas Außergewöhnliches zu wagen. Nicht wahr, Patagonier?"

John schlug auf den Tisch, so stark, daß die Gläser tanzten.

„Ich bin bereit, hol' mich der Teufel!" rief er hitzig. „Ich bin bereit, das Ganze allein zu wagen, wenn Jemand Angst haben sollte, mit mir in die Luft zu gehen!"

Bei diesen Worten sah er mit einem so stechenden höhnischen Blicke auf William, daß diesem das Blut in die Wangen schoß.

„Wenn Du mich meinst, John," sagte dieser rasch, „so kann ich Dir nur sagen, daß ich mich nicht mehr fürchte als Du selbst, und noch diese Nacht mit Dir aufzusteigen bereit bin, wenn es sein soll."

Den Ausdruck in Johns Gesichte bei diesen Worten Williams zu beschreiben, ist unmöglich. William sah ihn entsetzt an, seine Haare schienen sich bei seinem Anblicke zu sträuben, aber er wußte nicht, was er von seinem Kameraden denken sollte, später ward es ihm klar genug.

Der Director war überaus froh, als er die Einigung der patanonischen Brüder zu diesem Wagestück erhielt. Mit wenig Worten war die Sache in Ordnung gebracht. Ein

großer Ballon unter der Leitung eines berühmten Luftschiffers sollte gemiethet, 1500 farbige Laternen angeschafft werden, und John und William sollten ein bedeutendes Honorar erhalten, für die Arbeit dieses Abends.

Als William den Garten verließ und sich langsam nach Hause begab, fiel es ihm plötzlich ein, daß er das neue Unternehmen ja auch seiner Ally mittheilen mußte. Er wußte wohl, daß bei dieser Luftfahrt durchaus keine Gefahr vorhanden sei, aber er wußte, daß sie sie sich ängstigen würde und je näher er seiner Wohnung kam, desto beklommener wurde er. Als er daselbst anlangte, hatte er nicht den Muth sie von seinem Vorhaben zu unterrichten, den nächsten Tag ebensowenig, und erst am Sonntag Morgen bezwang er sich so weit, mit ihr zu sprechen. Er hatte nun zwar erwartet, daß sie hierüber betrübt sein würde, aber auf einen solchen Schmerzensausbruch, wie er sich nun zeigte, war er nicht gefaßt und er war nahe daran, zu Director Rice zu gehen und sein Wort zurück zu nehmen, wenn ihn nicht der Gedanke an die bereits angeschlagenen Placate hievon abgehalten, weil er es nunmehr für eine Ehrensache ansah, sein Versprechen zu erfüllen. Für die arme Ally war sein Beharren bei dem Unternehmen eine harte Prüfung und er konnte sie nur einigermaßen durch das Versprechen trösten, zuerst hinauf zu gehen. Derjenige, der zuerst an das Trapez gebunden wurde, war natürlich auch weit weniger Gefahr ausgesetzt, und erst dieser Gedanke vermochte das junge Mädchen etwas ruhiger zu stimmen.

John Griffiths zeigte sich von nun an noch seltener als früher. Er aß außerhalb des Hauses und vom 29. Juli bis zum 6. August sahen sich die Brüder nicht anders als auf der Scene.

Am Nachmittage des 6. August war es für William eine schwierige Aufgabe vom Hause wegzukommen. Die verzweiflungsvolle Ally klammerte sich an ihn, weinte und schluchzte als ob ihr das Herz brechen sollte und obgleich William das Aeußerste aufbot, seine Ruhe zu bewahren, rollten ihm doch die Thränen die Wange herab, als er die Treppe hinabstieg

Der Garten war überfüllt von Menschen und das Gedränge außerordentlich. Die Menschen standen dichtgeschaart auf den Gallerien, auf den Treppen, die zum Orchester führten, kurz überall, und mitten in der Menge lag der riesige Ballon und wälzte sich von der einen Seite nach der andern. Er sollte um 6 Uhr aufsteigen, damit die Insassen desselben sich noch herablassen konnten so lange es hell war. William beeilte sich deshalb mit dem Ankleiden und eilte unverzüglich nach dem Versammlungszimmer, um den Direktor aufzusuchen.

(Schluß folgt.)

Aus der Pariser Central-Markthalle.

Wer das Leben in der Centralhalle ein wenig beobachtet, wird bald herausfinden, das diese eine Welt im Kleinen bildet. Natürlich muß diese kleine Welt eben so wie die große ihre Zänkereien haben. Man muß zu Ehren der Herren und Damen von der Halle sagen, daß sie ihre Zänkereien meistens vor ihrem eigenen Forum austragen. Der Fall, daß das Zuchtpolizeigericht angerufen wird, ist eine Ausnahme. Ein solcher Ausnahmsfall ist der folgende:

Die Klage, welche erhoben wurde, lautet auf Ehrenbeleidigung und öffentliche Mißhandlung; die Geklagte ist eine Dame. Der gegnerische Advokat, der in Geschmacksachen ein vollgütiger Richter ist, meint, daß sie hübsch, graziös, aber von etwas lebhaftem Charakter sei. Wenn man die regelmäßigen Züge, das schöne schwarze Haar, die schlanke, schöngeformte Gestalt der Geklagten und die schönen blauen Augen und deren lebhaftes Blitzen betrachtet, gibt man auch dem Advokaten in allen drei Voraussetzungen Recht. — In der Halle hat sie ihren Bazar von falschen Schmucksachen in der Nähe des klägerischen Bazars. — Sie leugnet nicht, daß sie den Kläger ein wenig energisch titulirt habe.

Präs.: Es scheint, daß Sie ihm mehr als bloße Titel gaben. Denn nachdem Sie ihn einen Saufbold, einen Feigling, einen Thunichtgut genannt hatten, gaben Sie ihm noch eine Ohrfeige, einen Faustschlag und einen Fußtritt.

Die Geklagte: Nein, mein Herr.

Der erste Zeuge: Sie nannte ihn nur einen Landstreicher.

Präs.: Hat sie ihm nicht auch eine Ohrfeige und dann einen Fußtritt gegeben?

Zeuge: Ach nein, nein, man muß gerecht sein. Der Fußtritt war zuerst und die Ohrfeige später. Man muß Niemanden falsch beschuldigen.

Präs.: Und wohin gab sie ihm den Fußtritt?

Zeuge: Auf die linke Schulder. (Allgemeines Staunen.)

Präs.: Wie, auf die linke Schulter?

Zeuge: Ja, er hatte sich ein wenig gebückt. (Allgemeine Heiterkeit.)

Ein zweiter Zeuge: Madame nannte ihn einen Thunichtgut.

Präs.: Und hat der Kläger sie nicht beschimpft?

Zeuge: Er sagte ihr nichts, nur als sie ihm den Fußtritt (auf die Schulter) gab, hat er den Tritt mit der Hand abgewehrt, Madame hat das Gleichgewicht verloren und ist niedergestürzt.

Endlich darf Kläger die Sache erzählen. Eines Tages, sagte er, machte sich meine Frau an unserer Auslage etwas zu schaffen als ein junger, etwas blöder Mann, der in den Hallen Kommissionsgänge versieht, von hinten sie umfaßt und küßt. Ich eilte dem Jungen nach und fragte ihn, warum er sich erlaubte, mein Weib zu küssen. Doch er antwortete mir ruhig: Es sei ein Auftrag, den er von Madame erhalten und auch mit zwei Sous bezahlt bekommen habe. Ich suche nun Madame auf, wie so sie dazu kommt, für zwei Sous per Kuß meine Frau umarmen zu lassen. Sie leugnet. Ich hole den Burschen und er widerholt ihr die Geschichte ins Gesicht. Darauf wird Madame unartig und stellt, nachdem sie meine Frau hatte küssen lassen, noch etwas unsanft ihren Schuh auf meine Schulter.

Ein Zuhörer: Es ist zweifellos, Madame that Ihnen die Ehre an, mit Ihnen Cancan zu tanzen! (Allgemeines Gelächter.)

Madame wird zu 25 Francs verurtheilt.

Was ist fatal? Zu den Fatalitäten des menschlichen Lebens gehört z. B.:

Wenn man eine Stunde zu früh aufwacht, wieder einschläft, dann aber eine Stunde später erwacht, als man sich aufzustehen vorgenommen hatte.

Wenn man sich recht schnell ankleiden will und in der Eile verkehrt in die Beinkleider fährt.

Wenn man des Morgens bei trübem Wetter den Schirm mitnimmt, das Wetter sich aber aufklärt, und man nun den ganzen Tag den Schirm mit sich herum schleppen muß.

Wenn man, um einem Manichäer auszuweichen, schnell in einen Omnibus springt und dort gerade sich neben Jemand placiren muß, dem man ebenfalls etwas schuldig ist.

Wenn man sich photographiren läßt, und in dem Moment, wo man ganz stille sitzen soll, sich Einem eine Fliege auf die Nase setzt.

Wenn man eine Dame in einen Conditorladen führt, und hinterher gewahr wird, daß man sein Portemonnaie vergessen hat.

Wenn man einen Bekannten aufsuchen will und überall, wo man hinkommt, den Bescheid erhält, daß er diese Minute fortgegangen.

Wenn man in eine Gesellschaft tritt und aufgefordert, etwas zum Besten geben, eine Anekdote auftischt, die so eben schon ein Anderer erzählt hat.

Wenn man bei Tische die Hand seiner hübschen Nachbarin drücken will und statt deren die ihrer alten Tante erwischt.

Wenn man in einer Gesellschaft über Jemanden herzieht, den man nicht persönlich kennt, und derselbe zufällig anwesend ist.

Wenn man bei einem Festessen eine feierliche Ansprache hält und mitten drin den Schlucken bekömmt.

Wenn man sich auf einen Toast vorbereitet hat und sein Vorredner Wort für Wort dasselbe sagt, was man bereits auf den Lippen hat.

Wenn man seiner Schönen einen Stammbuchvers überreichen will und statt dessen eine unquittirte Schneiderrechnung faßt.

Schwäbischer Zeitungsstyl. In dem Bericht des „Schwäb. Merk." über eine Schwurgerichtsverhandlung in Eßlingen steht: „Es kommt zur Verhandlung Peter Gößler von Oeselsheim wegen Raubs. Vertheidiger Rechtskonsulent Cammerer von Eßlingen. Derselbe war Knecht bei einem Omnibuskutscher in Böblingen." In einem andern Fall, der von zwei Strolchen handelt, lautet die Sache noch verfänglicher: „Vertheidiger: die Rechtsk. Benzinger und Heiden von Eßlingen. Beide schlecht prädizirte wegen Diebstahl schon mehrfach bestrafte Bursche."

(Curiosum.) Die „Wormser Ztg." enthält folgendes „Eingesandt": „S. K. H. der Großherzog haben geruht, den Pfandamtstaxator A. Horch dahier zum „Hof-Pfandamtstaxator" zu ernennen." — Also auch der Hof scheint eines Pfandamtstaxators benöthigt zu sein!

(Ein glücklicher Fall.) Der berühmte Sprachforscher Adelung war nach seinen Universitätsjahren Hofmeister auf dem Lande, mit ziemlich sicherer Aussicht auf eine Predigerstelle, und hielt deßhalb eine Wahlpredigt. Ein hübsches aber muthwilliges Mädchen drohte ihm Abends vorher, sie werde ihn necken und aus dem Concepte bringen. Adelung behauptete, das sei unmöglich; er bestieg den Predigtstuhl getrost und begann seine salbungsvollen Worte. — H. lf Himmel! da tritt dem Predigtstuhle gegenüber, wo eine Thür mit einigen Stufen in die Kirche herabführt, in dem Augenblicke, wo er die Textworte spricht: „Wer da steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle!" die hübsche Kleine verspätet herein, gleitet aus, fällt die Stufen herab, und kommt am Boden in eine solch possirliche Lage, daß Adelung laut auflacht, den Faden verliert und abtreten muß. — Dem lieben Mädchen haben wir also den großen und berühmten Sprachforscher zu verdanken.

Gedankenspäne.

Viele Frauen sind vor der Hochzeit so einnehmend, um nach der Hochzeit recht viel ausgeben zu können.

Mancher Mensch bekommt eine ganz gute Anstellung, obgleich er sich sehr schlecht dabei anstellt.

Je mehr die Zahl der Photographen zunimmt, je weniger werden sie uns abnehmen, wenn sie uns abnehmen.

Deutschlands Größe kann noch immer nicht nach immer nicht nach Fußen, sondern muß nach Zöllen gemessen werden.

Der Soldat soll vor allen Dingen auf das Herz Acht haben, denn wem das Herz voll ist, dem läuft der Mund über, wem das Herz erbittert ist, dem läuft die Galle über, und wem das Herz betrübt ist, dem laufen die Augen über; doch am schlimmsten ist, wenn das Herz falsch ist, dann läuft der ganze Kerl über.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz

Nro. 39. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. September 1865.

In den Wolken.

Wahre Begebenheit, nacherzählt von Alfred Waldemar.

(Schluß.)

Er fand denselben in Gesellschaft dreier vornehm aussehender Herren, nämlich Oberst Steward, Capitain Crawford und Sydney Bayrd' Esquire. Sie saßen rauchend und trinkend im muntern Gespräche beisammen. Als William sie erblickte, wollte er sich zurückziehen, aber sie eilten gleich auf ihn zu, gaben ihm die Hand, boten ihm Wein und behandelten ihn kurz mit der größten Freundlichkeit.

„Auf Ihre Gesundheit und Ihr Wohlergehen, kühner, junger Mann!“ sagte Oberst Steward, „und auf eine glückliche Reise für uns Alle!“ Er und die zwei andern Herren sollten nämlich in der Gondel mit aufsteigen.

Das freundliche Gespräch, der Scherz und die Munterkeit, der Wein, den er trank, das Summen der Menge draußen, alles dieses brachte William bald in eine aufgeräumte oder besser aufgeregte Stimmung, und er ward so ungeduldig wie ein guter Renner, der die Bahn vor sich sieht.

Einer der Herren sah nach der Uhr.

„Worauf warten wir?“ sagte er. „Es ist bereits zehn Minuten über sechs!“

Es war wirklich bereits über der Zeit, aber John hatte sich noch nicht vorgefunden. Der Director ward unruhig, die Menge begann ungeduldig zu werden und als noch weitere zehn Minuten hingingen, ohne daß der Erwartete erschien, ward beschlossen, ohne ihn aufzusteigen. Rice hielt eine kurze Anrede an das Publikum und erklärte den Zusammenhang der Sache, die Menge rief Hurrah, stieß, schlug und drückte sich, um vorwärts zu kommen und die Vorbereitungen zu sehen. Die Herren nahmen in der Gondel Platz, der Luftschiffer überwachte in derselben stehend die Arbeiten seiner Leute, die mit dem Loslösen der den Ballon haltenden Stricke beschäftigt waren. Ein Korb Lebensmittel und mehrere

Flaschen Champagner wurden in die Gondel gesetzt. William wurde an das Trapez gebunden und eben als der Luftschiffer das Zeichen zum Loslassen der Taue geben wollte, drängte sich ein Mann durch die Menge und stürzte nach dem Ballon. Es war John.

Die Menge rief auf's Neue Hurrah und es trat wieder eine Verzögerung von 8 bis 10 Minuten ein. Es war bereits dreiviertel auf sieben, als John kam und er sah äußerst ärgerlich aus als er bemerkte, daß William der Oberste war, aber es war keine Zeit mehr irgend eine Veränderung vorzunehmen, selbst wenn William damit einverstanden gewesen wäre. Ein starker Lederriemen ward an das rechte Handgelenk Johns und an das linke Williams befestigt, das Signal ward gegeben, die Musik spielte, die Menge brüllte und der Ballon ging in die Höhe. —

Höher und immer höher hob er sich über die Wipfel der Bäume, die Springbrunnen, die aufwärts gewandten Gesichter der Menge, die aus der Entfernung wie eine einzige lichte Fläche aussahen, das Dach des Theaters und den Garten, von welchem das Hurrahrufen immer schwächer und schwächer hinaufdrang.

Die Wolkenmassen zogen sich immer dichter zusammen, die Stimmen der Herren in der Gondel klangen dumpf und heiser zu den unter derselben Befindlichen herab und sie konnten kaum eine Elle weit sehen. William rief deshalb John zu, ob er sich wohl befinde. Er antwortete nicht, sondern ergriff erst dessen Handgelenk, sodann seinen Ellbogen und auf diese Weise hob er sich empor, bis ihre Angesichter fast in gleicher Linie waren. Darauf ward er wieder ruhig und William fühlte seinen heißen Athem auf seiner Wange.

„Willi m Walder," sagte John mit heiserer Stimme, „sollte morgen nicht Deine Hochzeit sein?"

Ein Etwas in der Stimme, die unerwartete Frage, die Dämmerung rings umher, die entsetzliche Einsamkeit, alles dieses machte, daß William von Schrecken erfaßt wurde. Er versuchte sich von der ihn haltenden Faust loszumachen, diese hielt ihn aber allzufest, als daß es möglich gewesen wäre.

„Nun und wenn das wäre?" sagte er nach kurzem Schweigen. „Ach, Du brauchst mich nicht so stark zu pressen. Kannst Du nicht die Stange erfassen und meinen Arm loslassen?"

John lachte kurz und höhnisch, rührte sich aber nicht.

„Ich nehme an, daß wir 2000 Fuß von der Erde entfernt sind," sagte er, sprechend als ob er etwas zwischen den Zähnen hätte. „Wenn Einer von uns nun hinabstürzte, so würde es sein gewisser Tod sein."

William würde in diesem Augenblicke viel darum gegeben haben, wenn er Johns Züge hätte sehen können, aber mit abwärts gewandtem Haupte und Johns ganze Schwere auf seinem Arm ruhen fühlend, war er machtlos wie ein Kind.

„John," rief er, „was meinst Du? Ergreife doch den Querstock und lasse mich dasselbe thun. Mein Kopf brennt als ob Feuer darin wäre.

„Siehst Du dieses?" fragte der Angeredete, indem er Williams Arme über dem Ellenbogen umklammerte und ihm gerade in das Gesicht starrte, „siehst Du das?"

William erblickte ein scharfes geöffnetes Taschenmesser, das er zwischen den Zähnen hielt. Sein Athem schien auf dem kalten Stahl zu glühen.

„Ich kaufte es mir gestern," fuhr John fort, „verbarg es in meinem Gürtel und

wartete bis wir in so dicke Wolken gekommen, daß uns keine lebende Seele mehr sehen könnte. Nun will ich den Riemen durchschneiden, der Dich an dem Stocke festhält. Ich habe geschworen, daß Du Dich niemals mit ihr verheirathen sollst und ich will meinen Eid halten."

Ein Nebel legte sich um Williams Augen, dann ward Alles feuerroth um ihn her. Er fühlte, daß er in der nächsten Minute bewußtlos werden würde. John glaubte, daß er dieses bereits sei und indem er seine Arme losließ, machte er einen Sprung, um die Stange über sich zu erfassen.

Diese Bewegung rettete William. Die Handgelenke der beiden Brüder waren zusammengebunden und indem John sich aufwärts schwang, zog er William mit, der so schwach und kraftlos war, daß er durchaus keiner Bewegung fähig war.

Er sah, wie John die Stange mit der linken Hand umfaßte, sah, wie er das Messer aus dem Munde nahm, fühlte das kalte Eisen an seinem Handgelenke, und da —

Da gab die entsetzliche Situation und die Gefahr des Augenblicks ihm plötzlich all' seine Kraft und Besinnung zurück und in dem Momente, da der Riemen durchgeschnitten ward, klammerte er sich fest an die Stange.

Sie waren nun getrennt von einander, denn das Band, das sie an den Handgelenken bisher verbunden hatte, war entzwei. William war an das Trapez gebunden, John hatte seine beiden Arme und — das Messer zur Verfügung.

Ein wilder, verzweifelter, grauenhafter und nicht zu beschreibender Kampf begann nun. Johns einzige Hoffnung, seinen Feind zu erreichen, bestand jetzt in dem Messer und indem er sich mit der einen Hand an der Stange festhielt, suchte er mit der andern William die Mordwaffe in die Brust zu stoßen.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod, wie er schrecklicher und unter ähnlichen Umständen wohl noch nie gekämpft worden. Eine Art Raserei bemächtigte sich der beiden Kameraden, von denen Einer den Andern zu bezwingen suchte. Es war ein fürchterlicher Moment. William fühlte bereits die mörderische Faust seines Gegners an seinem Halse, und während des entsetzlichen, stummen Kampfes, erscholl das Knallen der Champagnerflaschen von oben herab, begleitet von Scherzen und lustigem Gelächter — es war ein Augenblick hundertfach ärger als der Tod!

Es ist unmöglich zu sagen, wie lange dieser Verzweiflungskampf währte, wie lange sie mit einander rangen. Vielleicht dauerte es nur einige wenige Sekunden, aber dem armen Bedrohten erschienen sie jedenfalls wie Stunden. Die Frage war jetzt nur noch, wer wohl im Stande, den Andern früher zu erwürgen.

Plötzlich löste sich die Hand des Angreifers von dem Halse seines Opfers, derselbe wurde leichenblaß im Gesichte und ein Schauer durchzuckte seinen ganzen Körper. Er ward ohnmächtig.

Ein Schrei, oder besser ein Heulen, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, klang von seinen Lippen. Er versuchte es, sich an der Stange festzuhalten, griff aber fehl und war nahe daran, hinabzustürzen. William sah dies, erfaßte ihn blitzschnell am Gürtel und hielt ihn fest.

„Es ist aus mit mir!" stöhnte John aus den zusammengepreßten Lippen hervor. „Es ist vorbei mit mir, räche Dich nun!"

Sein Kopf sank zurück und verlor das Bewußtsein!

Und William rächte sich wirklich, aber es war dies keine kleine Aufgabe, es war ein mühsames Stück Arbeit, denn seine Kräfte waren schon so gut als erschöpft. Mit übermenschlicher Anstrengung hielt er ihn fest, löste er seinen Fuß aus dem Lederriemen, der ihn hielt, und kletterte mit seiner schweren Bürde die Taue empor. Eine unnatürliche, auf's Höchste gesteigerte Spannung hatte ihn erfaßt, seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, bis er das Leben seines Feindes gerettet hatte. Hier aber verließen ihn seine Kräfte. Als er die Gondel erreicht hatte, sah er nur noch die erstaunten Gesichter der Herren und sank im nächsten Augenblicke ebenso bewußtlos hin, wie der Körper, den er krampfhaft in seinen Armen hielt.

Wie sie aus dem Ballon auf die feste Erde und in ihre Wohnung gekommen, wußten die Brüder nicht. Als William aus seiner Betäubung erwachte, sah er das schmerzvoll-ängstliche Gesicht seiner Ally über sich gebeugt, ohne sich des Geschehenen noch klar zu werden. Allmälig kehrten die Details desselben in sein Gedächtniß zurück und ein eisiger Schauer überlief ihn bei der Erinnerung daran, den Ally als die Nachwirkung der überstandenen Arbeit hielt. Seine erste Frage war nach John. Dieser sei auf sein Zimmer gebracht worden, erhielt er zur Antwort, und werde wahrscheinlich in ein hitziges Fieber verfallen, wie der Arzt meinte. Und so war es auch. Eine Beute der schrecklichsten Gesichte und wildesten Phantasien lag er monatelang darnieder und nur langsam kehrten die entschwundenen Kräfte in den erschöpften Körper und den zerrütteten Geist zurück. Mit unermüdlicher Ausdauer und Sorgfalt pflegte William, dessen stärkere Natur in einigen Tagen ihre alte Frische und Elasticität wiedergewonnen hatte, den Schwerkranken und Ally theilte sich auf das Liebvollste mit ihm in der Wartung des Unglücklichen. Nur wenn dieser in das gewöhnliche Delirium versank, die wildesten Flüche ausstieß und sonderbare Bilder der Rache hoch oben in den Wolken ihn zu umschweben schienen, mußte sie das Bett und Zimmer des Kranken verlassen und William duldete in solchen Momenten Niemanden in dem letzteren. Er allein war dann stummer Zeuge der schrecklichen Gefühle, die das Innere des Leidenden durchtobten. Das innigste Mitleid für diesen war in Williams Brust eingezogen und er hatte ihm längst die entsetzliche Stunde unter dem Ballon vergeben, hatten sich die beiden feindlichen Brüder ja doch in einem und demselben Gefühle gefunden, — in der Liebe zu Ally. Nie erfuhr diese die näheren Umstände der grausigen Luftreise.

Mit John war aber nach seiner Genesung eine gänzliche Charakterveränderung vorgegangen. Zwar wurde er wo möglich noch verschlossener und schweigsamer als er dies schon früher gewesen, aber er floh die wilden lärmenden Kreise, in die er sich früher gestürzt hatte. Stundenlang konnte er regungslos vor sich hinstarrend zubringen und nur ein plötzlicher Schauer, der ihn überlief und das darauf folgende gewaltsame Losreißen von einer düsteren Gedankenreihe, ließen vermuthen, welcher Art dieselben gewesen waren. Auch im Benehmen gegen seinen ehemaligen Todfeind war eine auffällige Veränderung eingetreten. Auf den grenzenlosen Haß, der ihn früher gegen diesen erfüllt, war das Gefühl der Zerknirschung, der bittersten Reue gefolgt. Er konnte es Anfangs nicht begreifen, wie man das Leben seines Feindes so gänzlich in seiner Gewalt haben könne, ohne sich zu rächen. Ja, wie man diesen sogar auf so zarte und aufopfernde Weise pflegen könne, wie William

dies während seiner Krankheit so unermüdlich gethan. Der Charakter seines Collegen erschien ihm erhaben, außerordentlich, er mußte dessen Vergebung, dessen Freundschaft erlangen, wenn das Leben noch einigen Werth für ihn haben sollte. In einer stillen, einsamen Stunde fiel er mit den aufrichtigsten Thränen der Zerknirschung William um den Hals und erbat sich auf's Demüthigste dessen Verzeihung. Und er that dies zur guten Stunde. Von diesem Tage an waren die patagonischen Brüder die treuesten, aufopferndsten Freunde geworden und John war jeden Augenblick bereit, sein Leben für seinen großmüthigen Collegen zu geben. Aber eines marterte ihn, drückte ihn zu Boden — der Aufenthalt in London. Jedes Haus, jede Straße, jeder Blick gen Himmel erinnerte ihn hier auf das Vernichtendste an das Verbrechen, das er einst im Begriffe gewesen an dem edelsten Menschen zu begehen. Er mußte fort von hier, wenn er nicht vor Scham und Reue wahnsinnig werden wollte. William hatte bald den Seelenzustand seines Freundes errathen und auch er sehnte sich aus einer Stadt, die ihn bei jedem Schritte an die schrecklichste Stunde seines Lebens mahnte. Und der Zufall kam ihnen auf's Unerwartetste zu Hülfe. Ihre mehr als kühne Luftfahrt, die Bravour und seltene Unerschrockenheit, welche sie bei dieser so glänzend an den Tag gelegt, hatten nicht nur die Aufmerksamkeit der Weltstadt, sondern auch die eines bedeutenden auswärtigen Entrepreneurs auf sich gezogen, der sie kurz darauf durch seinen Agenten in London für ein ganz bedeutendes Honorar, als neuen Magnet seiner Productionen engagiren ließ. Die neuen, glänzenden Verhältnisse, in welche die Brüder hier traten, die fremden Sitten und Umgebungen, und vor Allem die Alles barmherzig umhüllende Zeit, dämpften nachgerade die Erinnerung an den grauenvollen Tag von London, und wenn die „patagonischen Brüder“ hoch unter der Decke des prachtvollen Circus ihre verwegenen, aber immer eleganten „Arbeiten“ mit einer Leichtigkeit und Präcision ausführten, als ob die Gefahr in ihren Augen nur ein Spielzeug sei; wenn das Publikum unter ihnen stets auf's Neue in den enthusiastischen Beifall ausbrach; wenn man die stolzen, liebevollen Blicke beobachtete, mit welchen sich die Brüder, wieder auf der Erde angelangt, gegenseitig betrachteten; wenn man überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, das zärtliche Freundschaftsverhältniß dieser Beiden kennen zu lernen: man hätte es dann für unmöglich gehalten, daß diese Menschen sich jemals feindlich gegenüber gestanden, ja, daß sie einst nur ein Moment von dem entsetzlichsten, grauenvollsten Morde trennte! —

Jahre sind seither vergangen, die seiner Zeit so berühmten „patagonischen Brüder“ sind indeß vom Schauplatz ihrer gefährlichen Künste verschwunden, aber während ihres letzten Engagements hatten sie sich durch solides, sparsames Leben so viel erspart, daß sie nach Ablauf ihres Contractes im Stande waren, ihre gefahrvolle Kunst aufzugeben und sich durch den Ankauf und die Bewirthschaftung einer kleinen Landstelle im südlichen Frankreich gänzlich in das Privatleben zurückzuziehen. Der Fremde, der zufällig bei ihnen einkehrt, der das liebevolle idyllische Familienleben Williams mit seiner Frau, der reizenden Ally, und seinen zwei munteren Knaben sieht, der Zeuge der wahren, aufrichtigen Freundschaft desselben mit seinem getreuen Nachbar John Griffits ist, der das traute, herzliche Geplauder dieser beiden Männer hört, wenn der Letztere bei Ersterem zum Besuche ist, — der würde in diesen herzlichen, ungekünstelten Menschen niemals die „patagonischen Brüder“ noch weniger aber in ihnen die Helden des entsetzlichen Abenteuers „in den Wolken“ vermuthen.

Das Mädchen aus der Fremde.

Unter den Fremden, welche jetzt in Paris sind, erregt eine junge, reizende Engländerin Lady Fitz — — großes Aufsehen, sowohl durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Geschichte. Diese junge Frau, welche seit 2 Monaten den aristokratischen Namen von Großbritannien führt, hieß noch vor kurzem Tookolito. Vor drei Jahren bewohnte sie mit ihren Landsleuten, den Eskimos, die Bai von Ookoolear, die die Engländer die Grumell-Bai nennen und welche sich unter dem 60. Grad nö. bl. Breite befindet. Anstatt des eleganten Kostüms, das sie heute mit aller Anmuth und Geschicklichkeit trägt, bestanden ihre Kleider in ihrer Heimath in einem Gewand aus Seehundsfell mit rother und weißer Wolle auf den Näthen gestickt. Ein von demselben rauhaarigen Fell gemachtes Beinkleid umschloß ihre zarte Figur und ging bis zum Knie herab, wobei es ihr Bein und in ihren kleinen, in rothen Lederschuhen steckenden Fuß in all ihren Proportionen zeigte. Ihr reiches kohlschwarzes Haar endlich schlang sich um den Kopf und wurde mit einem breiten blauen Band zusammengehalten, das aus der Haut eines Fuchses geschnitten und mit dem Saft gewisser Pflanzen gefärbt war. Vor drei Jahren war es nun, als Lord Frederick Fitz — — als Schiffsfähnrich der englischen Marine einen Theil der Bemannung des „Georges Henry" ausmachte. Dieses Schiff wurde, als der Winter kam, plötzlich vom Eis in der Bai von Ookolevear festgehalten, und Sir J. Frederick, der einen schweren Fall gethan, erregt bei seinen Freunden große Besorgniß. Eines Tages kam ein junges Mädchen zum Schiff und erblickte Frederick auf dem Bette des Capitäns; Thränen kamen ihr ins Auge und sie bat durch Zeichen um die Erlaubniß, ihn in ihr Eishaus zu führen, um ihn zu pflegen und zu heilen. Die Anerbietung Tookolito's (so hieß das Eskimo-Mädchen) wurde angenommen, sie nahm ihn mit, pflegte ihn wie einen Bruder und rettete ihm das Leben, so daß er nach drei Monaten im Kostüm der eingebornen Seekälber in Gesellschaft der Eskimos jagte und mit ihnen an Kühnheit wetteiferte. Unglücklicher Weise schickte sich zum April der „George Henry" an, die Anker zu lichten. Als das junge Mädchen diese Nachricht erfuhr, zog sie sich in ihr Zelt zurück, wo sie Frederick bitterlich weinend fand. Komm, Schwester, sagte er, meine Mutter erwartet Dich in England. Und so geschah es, daß etwas später Lady Fitz — — der Königin Victoria die junge Fremde als ihre künftige Schwiegertochter vorstellte. Die Königin unterzeichnete den Heirathsvertrag und Tookolito wurde Lady Victoria Fitz — —.

Eine Vendetta.

In Corsica stand am 3. August ein Mädchen vor Gericht, das ihren Geliebten ermordet hatte. Dieser Prozeß hat insofern Interesse, als er beweist, daß die Vendetta trotz der Bemühungen der Behörden in Corsica noch in voller Blüthe steht. Die Mörderin — sie nennt sich Marie Devote Obissa, ist 22 Jahre alt, hat regelmäßige Züge und ein höchst sanftes Aussehen, was im grellen Gegensatz zu ihrer That steht — war, sei es durch Ge-

walt, sei es durch Heirathsversprechen, von dem 47 Jahre alten Pierre Toussaint Albani verführt worden. Das junge Mädchen, das den Albani nicht liebte, gestand ihrer Familie den begangenen Fehler ein, und ihr Liebhaber bekräftigte vor ihrer Familie, daß er sie heirathen werde. Nach und nach aber kälter geworden, zog Albani die Sache in die Länge, und da dem jungen Mädchen von ihrer Familie bittere Vorwürfe über ihre Entehrung gemacht wurden, so beschloß sie, sich an demselben zu rächen. Eines Tages, am 9. Februar d. Js., sah sie, wie sich Albani nach einem von der Stadt ziemlich weit entfernt liegenden Weinberge begab. Sofort ergriff sie ein Pistol, verbarg es in einer Tasche und folgte demselben. Als Albani, gegen den sie bereits Drohungen ausgestoßen, dieselbe erblickte, ergriff er seine Jacke, worin sich ein Pistol und ein Dolch befanden. Marie Obissa suchte ihn zu beruhigen, er untersuchte ihre Taschen, fand aber das Pistol nicht, das sie in die Tasche ihrer Schürze versteckt hatte. Sie versöhnten sich hierauf. Albani versprach dem jungen Mädchen auf's Neue die Heirath, und sie, wie eine Zeugin aussagt, gab sich ihm nochmals hin. Beide gingen alsdann nach dem Dorfe zurück. In der Nähe eines vor demselben stehenden Kreuzes angekommen, gerade an der Stelle, wo Albani vor 24 Jahren einen seiner Feinde ermordet hatte, blieb das junge Mädchen einige Schritte zurück, ergriff ihr Pistol und feuerte es auf ihren Geliebten ab, der todt zu Boden stürzte. Albani hatte ihr nemlich, als er sich in der Nähe des Dorfes sah und sich außer Gefahr wähnte, sehr trocken erklärt, er werde sie nie heirathen. Die Devote Obissa, welche die Absicht gehabt, ihn umzubringen, nach der Scene im Weinberge aber alle Mordgedanken verbannt hatte, gerieth darüber so in Wuth, daß sie ihn sofort niederschoß. Im Orte erregte dieser Mord ungeheure Sensation. Die Albani kamen mit Waffen vor das Haus und wollten es stürmen. Glücklicherweise wurde aber durch die Intervention der Gendarmen ein Blutbad verhindert. Die Geschwornen und der Gerichtshof traten sehr milde gegen die Angeklagte auf. Sie verurtheilten sie nur zu 5 Jahren Gefängniß. Die Familie der Angeklagten schien entzückt zu sein, daß sie keine größere Strafe erhalten. Die Freude sollte aber nicht lange dauern, denn kaum war das Urtheil gesprochen, so stieß der Bruder des Verstorbenen einem nahen Anverwandten der Devote Obissa ein Messer in die Brust. Er wurde sofort festgenommen und nach dem Gefängnisse gebracht, wo er der Devote Obissa begegnete. Er entriß einem Gendarmen den Säbel, um über dieselbe herzufallen, wurde jedoch daran verhindert, neues Unheil anzurichten. Er suchte sich dadurch zu entschuldigen, daß er dem Wunsche nicht habe widerstehen können, seinen Bruder zu rächen. Das neue Opfer der corsicanischen Vendetta soll nicht tödtlich verwundet sein.

Unter der Ueberschrift Rechtfertigungsgründe für den Schnurbart liest man in dem englischen „Punch's Almanac": Wir geben hier eine Liste, welche das Tragen von Schnurbärten rechtfertigt. Es hat uns viele Mühe gekostet, sie zusammenzustellen. Wir mußten deßhalb wenigstens 1000 mit Schnurbärten geschmückte Personen befragen. Folgendes ist das Ergebniß ihrer Antworten: Man trägt Schnurbärte, um sich nicht rasiren zu dürfen, dies war die Antwort von 69 Personen; um sich gegen den Schnupfen zu schützen, 32; um die Zähne zu verdecken, 5; um eine hervorragende Nase zu verbergen, 5; um es zu vermeiden, im Auslande für einen Engländer gehalten zu werden, 7; weil man Militär ist, 6; weil man Militär war, 22; um den Prinzen Albert nachzuahmen, 2; um sich das Ansehen eines Künstlers zu geben, 29; weil man Sänger ist, 3; weil die liebe Frau den Schnurbart liebt, 5; weil man Tourist ist, 17; weil man lange auf dem Festlande gelebt hat, 3; weil der Schnurbart das Athmen unterstützt, 29;

weil er der Gesundheit zuträglich ist, 77; weil er die Bewunderung der Mädchenwelt erregt, 471.

Weltanschauungen aus den Temperamenten.

Der Melancholikus.

Ich bin ein Melancholist,
Mir macht die Convention Verdruß.
Der Herr von Bismarck ärgert mich,
Und Wantrup wünscht ich, hänge sich.
Von Virchow wurmt mich jedes Wort,
Und Beust wünscht ich an einen Ort,
Wo sich kein menschlich Wesen regt,
Weil er schon oft mein Blut bewegt.

Der Sanguinikus.

Wie rosig wird die Zukunft sein!
Schon seh' ich, wie vom linken Rhein
Napoleon die Hand uns drückt,
Und Herr von Roon ihm Trauben pflückt.
Der Papst, von aller Welt geliebt,
Mazzini'n seinen Segen gibt,
Der Kassler nach der Wilhelmshöh'
Feldjäger ladet zum Diner.

Der Cholerikus.

Kreuzhimmeltausendsapperament!
Wann nimmt die Halbheit nur ein End'?
Baut Flotten, werbt ein neues Heer,
Greift Oestreich an, setzt über's Meer,
Rächt deutsche Schmach und deutsche Schand,
Jagt die Philister aus dem Land!
Ein Schuft, der's Wort „Geduld" noch nennt!
Kreuzhimmeltausendsapperament!

Der Phlegmatikus.

Was geht mich Schleswig-Holstein an?
Hab' keine Hypothek daran;
Ob Deutschland hundert Fürsten hat,
Ob Einen — eß ich mich nur satt.
Die Welt mag werden umgekehrt,
Werd' ich nur nicht im Schlaf gestört,
Und sitz' ich bei 'ner Partie Wist,
Daß dann nur's Bier nicht sauer ist.

Weltgeist.

Wirkt', oder laßt der Sach' den Lauf,
Setzt Euch des Schlafes Mützen auf,
Ereifert Euch, seid voller Wuth.
Lärmt, oder bleibt bei kaltem Blut;
Das ist mir Alles einerlei,
Ich schreite vorwärts frisch und frei,
Und wer sich in den Weg mir stellt,
Der wird zertreten und zerschellt.

Reisender. Mein lieber Herr Wirth, Sie sehen mich ganz erstaunt über ihre Freundlichkeit. Man hat Sie mir ganz anders geschildert. Wirth: Wie, was halten Sie von mir? Glauben Sie, ich mache jedem hergelaufenen Lumpen sogleich Grobheiten!

Aus Hamburg berichtet die Dorfzeitung folgenden Fall verwandtschaftlicher Verwickelungen: „Ich machte die Bekanntschaft einer jungen Wittwe, welche mit einer erwachsenen Stieftochter in demselben Hause wohnte. Ich heirathete sie. Mein Vater, welcher die Gelegenheit hatte, unsere Stieftochter häufig zu sehen, verliebte sich in diese und machte sie zu seiner Frau. Dadurch wurde meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters und aus meiner Stieftochter ward meine Stiefmutter und der Stiefvater verwandelte sich in einen Stiefsohn. Meine Stiefmutter, Stieftochter meiner Frau, bekam einen Sohn — ich folglich einen Bruder, denn er ist der Sohn meines Vaters und meiner Stiefmutter; aber da er zugleich der Sohn unserer Stieftochter ist, ward meine Frau seine Großmutter und ich der Großvater meines Stiefbruders. Meine Frau schenkte mir ebenfalls einen Sohn — meine Stiefmutter, Stiefschwester meines Knaben, ist zugleich seine Großmutter, denn er ist der Sohn ihres Stiefsohnes und mein Vater, der Schwager meines Kindes, da dessen Schwester seine Frau ist. Ich bin der Bruder meines eigenen Sohnes, welcher das Kind meiner Stiefgroßmutter ist. Ich bin der Schwager meiner Mutter — meine Frau ist Tante ihres eigenen Sohnes — mein Sohn Enkel meines Vaters und ich — mein eigner Großvater."

Im Trauerspiel.

„Aber, lieber Vater, wie können Sie bei einer so tragischen Scene so lachen; rührt Sie denn der Tod dieses Helden gar nicht?"

„„Mich rühren? — warum denn? Erstens ersticht er sich nicht wirklich und zweitens, wenn er sich wirklich erstäche, was geht denn das mich an?""

Halm's „Fechter von Ravenna" wurde kürzlich im Theater von Melbourne unter immensem Beifall aufgeführt. Die dortige Kritik läßt bei dieser Gelegenheit ihre Weisheit leuchten und belehrt das Publikum, daß das Stück von dem schon (!) als dramatischen Dichter bekannten Friedrich Hahn (sic) verfaßt sei, und daß ein Schulmeister aus Bayern, Namens Laube sich fälschlich für den Verfasser desselben ausgegeben habe.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz

Nro. 40. XII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Oktober 1865.

Ein Jagdabenteuer.

Einer meiner ältesten Freude, welcher von einer Reise durch Süd-Amerika zurückgekehrt war, lud mich zu einem Besuche ein, indem er hinzufügte, daß er mir allerlei Dinge, die er mir mitgebracht habe, zeigen könnte. Als ich endlich seiner Aufforderung folgte und in sein Naturalienkabinet trat, fiel mein Auge zuerst auf einen ungeheuren Vogel, dessen ausgebreitete Flügel nicht weniger als sechszehn Fuß maßen und der am Plafond des Zimmers aufgehängt war. Ich äußerte mein Erstaunen über die Größe, und mein Freund erwiderte darauf lächelnd: „Ja das ist ein prachtvoller Vogel; er hat mir aber auch mehr Angst und Gefahren verursacht, als die ganze übrige Sammlung.“

„Wie so?“ fragte ich.

„Ja das war ein furchtbares Abenteuer“, antwortete er, „und wenn sie Alles angesehen haben, will ich Ihnen die Geschichte bei einem Glas Wein erzählen.“

Wir brauchten zwei Stunden, um Alles durchzusehen, dann begaben wir uns nach der Bibliothek meines Freundes, wo wir auf unsere beiderseitige Gesundheit tranken, und worauf mein Freund seine Erzählung begann.

„Als ich mich in La Paz, einer der blühendsten Städte Südamerika's am Andesgebirge aufhielt, machten meine Freunde mir den Vorschlag, nach dem See Titicaca zu reisen, wo wir, wie sie sagten, äußerst romantische, fast unzugängliche Felsenklippen finden würden. Dies war mir sehr willkommen. Die Reise wurde sogleich beschlossen, und nachdem wir uns einen erfahrenen Führer verschafft und Alles, was zur Reise nöthig war, besorgt hatten, machten wir uns auf den Weg.

„Wir kamen nach einer mühsamen Reise nach den Ufern eines Sees, der ein wildes, höchst malerisches Aussehen hatte. Ringsum war die Landschaft wild und zerklüftet, die tiefe Ruhe welche darüber ausgebreitet war, gab ihr aber zugleich eine solche Harmonie, daß

sie den Eindruck des Erhabenen machte. Es war schon Nachmittag, als wir dort ankamen, und da die Sonne bald darauf hinter die Schneekoppen der Westseite zu sinken begann, beschlossen wir, unser erstes Lager aufzuschlagen und unsere Forschungen bis zum nächsten Tage auszusetzen. Bald nachdem wir Halt gemacht und unser Führer Joseph unser frugales Mahl bereitet hatte, lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der hinter einer zerklüfteten Klippe auf einer fernen Felsenspitze hervorragte. „Sennores“, sagte er, nachdem er gesehen, daß wir ihn in's Auge gefaßt, „das ist das Nest eines Condor Paares, das dort seit Jahren seine Jungen aufzieht, da es sicher ist, daß es dort Niemand erreichen kann, denn da klimmt so bald Keiner hinauf.“ Er erzählte darauf, daß einige Bergbewohner es versucht hätten, aber dabei zu Schaden gekommen seien. Einmal soll einer hinaufgekommen sein, aber der furchtbare Vogel habe ihn trotz seiner tapferen Gegenwehr über den Rand der Klippe gezogen und in den Abgrund geschleudert. „Sollte man den Vogel nicht tödten können?“ fragte ich Joseph. „Nein, Sennor“, erwiderte er mit großer Bestimmtheit. „Der Condor ist zu stark, und namentlich würde er jetzt zu fürchten sein, wo Junge im Neste sind, die er mit der größten Wuth vertheidigt.“

„Je mehr unser Führer in dieser Weise dagegen sprach, desto mehr reizte uns der Angriff, und wir beschlossen am nächsten Tag eine Klippe zu ersteigen, welche das Nest überragte und von wo wir einen Blick auf den furchtbaren Vogel mußten werfen können. Demgemäß machten wir uns am nächsten Morgen voll Lust auf den Weg, nach mühsamem, ermüdeten Emporklimmen kamen wir endlich auf dem Gipfel der Klippe an und nahmen dort erst einige Erfrischungen zu uns, ehe wir weiter vorangingen.

„Nachdem ich meinen Revolver nachgesehen und mein Jagdmesser in die Scheide lose gesteckt hatte, bereitete ich mich auf die gefahrvolle Reise vor, indem ich alle überflüßigen Kleidungsstücke abwarf, das eine Ende des Seiles um meinen Leib und das andere an einen Holzblock band, der an den Rand der Klippe gestellt wurde. Dann ließ ich mich vorsichtig hinab, bis ich an den Armen hing, schaute umher und gab, als ich sah, daß Alles in Ordnung war, das Zeichen, daß ich hinabgelassen werden wollte, bis meine Füße die Klippe berührten. Darauf kroch ich leise und sorgfältig entlang, bis ich das Nest entdeckte, das unter Zweigen verborgen war und gegen vier Fuß im Durchmesser hatte. Glücklicherweise war die Mutter fort, und mit freudeklopfendem Herzen ging ich auf das Nest zu, in dessen Nähe ein wilder Weinstock Wurzel gefaßt hatte und eine Felsenhöhlung umrankte. Als ich durch diese hindurchtrat und in das Nest sah, erblickte ich zwei junge Vögel in einem weichen Federnest.

Sie waren etwa so groß wie große Gänse, und ich beschloß daher rasch, sie zusammenzubinden und mit ihnen zu entfliehen. Während ich aber damit beschäftigt war, fühlte ich einen Ruck an meinem Leibe, und man kann sich meine Empfindung denken, als ich gewahrte, daß das Seil sich aus irgend einem Grunde gelockert hatte, losgegangen war und etwa fünfzig Fuß über dem Abgrund hing. Rasch ließ ich die Vögel fallen, zog mein Messer, schnitt das Seil durch und war im Begriff, es einzustecken, als ein wilder Schrei meine Aufmerksamkeit erregte. Verstört sah ich auf und erblickte zu meinem Entsetzen über dem See einen großen Vogel der die Luft durchschnitt und gerade nach der Richtung wo ich stand, hinflog. Großer Gott! Nie vergesse ich das entsetzliche Gefühl, das mich in dem Augenblicke erfüllte, als ich die volle Gefahr meiner Lage erkannte. Auf dieser Felsenkante,

fern von meinen Freunden, allein mit dem ungeheuren Vogel, der wie ein Teufel auf mich zustürmte, um mich zu zerreißen! So furchtbar dieses Gefühl war, fühlte ich jedoch auch Muth und Kraft zum Widerstande in mir, eilte durch die Höhlung zurück, zog meinen Revolver und erwartete den Angriff. Mit furchtbarem Schrei, der von Klippe zu Klippe hallte, kam der wüthende Condor auf mich losgeschossen, und als er herabschwebte, erhob ich meinen Revolver und zielte, so gut ich es in der furchtbaren Aufregung vermochte. Dreimal schoß ich und entlud den Inhalt des Pistols in die Brust des furchtbaren Thieres, ehe es seine Klauen in mein zuckendes Fleisch schlug und mit dem furchtbaren Schnabel nach mir hackte. Mit der Energie der Verzweiflung hieb ich mit meinem Jagdmesser um mich, während ich mit der Linken den Weinstock faßte, um meinen Feind zu verhindern, mich nach dem Abgrund der Klippe zu ziehen. Unablässig bohrte ich das Messer in seinen Leib, aber ohne eine Wirkung dadurch zu erzielen. Während der Vogel so stark und kräftig wie im Anfange fortkäpmfte, fühlte ich meine Kräfte schwächer werden und begann zu fürchten, daß sie mich verlassen würden. Meine Stöße wurden nach und nach schwächer meine Hand hielt den Weinstock nicht mehr fest genug, meine Knie begannen zu zittern und ich fühlte, daß meine Kräfte mich verließen. „Gott erbarme sich meiner Seele!“ rief ich bebend aus, während ich mit einer letzten furchtbaren Anstrengung mein Messer bis zum Heft in die Kehle meines gefiederten Feindes bohrte. Der Stoß warf mich zu Boden, und es schien mir, als falle ich leise einen dunkeln Abgrund hinab, während das Unthier meine Kehle zerfleischte, heisere, teuflische Schreie ausstoßend, — hinunter, hinunter ging es, bis wir am Fuß einer furchtbaren Kluft ankamen, wo Alles um mich her finster wurde.

Als ich zum Bewußtsein erwachte, lag ich auf dem Boden der Höhle, auf der ich gestanden hatte, und der Condor verendet und steif neben mir. Der letzte Stoß, den ich gethan, hatte die Schneide des Jagdmessers zwischen zwei Rückenwirbel getrieben, die Wirbelsäule durchschnitten und dadurch den unmittelbaren Tod des Ungeheuers verursacht. Aber mit welchen Gefühlen mußte ich um mich blicken! Die Sonne ging herrlicher unter, als ich sie je gesehen hatte, aber nicht ein einziger Laut unterbrach die furchtbare Stille, welche ringsum herrschte. Verwundet, blutend, halb ohnmächtig und verzweifelnd, saß ich dort und bewachte die Felsenhöhen, welche immer dunkler und unbestimmter wurden und sich endlich ganz in dichten grauen Nebel hüllten, und als Stern nach Stern emportauchte und den Himmel mit seinem Glanze erfüllte, zog die furchtbarste Verzweiflung in meine Brust und mein Verstand begann zu wanken. Welche Hoffnung hatte ich noch? Meine Freunde mußten mich todt glauben und waren zurückgegangen, um nie wieder zurückzukehren. Der Führer würde mein keckes Abenteuer denen der anderen in seiner wundervollen Erzählung beifügen — und meine Knochen mußten unterdessen unbeerdigt auf dem Felsen meiner Tollkühnheit bleichen! Mit tiefem Seufzer ließ ich das Haupt auf die Brust sinken, und als ich es that, fiel der Schimmer eines kleinen Feuers in der fernen Dunkelheit in mein Auge. Begierig strengte ich meine fieberischen Augen an, um den Schatten eines menschlichen Wesens in der Nähe des Feuers zu erspähen, denn wo dieses war, mußten auch Menschen sein. Eine schwache Hoffnung entsprang meiner Brust. Konnten es nicht meine Gefährten sein, die nachdem sie mich aufgegeben, nach dem Ort zurückgekehrt waren, von dem aus unser Führer uns das Nest gezeigt hatte? Mit dem Gedanken hieran wuchs auch die Hoffnung; ich zog mein Pistol und feuerte beide Läufe nach einander ab; aber ach! es kam kein Laut

zurück, als das Echo, daß meiner Noth spottete. Großer Gott! Sollte ich im Angesichte menschlicher Wesen, ohne daß sie eine Anstrengung zu meiner Rettung machten, verkommen? Der bloße Gedanke daran machte mich beinahe wahnsinnig, da durchzuckte es wie ein belebender Funke mein angstdurchglühtes Gehirn, und es überkam mich dabei wie ein Gefühl der Rettung, das unbeschreibar ist, daß ich vielleicht das Nest anzünden, und dadurch die unten Befindlichen darauf aufmerksam machen könnte, daß sich oben ein lebendes Wesen befand, das aus Mangel an Hilfe dem Verderben ausgesetzt war. Mit zitternder Hand zündete ich ein Schwefelholz an, häufte ein paar trockene Blätter zusammen, kroch nach dem Nest und legte sie darauf. Eine Zeit lang schien es, als wollten sie nicht brennen, dann brach jedoch die Flamme hervor, die trockenen Zweige fingen Feuer, und in wenigen Minuten brannte das ganze Nest prasselnd lichterloh.

Ach, wie ängstlich bewachte ich es und lauschte, ob ihm nicht ein Zeichen des Verständnisses folgen würde. Freude, Freude! Ja, es kam. Eine Büchse wurde unten abgeschossen, ein zweiter und ein dritter Schuß folgten. Halb verrückt vor Freude, ergriff ich einen großen Theil des brennenden Nestes und schleuderte ihn mit aller Kraft in das Dunkel hinein, und als es wie ein Meteor hinabflog, rollten zwei neue Schüsse durch die stille Luft. Gott sei gelobt! Meine Freunde waren unten, und ich sollte gerettet werden. Ich will jetzt nicht wieder erzählen, was ich während der Nacht empfand und mit welcher halb wahnsinnig machenden Angst ich die langsam dahinschleichenden Stunden bis zur Dämmerung zubrachte. So wie es hell wurde standen meine Freunde auf dem Felsen über mir und bereiteten Alles zu meiner Rettung vor. Ich warf den Condor über den Klippenrand, und während ich das Seil fest um meinen Leib band, sah ich mit Ueberraschung, wie der Vogel wie ein lebendes Wesen im Kreise flog, je mehr er sich dem See näherte. Die Flügel hatten sich ausgebreitet und trugen ihn langsam von der Felshöhe herab. Während er langsam herniederflog, wurde ich ebenso langsam hinaufgezogen und endlich erreichte ich unter Freudenrufen den obersten Felsen, wo ich in die Arme meiner Freunde sank, die mich wie einen vom Tode erstandenen begrüßten. Sie reichten mir Erfrischungen, verbanden meine Wunden, und eine Stunde nach Sonnenuntergang gelangten wir glücklich nach dem See, wo ich den Preis fand, den ich mit so viel Gefahren errungen hatte und den ich jetzt als Andenken an die um ihn erduldeten Leiden aufbewahre.

„Das“, sagte mein Freund indem er unsere Gläser von Neuem füllte, „ist die Geschichte des furchtbaren Vogels, der jetzt so harmlos in meinem Kabinet hängt.“

Das wiederentdeckte Lebenselixir.

Herr C. in Marseille der Besitzer eines bedeutenden Handelshauses, welches seine Verbindungen bis nach der Levante ausgedehnt, läßt augenblicklich an Stelle einiger schon seit vielen Jahren in Trümmer fallender Häuser einen prächtigen Palast errichten. Das eine dieser verwitterten Häuser soll früher dem berühmten Raimundus Lullus zur Wohnung ge-

dient haben, als er sich nach Süd-Frankreich begab, um daselbst die Lehren seiner Ars magna zu verbreiten.

Ein Arbeiter war damit beschäftigt, eine Mauer stärker und fester als alle übrigen, niederzureißen, als er plötzlich auf einen unerwarteten Widerstand stieß. Seine Hacke schägt gegen eine sorgfältig in das Gemäuer eingefügte eiserne Thüre. Man ruft Herrn C.; er begibt sich sofort an Ort und Stelle und läßt die Thür ausheben. Flaschen von sonderbarer Form, Retorten mit langen Hälsen und dicken Bäuchen tauchten vor den Blicken des etwas enttäuschten Eigenthümers auf, welcher ohne Zweifel auf einen Schatz ganz anderer Art gehofft hatte. Die meisten Phiolen, einst wahrscheinlich mit den Präparaten eines Alchymisten gefüllt, waren leer, und die kostbaren Flüssigkeiten, welche sie früher wohl enthalten haben mochten, waren wohl im Laufe der Jahrhunderte in Dampfform entwichen. Ein einziger äußerst sorgfältig verschlossener Kolben, dessen Oeffnung eine dicke, durch Staub und Zeit geschwärzte Wachsschichte verschloß, gab beim Schütteln einen Ton von sich, als wie wenn er noch etwas Flüssigkeit enthielte. O Wunder! Er trug eine Etiquette, auf welcher mit einer zwar noch leserlichen, aber von der Feuchtigkeit halbverwischten Schrift „Longae vitae elixir“ stand.

Unter dieser Flasche lag ein einige Blatt starkes Manuskript, aber auf diesem Pergamente, welches weniger gut erhalten war, ließen sich nur einzelne Worte lesen, zu deren Entzifferung man einen Professor des Gymnasiums zu Hilfe ziehen mußte und deren Sinn trotzdem völlig räthselhaft blieb. Nur die Worte Paracelsus ... Regiomontanus ... sulphur ... aeternitas ... dum semel bibat ... waren gut erhalten und kehrten an einzelnen Stellen wieder. Eine allgemeine Aufregung folgte. Ohne Zweifel hatte man jenes berühmte Elixir, welches nach dem Ausspruche aller Zeitgenossen, Paracelsus aufgefunden hatte und das ihn jedenfalls vor den Krallen des Todes bewahrt hätte, wenn er nicht, müde eines zu einförmigen Lebens, ein zweites Elixir entdeckt hätte, welches die Wirkungen des ersten wieder aufhob.

Ohne weitere Nachforschnungen anzustellen, ließ C. . . . sofort Gläser holen; seine Familie umgab ihn; man maß die Dosen für jedes einzelne Mitglied ab; der Arbeiter, welcher den Schatz gefunden hatte, wie der Professor, waren die einzigen Fremden, welche auch von dem Tranke der Unsterblichkeit kosten durften.

Als man den Inhalt des Gefäßes in ein Glas goß, verbreitete sich ein Duft welchen die Einen mit dem Geruche alten Branntweins, die Andern mit dem Aroma des schönen Kirschenwassers von Rothenfels verglichen. C. . . . welcher sich als Familien-Oberhaupt die größte Dosis vorbehalten hatte, erklärte, daß höchstens der concentrirteste Rum an Stärke diesem Elixir gleiche. Fräulein C. . . . klagte, daß sie gleich die Kehle daran verbrannt habe. Bald darauf zeigten sich bei Allen ganz eigenthümliche Erscheinungen.

Zuerst gab sich eine innere Wärme und eine Art unwillkürliche Aufregung kund. Unsern Unsterblichen schien es, als wenn sich ihr Kopf auf ihre Schultern neigte und der Boden unter ihren Füßen schwankte. Uebrigens erfüllte ihre Herzen die größte Hoffnung und alle gaben ihre Freude in lautem Jubel zu erkennen. C. . . . glaubte in seinen Magazinen die Schätze Californiens und Chinas aufgehäuft, der Professor ging aus seinem sonstigen pedantischen Rahmen heraus und wollte dem Fräulein C. . . . einige Verse Virgils

erklären, über welche Montaigne einen berühmten Commentar geschrieben hat; die junge Dame endlich schien für alle Schönheiten der lateinischen Sprache empfänglich.

Bald jedoch folgten diesem ersten Stadium ernste Störungen. Herr C. sprang einige Mal auf und fiel dann plötzlich mit lautem Geräusch zu Boden. Man mußte ihn schleunigst in sein Bett schaffen. Auch die anderen wurden alsbald Opfer dieser mysteriösen Wirkung und selbst das Mitglied des Gymnasiums folgte dem Beispiele jenes Stieres, dessen jähen Sturz Virgil beschreibt und der regelmäßig in jedem Jahre zu derselben Zeit der Gegenstand der klassischen Bewunderung unsers Professors ist.

In aller Eile berief man aus der ganzen Stadt ein Dutzend Aerzte. Diese blickten sich höchst erstaunt an. Die ganze Familie befand sich in sehr bedenklichem Zustande. Die Haut der Patienten war brennend heiß, ihre Gesichter glühten, alle lagen im Dilirium und zeigten außerdem die Symptome der Seekrankheit. Die Unglücklichen werden sich vergiftet haben! Aengstlich prüft man die bestaubte Phiole, welche das Elixir enthalten hat. Sollte es nicht vielleicht das berühmte Gift der Borgias sein? Ein Arzt gießt die wenigen Tropfen, welche sich in der Flasche befanden in eine Untertasse, taucht seinen Finger hinein und bringt ihn an die Zunge. Der Geschmack ist ihm nicht unbekannt.

„Schnell ein Zündholz!" ruft er und setzt den Inhalt der Untertasse in Brand; dieser brennt mit bläulicher Flamme. Kein Zweifel mehr! „Es ist Alkohol!" und alle zwölf Aerzte brechen in schallendes Gelächter aus.

Indessen hoffen wir, daß Herr C. . . . und seine Familie ewig leben werden.

Wer ist aber der unbekannte Alchymist, der vielleicht vor Arnaud de Villeneuve den Alkohol entdeckte und sich bei dessen Gebrauch so wohl befand, daß er ihm eine solche Kraft zuschrieb?

Schutz deutscher Großstaatsbürger im Ausland.

Man kennt die schöne Geschichte von jenem Thüringer Landgrafen, der den Esel eines Thüringer Krämers, welchen einige fränkische Ritter in Würzburg geraubt hatten, mit Waffengewalt wieder holte. Er zog mit seiner Kriegerschaar von der Wartburg bis gen Würzburg und bedrängte die stolze feste Bischofsstadt so lange, bis der Esel herausgegeben und seinem Unterthan sein Recht geworden war. Das war eine ritterliche Fürstenthat, die man im Thüringer Volke dem tapferen Landgrafen Ludwig dem Heiligen noch heute nicht vergessen hat. Wie steht es in der Gegenwart mit solchem Schutz für deutsche Bürger in fremden Landen? Es muß schlimm damit aussehen, wenn eine Geschichte wahr ist, die jetzt plötzlich an den Tag kommt. Vor etwa 12 Jahren fuhr ein Optikus aus Berlin mit seinem Weibe und mit seinem 14jährigen Töchterchen, mit regelmäßigen Pässen versehen, auf zwei mit 6 Pferden bespannten Wagen, in 11 Kisten Pretiosen und optische Instrumente die einen Werth von mehr als 20000 Rubel Silber hatten, durch das Gouvernement Tambow in Rußland. In der Nähe der Hauptstadt Tambow werden sie plötzlich, als der Spionage verdächtig, arretirt, das Kind wird den Eltern entrissen, sie sitzen eine

Woche und müssen zwei volle Jahre in Tambow bleiben, und zwar ohne vom Schicksal ihrer Tochter wieder etwas zu erfahren. Nach der öffentlichen Angabe des Unglücklichen in einem „nothgedrungenen Aufruf", welchen die Berliner Gerichtszeitung unter der Rubrik „Eingesandt" abgedruckt hat, geschah dies Alles auf Befehl des Gouverneurs Dansas, eines emigrirten Franzosen, der sich mit dem Procureur in die konfiszirten Pretiosen getheilt haben soll. Letzterer nahm der Frau des als Spion verfolgten auch noch ihren einzigen Brillantring und ihre goldene Ankeruhr ab, angeblich, um dafür zu sorgen, daß sie nicht nach Sibirien transportirt, sondern nach Preußen, ihrer Heimath, zurückgewiesen würden, und selbst als die eingeleitete Untersuchung keine Schuld aufgedeckt hatte, gelang es nur den vereinten menschenfreundlichen Bemühungen mit Namen genannter Männer (eines Corps-Generals Liprandi, eines Raths Hübner, der dafür vom Gouverneur seines Postens entlassen wurde, und zweier anderer Deutschen, Dr. Brandt und Rentier Thomas, die gegenwärtig in Dresden leben sollen), den Verfolgten und Beraubten statt den Weg nach Sibirien den nach Preußen zu öffnen, wohin sie gleich gemeinen Verbrechern und unter dem strengen Verbot der Rückkehr gebracht wurden. Die russischen Behörden hatten indeß die Pferde des Preußen verhungern lassen und der Ehefrau wurde Papiergeld von bedeutendem Werth aus dem Busen gerissen, so daß ihnen ein paar Kisten voll zerbrochener Instrumente als einziges Eigenthum geblieben waren. Lassen wir den Mann nun selber reden; er schließt in seinem „nothgedrungenen Aufruf" also: „Jetzt stehen wir im hohen Alter, sind verarmt und der Verzweiflung Preis gegeben. Unsere Beschwerde beim Petersburger Senat rief zwar eine Untersuchung gegen den Gouverneur hervor, dieser verstand es aber die Senatoren für sich zu gewinnen und wir erhielten den Bescheid, daß unsere Beschwerde unbegründet sei. Zum Beweise des Obigen berufen wir uns auf 1) die beim hiesigen auswärtigen Ministerium beruhenden Akten betreffs unserer Angelegenheit, namentlich den Bericht des gesandtschaftlichen Rechtskonsulenten Starck in Petersburg, 2) den Ministerpräsidenten a. D. v. Manteuffel, 3) den geheimen Kabinetsrath Illaire und die schon oben genannten Personen. Was sollen wir thun? Unsere Schreiben an den russischen Kaiser werden regelmäßig in Rußland unterschlagen, der russische Senat hat uns abgewiesen, unsere Immediat-Eingaben bei Sr. Maj. dem König von Preußen blieben unbeantwortet und unsere Schritte bei dem auswärtigen preußischen Ministerium und dem geheimen Kabinet hatten keinen Erfolg, man antwortete uns: Ihretwegen können wir mit Rußland nicht Krieg anfangen. Wohlwollende Menschenfreunde fragen wir deßhalb um Rath, welcher Weg uns noch übrig bleibt, um zu dem Unsrigen zu gelangen. Berlin im August 1865. Die Optikus Wolff'schen Eheleute, Linienstraße 66." — „Ihretwegen können wir mit Rußland nicht Krieg anfangen!" — So!! Ist denn das auch gleich das Nächste? Wozu hat man die Gesandten und bevollmächtigten Minister an den Höfen? Ist etwa für sie die Wahrung des Rechts eines Staatsangehörigen eine zu unbedeutende Aufgabe? Wahrlich, und wenn eine Regierung in einem Fall, wie der vorliegende, es bis zu einem Krieg kommen ließe, um eines einzigen Bürgers willen, so würde dies den Staat in seinem eigenen ganzen Volke höher erheben, Liebe und Treue und Stolz stärker befestigen, als ein sogenannter Befreiungskrieg für ein Brudervolk, der die Unterjochung desselben zum Endziel hat. Wie könnte jeder Preuße sich ganz anders in die Brust werfen und mit gerechtem Hochgefühl ausrufen: „Ich bin ein Preuße!" wenn solche russische Geschichten, so wenig möglich wären, als solch schleswig-holsteinische!

Der Teufel in Berlin.

Die ganze Welt macht Reisen nun;
Das ist ein Drängen und Treiben!
Warum soll der Teufel nicht auch es thun,
Alleinig zu Hause bleiben?

Und er packt rasch den ledernen Ranzen,
Und greift nach dem Wanderstabe;
Steckt einige gangbare Münz' in die Tasch,
Und bummelt dahin im Trabe.

„Sag' Einer noch, auf der Welt sei's nicht schön,
Nicht lustig hier auf der Erden;
Der sollte sogleich von den lustigen Höh'n
Zum Teufel gesendet werden.

„Potz tausend! ist das ein Leben hier,
Fürwahr: „Die beste Welt!"
Ich bin vor Vergnügen des Teufels schier,
So herrlich find' ich's bestellt.

„Die dummen Ideen von Recht und Moral,
Die sind, Gott Lob! veraltet!
Und Meister ist, wer ohne Wahl
Nach Belieben schaltet und waltet.

„Das wär' ein Tummelplatz für mich
Und meine Weltansichten;
Viel schneller als Bismarck noch wollt' Ich
Die Welt auf den Glanz herrichten.

Der hat die rechte Bahn erkannt,
Und die rechten Mittel ergriffen,
Daß bald selbst der Unterthanenverstand
Auf dem letzten Loche gepfiffen.

„Herr Junker Bismarck, das ist mein Mann,
An dem selbst — ohne Zweifel —
Aufrichtige Freude haben kann
Ein Kerl wie ich — der Teufel!

D'rum wehe dem Narren in folio,
Der den Junker wollt' umbringen;
Ich müßte das Vieh ex officio
Mit Haut und Haar verschlingen.

„Held Bismarck ist ein großes Genie,
Mit dem die Welt wohlberathen;
Ich ziehe, dankbar beugend das Knie,
Meinen Hut vor seinen Thaten.

„Graf Bismarck lege recht lange noch
Im guten Berlin seine Eier;
Und stirbt er an Altersschwäche doch,
Mach' Ich ihn zum Obermeier!

(M. Raketen.)

In Frankfurt wurde bei dem jüngst dort abgehaltenen Jugendwehrtag viel Ueberschwengliches gesprochen, wie es bei dergleichen Festlichkeiten gewöhnlich der Fall ist; unter anderen äußerte ein Redner: „„Unsere Söhne müssen die Gewehre noch mit der Muttermilch einsaugen!""

Gruß an die Sonne.

Der spanische Gesandte . . . . . a hatte sechs Monate in London zugebracht, in welcher Zeit er vergeblich auch nur nach einem Sonnenstrahl spähte, da die britischen Nebel vorzugsweise ihre dichten Schleier über die Themsestadt eigensinnig ausgebreitet hatten. Einigen seiner Landsleuten bewilligte er eine Audienz, und als diese, sich verabschiedend, ihn um seine Befehle für sein Vaterland ersuchten, reichte er ihnen die Hand mit der Bitte: „Versichern Sie dem Könige meine Ehrfurcht, und grüßen Sie die Sonne wenn sie ihrer ansichtig werden!"

Als die brittische Regierung die jonischen Inseln verließ quittirte der Militärarzt Barry seinen 40jährigen Dienst, und ließ sich für seinen Lebensrest in Corfu nieder. Vor ungefähr einem Monat starb er, und die ärztliche Sektion ergab ein Weib. Wann und warum diese Vermummung stattfand, ist zur Zeit noch ein Geheimniß, höchst merkwürdig aber bleibt, wie aber ein Weib 40 Jahre lang unentdeckt als britischer Offizier dienen, ein regelmäßiges Doktordiplom erwerben und ein berühmter chirurgischer Operateur werden konnte. Eine Londoner Correspondenz erzählt von dieser merkwürdig Verstorbenen: Sein einziger Fehler war Duellwuth. Er nahm die kleinste Meinungsverschiedenheit für „Tusch". In der Kapstadt schoß er einem Offizier durch die Lungen, weil er über das Wetter anderer Meinung war als er selber. Er wurde versetzt als Stabsarzt nach Malta und schließlich nach Corfu. Ueberall forderte er auf die leisesten Scherzworte hin, so daß es endlich von Regimentswegen angeordnet wurde von seinen Sticheleien und zänkischem Wesen keine Notiz mehr zu nehmen. Und der nimmermüde Duellant war eine Frau!

Der Baron v. M. versicherte einst: „Auf meine Ehre um Alles, was ich bei Hofe geworden bin, bin ich auch nicht einen Schritt gegangen." — Das glaube ich wohl, sagte eine Dame, „kriechen heißt ja auch nicht gehen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut: Verantwortlicher Redakteur August Benz.

Nro. 41. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Oktober 1865.

Die Geschichte des Strandwächters.

Um mich zu erholen, hatte ich einen Ausflug an die südliche Küste von Cornwall gemacht, und in einem kleinen, nicht weit vom Meere gelegenen Dorfe meine Wohnung genommen. Die regelmäßigen Spaziergänge am stillen Ufer und die frische stärkende Seeluft hoben in kurzer Zeit meine geschwundenen Kräfte, und ich dachte bereits ernstlich daran, die Rückkehr anzutreten, als ich die nachstehend geschilderte Begegnung hatte.

Es war ein schöner mondheller Abend, und ich stand am Fenster meines Wohnzimmers, die wenigen dort weilenden Fremden beobachtend, welche von Zeit zu Zeit vorüber gingen, als plötzlich der Gedanke in mir erwachte, jetzt, beim Mondlichte, einen Spaziergang über die Klippen des Ufers zu machen. Es war schon oft meine Absicht gewesen, um Gelegenheit zu haben das eigenthümliche und gefahvolle Leben der englischen Strandwächter etwas näher beobachten zu können, und ich entschloß mich deßhalb kurz, dieses schon so lange verschobene Vorhaben endlich zur Ausführung zu bringen.

Eine halbe Stunde lang mochte ich an der Küste entlang geschlendert sein, versunken in den Anblick der tiefblauen Wellen, auf denen hie und da ein weißes Segel im Mondlichte schimmerte, als ich plötzlich einen Schritt hinter mir vernahm und beim Aufblicken einen Mann an meiner Seite gewahrte, dessen dampfende Tabakspfeife mich schnell meinen Phantasieen entriß.

Er trug einen groben Lootsenmantel und einen niedrigen Hut, während ein dicker Stock in seiner Hand seine einzige Angriffs- und Vertheidigungswaffe zu sein schien. Ich sah sogleich, daß mein neuer Gefährte einer von denjenigen Männern war, deren Leben mich so sehr interessirte, und nachdem wir deßhalb den „guten Abend“ gewechselt hatten, entspann sich eine Unterhaltung zwischen uns, und er begleitete mich auf meinem Spaziergange.

„Es gibt wohl jetzt nicht viel mehr zu thun, als am Strande fortwährend auf- und abzugehen?" sagte ich.

„Nein," erwiderte er; „es gibt jetzt nicht mehr so viel zu thun, wie in früherer Zeit, wo wir oft schwere Arbeit hatten, und ich — aber sehen Sie sich vor, mein lieber Herr, wohin sie treten!" rief er plötzlich, sich unterbrechend. „Es ist nicht ohne Gefahr, dicht am Rande der Klippen zu gehen, und wenn sie, was zuweilen geschieht, unter ihrem Fuße nachgeben sollten, so würden Sie unten auf den Felsen zerschmettert werden, wie es vor einiger Zeit einem armen Kameraden von mir erging. Ruhe seiner Seele!"

„Was geschah mit ihm?" fragte ich. Stürzte er hier über die Klippen hinab?"

„Nein, er stürzte nicht gerade über die Klippen hinab, und es war auch nicht an dieser Stelle, sondern an der nächsten Klippe, zu der wir kommen. Mein Bezirk hört dort auf, und ich bin etwas vor der Zeit gekommen, so daß mein Kamerad, der mich dort treffen muß, wahrscheinlich noch zehn bis fünfzehn Minuten ausbleiben wird. Wenn Sie deßhalb die Geschichte zu hören wünschen, so will ich sie Ihnen an der Stelle, wo sie sich ereignet hat erzählen. Es wird mir, um die Wahrheit zu gestehen, sehr lieb sein, wenn ich dort in ihrer Gesellschaft bleiben darf, denn es ist für mich ein unheimlicher Ort, und so oft ich auch schon dort gewesen bin, so bin ich doch stets froh, wenn ich ihm wieder den Rücken wenden kann."

Beim Lichte des Mondes erreichten wir bald die bezeichnete Stelle, eine kleine Bucht. Nachdem er über die Klippen geblickt hatte, um sich zu überzeugen, ob sein Kamerad noch nicht nahe, aber kein Zeichen von ihm entdeckte, nahm er auf einem Steine Platz, worauf ich mich neben ihn setzte, eine Cigarre anzündete und seiner Erzählung zuhörte.

„Vor mehreren Jahren, — es mögen ihrer fünf oder sechs sein, — kam ein junger Mann, ein Herr wie Sie, hierher, um einige Wochen in unserem stillen Orte zuzubringen. Er war nicht häßlich, und hatte sehr kleine und weiße Hände. Die meisten hielten ihn sogar für hübsch, obgleich er um seinen Mund einen Zug hatte, der mir nie gefallen wollte. Er wohnte im „Blauen Eber", und von dort verbreiteten sich bald Gerüchte in der Stadt über das wilde Leben, welches er mit einigen anderen jungen Leuten seines Schlages — deren es überall gibt — führte, wie er mit ihnen ganze Nächte hindurch spielte und trank und allerhand tolle Streiche trieb. Allein da er Geld genug hatte und seine Rechnung jede Woche bezahlte, so kümmerte sich Polmarthen, der Hauswirth, nicht darum, und ließ ihn treiben, was er wollte. Polmarthen war ein schlauer Mann und verdiente ohne Zweifel ein hübsches Stück Geld an Mr. Hendon; aber dennoch würde es besser für ihn gewesen sein, wenn Letzterer nie in sein Haus gekommen wäre. Seine Tochter, die hübsche Kate, wie sie allgemein genannt wurde, war in der That das schönste Mädchen in der ganzen Gegend, und manches Glas war ihr zu Ehren geleert worden, und mancher junge Mann würde viel darum gegeben haben, wenn er sich ihrer Gunst hätte erfreuen können. Allein, obgleich sie etwas kokett war, so hatte doch kein Anderer Gnade in ihren Augen gefunden, als Ralph Tregarva, — ein so netter, junger Mann, wie es je einen gab. Die Leute wunderten sich oft darüber, daß der alte Polmarthen seiner Tochter erlaubt hatte, sich mit dem jungen Tregarva zu verloben, der nur ein Fischer war; aber der alte Mann, obgleich er das Geld liebte, hatte seine Tochter doch noch lieber, und hatte ihren Wünschen nachgegeben, wenn auch nicht ohne einige Schwierigkeiten. Es dauerte jedoch nicht lange,

nachdem Mr. Hendon hieher gekommen war, und wenn Ralph kam und sie aufheitern wollte, so antwortete sie in ärgerlichem Tone, worauf sie häufig in eine Fluth von Thränen ausbrach, ihn umarmte, um Verzeihung bat und sagte, er sei der beste, bravste Mann, und sie sei seiner nicht nicht werth. Ralph war ein guter Freund von mir, und aus seinem eigenen Munde erfuhr ich damals diese Einzelheiten.

„Eines Abends war ich in meiner Hütte und schickte mich an, meinen Bezirk zu begehen, als Tregarva, bleich wie der Tod und kaum fähig, sich auf den Füßen zu erhalten, herein gestürzt kam.

„Mensch, was ist Dir?" fragte ich; „hast Du ein Gespenst gesehen?"

Ohne zu antworten, sank er auf einen Stuhl, legte den Kopf zwischen beiden Händen auf den Tisch und begann so furchtbar zu schluchzen, daß sein ganzer Körper erschüttert wurde. Ich stand eine Zeit lang neben ihm, während deren sein Zustand immer schlimmer zu werden schien. Endlich legte ich meine Hand auf seine Schulter und sagte:

„Ralph, sei ein Mann! Was soll das bedeuten?"

Wie ein Tiger wandte er sich nach mir um und rief:

„Laß mich zufrieden! Geh zum Teufel! Willst du mich auch verhöhnen?" und sprang, wie ein Wahnsinniger, mit einem Satze zur Thür hinaus.

Eiligst und in großer Unruhe folgte ich ihm, aber ich konnte ihn nicht entdecken. Ein Nebel stieg auf, der selbst die näheren Gegenstände verbarg und bange Ahnungen erfüllten mich, während ich an jenem Abende meinen Wachtdienst verrichtete. Als ich in meine Hütte zurückkam, fiel mir ein auf dem Fußboden liegendes Blättchen Papier auf. Es erklärte Alles; denn es war ein Brief von Hendon an Kate, der augenscheinlich in großer Eile geschrieben und von krampfhaften Fingern zerknittert worden war. Ohne Zweifel hatte ihn Ralph im Zimmer fallen lassen, aber auf welche Weise er in seinen Besitz gelangt war, weiß ich nicht. Der Inhalt ließ mir keinen Zweifel. Hendon drängte darin Kate, das Dorf zu verlassen, ehe ihr Zustand bemerkbar werde und versprach für sie zu sorgen. Bald erfuhr ich noch mehr. An demselben Abend verschwand Kate und ihr Schlafzimmer wurde am anderen Morgen leer gefunden. Worüber andere sich wunderten, aber nicht ich, war der Umstand, daß ihr Vater keine Nachforschungen nach ihr anstellte; er wußte nur zu wohl, aus welchem Grunde seine Tochter sich entfernt hatte. Hendon blieb im Dorfe, um wahrscheinlich dadurch alle Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken; da er nicht wußte, daß sein an Kate gerichtetes Schreiben gefunden worden und dessen Inhalt mir und Ralph bekannt war. Wir bewahrten Beide natürlich Schweigen darüber; denn was hätte es genutzt, die Schande des armen Mädchens zu veröffentlichen? Drei Tage lang war Ralph ganz unsichtbar; dann ging er wieder an seine gewohnte Arbeit, sprach aber nie ein Wort über das Geschehene. Auch in seinem ganzen Wesen war eine große Veränderung vorgegangen. Sein Gesicht sah abgehärmt aus, die Züge waren wild und an Stelle der früheren Heiterkeit war eine finstere Verschlossenheit getreten. Selbst mit mir sprach er nie. Ein paar Male versuchte ich es, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, aber erweckte dadurch eine solche Wuth bei ihm, daß ich von ihm ablassen mußte.

„Jetzt komme ich zu dem traurigsten Theile meiner Geschichte. Sie sehen, daß die Bucht unten zur Zeit der Fluth ganz mit Wasser bedeckt ist? Gut. Es war an einem Septemberabend, gegen elf Uhr, zur Zeit der steigenden Fluth, als ich meinen Bezirk be-

ging, und der Mond schien hell, wie heute. Ich schritt am Rande der Klippe entlang, denselben Weg, den wir heute verfolgt haben, als ich unten, in der Nähe des Ufers, welches vom Wasser schon fast ganz bedeckt war, eine Stimme zu vernehmen glaubte. Erstaunt blickte ich über den Rand der Klippe hinab und gewahrte dort eine Gestalt, die angstvoll umher lief und um Hilfe schrie. Ich erkannte deutlich Hendons Stimme. Er rief mit aller Macht:

„Holla, holla! — Zu Hilfe! zu Hilfe! — Die Fluth hat mich abgeschnitten — ich kann nicht schwimmen — schickt mir ein Boot!“ — Um Gottes willen, helfet mir, helfet mir!“

So war es auch. Wahrscheinlich gedankenlos umherschlendernd hatte er auf dem Sande der Bucht zu lange verweilt, und war von der steigenden Fluth abgeschnitten worden. Es mußte aber schon länger als vor einer Stunde geschehen sein, und seitdem hatte er unter Todesangst in dem immer zunehmenden Wasser gestanden. Was war zu thun? Ein Seil, führte ich zwar, wie immer, bei mir, allein es war kaum zehn Ellen lang und also von keinem Nutzen. Die Klippe konnte ich nicht hinabklettern, da es sicherer Tod gewesen wäre, und wenn ich meinen Bezirk hätte verlassen wollen, um Hilfe herbei zu holen, so wäre er sicher vorher ertrunken, ehe ich zurückkommen konnte. Während ich noch zauderte, ließ sich ein Schritt hinter mir hören und Ralph Tregarva stand an meiner Seite.

„Ich kann die Klippe hinabsteigen,“ sagte er in dem finsteren abgemessenen Tone, der ihm seit dem unglücklichen Ereigniß mit seiner Braut eigen war, während jedoch zugleich ein wilder Triumph daraus hervorzuleuchten schien, vor dem ich unwillkürlich schaudern mußte: „Ich will gehen; gib mir das Seil.“

„Mein Gott!“ rief ich, um ihn abzuhalten, „das ist ja gewisser Tod!“

Er riß mir das Seil aus der Hand und ließ sich über den Rand der Klippe hinab und begann mit Händen und Füßen abwärts zu klettern, indem er sich an jeden Zweig, an jeden Grasbüschel klammerte, der ihm einen Halt bot. Mir wurde schwindelig, als ich ihm nachblickte. Ein Fehltritt, und er mußte unten, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zerschmettert auf den Felsen liegen. Aber es schien, als wenn ein schützender Zauber über seinem Leben waltete, denn einer Eidechse gleich kroch er tiefer und tiefer hinab, bis er nur noch zehn oder zwölf Fuß von dem Grunde entfernt war und anhielt. Hier lag eine ebene Felsplatte, auf die er sich niederließ. Die Nacht war still, und ich konnte sie so deutlich sprechen hören, wie Sie.

„Mr. Hendon!“ rief er.

„Ach, Gott sei Dank, kommen Sie endlich!“ war Hendons Antwort. „Ich bin hier. Wie kann ich Sie erreichen.“

„Ich habe ein Seil bei mir; wenn ich es Ihnen zuwerfe, werden sie hier heraufsteigen können?“

„Ja, ja, — nur schnell, schnell! Die Fluth ist schon bis über meine Knie gestiegen, und ich bin halb todt vor Kälte.“

„Ganz richtig,“ antwortete Tregarva in höhnischem Tone.

„Schnell, schnell! Spotten Sie meiner nicht oder ich muß ertrinken!

„O, Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit mit dem Ertrinken!“ versetzte Tregarva mit teuflischem Lachen.

„Ach, seien Sie barmherzig, und werfen Sie mir das Seil zu!“ rief Hendon in Todesangst.

„Barmherzig?“ wiederholte Tregarva. „Ja so barmherzig, wie Du gewesen bist, Schurke! Wo ist Kate Polmarthen?“

„Ich weiß es nicht, gewiß, ich weiß es nicht. Schnell, schnell, das Wasser ist schon über meinen Knien!“

„Lügner und Bösewicht!“ entgegnete Ralph, ohne auf seine flehenden Bitten zu achten. „Ich habe mein Leben gewagt, um hieher zu kommen. Glaubst Du, es geschah, um Dich zu retten? — Nein, nur um Rache zu nehmen! Nie sollst Du wieder lebend von hier fortkommen. Höre mich an! Als ich ihre Flucht erfuhr, war ich einer der Ersten, der nach ihrem Hause eilte. Ihr Vater fand einen Brief von Dir, worin Du ihr sagtest, wohin sie gehen sollte, und wo Du sie treffen würdest. Sie hat ihn in der Eile fallen lassen; aber nie sollst Du sie in diesem Leben wiedersehen. Lügner und Verführer, Deine letzte Stunde ist gekommen! Ich brauchte Dir nur dieses Seil zuzuwerfen, und Du wärest gerettet. Dein Leben ist in meiner Hand; aber hätte ich tausend Leben zu verlieren, so würde ich Sie alle hingeben, um dich züchtigen zu können!“

„Gnade, Gnade!“ schrie Hendon von Neuem.

„Gnade?“ wiederholte Ralph abermals. „Ja, solche Gnade, wie sie das wilde Thier für seine Beute hat, soll Dir auch zu Theil werden! Du sollst in deinen Sünden sterben, Elender; und während das Wasser höher und höher steigt, magst Du an sie denken, deren Seele und Körper Du gemordet hast, — und an mich, dessen Frieden und Lebensglück Du in boshaftem Uebermuthe vernichtet hast. Gnade? — Nie nimmer!“

„Ich wünschte, die gräßliche Szene vergessen zu können, welche jetzt folgte. Der unglückliche Hendon, den die immer höher steigenden Wogen fast mit Gewalt von dem schwachen Halte hinweggrissen, den er an einer vorspringenden Felsspitze gewonnen, klammerte sich in Todesangst daran, und mischte Gebete und Lästerungen unter einander, während Tregarva beim Anblicke seiner Leiden ein gellendes Triumphgeschrei ausstieß. Endlich kam der letzte Moment. Eine berghohe Welle nahte und riß Hendon mit sich fort, dessen Todesschrei noch immer in meinen Ohren klingt. Einen Augenblick lang war sein bleiches Gesicht noch auf dem Schaume der Wellen sichtbar, aber im nächsten wurde er mit furchtbarer Gewalt gegen die Felsen geschleudert, und dann als ein blutender und zerschmetterter Leichnam fortgespült.

„Als Alles vorbei war, begann Ralph die Klippen wieder emporzusteigen; allein dieses Mal war sein Fuß nicht sicher und glücklich, denn an einer gefährlichen Stelle glitt er aus. Eine Sekunde lang hing er an einem Strauche, den er erfaßt hatte, aber dann gaben die Wurzeln desselben unter dem Gewichte seines Körpers nach, und er stürzte in dasselbe Grab hinab, dem er sein Opfer überwiesen hatte. Sein Leichnam wurde nie gefunden. Hendon's Körper dagegen spülte das Wasser in einiger Entfernung an das Ufer. Die Todtenschau wurde über ihn gehalten, bei der ich der einzige Zeuge war, und der Wahrspruch des Coroners lautete auf „Mord“ gegen Tregarva. Die arme Kate und ihr Kind schlummern auch nebeneinander auf dem Kirchhofe.

„Können Sie sich jetzt wundern, daß ich nicht gern hier an diesem Orte allein bin? Aber dort sehe ich meinen Kameraden kommen, es ist gerade die rechte Zeit. Also gute Nacht, mein Herr!"

„Gute Nacht!" erwiderte ich und kehrte auch sinnend und in trüber Stimmung nach meiner Wohnung zurück.

Ein Reise-Abenteuer.

Vergangenen Winter kehrte ich von Marseille nach Paris zurück. Ich befand mich allein im Coupé. Ohne Frage hat man sich in den drei besseren Jahreszeiten Glück zu wünschen, wenn man die drei Plätze des Coupés für sich allein hat; im Winter jedoch muß man ein ausgemachter Freund der Einsamkeit seyn, um einen leeren Wagen vorzuziehen, und zwei Reisegefährten sind meist sehr angenehm, wenn auch nicht durch die Unterhaltung, die sie uns verschaffen, doch durch die Wärme welche sie verbreiten helfen. Ich wünschte demnach eben einen oder zwei Reisegefährten herbei, als beim Anhalten der Diligence auf der nächsten Station von Lyon der Schirrmeister den Wagenschlag öffnete und mit seiner heiseren Stimme ankündigte, daß zwei Damen neben mir einsteigen würden.

Das war mehr als ich gehofft hatte. Ich hätte mit den ersten besten beiden Männern vorlieb genommen, der Leser kann sich also denken, mit welchem Vergnügen ich von zwei Damen hörte.

„Sind sie hübsch?" fragte ich den Schirrmeister.

„Nun," antwortete er, „häßlich sind sie eben nicht, besonders die jüngere nicht."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als zwei Damen, unterstützt von ihm, einstiegen. Trotz des ungalanten Sprichworts, welches da meint, daß es auf Reisen weder Herren noch Damen, sondern nur Reisende gibt, beeilte ich mich ihnen die beiden Eckplätze einzuräumen und mich auf den weniger bequemen Mittelplatz zu begeben.

Es herrschte eine tiefe Finsterniß und ich konnte anfänglich nicht beurtheilen, ob der Schirrmeister sich in Betreff meiner Begleiterinnen der Wahrheit gemäß geäußert hatte, doch schien es mir beim schwachen Schimmer einer Stalllaterne, daß das Schicksal es nicht gerade allzuübel mit mir gemeint haben müsse. Die Dame, welche den Platz an meiner Linken eingenommen hatte und die mir nach den Paar Worten, die sie an die andere richtete, deren Mutter zu sein schien, zeigte durch ihren Anstand und ihr Benehmen, daß sie in den Gewohnheiten eines eleganten Lebens auferzogen sein müßte. Was die Tochter betrifft, die sich zu meiner Rechten in die Ecke gekauert, so hatte sie sich dergestalt in ihren Mantel eingehüllt, daß es mir auf den ersten Anblick schwer wurde auch nur einen Begriff von ihren Zügen zu machen. Zwar hatte der Schirrmeister von ihrer Schönheit vortheilhaft gesprochen, aber ist in einem solchen Punkte der Schirrmeister einer Diligence ein competenter Richter?

Wir fuhren ab. Es war eine jener schönen Winternächte, die wohl sehr kalt, doch vollkommen heiter sind. Der Mond ging auf. Ich richtete in meinem Innern ein Dankgebet an ihn, was eben so lächerlich war, wie alle die, die seit Jahrhunderten von Dichtern an ihn gerichtet wurden. Doch war ich zu entschuldigen; denn mit seiner Hülfe wurde es möglich, die Züge meiner Begleiterin zu erkennen. Sie waren hinreißend schön, und man braucht nicht zu glauben, daß ich übertreibe. Sie hatte eines jener blassen anmuthigen Gesichter, wie man sie wohl in den Kupfern der englischen Taschenbücher dargestellt findet. Ein gewisser Ausdruck des Leidens ertheilte dem jungen Gesichte dabei einen melancholischen, unaussprechlichen Reiz, so daß ich mich bis über die Ohren verliebt fühlte.

Die Mutter, nach ihrer Bewegungslosigkeit und ihrem regelmäßigen Athemholen zu urtheilen, hatte sich im Vertrauen auf meine Tugend, dem Schlummer überlassen. Die gute Frau! Ich war tief gerührt ob der vortheilhaften Meinung, die sie von mir hegte, allein ich war zugleich jung und gefühlvoll und es gibt Nachbarschaften, die das Herz nicht ruhig schlagen lassen.

Der Mond stieg höher empor am Himmel und ließ die Schönheit des jungen Mädchens immer deutlicher hervortreten. Ich glaubte, daß ich eine erste Aeußerung des Gefühls, welches sie mir einflößte, wagen dürfe, und flüsterte ihr eine so zärtliche Phrase zu, als ich sie mir nach Dem, was ich von meiner Lektüre behalten hatte, zusammenzusetzen vermochte. Sie antwortete nicht. — Sie nimmt deine Huldigungen an, dachte ich, und in dieser Meinung seufzte ich ihr eine noch längere und bedeutungsvollere Phrase, als die erste, zu, denen ich einige andere folgen ließ. Zu gleicher Zeit berührte meine Rechte, die sich den Falten meines Mantels entzogen, die weiße Hand meiner Schönen.

Ihre Hand blieb ohne Widerstand in der meinigen liegen und fast eine Stunde verfloß für mich in stummem Entzücken. Ich war wirklich außer mir vor Lust, ich hätte meinen Platz im Coupé nicht mit dem eines Triumphators auf seinem Siegeswagen vertauscht. Nach und nach wurde ich dreister. Der Hals des jungen Mädchens war so zierlich, so blendend weiß, wie der eines Schwans. Ich erlaubte es mir, einen Kuß auf dieses Elfenbein zu drücken Kein Zeichen des Mißfallens strafte meine Kühnheit. Ich stand auf dem Gipfel meines Glückes.

Man wird mir einwerfen, daß das Mädchen schlief und daß sie weder den Druck meiner Hand noch meinen Kuß bemerkte. Allein dem war keineswegs so, sie war schlechterdings nicht eingeschlafen, sie war so munter wie ich selber. Es ist zwar richtig, daß sie ihr Auge nicht nach meiner Seite hingerichtet hatte, allein ich sah sehr wohl, daß es offen auf den Mond gerichtet war.

Die Nacht verfloß mir in dieser meiner Seligkeit. Gegen Morgen als wir uns Lyon näherten erwachte die Mutter. Nachdem ich einige höfliche Redensarten mit ihr gewechselt, erlaubte ich mir die Frage, ob sie sich in Lyon aufzuhalten gedenke.

„Ja, mein Herr," antwortete sie mir, „wir werden uns ein Paar Tage in Lyon aufhalten."

Nie hat mir ein Wort, daß ich aussprechen hörte, einen süßeren Genuß gegeben, als dieses „Ja." Auch ich — das nahm ich mir vor — wollte mich einige Zeit in Lyon aufhalten, trotz aller Geschäfte, die ich haben mochte.

„Kennen Sie vielleicht," fragte mich die Mutter, „einen geschickten Arzt in der Stadt?

„Madame," erwiderte ich ihr, „ich kenne nirgendwo einen geschickten Arzt, und in Lyon noch viel weniger, als an anderen Orten, da ich daselbst mit keinem Menschen in irgend einer näheren Verbindung stehe. Indessen," fuhr ich fort, „ich hoffe nicht, daß Sie diese Frage thun, weil es ihr persönliches Interesse erheischt, denn Sie scheinen sich der vollkommensten Gesundheit zu erfreuen."

„Ach, entgegnete sie mir, „es ist auch nicht für mich, daß ich mich nach einem Arzt umsehe. Wollte der Himmel, daß es für mich wäre!" Und mit einem tiefen Seufzer fügte sie hinzu: „Es ist für meine Tochter, die an ihrer linken Seite gelähmt ist!!"

Recept zu einem Ritter-Roman.

Ein Fräulein hinter Schloß und Gitter,
Ein junger, schöner, liebender Ritter,
Ein Lied der Mond und eine Ziether,
Und dann ein schreckliches Gewitter,
Viel Rheinwein in Humpen
Und Wirthe die pumpen,
Ein kalter, schwarzer Bösewicht,
Der todt sich mit dem Dolche sticht;
Ein Kloster, Angst und Nonnengeschrei,
Ein Teich voll gesammelter Thränen dabei,
Dies Alles wohl zusammengethan,
Gibt wohl den schönsten Ritter-Roman.

Die „Rhein. Ztg." bringt seit einiger Zeit „Neue persische Briefe", in welchen ein in Deutschland weilender Perser seine Ansichten über unsere Zustände ausspricht. Zweimal schon haben ihr diese Briefe eine Beschlagnahme zugezogen, jetzt bringt sie in ihrer neuesten Nummer den fünften Brief in folgender Form:

Usbel-Khan an Mirza-Rhedi in Ispahan.

Berlin. Mond des Zilkade, 9.

Geliebter Rhedi!

. . . . sondern . . . . . . ! . . . . Knacks! —

Und dies glaube ich frei und ungehindert sagen, mit aller Kraft und Energie bis zum letzten Athemzuge vertheidigen zu können!!! Denn der Koran sagt: Jeder Perser hat das Recht . . . . Deßhalb unerschrocken, fest, standhaft, getreu bis in den Tod!

Dein

Usbel-Khan. *)

*) Anmerkung des Herausgebers der „Neuen persischen Briefe". Das neueste Schreiben meines Freundes Usbel enthielt Betrachtungen über das Votum des Kronsyndikats, das Rostocker Stadtgericht, die Düsseldorfer Beschlagnahmen und die Thaten der Schildbürger. Da ich dem Leser diese interessanten konservativen Anschauungen nicht vorenthalten wollte, meinen Zweck aber verfehlt haben würde, wenn ich das Schreiben in seinem vollständigen naiven Wortlaute mitgetheilt hätte, — denn was nützt uns die spätere Aufhebung der Beschlagnahme? — so habe ich alle Stellen, die bei irgend Jemandem welchen Anstoß erregen könnten, weggelassen. Auf diese Weise hoffe ich meinen doppelten Zweck, den Leser mit Usbel's Gedanken vertraut zu machen, ohne mit irgend Jemandem in Collision zu gerathen, sicher erreichen zu können. Wenn auch nicht sicher, so doch vielleicht.

Die geschickte Hand.

Ein Kassier, der für sein Bureau einen Hilfsschreiber suchte, erließ in öffentlichen Blättern folgende Aufforderung: „Ein junger Mann der eine geschickte Hand hat, findet bei mir einen Augenblick Beschäftigung." Bald nachher fand sich bei der Kassenrevision an der Stelle eines 500 Thalerscheins ein Papier mit der zierlichen Inschrift: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, fand hier einen Augenblick Beschäftigung."

Hausfreunde. Die Männer bitten in der Ehe gewöhnlich den Hausfreund um sein Urtheil; die Hausfreunde aber sind redlich und denken philosophisch: um Jemanden zu beurtheilen, muß man sich erst an seine Stelle versetzen!

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 42. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Oktober 1865.

In den Scheeren von Bohüslän.

Novelle von G. H. M . . n.

In den Scheeren von Bohüslän wurde eines Herbstabends bei heftigem Sturme ein Lootsenboot gesehen welches zu landen suchte. Es befand sich nicht weit von einem armen Fischerdorfe, welches Bränningsvik heißt. Auf einer Klippe am Strande standen ein Paar alte Fischer und betrachteten ab und an durch ein altes Fernrohr den Kampf des Bootes mit dem empörten Elemente. Ein junges Mädchen, dürftig aber besser gekleidet als die armen Küstenbewohner im Allgemeinen, kam aus einer Hütte im Dorfe und nahm ihren Weg dem Strand entlang. Als sie den beiden Greisen nahe kam, grüßten diese, und sie blieb stehen.

„Die See geht heute mit aufgestreiften Aermeln," sagte einer der Fischer.

„Ja, ja," fiel der Andere ein, „'s ist heute wahrhaftig nicht mit ihr zu spaßen."

„Kennt Ihr das Boot nicht, Vater Gabriel?" fragte das junge Mädchen. „Wer mag denn wohl draußen sein bei so schrecklichem Sturm?"

„Es ist ein Lootsenboot von Marstrand sollt' ich meinen," antwortete der Fischer Gabriel. „Es führt gewiß irgend einen Passagier, der nach Norwegen will und den der Sturm hieher verschlagen hat. Sie suchen Schutz unter der Landspitze dort."

Das junge Mädchen grüßte die beiden Alten freundlich und ging weiter. Sie war aber noch nicht weit gekommen, als sie Tritte hinter sich vernahm. Sie sah sich um, es war Vater Gabriel.

„Ein Wort, Mamsell Käthe," sagte der Alte schmunzelnd. „Ich glaube beinahe, es ist ein Offizier, der da ans Land kommt. Wir möchten heute Nacht um Alles in der Welt nicht gern einen Fremden in unserm Dorfe haben. Die Küstensergeanten sind fort und da

haben wir denn dies und das zu thun, welches am besten ohne Zeugen vor sich geht. Wenn es sich nun so machen sollte, daß der Reisende über Nacht hier bleiben muß, so gebt ihm doch bei Euch Quartier, beste Mamsell Käthe, — er legt auch gerade in Eurer Bucht an."

Käthe dachte einen Augenblick nach. „Es mag d'rum sein," antwortete sie dann; „aber — daß Ihr Euch in Acht nehmt, Vater Gabriel!"

„O, hat keine Gefahr," lachte der Alte, indem er seinen Hut lüftete und nach seinem vorigen Standort zurückkehrte.

Käthe verfolgte ihren Weg über einen nackten Hügel, auf dessen anderer Seite eine Bucht, der Bräuningsvik, tief in's Land einschnitt. Im Allgemeinen besteht das nördliche Bohüslän aus einer Menge enger, fruchtbarer Thäler eingeschlossen von nackten, gleichsam von Stürmen und früheren Ueberschwemmungen glatt gescheuerten Hügeln. Am inneren Ende der Bucht, welcher nun der Schauplatz unserer kleinen Erzählung wird, liegt ein Pfarrhaus, dessen Bewohner fast gänzlich auf einige Tonnen Land und ein Fischerboot angewiesen sind. Dort wohnte ein alter Mann mit seiner Tochter und einer alten Magd. Die Tochter war es, welche sich jetzt auf dem Wege heimwärts vom Fischerdorfe befand. Sobald sie den Kamm des Hügels überstiegen hatte, sah sie das Lootsenboot wieder, welches die schützende Landspitze glücklich erreicht hatte und nun mit raschen Ruderschlägen die Bucht herauf eilte. Deutlich konnte sie jetzt sehen, daß sich zwei Lootsen und ein fremder Herr darin befanden.

Das Boot hatte, ein Paar Steinwürfe vom Pfarrhause entfernt, noch kaum beigelegt, als auch schon Käthe am Landungsplatze stand. Der Fremde sprang an's Land. Es war eine hohe Gestalt mit kriegerischer Haltung und starkem Schnurrbart, aber todtenbleichem Angesicht. Nachdem er sich umgesehen, grüßte er das junge Mädchen höflich.

Sie beantwortete seinen Gruß schüchtern und doch zugleich mit jener Freimüthigkeit, die Alle umgiebt, welche viel draußen auf der See leben. Auch die Lootsen grüßten sie, obgleich sie ihnen fremd war.

„Es ist unmöglich, weiter zu segeln, nach Aussage der Lootsen," begann der Fremde; „ich muß mir also eine Nachtherberge suchen. Könnt Ihr, mein junges Fräulein, mir wohl sagen, wo ich diese werde finden können?"

„Bei meinem Vater, dort in dem kleinen Gehöfte, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt mit dem Wenigen, welches ein Pfarrhaus zu bieten hat."

Der Offizier dankte höflich. Käthe sagte nun, daß wenn die Lootsen seine Sachen hinauftragen wollten, sie mit ihm vorausgehen würde.

Beim Eintritt in die kleine Wohnung, deren Thür offen stand, sah der Offizier mit einem gewissen unruhigen Blick umher. Er sah so unheimlich und wild aus, daß Käthe anfing, sich darüber zu beunruhigen, daß sie sich mit ihm allein befand. Sie wies ihm eins der beiden Zimmer an, welche das Haus enthielt, und eilte, ihn zu verlassen.

Er hatte noch nicht lange die einfache aber saubere Ausschmückung des Stübchens betrachtet, als die Lootsen mit seinem Mantel, Reisesack und Säbel hereinkamen. Der eine von ihnen nahm das Wort: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber hier müssen wir umkehren nach Hause. Es bläßt zwar sehr gewaltig, aber wir haben den Wind dann im Rücken, so daß es rasch vorwärts geht. Es wird nicht schwer für Sie halten, morgen ein

Boot in Bräuningsvik zu bekommen. Alle Fischer sind jetzt daheim und morgen stehen Ihnen so viel Sie wollen zu Diensten. Uebrigens verlassen Sie sich darauf, mein Herr, daß wir schweigen können, und so wollen wir denn Abschied nehmen.

Der Fremde ward noch bleicher, als er schon gewesen war. Schweigend ging er an den Tisch, untersuchte seine Pistolen, dann zog er seine Börse und bezahlte die Lootsen.

Käthe kam zurück, gefolgt von ihrem Vater. Der Greis trat freundlich auf seinen Gast zu und reichte ihm die Hand. „Willkommen hier in meinem geringen Hause," sagte er, „kann ich ihnen auf irgend eine Weise dienen so soll es mir lieb sein."

Der Offizier schien bei seinem Anblick bestürzt. Er betrachtete ihn mit einem Ausdruck von Angst der aber bald vorüberging, indem er antwortete: „Ich danke Euch, Herr Pastor, und bitte mich Eurer Gastlichkeit bedienen zu dürfen bis der Sturm sich legt. Auch möchte ich Euch um noch eins bitten: sollte es wohl möglich sein, sobald das Wetter die Weiterreise zuläßt, ein Boot aus dem Fischerdorfe zu erhalten, welches, wie ich höre, hier in der Nachbarschaft liegt? Was es kostet bezahle ich gern, wenn ich nur weiter nach Christiania komme, oder wo es sein mag auf norwegischen Boden."

„Das wird sich wohl machen lassen," sagte der Greis; „die armen Fischer bedürfen Verdienst, seit das Meer nicht mehr ergiebig ist; wir werden unser Mädchen, morgen bei Zeiten ausschicken, um Vater Gabriels Boot zu miethen und ein Paar tüchtiger Männer — sein Boot ist der beste Segler."

Die beiden Lootsen wurden von Käthe mit einem Trunk erfrischt und entfernten sich, worauf der Pastor seinen Gast bat, sich zu setzen und ein wenig zu erzählen. Dieser entschuldigte sich aber damit, daß er sich müde und unwohl fühle nach der Seereise.

„Das geht vorüber, nachdem ihr einen Toddy getrunken haben werdet," sagte der Greis. „Käthe ist gerade im Begriff ihn für uns zuzurichten."

Der Fremde dankte artig, aber kurz.

Als sein Wirth bemerkte, daß er düster und unruhig war, bat er ihn, doch keine Umstände zu machen, sondern sich zur Ruhe zu legen, wann er wolle — auch sei Käthe sogleich mit der dürftigen Mahlzeit fertig. „Ihr werdet jedoch mit Wenigem vorlieb nehmen," sagte er, „was wir Euch bieten können, nicht wahr?"

Die Tochter trat nun herein mit der im Orte gebräuchlichen Bewirthung von Cognac, Zucker und Wasser. Als sie den Teller mit den Gläsern auf den Tisch stellte und die Pistolen gewahrte, stutzte sie und ein leichter Schreck durchfuhr sie. Sie äußerte jedoch nichts, sondern betrachtete sie mit scheuer Aufmerksamkeit; eine war befleckt mit Blut, schien es ihr.

Es war, als wenn der wärmende Trank den Fremdling etwas belebte; denn er fing an, obgleich mit sichtbarer Mühe, Verschiedenes über die Ordnung und Gemüthlichkeit zu äußern, welche in dem kleinen Hause herrschten; dies stimmte den Greis sehr zu vertraulichen Mittheilungen. „Ja," sagte er leise, „Gott sei Dank, daß ich meine Käthe habe, die für meine alten Tage sorgt. Von meinem einzigen Sohne höre ich selten. Aber entschuldigt, lieber Herr, man ist auf dem Lande neugierig, ohne etwas Arges damit zu meinen. Ich wollte fragen, was Euch bewegen kann, den Weg nach Norwegen seewärts zu suchen. Es würde leichter sein, über Strömstadt nach Friedrichshall zu Lande zu fahren; es sind nur wenige Meilen bis dahin.

Der Offizier wurde aufmerksam. „Würde es denn möglich sein, Pferde von hier zu bekommen?“ fragte er.

„Ich selbst habe zwar kein Pferd,“ sagte der Pastor, „aber bei den Nachbarn wird schon eins zu haben sein.“

„Dennoch,“ fiel der Gast ein, „ist der Seeweg der sicherste; ein gutes Boot und ein Paar flinker Seeleute das geht am besten. Und bis morgen sucht mich wohl Niemand hier, darf ich vermuthen.“

Der Greis betrachtete ihn einige Augenblicke scharf, sowie die zunehmende Dämmerung erlaubte. „Mein Herr,“ sagte er darauf, indem er mit würdigem Ernste vom Stuhl aufstand, und seine ehrwürdige Stirn erhob sich noch über die des stattlichen Kriegers, „müßt Ihr Euch verstecken, so seid ohne Sorgen; in diesem Hause verräth Euch Niemand. Aber nun sagt mir aufrichtig und auf Euer Gewissen: habt ihr ein Verbrechen begangen? Ich will wissen, ob ein unschuldig verfolgter Mann Schutz unter meinem Dache genießt, oder ob —“

„Es ist eine Ehrensache,“ unterbrach ihn der Offizier, „es ist ein Verbrechen, wenn Ihr so wollt — vor Gott ist es gewiß ein Verbrechen und mein Gewissen verdammt es — aber vor Menschen war es eine Nothwendigkeit, war es unabweislich!“

„Ich verstehe Euch,“ erwiderte der Geistliche; „Ihr habt Euch duellirt, Herr; Ihr habt Menschenblut vergossen.“

„Ja,“ antwortete der Offizier, „Ihr habt recht gerathen; ich habe mich duellirt, ich habe das Blut meines besten Freundes vergossen!“

„Möge Gott sich Eurer erbarmen,“ sagte der Greis. „Aber Blut und Todtschlag sind Früchte der wilden Lebensweise, die man in Eurem Stande führt, und von den Grundsätzen, die unter Euch herrschen. Ihr gehorcht Menschensatzungen mehr als Gott, Ihr opfert Gewissensfrieden und wahre Ehre vor Gott und Menschen für Euere falschen Begriffe von Ehre hin! Wie oft habe ich nicht meinen Sohn ermahnt und ihm dies gepredigt! Er ist ein Offizier, wie Ihr, mein Herr. Ich wollte es ihm zwar nicht gestatten, in den Militairdienst zu treten, aber ich konnte seinen Hang nicht überwinden. Herr, ich muß Euch sagen, daß auch ich den Krieger hochachte, wenn er, seine Pflicht erfüllend, für König und Vaterland kämpft. Aber wie lebt der Soldat gegenwärtig? Ich habe zwei Unterofficiere in meiner Gemeinde — es sind wilde Gesellen, die Gottes Wort und die Predigt verachten — das kann ich leider bezeugen!“

„Ach,“ sagte der Fremde, „urtheilt nicht zu strenge, Herr Pastor. Es können selbst für den ehrenhaftesten Mann Fälle eintreten, wo er seine Waffe gegen seinen besten Freund gebrauchen muß. Und doch bin ich so unglücklich! Ich trage in mir eine Qual, welche nie aufhören wird, so lange ich lebe! Meinen besten liebsten Freund habe ich gemordet! Aber ich war gezwungen, ich mußte es thun! Keiner von uns wollte, aber wir mußten uns schlagen und er war das Opfer!“

Die Dämmerung verbarg sein Antlitz aber sein heftiges Athmen verrieth, daß er tief erregt war.

„Ihr seid ein Mann von Gefühl,“ erwiderte der Greis, der mit Rührung den Ausdruck seines Schmerzes beobachtete. „Ich bin alt und kann mich in die Verhältnisse und Anschauungsweise vornehmerer Kreise kaum hineindenken; aber ich kenne das menschliche Herz

und würde Euch vielleicht einen guten Rath geben können oder ein Wort zu Eurem Troste haben. Wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Erzählt mir Eure traurige Geschichte.

„Sie ist schrecklich," antwortete der Offizier, „und es ist schmerzlich für mich, sie im Erzählen gleichsam nochmals durchleben zu müssen; aber ich will es thun, denn ich fühle Ehrfurcht vor Eurem Stand und Alter. Ich will Euch mein Schicksal erzählen, aber noch nicht, laßt mich erst meine Gedanken sammeln.

Käthe brachte das Abendbrod und Licht. Sie hatte das ganze Gespräch mit angehört und betrachtete nun mit Blicken, worin sich Argst und Entsetzen malten, ihren Gast. Er bemerkte dies und begegnete ihrem Blick mit einem Ausdruck von Schmerz, der auf einmal ihre Furcht in Mitleid verwandelte. Er nahm sogleich seine Pistolen vom Tische und verbarg sie, wie um mit ihnen die Erinnerung, welche sie weckten, zu beseitigen.

Während der einfachen Mahlzeit hub der Greis an, von anderen Gegenständen zu sprechen, wie z. B. von der Lage des Fischerortes und den klimatischen und Bodenverhältnissen im Allgemeinen. Der Offizier, gerührt von diesem Wohlwollen, beantwortete seine Bemerkungen freundlich. Er sprach auch mit Käthe, welche jedoch schüchtern gegen ihn zu sein schien, als wenn sie Furcht und Angst vor ihm habe. Gleichwohl beantwortete sie seine und des Vaters Fragen und nahm Antheil am Gespräch mit einer Feinheit und Wahl im Ausdruck, welche ihn in Verwunderung setzten. Doch herrschte eine ängstliche Spannung in Aller Benehmen und Alle fühlten sich erleichtert, als man vom Tische aufstand.

Es war schon spät am Abend. Käthe deckte eilig den Tisch ab und brachte mit Hülfe der Magd ein fertiges Bett herein. Der Pastor erhob sich, um gute Nacht zu wünschen; der Offizier aber erfaßte seine Hand und hielt ihn zurück. „Und auch Ihr, Fräulein Käthe," sagte er, „bleibt, ich bitte Euch, um mein unglückliches Schicksal zu hören. Ihr habt mich zwar mit Wohlwollen und Gastfreiheit aufgenommen, aber ich habe recht wohl bemerkt, daß Euch vor mir schaudert, und ich will nicht von hier scheiden, ohne Euer Mitleid gewonnen zu haben."

Schweigend und ein Zittern in ihrem Innern unterdrückend, setzte sich Käthe auf einen Stuhl der Vater schickte erst die Magd fort ins Dorf um ein Boot zu besorgen; darauf setzte auch er sich, um die Erzählung anzuhören. Anfangs sprach der Krieger mit leiser Stimme, nach und nach aber sammelte er mehr Kräfte und seine Erzählung ward fließender und zusammenhängender. Sorfältig vermied er es jedoch, irgend einen Namen zu nennen. Er hatte in der Garnison ein Mädchen kennen gelernt, welches seine Artigkeiten mit Wohlgefallen aufzunehmen schien. Er glaubte ihre Gegenliebe zu besitzen, und hing an ihr mit seines Herzens ganzer Liebe. Aber einer von seinen Kameraden, sein bester Freund schon von der Kriegsschule her, hatte dasselbe Mädchen kennen gelernt und sein Herz an ihr verloren. „Es war eines Abends beim Kommandanten," erzählte er, „als wir gerade am Spieltische saßen und mein Freund Unglück hatte. Ihr kennt wohl den Fluch, der auf den Karten lastet. Jedes andere Gefühl ist von dem Interesse für die Wendungen des Spiels aus der Seele verscheucht. Die Erbitterung, welche der Verlierende fühlt, ist grenzenlos; der Gewinnende dagegen kennt keine Schonung. Ich hatte gewonnen — mein Freund verlor eine Parthie nach der andern. Schießlich hatte er eine bedeutend größere Summe verloren, als er im Vermögen besaß. „Ich werde zahlen, wenn ich mit Amelie verheirathet sein werde," flüsterte er mir zu."

„Gerechter Gott!" rief Käthe aus und preßte angstvoll ihre Hände zusammen; aber ohne sich unterbrechen zu lassen fuhr der Offizier fort:

„Amelie? antwortete ich erbittert, daß hieße niemals, denn sie ist mein. Aber Du bist jetzt von Sinnen, weil Du verloren hast — Du willst mich vielleicht nur reizen — ist das deine Meinung? Er sah mich an mit einem Ausdruck von Hohn, der mir so tief in die Seele schnitt, daß ich meiner nicht mehr Herr war. Ich bin mit ihr seit einem Monat verlobt — sagte er mit lauter Stimme — aus Schonung für Dich habe ich Dir's bis jetzt verschwiegen, da Du Dich schon so lange um sie beworben hattest. Dabei traf mich wieder ein so höhnischer Blick, daß ich ihn unwillkürlich vor dem ganzen anwesenden Officierscorps beschimpte — ohne zu wissen, was ich that, versetzte ich ihm einen Schlag in's Angesicht! O mein Gott! war er es, der mich reizte! Tausendmal hätte ich mein Leben hingegeben, um meine Uebereilung ungeschehen zu machen — es war nicht zu ändern: wir mußten uns schlagen — es geschah diesen Morgen — er fiel von meiner Kugel, obgleich ich es umgekehrt wünschte — ich mußte fliehen — Ruhe und Glück habe ich für ewig verloren — ich gehe nun, um in irgend einem Kriege den Tod zu suchen; es wird sich ja wohl eine mitleidige Kugel finden, die auch mich erlöst."

(Schluß folgt.)

Ein falscher Graf.

Das Geschlecht der falschen Herzoge, Grafen und Barone stirbt in Paris gar nicht aus. Obwohl die Achtung für die Pariser Lieferanten fremdländischer Adelstitel, seien diese nun auf russischem, spanischem, ja einheimischem Pergament geschrieben, bedeutend gesunken, ja sogar hie und da in einen sehr sichtbaren Grad von Mißtrauen umgeschlagen ist, geht das Geschäft derer vom „alten Geschlechte der Herlaufenberg, Schwindelowski und Sasbanaros" immer noch schwunghaft genug! Sie haben eben ihre Operationsbasis verändert. Da die Namen allein nicht bestechen, so muß der Schein großer Wohlhabenheit noch mithelfen. Beides zusammengenommen verfehlt in den seltensten Fällen seine Wirksamkeit. Natürlich enden die meisten dieser Romane im Gerichtssaale. Der Graf Suboff-Coligny, ein 21jähriger junger Mann, der sich früher Lenz-Lentschewski nannte, hat in dem kurzen Zeitraum vom April bis Ende Juni d. J. diesen Roman vollständig durchgemacht. Im April kam er nach Paris. Dort stieg er in einem großen Hotel ab und entpuppte sich als Graf, als der Sohn eines russischen Generals und Staatsrathes, als der dereinstige Erbe eines Jahreseinkommens von 70,000 Rubeln.

Seine erste Sorge war, sich einen Wagen zu verschaffen. Er borgte einen solchen von einem Wagenverleiher, bat den Kutscher der ihn führte, zu erklären, der Wagen gehöre dem Grafen v. Suboff. Nun fanden sich auch Gläubige und Gläubiger. So lebte er die paar Monate in großem Train, auf allen Seiten, wo es ging, sogar von seinem Kutscher Geld borgend, und wenn es nicht anders ging, hin und wieder mit dem erborgten Gelde

die dringendsten Schulden zahlend. So trieb er es durch ein paar Monate. Von seinen Streichen möge nur einer hier Erwähnung finden. Eines Tages fuhr er in einem eleganten Wagen bei dem Kleiderhändler Dusautoy vor und bestellte für 200 Franken Kleider. Dusautoy schickte diese Tags darauf durch einen Commis. Der Graf probirt die Kleider und der Kommis findet, daß einige Verbesserungen an denselben zu machen wären. „Ah, was fällt Ihnen ein, sie sitzen prächtig," meint der noble Russe. Der Commis präsentirte seine Rechnung. „Ich werde sie Ihnen sogleich zahlen," antwortete unser junger Mann. „Ich habe leider nur Rubel. Ich fahre nur wechseln. Gehen Sie inzwischen in den Speisesaal und dejeuniren Sie auf meine Rechnung!" — Sagt's läutet seinem Kutscher und fährt davon. Der arme Commis wartete nicht weniger als 24 Stunden, doch den Herrn Grafen konnte er nicht erwarten, denn dieser hatte sich inzwischen in einem andern Hotel eingemiethet. Am zweiten Tage darauf kehrte der Graf zurück und nach ihm kommt wieder der übertölpelte Commis. Er kommt gerade recht, um den „Herrn Grafen" an der Seite eines russischen Arztes wieder aus dem Hause herausfahren zu sehen und diesem mit einer graziösen Handbewegung gegrüßt zu werden, als ob nichts geschehen wäre.

In Enghien erfolgte endlich, als er ein Dejeuner nicht bezahlen konnte, die Verhaftung des Angeklagten. Vor Gericht gestand er wohl ein, daß vom Adel weder in seinem Namen, noch in seiner Handlungsweise eine Spur sei, behauptete hingegen, daß sein Vater ein Chefarzt in der russischen Armee sei, was einen Generalsrang bedeute. Er habe sich, sagt er weiter, in Paris deßhalb einen falschen Namen gegeben, weil er an der polnischen Revolution Antheil genommen und den Namen seines Vaters daher nicht compromittiren durfte. — Er wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Die Geister, die ich rief!

Ein neues Pariser Blatt, die „Nouvelles", bringt in einer amerikanischen Correspondenz nachstehende ergötzliche Anekdote: Ein berühmtes Medium veranstaltete Geistererscheinungen in einem Kunstsalon Newyorks. Nachdem es einige Tische umherspringen und Hüte hatte sich drehen lassen — die gewöhnlichen Einleitungs-Bagatellen — fragte er, ob irgend ein ehrenwerthes Mitglied der Gesellschaft in Verkehr mit den Bewohnern des Jenseits zu treten wünsche? „Ich hätte dem Moses ein Wort zu sagen," flüsterte eine Stimme. — „Gedulden Sie sich einen Augenblick; sein Geist wird sich in gewohnter Weise anmelden." — Tik, tak, machte ein Tischchen. Gleichzeitig mit diesem Klopfen öffnete sich geräuschvoll die Thür, und statt des Geistes des Verfassers des Pentateuch sah man diesen selbst in Fleisch und Bein eintreten, angethan mit biblischem Gewande, die Haare in Form der zwei Hörner frisirt und getheilt, mit welchem Jehova die Stirne seines Dieners bei der Offenbarung am Sinai geschmückt hatte. — „Wohlan hier ist Moses!" rief der neue Ankömmling mit einem herrlichen Grundbaß. „Was wollt Ihr von ihm?" — Das Medium war außer sich gerathen und flugs verschwunden, und hatte seinen Quäckerhut und seine apfelgrünen Handschuhe in der Eile vergessen. Der Sänger Susini, der Schöpfer der Rolle des

israelitischen Gesetzgebers, an der Musik-Akademie zu Newyork, jetzt die nicht unschuldige Ursache des entstandenen Schreckens nahm nunmehr seine Perücke ab und stimmte aus vollem Halse in das Gelächter seiner Freunde ein. Der Streich war gelungen.

Die Großmutter.

Eine alte Frau, die Großmutter zweier noch unmündigen Kinder, starb. Die armen verlassenen Enkel weinten bitterlich bei ihrem Grabe, da rief ihnen der ehrliche Pfarrer zu:

„Weinet nicht, liebe Kindelein!
Unser Herrgott wird Euere Großmutter sein!"

Praktische Hausordnung.

Heinrich VIII. Hausordnung enthält unter anderen drolligen Punkten auch folgenden: Die Ankommenden sollen auf der Treppe nicht allzu freundlich thun mit den Mädchen, weil auf diese Art viel Trinkgeschirr zerbrochen wird.

Lob des Hanfs.

In Coles' Geschichte der Pflanzen findet sich folgendes lakonische Lob des Hanfs: Aus dieser Pflanze werden Stricke gemacht, und damit die Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt und Schelme gehenkt.

Geistes-Gegenwart.

Der französische Gesandte in Kopenhagen, Marquis von Simon, sah seinen Daumen und Zeigefinger für die geeignetste Zuckerzange an, wenn er Thee oder Kaffee trank, und dies sollte ihm in einer großen Soirée recht übel bekommen. Die Dame wo sie stattfand, befahl nach einem solchen Manöver dem Bedienten, den Zucker wegzuschütten. Sie hatte es ihm in dänischer Sprache befohlen, aber mit so ausdrucksvoller Geberde, daß der Gesandte, wie der ganze diplomatische Cirkel es verstand und letzterer theils das Erstaunen, theils die Schadenfreude nicht verbergen konnte; nur der Marquis blieb dabei gelassen. Er setzte mit der Dame die Conversation fort, als ob kein Wörtchen gesagt worden wäre, und schlürfte seinen Thee ganz behaglich aus. — Jetzt war aber die Tasse leer, und mit aller Würde erhob er sich, öffnete das Fenster und warf das kostbare Gefäß hinaus. Lächelnd wendete er sich zu der vor Zorn zitternden Dame: „Ich wollte ihnen nur die Mühe ersparen, es dem Domestiken zu befehlen; denn verunreinigten meine Finger schon den Zucker, wie mußten erst meine Lippen die Tasse beflecken!

Vortheilhafte Heiraths-Partie.

Man verwunderte sich einst, daß Fräulein B· so viele Freier habe, da sie doch weder schön noch geistreich sei. „Ja," entgegnete Jemand, „dagegen ist sie reich — und krank."

Einer Dame in Wien wurde die Schleppe vom Kleid getreten; entrüstet wendet sie sich um, ein Schusterbub steht hinter ihr, und in der ersten Wuth gibt sie ihm eine Ohrfeige. Der Junge kommt nicht aus der Fassung. „Fünf Gulden oder ich klag'!" rief er. Was sollte die Dame thun? Um Skandal zu vermeiden, zahlte sie. — „Dank, gnädige Frau," sagte er, „steh' jederzeit wieder zu Diensten!"

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt: „Mehrere Herren von Adel in Berlin erhielten dieser Tage schriftliche Herausforderungen auf Pistolen von einem ihnen völlig Unbekannten, der sich General von Wallenstein nannte und seine Wohnung in der Potsdamerstraße angab. Die Behörden schickten zunächst Vertraute in die angegebene Wohnung. Dort wurde der Kartellbriefschreiber auch vorgefunden, aber nicht als General, sondern als alte Jungfer. Diese hatte sich wie eine Untersuchung ergab, nicht etwa einen schlechten Scherz erlaubt, sondern leidet an der fixen Idee, der alte Friedländer und berufen zu sein, alle Welt auf die Mensur zu fordern."

Eine feine Antwort.

Während Haydn's Aufenthalte in London ging er oft zu der berühmten Sängerin Mad. Billington. Letztere hatte sich von Reynolds, dem berühmtesten Portrait-Maler, malen lassen, und war unter den Zügen einer heiligen Cäcilia vorgestellt, welche einem Chor von Engeln zuhört. Sie wollte, daß ihr Freund Haydn dieses Gemälde sehe und ihr seine Meinung darüber sage. Der Componist kehrte sich, nachdem er es betrachtet hatte, zu ihr und sagte: „Das Portrait ist sehr ähnlich, aber es findet sich ein großer Fehler darin." — „Was für einer?" fragte Billington. — „Der Maler hat Sie gemalt, wie Sie den Engeln zuhören, er hätte die Engel Ihnen zuhörend malen sollen."

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nro. 43. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Oktober 1865.

In den Scheeren von Bohüslän.

Novelle von G. H. M . . n.

(Schluß.)

„Das war ein schreckliches Ereigniß," sagte der Greis. „Die heftige unbändige Jugend! Das heiße, wilde Blut, welches sich nie unterdrücken läßt! Hatte denn das junge Mädchen Euch ein Versprechen gegeben so, daß ihr Anspruch auf sie hattet? — Und hättet Ihr nicht Mitleid und Nachsicht an einem Jüngling üben müssen, den Euer Spiel seines ganzen Vermögens beraubt hatte? Doch ich darf und will Euch keine Vorwürfe machen, es war eine Uebereilung, die sich schrecklich selbst gestraft hat. Ich beklage Euch, aber Ihr habt Euch Euer Unglück selbst zugezogen und könnt Euch nie, nie damit entschuldigen, Euer Leiden nicht verdient zu haben! Nur Gott kann Euch verzeihen und Euch trösten."

Käthe hatte sich in höchster Angst abgewandt. — Plötzlich rief sie aus: „Amelie, mein Herr? Amelie? hieß sie so, und wurde vor einem Monat verlobt? O Gott, meine Ahnung! Er ist's, er ist's!"

„Wen meinst Du, Käthe," fragte ihr Vater erschreckt, „wer ist es?" und nun selbst von einer schrecklichen Ahnung gepackt, ergriff er des Fremdlings Hand und rief mit kaum hörbarer Stimme: „Um Gottes willen, sagt, sagt, war's Adolph? Adolph Fossmann?"

„So hieß mein armer, unglücklicher Freund," sagte der Offizier.

„Mein Sohn, mein Sohn!" schrie der Greis und fiel in den Stuhl, aus dem er sich erhoben hatte, zurück, „o Gott, mein Adolph erschossen? Mein Sohn todt?"

Der Offizier war vor Entsetzen wie versteinert! So stand er denn vor dem Vater des Gemordeten! Das graue Haupt, dem er seine Stütze und Freude entrissen, zitterte angstvoll vor seinen Augen! Ein unsäglicher Schmerz erfüllte seine Brust. Schon glaubte

er, den Fluch von des Greises bebenden Lippen über sich ausgesprochen zu hören, und mit einer unfreiwilligen Bewegung nahm er seine Pistolen wieder hervor.

Aber Käthe, die sich in des Vaters Arme gestürzt, und den Weinenden beschworen hatte, sich zu beruhigen, sprang auf, als sie des Fremdlings Vorhaben sah, und nahm mit unwiderstehlicher Würde die Waffen aus seiner Hand. „Beruhigt Euch," sagte sie, sonst tödtet Ihr auch uns."

In dem Worte „auch" lag etwas so Bitteres, obgleich unbeabsichtigt, daß der Unglückliche mit verzweiflungsvollen Geberden zu Boden stürzte — es war ihm, als hätte er einen Dolchstoß in's Herz empfangen.

Nur Käthe behielt vollkommen ihre Geistesgegenwart. Sie umarmte ihren Vater. „Laß' uns Gott um Trost und Geduld bitten," flüsterte sie ihm zu, „ach, mein Vater, wir müssen uns beugen vor Gottes allmächtiger Hand!"

Der Greis faltete seine Hände. Tiefes Schluchzen entwand sich seiner Brust und über seine Wangen flossen bittere Thränen. Aber kein Wort des Fluchs oder auch nur des Vorwurfs kam über seine Lippen.

Inzwischen schlug der unglückliche Fremdling in rasender Verzweiflung den Fußboden mit seinem Haupte. Schaudernd, aber mit rascher Entschlossenheit erfaßte Käthe seine Hand. „Steht auf," bat sie, „um Gotteswillen, steht auf, wir wollen Euch verzeihen, wir weinen über unser Unglück und das Euere, aber übt Barmherzigkeit an uns, tödtet uns nicht mit Eurer Wildheit!"

Er erhob sich auf die Knie. „Daß ich noch lebe und athme," rief er aus, „daß mein Herz nicht brechen kann."

„Beruhigt Euch," sagte Käthe, „wir verdammen Euch nicht! Gott wird sich unser erbarmen und meinen Vater trösten! Lebt, um Euch zu versöhnen mit Gott und der Welt! Wohl weiß ich, daß mein Vater trauern wird, tief, tief trauern, aber ich weiß auch, daß Gott, der uns verwundet, uns auch heilt."

„Komm', mein Kind," sagte der Greis, „hilf mir beten," und sank auf seine Knie.

Da kniete auch das Mädchen nieder, und aus drei gebrochenen Herzen stiegen Seufzer zum Himmel empor.

Sie stand zuerst auf und sagte: „Nun bedürfen wir alle der Ruhe und Einsamkeit. Auch Ihr, unglücklicher Fremdling, suchet Ruhe zu gewinnen durch Gebet und Reue. Gottes Erbarmen ist ja groß."

Darauf führte sie ihren Vater in das innere Zimmer, kam aber sogleich zu dem unglücklichen Mörder zurück, der noch auf den Knieen lag. „Herr," sagte sie mit zitternder Stimme, „erfüllt mir eine Bitte, die ich an Euch richte, — thut es um meinetwillen! ich bin ja Adolphs Schwester, meines alten Vaters einziges Kind!"

„O mein Gott!" seufzte er, „ich weiß diese Bitte im Voraus, ich soll Euer Haus verlassen! Des Mörders Haupt soll nicht ruhen unter des Gemordeten väterlichem Dache! Ja, ich will fort, ich will mich dem nächsten Gerichte überantworten; möge mein Blut mein Verbrechen sühnen!"

„Nein," sagte sie mit Gefühl und Würde, „nein, ich fordere von Euch ein ganz anderes Gelübde! ich ahnte Euere Absicht, als Ihr Euere Pistolen nahmt. Gelobt mir heilig

vor Gott und mit aufrichtigem Herzen, nicht selbst Euer Leben zu verkürzen und nie mehr Menschenblut zu vergießen! Gelobt mir, ein Land aufzusuchen, wo Ihr in Ruhe leben könnt, und versöhnt dort Euer Unglück mit Gott. Wenn Ihr mir das versprecht, so soll es uns ein Trost in unserem Kummer sein, den Gott uns Kraft geben wird, zu tragen."

Ueberwältigt von Rührung nahm er ihre Hand, die an sein Herz und seine Lippen drückte und mit seinen Thränen netzte. Sobald er ein Wort hervorbringen konnte, sagte er: „Ja, ich gelobe es!"

Sie zog ihre Hand zurück und sagte: „Jetzt bin ich ruhig, geht auch Ihr nun schlafen. Gott gebe Euch Trost!"

In demselben Augenblick stürzte die alte Magd herein.

„Herr im Himmel," schrie sie, „es steht schlecht um Bränningsvik: die Küstenaufseher sind da, und kommen sicherlich auch hieher. Es sind viele Männer mit Pistolen und Säbeln bewaffnet — sie haben den Vater Gabriel fest genommen, und sagen der ganze Strand solle visitirt werden.

Der Offizier war aufgestanden. „Ist Gefahr im Anzuge?" sagte er heftig, „meint Ihr, sie kommen, mich zu ergreifen? Wo sind meine Pistolen?"

„Es sind die Zollbeamten," beschwichtigte ihn Käthe.

„Aber wenn ich entdeckt werde?" versetzte der Offizier, „ich bin ihnen bekannt, und um meinen Unfall müssen sie jetzt schon wissen. Nun, sie mögen kommen, ich will kein Blut mehr vergießen, aber das meinige mag der Gerechtigkeit zum Opfer werden!"

Käthe schien einen Augenblick nachzusinnen. Hastig faßte sie dann seine Hand und sagte: „Nein, Ihr habt mir Euer Gelöbniß gegeben, es ist heilig. Folgt mir, folgt mir im Augenblick! Und Du," wandte sie sich zur Magd, „geh' hinein zu meinem Vater, sag' ihm, daß ich zurückkomme, sobald ich kann. Gott ist mit mir!"

Bei diesen Worten ergriff sie des Fremdlings Reisesack — er nahm ihn ihr ab. „Wohin, wohin?" fragte er.

„Seid nur still und folgt mir," antwortete sie, nahm seinen Säbel und die Pistolen und eilte hinaus. Er eilte ihr nach, hinaus in den dunkeln Herbstabend. Der Sturm hatte sich gelegt, aber in der Ferne hörte man doch die Meeresbrandung grollend brausen. Bald hatten sie den Strand erreicht, hier lag des Pfarrers kleines Boot, — sie sprangen hinein; in wenigen Augenblicken war es abgeschoben und schoß durch die in der Bucht jetzt beinahe ganz ruhige Wasserfläche. Mit einer Geschicklichkeit, die von der Gewohnheit auf der See zu leben, zeugte, hatte Käthe die Ruder ausgelegt und that einige langsame, aber kräftige Schläge.

Wenn zwei Bergrücken eine schmale Bucht bilden, so bleibt zur Nachtzeit der Schatten des einen Berges gänzlich schwarz, während die andere Seite ihre Formen in vielfältig wechselnden Schattirungen schwachen Lichtes bricht, (wenn man so den matten Schein eines herbstabendlichen Sternhimmels nennen kann,) — es war gerade in dem dunkeln Schatten, worin Käthe das Boot hinschießen ließ. Als sie nun aber eine gewisse Entfernung vom Ufer gewonnen hatte, hielt sie inne, weil das Meer im Herbst die Eigenthümlichkeit hat, zu leuchten, wenn es aufgestört wird, bei jedem Ruderschlag sieht man eine unendliche Menge kleiner glänzender Punkte glühen, und auch im Kielwasser des Bootes zeigte sich ein solcher glänzender Streifen.

Vom Ufer her tönten jetzt Pferdehufschläge und menschliche Stimmen. „Das sind unsere Verfolger flüsterte Käthe. Sie hatte die Ruder eingezogen, und in dem Maße, wie das Boot an Geschwindigkeit nachließ, erblich auch der schimmernde Streif hinter ihm.

Es dauerte nicht lange, so rief eine gellende Stimme: „Da geht in ein Boot hinaus in der Meeresbucht! Ihr da, legt bei mit dem Boot bei des Pfarrers Steg dort! In seiner Majestät und der Krone Namen, legt bei! Eine Patrouille reite sogleich hinaus auf die Landspitze. — Laßt mir keine lebende Seele aus der Bucht hinausschlüpfen, hört Ihr? Schießt, wenn sie nicht gehorchen!“ Diese Worte waren von einem Pistolenschuß begleitet, dessen Knall vom Echo tief hinten im Thale wiederholt ward, so daß er einem in der Ferne verhallenden Donner glich.

„Es ist nicht gefährlich,“ flüsterte Käthe, „hier erreicht uns keine Kugel.“

Der Offizier antwortete: „Wenn sie nur Euch nicht schaden, so bin ich zufrieden; aber ich glaube, da wir doch bereits entdeckt sind, so können wir jetzt gern zu den Rudern greifen.“

„Gut,“ sagte sie, „es weht wohl draußen noch hinter der Landspitze, so daß wir das Segel benutzen können. Wenn wir nur glücklich hinauskommen, so sind wir in Sicherheit, das Boot ist ein guter Segler, das kann ich bezeugen.“

Mit einigen kräftigen Ruderschlägen wurde das Boot nun wieder in Bewegung gesetzt. Sobald das Wasser wieder anfing zu leuchten, erhob sich ein Geschrei am Lande: „Habt Acht!“ rief Einer, „erschießt die Schmuggler!“

Hier und da blitzte von der schattigen Bergseite ein Schuß auf, aber die Kugeln schlugen weit ab vom Ziele ins Wasser. Käthe steuerte indessen vorsichtig zur Bucht hinaus, so daß das Boot die offene See erreichte, bevor noch die Patrouille auf die Landspitze gelangte.

„Reite Einer zurück und requirire ein Boot vom Dorfe,“ befahl der Führer.

Eine neue Schwierigkeit stellte sich den Fliehenden entgegen, als sie aus der Bucht gelangten. Das aufgewühlte Meer ging noch immer hoch. Die Wogen brachen sich unruhig, ohne Regel und Ordnung nach allen Seiten. Aber auch der Offizier war nicht unerfahren auf dem Wasser; er verstand mit eben so viel Geschicklichkeit wie Käthe, das Gleichgewicht zu halten. Das Schwierigste war wohl die Ungewißheit über den zunehmenden Curs. Da draußen auf dem wilden, nachtbedeckten, brausenden Meere wohin sollten sie sich wenden?

Das Boot wurde unaufhörlich weiter in die offene See hinausgeworfen, Nacht bedeckte den Strand, die Rufenden zwischen den Bergen wurden von dem Getöse der Wellen überstimmt. Da strahlte plötzlich am Horizonte ein glänzender Stern auf Seine rothen Strahlen brachen sich in langen zitternden Streifen auf den Spitzen der schäumenden Wassermassen.

„Das ist die Feuerbaake!“ rief Käthe, „wir sind weit aufs Meer hinausgerathen.“

Jetzt blitzte es von einer anderen Seite, ein starker Knall durchschnitt das dumpfe, einförmige Getön der Wellen. „Das ist ein Fahrzeug, welches Lootsen fordert,“ sagte Käthe. „Wenn wir nur wüßten, was für ein Schiff es sein mag.“

„Wir steuern dahin," rief der Fremdling, „mag es sein, was es will; mindestens bin ich dort für den Augenblick sicher!" Das Boot schoß nach der Richtung, woher der Kanonenschuß gehört worden war. Käthe, die am Steuer saß, betrachtete mit Aufmerksamkeit einen Gegenstand, der zuweilen wie ein Schatten über den schaukelnden Wogen schwebte. Es mußte eine bedeutende Entfernung bis dahin sein, obgleich die Gegenstände ihr auf dem Wasser viel näher erschienen, als sie es wirklich waren.

„Wir kommen kaum vor Tage hin," äußerte Käthe, „außerdem liegt das Schiff nicht still. Inzwischen wollen wir es versuchen." Ein neuer Blitz leuchtete auf, doch jetzt viel näher. Der Curs des Bootes wurde danach berichtigt; Käthe nahm die Feuerbaake zum Merkmal, indem sie dieselbe zur Linken zu behalten suchte, und vorwärts ging es auf's Neue.

Bald kamen sie indeß an eine schäumende Brandungsmauer, die sich drohend in einer unabsehbar langen Kette in's Meer hinaus erstreckte.

„Das ist der Haffstein, die gefährlichste Scheere in der Umgegend," bedeutete Käthe, „Gott verhüte, daß das fremde Schiff auf ihn gestoßen ist."

Abermals wurde ein Schuß abgefeuert — gerade mitten über der schäumende Brandung, und am Horizonte zeigten sich die gleichsam zitternden Umrisse aufgetakelter Masten Das Dunkel, die Entfernung und die Bewegung gaben den gefälligen Formen der Zeichnung eine eigene Unbestimmtheit und Flüchtigkeit, die einem Maler zum Entzücken gereicht haben würden.

„Das Schiff hat sich in den Scheeren verirrt," sagte Käthe, „ich weiß nicht, wie wir durch die Brandung dahin kommen sollen — Gott helfe uns, wir müssen aushalten bis es Tag wird — kann sich das Schiff bis dahin halten, so können wir an Bord kommen."

Sie ließ nun das Boot von den Wellen eine Weile zurücktreiben, bis sie an der Brandung des Haffsteins vorbeikamen. Dann bat sie ihren Begleiter, die Ruder zur Hand zu nehmen, um ihr behülflich zu sein, zwischen zwei Klippen hindurch zu kommen. So befanden sie sich denn bald auf einer ruhigeren Wasserfläche, eingeschlossen von Scheeren, gegen welche die Wogen sich draußen tobend brachen. Nun ging auch über dem Horizonte die Königin der Nacht, der silberhelle Mond, auf. In seinem Lichte zeigte sich deutlich das majestätische Schiff, welches vom Sturm zwischen die Klippen gejagt, hier vor Anker gegangen war, um die Lootsen und den Tag zu erwarten. Die beiden Flüchtlinge ruderten darauf zu. Es war ein englisches Schiff. Der schwedische Offizier und das junge Mädchen wurden mit Verwunderung, aber freundlich, aufgenommen. Sie erfuhren, daß das Schiff von Christiania direkt nach London bestimmt sei.

Als Käthe mithin ihren unglücklichen Schützling in Sicherheit wußte — denn am anderen Morgen konnte ein Lootse das Fahrzeug ohne Schwierigkeit wieder in Freiheit setzen — wollte sie wieder in ihr Boot zurückkehren, fand aber zu ihrer Bestürzung, daß dasselbe von einer Welle gegen die Wand des Schiffes geschleudert und zerschmettert worden war.

Auch der Offizier war bestürzt, als er dies gewahrte. Sollte der alte Mann durch ihn auch seines letzten Kindes beraubt werden? Aber Käthe zeigte sich bald gefaßt.

„So werde ich mit den Lootsen an's Land gehen," sagte sie.

Die Nacht verstrich und die Morgensonne ging prachtvoll über dem Meere auf. In majestätischer Ruhe wölbten sich draußen im endlosen Ocean die großen Wellen, ihren Schleier von Schaum entkleidet. Eine leichte Brise fuhr darüber hin. Bald zeigte sich auch ein kleines Segel. Es war das Lootsenboot. Als es an dem Schiffe beilegte, stieg der alte Gabriel, der zugleich Lootse war, an Bord. Ein Ausdruck innerer Zufriedenheit schimmerte in seinen treuen Augen, als er Käthe erblickte; mit ungekünstelter Offenherzigkeit ging er auf sie zu und drückte ihr die Hand.

„Euer Vater trägt Sorge um Euch, Mamsell Käthe,“ sagte er, „aber ich werde das Schiff bald hinausbringen und Euch dann heimgeleiten. Der Wind ist gut. Die Küstenaufseher sind wieder fort — sie gingen eben so klug, als sie gekommen waren. Ich danke Euch, liebste Mamsell Käthe, das Boot im Boställsvik, welches die Sergeanten hinauslockte, hat uns gerettet.“

Beim Anblick des alten Lootsen erneuerte sich des Mädchens Schmerz. Aber mit edler Selbstüberwindung suchte sie jede Aeußerung ihres Kummers zu unterdrücken, die ja nur dazu hätte dienen können, die unglückliche Ursache desselben zu kränken.

Als sich die Segel wieder vor dem Winde ausbreiteten, und das Schiff mit diesen seinen weißen Schwingen den Ankerplatz zwischen den Klippen verlassen hatte, nahm der Lootse Abschied. Der Offizier sprach leise mit ihm, gab ihm Geld und den Auftrag, dafür dem Pastor ein neues Boot anzuschaffen. Dann ergriff er Käthens Hand und sah ihr lange in's Auge, ohne ein Wort hervorzubringen. Große Thränen gewaltsam zurückgehalten, hingen in seinen Augenwimpern und seine Brust wogte heftig. Hastig zog er einen kostbaren Ring vom Finger und reichte ihr denselben.

„Verzeiht,“ schluchzte er, „verzeiht und vergeßt. Doch nein, vergessen könnt Ihr nicht, o meines Freundes Schwester! Deßhalb schenkt mir Euer Mitleid! Lebt wohl!“

Ohne zu antworten, nahm sie den Ring und stieg in das Boot, welches sich vom Schiffe losmachte. Dieses verfolgte seinen Weg hinaus in's weite Meer, während das Boot sich Boot sich auf's Neue den Scheeren nahte. Das trauernde Mädchen glaubte sich schon aus dem Gesichtskreise des Fahrzeuges, als sie ihren Thränen freien Lauf ließ — sie ahnte nicht, daß der Unglückliche am Bord desselben sie durch ein Fernrohr beobachtete und es ganz deutlich sah, wie sie mit einem Schauder seinen Ring ins Meer warf.

Die Schlangen Pharao's.

Von Paris aus macht gegenwärtig eine höchst interessante Spielerei unter dem Namen „Die Schlangen Pharao's“ die Runde. Aus einem Ei, das aber nicht eiförmig gestaltet, sondern ein kleiner pyramidenförmiger, ungefähr 1 Zoll hoher, in Staniol gehüllter Körper ist, steigt, wenn man die Spitze desselben durch ein Zündhölzchen in Brand gesetzt hat, etwas wie eine Schlange empor, das die unglaubliche Länge von fast $2^1/_2 - 3$ Schuh erreicht. Die Sache grenzt an's Wunderbare und erregte in Paris Sensation, die

der Fabrikant dieser Schlangen-Eier, ein Herr Barnett, auszubeuten verstand. Schon in den ersten Tagen wurden mehrere Tausend der Schlangen Pharao's verkauft, Graf Bacciochi entnahm für 50 Franken, und sandte sie dem kaiserlichen Prinzen ins Lager von Chalons, ein Russe kaufte für 2000 Franken und beeilte sich, die köstliche Waare nach St. Petersburg zu entführen, die Börsenmänner selbst, denen die Stockung der Geschäfte jetzt unfreiwillige Muße gönnt, übten sich in der Zeit von 1—3 Uhr mit der Schlangenerzeugung. Eine getreue Berichterstattung darf an der Mittheilung dieser Thatsachen nicht genügen lassen, sondern muß auch die Geschichte der Entdeckung mittheilen. Hier ist sie: „In den Annalen der Physik und der physischen Chemie", herausgegeben von Gilber, Bd. IX, S. 271, im 11. Stück des Jahrganges von 1821 schreibt der damalige stud. med. Friedrich Wöhler aus Göttingen: Um wasserfreie Schwefelblausäure darzustellen, wählte ich ein Verfahren, welches dem analog ist, wodurch man die reine Blausäure erhält. Ich bereitete nämlich Schwefel Cyan Quecksilber durch Vermischen einer Auflösung von Schwefel-Cyan-Kalium mit der Auflösung von salpetersaurem Quecksilber-Oxidul. Das hierbei niederfallende Schwefel-Cyan-Quecksilber zeigt, getrocknet folgendes merkwürdige Verhalten: erhitzt man es gelinde, so schwillt es plötzlich, sich gleichsam aus sich selbst in wurmartigen Gestalten windend, um das Vielfache seines vorigen Umfangs auf, zu einer sehr leichten Masse von der Sorte des Graphits, unter Entwicklung von etwas Schwefel-Kohlenstoff, Stickgas und Quecksilber . . . ." Diesen überraschend hübschen Versuch, der in Gerhardt's „traité de chemie organique" sich erwähnt findet, wiederholte ein junger Chemiker in dem Laboratorium der Ecole de médicine. Durch Zufall erzielt Herr Barnett, Verkäufer von Gasbeleuchtungsapparaten, Kenntniß von der Sache, er schlug dem jungen Manne eine Assoziirung vor, um diese Spielerei im Großen auszubeuten und fand Annahme. Ein Brevet wurde schnell geschafft, ein Aufsehen machender Name gefunden. Das schmutzig-weißlich-gelbe Pulver wird in kleine Kegel geformt, von denen je einer vorsichtig in Baumwolle gelegt, den Inhalt einer Schachtel bildet. Mit Recht macht ein beigefügter Zettel aufmerksam, daß die Substanz giftig sei, „wie die chemischen Streichhölzchen", d. h. obgleich die letzteren giftig sind, bedient sich doch derselben alle Welt.

Ein Stier auf einem Hausdache.

Ein ergötzlicher Vorfall wird aus London vom 10 Oktober berichtet: Ein junger Stier nämlich, welcher in den frühen Morgenstunden durch die Butcher Row getrieben wurde, machte Kehrtum und stürzte kopfüber in das Haus eines Käsehändlers, Namens Morris. Da er, der Stier nämlich, in der engen Hausflur sich nicht bewegen konnte, so half er sich einer Wendeltreppe entlang bis an das Dach des Hauses, drei Stockwerke hoch, empor und stürzte von dort in eine schmale Stube, woselbst Käse aufgeschichtet lag. Dort konnte er sich natürlich weder bewegen noch umkehren. Aus der zu Tausenden vor dem Marktplatze versammelten Menge machte Jemand den Vorschlag, das Thier zu erschießen, und es wurde auch wirklich eine Flinte herbeigebracht, doch Niemand wollte sich daran machen, den gefährlichen Schuß zu thun, der im Falle des Mißlingens eine furchtbare Scene herbeiführen konnte. Endlich kam man auf den Ausweg, von dem Dache des blockirten Hauses einen Enterhacken herabzuwerfen, um damit das Fenster der Käsekammer zu öffnen; man hoffte nämlich, der Bulle werde durch das geöffnete Fenster einen Sprung auf die Straße thun und sich derart Hals und Beine brechen. Dabei hatte man aber die Rechnung ohne den Wirth, d. i. ohne den Stier gemacht; derselbe begnügte sich, sobald er die Oeffnung gewahr wurde, einfach damit, einen großen Trog, einen Handkorb und zuletzt einige Laibe Käse an den Hörnern

aufzuspießen, und successive aus dem Fenster auf die Straße zu schleudern. Nachdem er sich dergestalt einige Erleichterung verschafft, guckte der Stier sehr gemüthlich aus der Kammer heraus, und besah sich mit großer Seelenruhe die Menschenmasse, welche draußen johlte und tobte. Man kann sich die Verwirrung denken, die alles dies zur Folge hatte, den Jubel der Straßenjungen und die Stockung des Verkehrs; zwei bis drei Dutzend Policemen, die rasch herbeigeeilt waren, wußten weder Rath noch That. Zuletzt gerieth man auf eine neue Idee, um dem Bullen Luft zu machen. Es wurde nämlich durch die Verwandung des an die Kammer stoßenden Dachzimmers ein Loch geschlagen, groß genug, daß der Stier hindurchspazieren konnte. Derselbe ließ sich dies auch nicht zweimal sagen, sondern kam wirklich, nachdem er noch einige Laibe angespießt hatte, durch das Loch und über die Treppe auf die Straße herab, woselbst er sich nach so vielen Heldenthaten ruhig einfangen und nach dem Schlachthause führen ließ.

Ein Wort Lincoln's.

Die „Bresl. Mrg.=Ztg." erzählt: Ein preußischer Lieutenant, der wegen Schulden sein Vaterland und seinen Dienst verlassen hatte müssen, wußte sich Audienz bei dem damals noch lebenden Präsidenten der Union, Lincoln, zu verschaffen, und erhielt, da er im übrigen ein intelligenter und anstelliger Mann war, die Zusicherung einer Lieutenantsstelle in einem Reiterregiment. Hierüber ganz entzückt, glaubte er schließlich auch nicht verschweigen zu müssen, daß er, einem der ältesten preußischen Adelsgeschlechter angehöre. — „O," sagte der alte Abraham, „das wird Ihnen in ihrem Fortkommen hier gar nicht hinderlich sein!!"

Ein schlauer Dieb.

Ein Dieb in England welcher lange die Gelegenheit abgewartet hatte, ein gewisses Haus zu bestehlen, sah eines Tages sowohl den Eigenthümer, wie seine Frau ausgehen, und begab sich augenblicklich an Ort und Stelle, um zu sehen was zu machen sei. Er stieg die Treppe hinauf, nahm ein Federbett, die werthvollste Waare, die er sehen konnte, und begann es die Treppe herunter zu tragen, wobei er rückwärts ging. Als er ungefähr den halben Weg abwärts war, betrat der Hauseigenthümer die Vorderthür und rief: „Du Spitzbube, was machst Du hier?" — „Ich bin gekommen, dieses Bett hinaufzutragen," war die Antwort; denn Herr Jones, welcher kommt, Euch auf einige Wochen zu besuchen, sandte mich hieher, Euch dieses Bett zu bringen" „Herr Jones! ich kenne keinen Herrn Jones; was hat er für ein Recht, sich in meinem Hause einzulogiren? Packt Euch fort!" — „Ganz wohl mein Herr," antwortete der Dieb und ging mit dem Bette weiter, „aber Herr Jones wird schrecklich böse sein." Und davon eilte er mit seiner Bürde und überließ es der Familie, den Verlust erst zur Zeit des Schlafengehens zu entdecken.

Aus dem Theater zu Chicago wird eine komische Scene gemeldet. Während der Vorstellung war einem Herrn seine Brieftasche mit 500 Dollars gestohlen worden Die Polizei wurde benachrichtigt und begann, die anwesenden Physiognomien zu prüfen. Bald blieb die Aufmerksamkeit an zwei fashionablen Herren heften; das Lorgnon im Auge, der Goldknopf am Stocke, die Kleider vom neuesten Schnitt, nichts fehlte; der Eine strich mit unverkennbarem Wohlbehagen seinen ungeheuren Haynau-Schnurrbart; nur schien, und Das war das Verdächtige, weder der Schnurrbart noch das Haar in natürlicher Weise mit der Haut zusammenzuhängen. Ein anwesender Polizeiagent wurde beordert, den beiden Gentlemen etwas näher auf den Zahn zu fühlen. Man fand bei dem Einen den vorausgesetzten Maskenball-Schnurrbart und eine Perücke, trotz des darunter befindlichen starken Haarwuchses; der andere trug eine Halbmaske von Fleischfarbe. Diese Vorrichtungen deuteten allerdings auf kein allzureines Gewissen. Man lud die Herren ein, ihre Metamorphose zu erklären; sie zauderten, sichtbar in schrecklicher Befangenheit. Endlich erhielt man das verschämte Geständniß, sie seien presbyterianische Geistliche. Und so war es, wie verschiedene Personen aus dem inzwischen beigeströmten Publikum bestätigten Der Eine von ihnen, der in der Halbmaske, hatte noch am Sonntag zuvor von der Kanzel herab wahrhaft vatikanische Blitze gegen die verdammungswerthe Bühne herabgeschleudert. Sie seien, sagten sie freilich, nur gekommen, um mit eigenen Augen dieses Sodom zu sehen, wovon sie aus der Beschreibung ihrer Getreuen, nur eine schwache Idee gehabt; jetzt hätten sie nach der gemachten Erfahrung Stoff zu einer noch ganz andern Predigt. Diese Ausrede hatte bei dem Publikum ganz den Effekt, den sie so sehr verdiente, und die beiden Lämmer schlichen, unter allgemeinem Hohngelächter, aus der Wolfsschlucht, in welche sie sich so unvorsichtig hineingewagt.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Lenz.

Nr. 44. *XII. Jahrg.*

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. Oktober 1865.

Gehetzt.

Eine wahre Geschichte von Erwin Förster.

Ehe ich meine Erzählung beginne, halte ich es für unerläßlich, zu versichern, daß dieselbe vollkommen wahr und nur aus Rücksicht für die noch Lebenden Namen, Ort und Zeit verschwiegen ist.

In der engen, aber reinlichen Stube eines kleinen Hauses des Pfarrdorfes F.......... war der laute, frohe Lärm der Kinder verstummt vor dem namenlosen Schmerz, der sie heute um das Sterbebette ihrer guten Mutter vereinte, selbst die sonst so harten Züge des Vaters waren weicher geworden, denn auch er fühlte, wie er jetzt einen Schatz verliere, den er früher nur zu gering geachtet hatte und nur die Scheidende war heiter. Hatte sie doch in Liebe ihrem Manne all das Leid und all die Sorgen vergeben, durch die er sie so oft gekränkt und hatte hingegen er ihr versprochen, sich der Kinder mit aller Güte anzunehmen, sie mit aller Sorgfalt zu erziehen, damit einst ihr Leben ruhiger, glücklicher werde, als es das der sterbenden Dulderin gewesen war.

Drei Tage später ward die Mutter hinabgesenkt zur letzten Ruhestätte und bald deckte auch ihr stilles Grab der weiße Mantel, den die Natur über die Erde gebreitet; aber schnell, wie jenes hatte auch der Vater die Versprechungen vergessen, die er der Sterbenden gegeben, und noch ehe das Trauerjahr geendet, zog eine neue Frau in's Haus, deren Ruf nicht der beste, sondern der schlechteste war; denn sie entstammte einer eingewanderten Familie, die von den Räubereien lebte, die ihr längst dem Beil verfallener Bruder mit nie gekannter Kühnheit verübte. Um die Kinder der grausamen Behandlung dieses Weibes zu entziehen, nahmen die mütterlichen Verwandten die beiden Mädchen zu sich, während der Knabe im Hause des Vaters blieb, bis er, zum Krüppel geschlagen, dasselbe verließ und mit einer geschenkten Drehorgel bettelnd das Land durchzog.

Marie, unsere Heldin, fühlte sich bald heimisch bei ihrer Muhme, einer armen, braven Frau, die das kleine Dachstübchen, welches sie in der Vorstadt bewohnte, zu einem Paradiese für ihrer Schwester Tochter zu machen wußte. Wenn nach der strengen Arbeit, zu der sie die Muhme anhielt, Marie plaudernd mit jener durch die Felder ging oder am wärmenden Ofen saß, wie selig fühlte sie sich da, wie dankte sie ihrer Retterin, der sie eine Tochter geworden.

Mit 15 Jahren war Marie reif, um in fremden Dienst treten zu können. An Entbehrungen aller Art gewöhnt, gestählt durch Arbeit wurde er ihr leicht, und durch ihre Treue, Bescheidenheit und ihren unermüdlichen Fleiß gelang es ihr, nicht blos die Zufriedenheit, sondern auch das Wohlwollen ihrer Herrin, einer alten pedantischen Wittwe, zu erlangen. Vier Jahre hatte sie bei dieser schon in Dienst gestanden und hatte in der langen Zeit kein anderes Vergnügen gehabt, als daß sie dann und wann zu ihrer Muhme durfte, mit der sie an hellen Sommersonntagen hinaus ging ins Freie, wie ehedem, um neugestärkt zur Arbeit zurückzukehren.

Marie war nicht schön, aber sie durfte sich gestehen, ein Paar helle Augen in einem runden Gesichtchen zu haben und wenn sie im engen Mieder, den reinlichen, kurzen Röckchen dahinschritt, so war ihre Erscheinung reizend genug, um manchen Blick von jungen Burschen auf sich zu ziehen; aber Marie hatte wie jedes Mädchen sich ihr eigenes Ideal gebildet, und wies daher jeden jungen Mann kurz ab, der dem nicht ähneln wollte.

Auf einem ihrer Spaziergänge mit der Muhme gesellte sich Sebastian wie von ungefähr zu ihnen; er zeigte sich sehr liebenswürdig, wußte mit Bier und Käse artig zu bewirthen, war schlank wie eine Tanne; er trug einen schönen schwarzen Vollbart, hatte treue blaue Augen und sah Mariens Ideal so ähnlich wie ein Ei dem andern, so daß Marie ihn nicht mit schnippischer Antwort abwies, sondern ihn freundlich behandelte, und schon auf dem Heimwege machten sie sich kein Geheimniß mehr daraus, daß sie für einander geschaffen wären.

Ich brauche dem Leser nicht erst zu versichern, daß sie von jener Zeit sich öfters sahen und dann nicht müde werden konnten, sich das Bild ihrer Zukunft mit den hellsten Farben auszumalen, aber sie vergaßen nicht, daß auch für sie das Schicksal dunkle Farben haben werde und manchen matten Ton an die glänzende Stelle setzen werde, die sie sich gehofft, daß es aber ihre Vereinigung verhindern und ihr ganzes Bild verderben würde, konnten sie nicht glauben. Waren sie nicht stark und kräftig, war nicht die Arbeit Sebastians, der ein Maschinenschlosser war, eine von Wind, Wetter und Mode unabhängige und deßhalb eine dauernde Beschäftigung, war der Lohn nicht reichlich und konnte Marie das etwa Fehlende nicht mit Nadel oder Scheuerlumpen ersetzen?

Beide konnten sich diese Fragen nur mit Ja beantworten und so gaben sie getrosten Muthes bei der Heimathbehörde Sebastians das Heirathsgesuch ein.

Das Schicksal aber langte nach seinem dunkelsten Topf und machte mit der Feder des Altuars, der die Abweisung stylisirte und die es als Pinsel gebrauchte, einen dicken Strich auf ihr Bild, für den die arg Getäuschten noch dazu ihren halben Wochenlohn hergeben mußten. Die Hoffnung aber ist ein tröstendes Licht und wohl dem, bei dem sie nicht zum Irrlichte wird, das plötzlich erlischt und den Armen hinunterstürzen läßt in den schauerlichen Abgrund der Verzweiflung. Bei Sebastian leuchtete sie indeß noch ungeschwächt und so

gab er bald darauf zum zweitenmal und, um kurz zu sein wieder zu sein, wieder vergeblich ein.

Nun war Trost und guter Rath schon theurer geworden, denn Marie trug unter ihrem Herzen einen Liebling, dem sie gern den ehrlichen Namen als Taufangebinde gegeben hätte. — Als ihre Dienstfrau Mariens Zustand bemerkte, vergaß sie, was jene geleistet und jagte in ihrer sittlichen Entrüstung Marien mit Schimpf und Schande aus dem Hause, wo das hohläugige Elend sie empfing und Hunger und Kälte zu Taufpathen des Knäbleins lud, das die Arme in dem Dachstübchen gebar, wohin sie geflüchtet war. Schwärzer und schwärzer malte jetzt das Schicksal und nahm die einzige Pflegerin, die Marien treu blieb, ihre Muhme weg von dieser Erde. Sebastian mußte jetzt deren Stelle vertreten, und durch den doppelten Verlust des Lohnes schwanden die Ersparnisse mehr und mehr; und doch begrüßten die beiden ihr Kind mit froher Hoffnung, wer konnte es wagen, ihnen ihr Recht vorzuenthalten, wo ein unzertrennliches Band beide umschlang?

Die Behörde, die schon zweimal ihre Bitte abgeschlagen hatte, that es auch zum drittenmal. Saß denn nicht mit im Rath der einzige Schlossermeister in dieser Vorstadt und mußte nicht der fürchten, in Sebastian einen Konkurrenten zu erhalten, wenn er nur erst verheiratet sei? Ja, waren nicht die meisten Mitglieder des Rathes dessen Schuldner, die aus Rücksicht für ihn den zudringlichen Gesellen für immer abwiesen mit dem freundlichen Rath, zu versuchen, ob nicht die Bauern in Mariens Heimath gefälliger seien?

Recht niedergeschlagen wanderten daher Marie und Sebastian an einem Sonntage nach dem vier Stunden weit entfernten Dorfe F.......... und mehr die Angst über die zu erwartende Aufnahme, als die Gluth der Julisonne ließ große Tropfen Schweißes auf ihre Stirne treten. Marie fühlte keine Freude, als sie die Heimath wieder sah, die sie als Kind verlassen hatte, an dem elterlichen Hause schlich sie scheu vorbei, denn mit jedem Schritte, der sie näher nach F.......... gebracht hatte, war auch ihre Hoffnung mehr und mehr gesunken und erschöpft an Muth und Kraft erreichten sie die Schenke.

Die Glocken verkündeten den Schluß des Gottesdienstes und die Bauern strömten laut und fröhlich zum Wirthshaus. An dem Tische, wo Marie und Sebastian Platz genommen, setzten sich vier Bauern, deren kostbare Knöpfe und Ketten und ihr behäbiges Aussehen ihren Reichthum deutlich zeigten. Als der dickste dieser Dicken die trauernden Gestalten sah, sprach er sie so sanft an, als er es vermochte:

„Euch scheint der Hahn heut kein goldenes Ei gelegt zu haben; aber heut ist's Sonntag und da soll es in unsrer Gemeinde keinen Traurigen geben. Seid guter Dinge, eßt und trinkt, was ihr wollt, der Vorsteher von F.......... wird es nicht spüren, wenn er zwei Leute mehr füttert."

In Mariens Auge erglänzte eine Thräne des Dankes, aber Sebastian ergriff schnell die günstige Gelegenheit, sein Anliegen vorzubringen, deßhalb gab er zur Antwort:

„Vielen, vielen Dank Herr Vorsteher, Euer freundliches Wort hat einen guten Ort gefunden; aber wenn Ihr keinen Betrübten, sondern nur Glückliche sehen wollt, so hört unsere Bitte und wenn Ihr's könnt, so helft uns;" und der Vorsteher hörte zu, als Sebastian treu sein Schicksal erzählte, und im zuversichtlichen Tone sein Anliegen vorbrachte; dabei schielte der Bauer bald auf den Redner, bald auf dessen Braut und schmunzelte gut-

müthig, so oft sein Aug' auf jener ruhte. Doch noch ehe er Bescheid geben konnte, sagte einer der andern Bauern:

„Ja meine lieben Leute, das wird nicht gehen, ihr habt nichts und paßt nicht auf's Land, geht nach der Hauptstadt, die drinn müssen Euch aufnehmen, wir werden es kaum können."

„Das hätte gefehlt," fiel der Dritte grob ein, „solches Lumpenpack in der Gemeinde zu haben. In Jahr und Tag hätten wir Euch zur Last, ich bedanke mich dafür."

„Nu, nu," sagte der Vorsteher, „so darf man Niemanden vor den Kopf stoßen, zumal wenn das Mädel aus unserm Orte ist, der Mann da ist Schlosser und als Meister könnt' er sich bei uns schon etwas verdienen. Unsere Schmiede steht leer, er könnte da hinein, und wenn mir ein Schmied auch lieber wäre, so könnt' er doch noch so viel lernen daß er unsere Pflüge schärfen und unsere Hacken anstählen könnte. Wenn es so ist, wie Du, Schlosser, mir es erzählt hast und Ihr so seid, wie Ihr scheint, so habt Ihr mein Jawort. Ich will gleich heut' Nachmittag den Gemeinderath zusammenrufen, und wenn Ihr auch das erstemal abgewiesen werdet, so denkt, daß kein Baum auf den ersten Streich fällt."

Der Rath versammelte sich und wie der Vorsteher vorausgesagt, fiel der Baum auf den ersten Streich nicht. Der Bescheid war nun zwar nicht erfreulich, aber er war schnell gegeben und — kostete vor allen Dingen nichts, und so kehrten Marie und Sebastian doch fröhlicher heim, als sie fortgegangen waren.

Der Sommer war vorüber und der Winter stand vor der Thüre, da sagte Marie:

„Sebastian wir müssen wieder eingeben, denn schon spüre ich, daß es von Neuem unter dem Herzen sich regt, und sollten sie mir denn gar nicht gönnen, mich meiner Kinder freuen, meinen Kopf wieder aufrecht tragen zu dürfen. Ach, es ist so hart, in Schanden leben zu sollen; aber Dich laß' ich nicht, denn mein Gewissen spricht mich frei, ich bin und war nicht liederlich und wer trägt die Schuld, daß der Priester nicht unsern Bund segnen durfte? Arbeiten, sparen wir nicht? Halten wir nicht auf Ehr' und Zucht bei unsern Kindern? Geh, mein Sebastian, geh hin zu den Bauern, der Vorsteher ist unser Freund, sie werden, sie müssen uns heirathen lassen."

Recht ungern gab Sebastian dem Willen Mariens und der Forderung der Nothwendigkeit nach. Es empörte sich sein Inneres dagegen, ein Recht, das die allgütige Natur Allen gegeben, von den Reichen als eine Gnade erbetteln zu sollen. Er, der nur auf seine Kraft zu bauen gewohnt war, dem der nagende Hunger keinen Laut erpreßt hätte, er mußte bitten, mit der Frau leben zu dürfen, der er und die ihm Alles war. Mit solchen Gedanken machte er sich auf den Weg und sie machten sein Gemüth bitter.

Er fand in F.......... gerade den Gemeinderath versammelt; kurz und bündig forderte er die Heirathsbewilligung als ein Recht; das nahmen die Bauern übel und sie verweigerten sie ihm ebenso kurz und für immer. Da besann sich Sebastian, und mit aller Kraft, die ihm noch übrig war, zwang er sich zur Ruhe und stellte den Männern vor, wie in ihren Händen sein ganzes Glück läge und das einer Tochter ihres Dorfes; aber sein erstes barsches Auftreten hatte sie gegen ihn eingenommen und nur mit Mühe gelang es dem Vorsteher, für Marie 150 Gulden als Heirathsgut zu erwirken, im Falle sie sich verehelichte.

Soll ich noch einmal den Jammer unserer Freundin schildern? Er war groß genug; aber der größere stand ihr noch bevor.

Der Winter war mit aller Strenge eingezogen, als Marie das zweite Kind der Mutterbrust entzog und den Tag über, während sie bei der Arbeit war, mit seinem Bruder bei einer alten Frau in der Vorstadt in Kost und Aufsicht gab. An der Spitze der Regierung stand damals ein Mann, der Religion und Sitte durch Polizeimaßregeln befestigen zu können glaubte; der statt durch freie Bildung das Volk froh und gut zu machen, blinden Glauben forderte, und mit aller Strenge harmlose Vergnügungen verbot. Musik und Tanz wurde verpönt und eine Verordnung gegeben, nach welcher jedes Mädchen, das unehelich geboren hatte, mit einer Gefängnißstrafe belegt und, war sie fremd, in ihre Heimath zurückgewiesen wurde.

Auch Marie erhielt den Auftrag, innerhalb 24 Stunden nach F.......... zurückzukehren; was aber sollte sie dort, die in der Hauptstadt Arbeit hatte, die der Beschäftigung des Landes unkundig war, wo sie den größten Theil der Einwohner zum Feinde hatte, wie konnte sie dort ihre Kinder erhalten, wer würde sich ihrer liebevoll annehmen? Das waren die Fragen, die durch ihre Seelen zogen und den Entschluß in ihr reiften, zu bleiben. Um aber der Entdeckung zu entgehen, mußte sie bald da, bald dort schlafen, und wenn sie müde von der Arbeit kam, mußte sie erst von Haus zu Hause betteln gehen und sehen, ob Jemand sich der Legitimationslosen erbarme.

Wie der Hund unabläßig die Spur des verwundeten Rehes sucht und von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel hetzt, bis es ermattet zusammenbricht, so verfolgte jetzt die Polizei die Arme, deren ganzes Vergehen war, nicht durch Gaben, sondern durch eigene Kraft sich und ihre Kinder zu erhalten! Angstvoll hörte sie auf jeden Laut, jeden Tritt, der sich ihrem Lager näherte, jede fremde Stimme, jeder Ruf nach ihr machte ihr Blut stocken und störte Nachts den Schlaf auf ihrem harten Lager.

Es war am Tage vor dem Weihnachtsfeste, als sie im dritten Stocke eines Hauses die Fenster putzte, als sie plötzlich unten im Hofe nach ihr fragen hörte. Schlimmer Ahnung voll blickte sie hinunter und sah zwei Polizeiwächter in's Haus treten. In namenloser Angst läuft sie im leeren Zimmer umher, kein rettender Ausweg, da — das offene Fenster und mit dem gellenden Schrei: „Gott hilf mir!“ stürzt sie hinab auf die Straße, hinab die schwindelnde Höhe und — stand auf unbeschädigt!*)

Keuchend lief sie in die Vorstadt, küßte weinend die Kinder, und floh aus der Stadt. Schon war es dunkel, als sie F.......... erreichte und zu ihrem Schrecken erfuhr, daß inzwischen der Bauer, der sie einst so grob angefahren hatte, zum Vorsteher gewählt sei. Sie trat hochklopfenden Herzens bei ihm ein und bat um eine Unterkunft. Sie wurde roh abgewiesen, sie solle zu ihren Kindern heimkehren. Sie klopfte an jedes Haus, aber keines wollte sich gastlich öffnen; da stand sie auf eisiger Landstraße, rathlos, ohne Heimath, verstoßen in grimmiger Winternacht!

(Schluß folgt.)

---

*) Ich wiederhole an dieser Stelle ausdrücklich, daß ich wahre Thatsachen berichte und mir diese Begebenheit von Marie selbst auf ihre Ehre und Gewissen versichert wurde. D. V.

Eine Scene aus dem Wiener Gerichtssaale.

Etwa zwanzig Jahre sind es, da kam auf einem Linzer sogenannten „Kaiblwagen," dem Fuhrwerke, mittelst dessen sonst die Rohstoffe zu den berühmt gewordenen „Wiener Schnitzeln" aus der oberösterreichischen Landeshauptstadt anher befördert worden, Michael M., der Sohn eines Viehhändlers, nach Wien und widmete sich hier dem Wirthsgeschäfte. Der kleine Micherl, welcher als „Bierbub im Winterbierhause" debutirte, hatte sich rasch herangebildet, war zum Kellner avancirt und wenige Jahre später unter dem Namen Mischko als Zahlkellner eine Spezialität des alten Wien. Es verging ein Dezenium und Mischko hatte es zum Gastwirthe und Hausherrn gebracht. Allerdings geschah das letzte Avancement nicht ganz frei von allen herben Zuthaten; denn Michael M., welcher nach dem Tode seines Dienstgebers dessen Geschäft und Vermögen übernommen hatte, mußte auch des Letztern Wittwe, Frau Rosel, eine 60jährige „Bisgurn", wie man sich am „Grund" ausdrückte, mit in den Kauf nehmen. Michael M. trug sein Loos mit Geduld und ergab sich der schönen Hoffnung, falls er Wittwer werden sollte, in der Zukünftigen reichlichen Ersatz für die vorderhand vermißten ehelichen Freuden zu finden. Doch der Mensch denkt und das Schicksal lenkt. Michael M. wurde vor drei Jahren Wittwer und wählte bald nach dem Tode seiner ersten Gattin zur Gefährtin eine 18jährige Gouvernante, welche er als Erzieherin bei den Kindern einer in seinem Hause wohnhaften Beamtenfamilie kennen gelernt hatte. Die Honigmonate der zweiten Ehe waren für Michael M. nur von sehr kurzer Dauer; denn er und seine nunmehrige Gattin hatten ganz verschiedene Lebensanschauungen, stunden auf ganz verschiedenen Bildungsstufen und konnten einander nichts recht thun. Der eheliche Zwist hatte bald solche Dimensionen angenommen, daß beide Theile sich für die Trennung aussprachen. Bevor jedoch über diesen Prozeß endgiltig entschieden war, kam es zwischen diesen beiden Eheleuten wiederholt zu Streitigkeiten und Schimpfereien und veranlaßte eine dieser Szenen Frau Emilie M., gegen ihren Gatten wegen Ehrenbeleidigung klagbar aufzutreten.

In der dieser Tage geführten Verhandlung gelangte die Anklage der Gattin und deren Begehren zur Verlesung. Sie sagt in ihrer Klagschrift im Wesentlichen Folgendes: „Mein Gatte ist ein Tyran, der mich mißhandelt und beschimpft; ich flehe den Schutz des Gerichtes an und bitte um dessen Bestrafung."

Richter (zum Angeklagten): Was können Sie gegen diese Beschuldigung vorbringen? — Angeklagter: Euer Gnaden, mi hat unser Herrgott gestraft, weil i auf'n Tod von meiner Seligen g'wart hab. Mei Selige war alt und als Bißgurn am Grund verschrien, aber a Engel war's gegen das Täuberl, was i jetzt erwischt hab. Denken sich Euer Gnaden a Weib, derer i a Haus, a Geld, a G'schäft' und mei Person zubracht hab und dö nix g'habt hat, als wie's gangen und g'standen ist, und die martert mich z'Tod.

Richter: Es ist sonderbar, während Sie von Ihrer Gattin angeklagt werden, beschuldigen Sie dieselbe gerade derjenigen Handlungen, um derentwillen eigentlich Sie angeklagt sind. Ich möchte doch wissen, wie sich das eigentlich zuträgt. — Angeklagter: Euer Gnaden, i werd Ihnen dies, wenn Sie erlauben, auseinandersetzen und bitten, daß Sie selbst urtheilen.

Richter: Worin besteht denn eigentlich das Märtyrerthum, dessen Sie erwähnen? — Angeklagter: I hab mei Freud, wann i zu an Harpfenisten oder zum Heurigen gehen kann; die Meinige möcht in lauter Burgtheaterstuck gehen und alleweil a Gesellschaft haben, a paar junge Herren dabei, un i kunnt den „Tädel" machen. Aber dös gibt's nit.

Richter: Da würde ich als Mann meine Rechte, soweit dies anständig ist, geltend machen, aber nicht zu Mitteln greifen, wodurch Sie nicht blos Ihre Gattin, sondern auch sich selbst herabsetzen und dem Gerede und Gespötte der Nachbarschaft preisgeben. — Angeklagter: Euer Gnaden sein gewiß nit verheirathet, oder haben a Frau, mit der was z'reden ist. Aus derer do brächten's a nix heraus.

Richter: Erinnern Sie sich der Ausdrücke, welcher Sie sich Ihrer Gattin gegenüber bedient haben? — Angekl.: Was hab' ich ihr denn g'sagt? I hab g'sagt, sie war a armer Dienstbot, wie ich hab's kennen g'lernt — dös is wahr. — Ich hab g'sagt — sie ist a nixnutzig's Weib und möcht nur allweil 's Geld verputzen, weil's nit waß, wie mer's verdient — dös is a wahr. I hab g'sagt, daß sie mi nur wegen mein Geld g'heirat't hat — dös wird schier a wahr sein.

Richter: Haben Sie ihr sonst nichts gethan? — Angeklagter: A Watschen hab ihr antrag'n, aber geben hab' ich ihr's nit. —

Richter: Es kommt auch vor, daß Sie Ihrer Gattin eine Ohrfeige gegeben haben. — Angeklagter: Nichts Gewisses könnt i da nit sagen, aber wenn's a wahr wär', so wär' ja dös noch ka Malheur, sie ist ja mein Weib.

Richter: Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß man als Gatte nur so geradezu das Recht hat, sein Weib zu mißhandeln. — Angeklagter: I bitt', das kommt in der Ehe tausend Mal vor; wie viel Watschen hat mir mei Selige geben und i hab doch kei Wort g'redt, viel weniger, daß i's wegen dem klagt hätt'.

Richter: Das war Ihr guter Wille, und in Privat Beleidigungen gilt der bekannte Grundsatz: wo kein Kläger ist, gibts keinen Richter. Ihre Frau tritt nunmehr als Klägerin auf, und wenn es Ihnen nicht gelingt, dieselbe zu versöhnen, dann muß das Gericht dem Gesetz Genüge leisten. — Angeklagter: I bitt', was soll i machen, Sie werden mich doch nit einsperren wollen?

Richter: Bitten Sie Ihre Frau, daß sie Ihnen verzeiht, stellen Sie als Mann den Hausfrieden wieder her, und es wird nicht nur mit keiner Verurtheilung gegen Sie vorgegangen werden, sondern Sie werden auch so am besten Ihre und Ihrer Gattin Ehre wahren. — Angeklagter: Euer Gnaden; i muß schon bitten, daß Sie so gut san und da a Wort d'rein reden, i richt nix aus, da ist Alles umsonst.

Richter (zur Privatklägerin): Ihr Gatte hat, wie Sie eben gehört, seine Fehler nicht blos zugestanden, sondern auch zu erkennen gegeben, daß er dieselben bereut. Andererseits beschuldigt er auch Sie des Eigensinnes, und ich möchte diese seine Beschuldigungen nicht für ganz unrichtig halten. Daher glaube ich, es wäre wohl das Beste, Sie würden sich gegenseitig verständigen und Eines dem Andern etwas nachgeben und so zusammen glücklich leben können. — Klägerin: Hohes Gericht! Es thut mir wehe an meiner Seele, wenn ich mit dem Dolche in das eigene Herz stoßen muß; doch nur gleiche Seelen können sich verstehen.

Richter: Das hätten Sie sich wohl bedenken sollen, ehe Sie Ihren Gatten geheiratet haben. — Klägerin: Ich fiel in Hymens Fesseln, ein Opfer meiner Phantasie, die mir die Ehe so rosig malte.

Angeklagter: Sehen's, Euer Gnaden, so g'schwollen redt's den ganzen Tag daher; da soll an nachher der Pitzel nit steigen. — Klägerin: O wie prosaisch!!

Richter: Lassen Sie Poesie und Prosa bei Seite, bleiben Sie beim Ernst des Lebens und sagen Sie mir, ob Sie geneigt sind, sich zu versöhnen. — Angeklagter: I bin dabei, ich will nachgeben. — Klägerin: Ich bleibe auch nicht zurück; doch das sage ich gleich, so oft die Wolter auftritt, geh' ich in's Burgtheater. — Angeklagter: Dös wegen meiner a no.

Richter: So reichen Sie sich die Hände und gehen Sie in Frieden nach Hause.

Das Ehepaar verließ den Gerichtssaal und zum Staunen der Inwohner des M.schen Hauses gingen noch am selbigen Abende Hausherr und Hausfrau auf „an g'sperrten Sitz" ins Burgtheater.

Erniedrigung aus Hochmuth.

Schwarzweiße Schnadahüpferln.

Der Landvogt von Schleswig
Hat'n sakrischen Sab'l
Doch Freunderl! no größer
Ist sein preußischer Schnab'l.

Von Nordschleswig gibt'r
Dem Dänen kein' Schuh;
Jede sieben Fuß Land —
Mit dem Maul deckt er's zu.

Derweil reist der Bismarck
Nach Biarritz in's Bad,
Und bettelt beim Lamp'röhr
Um Nachsicht und Gnad'.

Hochherrliches Preußen!
Was spielst Du für Roll'n!
Pfui Teufel! Dich soll gleich
Der Manteuffel hol'n! (M. Kal.)

Eine wunderbare Frau.

Ein französisches Journal erzählt merkwürdige Dinge von einer Frau Namens Boursier, die im Kanton Champlitte lebt. Sie ist in der ganzen Gegend als Schlangentödterin bekannt und die Einzelnheiten, welche über sie berichtet werden, sind, so wunderbar sie auch klingen mögen, zu positiver Natur, um in Zweifel gezogen werden zu können. Die Gegend, in welcher diese Frau sich befindet, wird durch die Vipern, zum Theil der giftigsten Art, unsicher gemacht. Die genannte Frau Boursier ist nun beständig des Morgens und des Abends immer auf der Sonnenseite und längs des Waldsaumes auf der Viperniagd. Sie nimmt durch den Geruchssinn wahr, ob in den verschiedenen Spalten, an denen sie vorüber streift, Vipern sich befinden, und sobald sie von dem Vorhandensein eines dieser schädlichen Thiere sich überzeugt hat, stöbert sie mit einer kleinen eisernen Gabel, die sie vorher in eine in ihrer Zusammensetzung nur ihr bekannte Flüssigkeit getaucht hat, in der verdächtigen Höhlung herum. Die Viper kriecht zu der Gabel heran und folgt ihr bis zur Oeffnung der Höhle nach, wo die Frau in gebückter Stellung, und indem sie das Zischen des Thieres nachahmt, sie erwartet. Die Viper kommt mit geöffnetem Rachen immer näher, bis hart an den Mund der Frau. Alsdann speit diese ein paar Tropfen der oben erwähnten Flüssigkeit dem Thiere in den Schlund, worauf dasselbe sofort betäubt niedersinkt und mit der leichtesten Mühe und ohne alle Gefahr getödtet werden kann. Die Frau ist 45 Jahre alt und schwächlichen Körpers. Sie behauptet, der Athem der ihrem Munde sich nähernden Viper sei ihrer Gesundheit verderblich. Wie dem auch sei, nach amtlichen Berichten, auf welche ein anderes Departementsblatt, „l'Union Franccomtoise", sich bezieht, wurden der Frau Boursier vom 11. Juni bis zum 14. Sept. 1864 für 1139 von ihr getödtete und eingelieferte Vipern 284 Fr. 75 Cent. Prämiengelder bezahlt (das Fanggeld beträgt nur 25 Cent. per Kopf). In diesem Jahre hat dieselbe Frau vom 1. Mai bis zum 10. Sept. 3274 Stück Vipern eingeliefert und 818 Frcs. 10 Cent. dafür erhalten.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 45. XII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. November 1865.

Gehetzt.

Eine wahre Geschichte von Erwin Förster.

(Schluß.)

Sie hörte das Rollen eines Wagens, er kam näher, es war die Kariolpost, die zur Hauptstadt fuhr. Der Postillon nahm sie mitleidig auf und fuhr sie dorthin zurück. Eine Freundin ihrer Muhme erbarmte sich der Unglücklichen und verbarg sie in ihrer Kammer.

Einen Monat lang war Marie hier den Augen der Polizei entrückt, da mußte der Minister einem edlen, freisinnigen Manne weichen, und der laute Jubel des Volks drang bis zur Hütte Mariens. Alles sah bessern Zeiten entgegen, und Marie und Sebastian faßten wieder Hoffnung. Sie reichten ihr Gesuch beim Magistrate der Hauptstadt ein. Marie zog wieder mit ihren Kindern in ein Zimmerchen, und schon hatte sie mit ihrem Manne ein Sümmchen zurücklegen können; da kehrte sie einst müde von ihrer Arbeit zurück, und legte sich kaum zur ersehnten Ruhe, als zwei Diener des Gerichtes bei ihr eintraten und sich auf ihren Verhaftsbefehl stützend, die laut Weinende mit sich nahmen. Umsonst war ihr Flehen, man möge sie doch zuerst zu Sebastian führen, damit sie ihm ihr neues Unglück mittheilen und er für die Kinder sorgen könne; aber die Männer waren so unerbittlich wie die Anstalt, der sie dienten.

Schluchzend warf sich Maria auf den harten Boden ihres Kerkers, rief laut nach ihren Kindern, von denen man sie gerissen und die hilflos nun in der versperrten Wohnstube lagen.*) Wer wollte es dem armen Mutterherzen verargen, wenn es laut die Rache des Himmels anrief, wenn es die Verfolger verwünschte, wenn es fluchte und tobte? Als

*) Diese Kinder blieben damals volle 24 Stunden ohne Nahrung, da die Hausleute, deren Obhut die Gendarmen sie übergeben haben, dieser Pflicht nicht nachkamen, und Sebastian erst am Abend des andern Tags zu ihnen kam.

die schreckliche Nacht vorüber, führte man sie zur Eisenbahn und brachte sie zu dem Landgerichte, zu dem ihr Heimathdorf gehörte. Ohnmächtig, vom Weinen erschöpft, kam sie dort an, und neugierige Augen folgten der Armen, die man wie eine Verbrecherin zum Amtsgebäude schleppte. Noch wußte sie nicht, wessen sie angeklagt sei, und zitternd trat sie vor den Richter. Als dieser ihren Namen hörte, sprach er in dem sanftesten Tone zu Marie: „Mein armes, liebes Kind, ich hatte Dich durch die Polizei vorladen lassen wollen, aber nicht verhaften, denn es muß blos ein Vormund für Dein jüngstes Kind bestellt werden. Sei aber jetzt meiner Hilfe versichert, denn man hat sehr viel an Dir gut zu machen“, und nachdem die kurze, einfache Amtshandlung zu Ende war, stattete sie der menschenfreundliche Beamte noch mit reichlichem Gelde zur Rückfahrt aus, und frohen, leichten Herzens eilte die Geängstigte zu ihren Kindern.

Wieder schien das Schicksal den beiden Liebenden freundlicher werden und abstehen zu wollen von seiner Verfolgung, wieder fingen sie zu hoffen an; da traf die Nachricht ein, daß auch der Magistrat ihr Heirathsgesuch abgewiesen habe. Die Geduld des Mannes war jetzt erschöpft. Er ging in die Schenke, sein Frühmal zu nehmen, aber er trank mehr, als er vertragen konnte. Da trat einer der Männer ein, die Marie ins Gefängniß geführt hatten; die Adern schwollen ihm vor Zorn, und er schalt auf die Regierung; je mehr er sprach, je heftiger wurde er, er wog nicht mehr die Ausdrücke, und zuletzt beleidigte er selbst den geheiligten Namen der Majestät. Da trat der Mann des Gesetzes zu ihm, und erklärte ihn für seinen Gefangenen; aber Sebastian wollte sich nicht freiwillig ergeben, und mit Gewalt mußte er gefesselt werden. Bald wurde er vor die Schranken des öffentlichen Gerichtes gestellt, und gerechte Richter erkannten die mildernden Umstände seines Vergehens an und verurtheilten ihn zu einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe.

Marie hatte den neuen furchtbaren Schlag mit mehr Fassung ertragen, als sie selbst für möglich gehalten; aber der Gedanke, jetzt selbst für ihre Kinder sorgen zu müssen, spannte alle ihre Kräfte an und ließ sie nicht verzweifeln. Am Tage ging sie auf Arbeit, Nachts saß sie bei der mattbrennenden Oellampe und nähte, und so gelang es ihr, die Kinder nicht darben zu lassen und sogar noch etwas auf die Seite legen zu können. Oft dachte sie des Gefangenen, und freute sich, ihn mit dem Ersparnisse überraschen zu können, am Tage seiner Freilassung; aber sie wollte ihm noch eine größere Freude machen. Sie fuhr hinaus zu ihrem einzigen Freunde, dem Landrichter, und bat ihn um ein gütiges Wort beim Magistrat oder bei der Regierung, damit endlich ihre Heirath gestattet werden möchte. Mit einer warmen Empfehlung an einen hochgestellten Beamten kam sie zurück, und wiederholte ihr Gesuch bei der Behörde.

An einem recht einsamen Abend, kurz vor Weihnachten, saß sie in ihrem Stübchen und dachte der Vergangenheit und der Zukunft; da klopfte es plötzlich an ihre Thüre und als sie erschrocken auffuhr, trat ein feingekleideter Mann ein, dem Wohlwollen und Freundlichkeit aus jedem seiner Züge sprach. Er erkundigte sich, ob sie Marie H... sei, und fuhr auf ihre bejahende Antwort fort: „Sie haben beim hiesigen Magistrat um die Bewilligung zur Verehelichung nachgesucht. Herr Ministerialrath F... hat Sie mir warm empfohlen, und so habe ich Ihre Bitte lebhaft unterstützt. Das Gemeindekollegium hat auch nach hartem Kampfe mir zugestimmt; aber der einzige Gegner, den ich noch habe, ist Stimmführer des Armenpflegschaftsrathes, dessen Veto nur noch zu fürchten ist. Gehen Sie zu Herrn

Rechtsrath X., und suchen Sie ihn zu Ihren Gunsten zu stimmen. Gelingt Ihnen das, so ist Ihr Glück gesichert. Lassen Sie sich durch die barschen Manieren dieses Mannes nicht abschrecken; er ist streng, aber gerecht, und bedenken Sie, daß von der Unterredung mit ihm die Erfüllung Ihres Wunsches abhängt."

Als der freundliche Warner fort war, eilte Marie in ihrem besten Kleide zu V..... Aengstlich, aber fest entschlossen, sich nicht abweisen zu lassen, trat sie ein. Sie nannte ihm ihren Namen.

„Ich weiß schon, Sie kommt wegen ihrer Heirath; geht nicht, kann nicht sein," sagte der Rath hart, und machte mit der Hand eine Bewegung nach der Thüre.

„Nein, mein Herr," sagte Marie, „ich gehe nicht, Sie müssen mich hören. Ich weiß Sie sind streng, aber Sie sind auch gerecht. Lassen Sie sich meine Leiden erzählen, und wenn Sie dann noch Nein sagen können, so vergebe Ihnen Gott, daß Sie zwei Menschen so namenlos unglücklich machen konnten," und Marie erzählte schlicht, einfach und wahr alle ihre Bedrängnisse; über des kalten Mannes Züge glitt es wie tiefe Rührung und als Maria geendet, sagte er:

„Mein Mädchen, ich kann nichts thun, was will ich allein?

„O," rief Marie und ihre ganze Seelenangst zitterte in dem Worte, „in Ihren Händen ruht mein Glück. Sie allein können die Schande von meinem Namen nehmen, denken sie an meine, denken sie an Ihre Kinder! O, stoßen Sie mich so nah dem Ziele nicht zurück ins finstere Elend, geben Sie mir als Mann Ihr Jawort, mein Beschützer, mein Retter zu sein!"

„Du sollst es haben," sprach der Rechtsrath weich, „komme morgen in die Sitzung, Du hast in mir einen Vertheidiger gefunden."

Ueberglücklich stürzte Marie nach Hause und drückte zärtlich ihre Kinder an's Herz. Wie langsam schlich die Nacht, wie langsam die Stunden hin, bis die ersehnte kam, wo die Sitzung begann. Marie stellte sich ganz nach vorn, und hörte ungeduldig den für sie gleichgiltigen Dingen zu, die verhandelt wurden. Schon wollte der Präsident die Versammlung schließen, da stand der Rechtsrath auf und sprach:

„Meine Herren Kollegen, noch muß ich an das Heirathsgesuch des Sebastian Bl..... erinnern. Gestern war ich dagegen, aber seit ich die Verhältnisse kenne, bin ich dafür. Meine Herren, wir haben von jeher unsern Stolz darin gesucht, gerecht alle Bitten und Gesuche zu entscheiden. Thun wir es auch hier, denn wenn je eine Bitte gerechtfertigt, je ein Gesuch begründet war, so ist es dieses. Wir haben nicht das Recht, eines ehrlichen Weibes ehrlichen Namen aus Laune ihr vorzuenthalten; wir dürfen nicht Unglück stiften, wo wir Glück säen können. Sprechen Sie nicht davon, es heiße die Unmoralität belohnen, wenn wir diese Leute sich heirathen lassen, sondern sagen sie lieber, wir belohnen ihre seltene Treue. Glauben Sie nicht, daß wir Bettler aufnehmen, denn wenn der Mann seine unehelichen Kinder erhält und gut erzieht, wird er sie darben lassen, sie vernachlässigen, wenn er deren Mutter geheirathet hat? Ueberlegen Sie es, aber ich rechne auf ihre Zustimmung."

Das Wort war kräftig, es litt keinen Widerspruch. Jubelnd stürzte Marie vor und sank zu den Füßen ihres Retters nieder, dem sie mit überströmenden Herzen dankte. „Wenn ich noch eine einzige kleine Bitte wagen darf," setzte sie zuletzt noch schüchtern bei, „so ist es die, mir das Dekret noch vor dem heiligen Abend auszustellen, denn an dem Tag wird

mein Bräutigam frei, und ich kann ihm keine größere Freude machen, als wenn ich ihm die Heiratsbewilligung bescheere."

Sebastian ahnte von alledem nichts; mit banger Sorge dachte er der Seinen, und als der Tag der Befreiung kam, so war es ihm kein Tag der Freude. Wie er so die Straßen durchschritt und aus jedem Fenster strahlender Lichterglanz fiel, aus jedem Hause fröhliche Kinderstimmen jauchzten, da konnte der sonst so kräftige Mann sich nicht mehr der Thränen erwehren. In welchem Elende, in welcher Trauer würde er seine Familie finden, wie werden sie ihn empfangen, der durch sein voreiliges Wort sie in's Unglück gestürzt hatte? Zweifelnd blieb er oft stehen, und es kostete ihm Ueberwindung, zu ihnen zu gehen; aber die Sehnsucht siegte.

Aber auch Marie war ängstlich, denn die Stunde, in der sie Sebastian wiedersehen sollte, rückte näher und näher; schon war das Christbäumchen geputzt, schon lagen die Geschenke für die Kinder auf dem reinlichen Tischtuch, und neben ihnen die ersparten 14 blanken Guldenstücke, und immer noch nicht war das Dekret vom Magistrate da. Es schlug 6 Uhr, Marie zündete die Kerzen des Baumes an, sie ließ die Kinder sich der Bescherrung freuen, aber selbst war sie voll Sorge. Sollte der Magistrat ihre Bitte vergessen haben? Sollte sie die größte Freude, die sie sich denken konnte, nicht ihrem Manne machen können, oder hatte das neidische Geschick neue Hindernisse erdacht, die Heirath zu verhindern? Es wurde halb sieben Uhr. Da hört sie Tritte die Stiege herauf kommen, sie nähern sich ihrer Kammer, schon will sie dem Liebling, Alles vergessend, entgegenspringen, da öffnet sich die Thüre und ihr Wohlthäter, der Rechtsrath, tritt ein, gefolgt von einem Diener, der schwer trägt an einem Korbe.

„Liebe, gute Marie," sagte er freundlich, „ich bringe das Dekret selbst, denn ich will die Freude mit Euch erleben." Dann wandte er sich zu den Kindern und sagte: „Ihr zwei geht hinaus, denn jetzt kommt ein anderes Christkind." Nun packte er unter Scherz und Heiterkeit Kleider für die Verjagten aus, die draußen vor der Thüre weinten, gab Marie ein Stück Leinwand und einen Schinken und sogar noch einige Flaschen Wein, „denn das wird den Mann stärken nach der Gefängnißkost," meinte er; für diesen aber legte er zu den vierzehn noch fünfzig Gulden, die er mit seinen Kollegen zusammengesteuert hatte. Da hörten sie Sebastian kommen, schluchzend hatten ihm die Kinder von dem Christkind und von dem bösen, fremden Manne erzählt. Schlimmes ahnend, war er die Stiegen hinaufgeeilt, da ging die Thüre auf, und aus dem hellerleuchteten Gemache stürzte Marie heraus und lag an seiner Brust, und die frohen Schläge ihres Herzens sagten ihm: „Unsere Leiden, mein Freund, haben jetzt geendet!"

Ein öffentlicher Heirathsantrag vor Gericht.

Einer der drolligsten Prozesse wurde am 24. d. vor dem Zuchtpolizeigericht von Paris verhandelt. Im vergangenen Frühjahr erschien in den meisten Blättern in Paris und der Provinz nachstehende Anzeige: „Fräulein A. C., 20 Jahre alt, schön und im Besitz eines

Vermögens von zwei Millionen, wünscht sich mit einem ehrenhaften und vorzugsweise vermögenslosen Manne zu verehelichen. Briefe franko, Paris 112, Faubourg Montmartre." Auf diese Anzeige hin liefen nicht weniger als 1500 Meldungen ein, und es dauerte nicht lange, so erhielt jeder der Zweimillionen-Kandidaten einen gedruckten Zettel des Inhalts, daß Fräulein A. C. ihm antworten würde, allein wegen der vielen eingelaufenen Briefe nur vermittelst eines Blattes, das unter dem Titel: „Der Stadttambour", neu erscheinen und gleichzeitig ihre Memoiren veröffentlichen würde. Diesem Zirkular war ein Prospektus, unterzeichnet von einem gewissen Themis, beigefügt, worin zum Abonnement auf den „Stadttambour" eingeladen und gleichzeitig mitgetheilt wurde, daß Fräulein A. C. nur ihren sich abonnirenden Freiern und zwar in der Reihenfolge ihrer Anmeldung als Abonnenten antworten würde. Dafür sollte ihnen aber auch vor dem profanen Publikum eine Preisermäßigung von 6 Francs, 15 statt 21 jährlich in Paris, 19 statt 25 in den Departements, bewilligt werden. Das Unglaubliche geschah: es kamen eine Menge Abonnenten zusammen, die sämmtlich das beglückende Ja in dem sie betreffenden Antwortschreiben zu lesen hofften. Die erste Nummer des Tambour erschien am 27. Juni 1855 in pompöser Ausstattung, im größten Format, und enthielt den Anfang der Memoiren des Fräulein A. C., zwei der an sie gerichteten Werbebriefe, den Börsenkurs, Theaterkritik, Chronik, Mode- und Kunstbericht 2c. 2c. Und nach dieser ersten Nummer erschien keine zweite und überhaupt gar keine mehr. Jetzt erst fing es bei den mystifizirten Freiern furchtbar zu tagen an. Man forschte nach, citete Klagen ein, und die Komödie schloß auf am 24. auf der Bank der sechsten Kammer des Polizeigerichtes ab, wo man Herrn Denis Fleury, 27 Jahre alt, Architekten und Urheber dieser riesigen Heirathsposse, sitzen sah. So sehr auch die durch und durch komische und auf die menschliche Narrheit so richtig spekulirende Idee die Staatsbehörde und den Gerichtshof zur Nachsicht, und innerlich gewiß zum Lachen stimmen mußte, so wurde der geniale Erfinder der Zweimillionen-Braut, die mit aller Gewalt einen galanten Franzosen ohne Vermögen heirathen will, zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt. Denn im Grunde lief die ganze Sache doch auf eine Geld-Erschwindlung hinaus. Das Interessanteste an der Geschichte waren aber die verschiedenen Briefe, welche im Prozesse verlesen und zum Theile von den in Person erschienenen Zeugen anerkannt und erläutert wurden. Man sah in dieser Korrespondenz den alten, habgierigen und dabei unendlich mißtrauischen Rentier figuriren, der durch diese Heirath das Lebensglück seines Sohnes sichern will, einen Advokaten, einen Notar, sogar einen Administrator eines großen Pariser Journals, der diskreterweise nicht genannt wird, aber zur Begründung seiner Ansprüche eine Nummer seines Blattes an Fräulein A. C. beigelegt hatte. Ein Tambourmajor vom 88. Linien-Regiment, Inhaber der italienischen Medaille, ist bereit, wenn er gefallen sollte, seiner Zukünftigen sogar seine Stellung zum Opfer zu bringen; ein Brillenfutteralmacher, der voller Tugend und menschenfreundlicher Gesinnung „allein" auf seinem Zimmer arbeitet, hat eine ganze Reihe von Briefen mit seinen Heirathshoffnungen ausgeschmückt, und ein Koch aus der Provinz versichert Fräulein A. C., daß er vollkommen gesund und seine Schwester Modistin sei, und daß sie allesammt mit Hilfe der zwei Millionen ein Götterleben in seinem heimatlichen Departement führen würden. Endlich wird noch vor dem Gericht das authentische Kuriosum eines Briefes vorgelegt, der an Herrn Franco, 112 Faubourg Montmartre, addressirt ist. „Wenn irgend ein Schriftsteller, Anekdoten-Jäger oder Vaudevillist", sagt

die Gazette des Tribunaux am Eingange ihres Berichtes, „dem Publikum eine solche Reihe von Thatsachen bieten wollte, so würde Jedermann über Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit schreien!“

Versus memoriales für die schwäbische Armee.

Willst du wissen, wie die Schwaben
Auf Honneurs zu achten haben
Nach der neu'sten Instruktion,
Dann merk' Folgendes mein Sohn:

Corps-Befehl Nr. 1.

Wenn der höchste Landesvater
Eintritt in Sein Hoftheater,
Dann — so Lieut'nant als Major —,
Spring zu gleicher Zeit empor
Wie ein Mann in Reih' und Glied,
Nicht, wie leider jetzt geschieht,
Einer früh, der And're spater.
Dies mißfällt dem Landesvater.

Corps-Befehl Nr. 2.

Gleiches ziemt im gleichen Sinn
Auch der hehren Königin,
Wenn Sie in die Loge geht
Nach des Königs Majestät.

Corps-Befehl Nr. 3.

Da vor Ihren Majestäten
Sich die Posten oft verspäten
Und nicht pünktlich schrei'n: „Heraus!“
Sondern vor dem Schilderhaus
Manchmal auf ganz and're Sachen
Als auf Equipagen wachen:
Also wenn vor Majestäten
Posten die Honneurs verspäten,
Und nicht treten ins Gewehr,
Wie's geziemt dem Kriegesheer,
Treffe des Gesetzes Rache
Streng den Commandant der Wache,
Und es wird an ihm gerochen,
Was der Posten hat verbrochen.

Corps-Befehl Nr. 4. Allg. Theil.

Sorglich instruire dich
Ueber den Prinz Friederich:
Fahren Hoheit nur allein,
Brauchst du laut nur: „Rrrraus!“ zu schrei'n;
Aber setzte neben Ihn
Sich Prinzessin Katharin',
Dann beim Schall von Pferdehufen
Mußt Du noch viel „Rrrraußer“ rufen
Und Honneurs dann machen lassen,
Die für Descendenten passen.

Besonderer Theil.

Dich zu schützen vor Blamage,
Achte wohl der Equipage;
Auf das Trittbrett richt dabei
Deinen Blick nach dem Lakei,
Und aus seinen Zeichen lese,
Wie viel sitzen in der Chaise.
Hebt den Arm der Herr Lakei,
Sitzen drinnen ihrer Zwei;
Hebt er hoch ein Vorderbein,
Sitzt Prinz Friedrich d'rin allein;
Hebt er blos den Hinterfuß,
Dann erspar' dir jeden Gruß.

Corps-Befehl Nr. 5. Allg. Theil.

Jeder Mann zu Pferd und Fuß
Seinen König kennen muß;
Drum mach' Bursch wie Lieutenant
Sich genau mit Ihm bekannt.
Musketier und Füsilier,
Kürassier und Kanonier,
Führt euch ferner zu Gemüth
Auch die Prinzen vom Geblüt;
Auch der holden Prinzessinnen
Antlitz müßt ihr tragen innen.
Solches ist Soldatenpflicht,
Ignorantia schützet nicht.

Besonderer Theil.

Und damit in der Kaserne
Solches der Soldat erlerne,
Darum schaffe Jedermann
Sich ein Lichtbild-Album an,
D'rin, vom Sonnenlicht gemalt,
Ihm der Hof entgegenstrahlt:
Vorn der Hof, und wenn noch Platz
Hinten des Soldaten Schatz!

Corps-Befehl Nr. 6.

Kommt ein Wagen angeschossen,
Offen oder zugeschlossen,
Frag' nicht lange her und hin:
Wer sitzt in dem Wagen d'rin?
Lag besinnen ist nichts nütze —
Mache Front, greif' an die Mütze!
Denk' — und kämen gleich zehn Wagen
Jeder kann den König tragen!
Säß auch d'rin nur eine Zofe,
Fräuleins oder Herrn vom Hofe,
Oder des Ministers Gnaden,
Mache Front! Was kann dir's schaden?
Was auch auf des Wagens Kissen
Ruht — was brauchst du das zu wissen?
Wär's auch nur ein Möpslein klein,
Denk', es könnt' was Großes sein!
Solches nach dem Corpsbefehle
Thu' zum Heile Deiner Seele!

Die Bahn ist frei!

„Die Bahn ist frei!" ruft in dem Manifeste
Franz Joseph. — Wohl! Da liegt das Weisheits-Ei!
Heran, Heran, ihr absoluten Gäste!
Und helft beseit'gen schnell die letzten Reste
Der so gefährlichen Gleichmacherei! —
Die Bahn ist frei!

Die Bahn ist frei. Jetzt könnt Ihr Schulden machen,
Zum Henker die Verfassungs-Scheererei!
Vorschreiben den Etat? Es ist zum Lachen!
Das sind in Wien jetzt überwundene Sachen
Millionen schafft James Rothschild frisch herbei —
Die Bahn ist frei!

Die Bahn ist frei. So also ist doch Eines
Von dem nun Oesterreich sagen darf: 's ist frei!
Entkleidet ist nun das Völkerrecht seines
Bisherigen, wenn auch äußerst dürftigen Scheines.
Hoch jubelt die ganze Clerisei:
Die Bahn ist frei!

Prügelstrafe.

In Mecklenburg sind von Oben Berichte darüber eingefordert worden: „ob das Prügeln erforderlich und nothwendig sei?" — Mehrere Ritter halten die schwunghafte Anwendung des 3 Fuß langen und ½ Zoll dicken Rohrs für unentbehrlich. — Also prügelt sie!

Ein seltsames Vivat.

In seinen eben erschienenen „Erlebnissen" erzählt J. G. Elsner u. A. Folgendes: „Kaiser Franz besuchte in den zwanziger Jahren den Grafen E. v. Wrana, und dieser, Alles aufbietend, um den Kaiser zu unterhalten, bereitete demselben eine Ueberraschung ganz eigener Art. Auf einem Meierhofe, der auf einer Anhöhe lag, wurde eine Heerde von vielen hundert Mutterschafen mit ihren Lämmern aufgestellt. Als man in die Nähe des Stalles kam, fingen die Schafe ein lautes Geschrei an. Dies mußte dem Kaiser auffallen Er fragte den Grafen, was das zu bedeuten habe. „Ew. Majestät, sie rufen Vivat!" war die Antwort.

Verunglücktes Examen.

Ein Candidat der Medizin wollte kürzlich in Berlin sein Doktor-Examen machen. Der Wille war stark, aber das Wissen schwach. Er stand eine derartige Höllenangst aus, daß sogar die Examinatoren Mitleid mit ihm empfanden. Die Physik war ihm fremd, in der Chemie war er nicht zu Hause. Man kam zur Botanik und glaubte, daß er hier das Kraut gegen seinen Untergang vielleicht kennen würde. Denn dem Examinanden stand der kalte Schweiß auf der Stirn; die Prüfungs-Commission gab ihn unrettbar verloren. Doch wollten die Examinatoren ihm seine letzten Augenblicke noch versüßen, sie legten ihm daher kinderleichte Fragen vor und breiteten eine Anzahl der allerbekanntesten Pflanzen vor ihm aus, darunter auch Tabak. Sehen Sie sich Dieß genau an — sagte einer der Professoren, indem er auf den Tabak hinzeigte. — Dieß ist eine Pflanze, von der Sie sehr häufig Gebrauch machen. Sie nehmen davon täglich mehrere Male. Wohlan! Lassen Sie hören! Was ist dieß? Der Student stützte sein flaches Haupt in die flache Hand, rieb sich dann heftig die Stirn, betrachtete die Pflanze mit gewichtiger Forschermiene und rief dann plötzlich, wie inspirirt, freudig aus: Ha, Das kenne ich! — Es ist Absynth!

Sonderbare Adresse.

Mit folgender Aufschrift lief neulich ein Brief in Prenzlau ein: „An dem Tischlergesellen August Schmidt, meinem verlobten Bräutigam, Hochedel zu Prenzlau." Die linke Ecke füllte die Bemerkung aus: „Den Herrn Briefträger bitte ich freundlichst, den Brief nicht an den Rothhaarigen abzugeben, das ist sein Bruder, denn ich bin seine Braut."

Langeweile.

Eine vornehme Dame suchte eine Kammerjungfer. Ein solches Subjekt stellte sich ihr vor. „Kannst Du frisiren, mein Kind?" fragte die Dame. „Trotz dem besten Friseur," lautete die Antwort, „in einer halben Stunde vollende ich die ausgesuchteste Coiffure." — „In einer halben Stunde," rief die Dame von Schrecken erfaßt, „Gott, was sollte ich wohl mit dem übrigen Theile meines Vormittags anfangen!"

Aus einer juristischen Prüfung.

Professor: Was ist Ihre erste und heiligste Pflicht, wenn Sie einen Prozeß übernehmen? — Examinand: Mir vor allem einen Vorschuß geben zu lassen.

Im Wirthshaus.

Ameier (zu Bmeier: der vor einer großen gebratenen Gans sitzt), Herr Bmeier, Sie werden doch diese Gans nicht allein essen? Bmeier: Nein, ich bekomme noch Kartoffeln dazu.

Die küchenbewanderte Braut.

Erster Tag. Bräutigam: „Mein Schätzchen, bist Du denn auch schon recht tüchtig mit dem Hauswesen, besonders mit der Küche bekannt? Ich sehe Dich nie darin beschäftigt!"

Braut: „Gewiß mein Lieber! Aber wenn Du hier bist, muß ich Dir doch zur Seite bleiben!".

Zweiter Tag. Braut: (sieht den Bräutigam ins Haus eintreten, laut rufend:) „Grete, bringe 'mal die Seife her, ich will den Salat waschen!"

Zwei Geizhälse.

Ein Geizhals begegnete einem andern auf der Straße, nachdem sie sich seit einiger Zeit nicht gesehen hatten. Der Eine ging auf zwei Krücken. Verwundert rief ihm der Andere zu: Seit wann bist du ein Krüppel geworden? — Ich denke nicht daran! war die Antwort — Wozu dann aber die Krücken? — Um meine Stiefel zu schonen. —

Kind oder Bruder?

Ein irisches Blatt schloß eine Lebensbeschreibung Robespierre's mit den Worten: Dieser außerordentliche Mann hinterließ keine Kinder, einen Bruder ausgenommen, der zu gleicher Zeit mit ihm geköpft wurde.

Schwabenstreiche.

1.

Damit kein Unglück nicht geschicht
Und grüßest deine Herrschaft nicht,
So neig' dich im Vorüberrutsch
Vor jeder leeren Hofeskutsch,
Dieweilen du nicht sicher bist,
Ob das nicht deine Herrschaft ist.

2.

Dies merke dir expreß:
Fährt der Prinz mit der Prinzeß,
Gibt von fern schon das Signal
Der Bediente jedesmal.

Ist die Frau Prinzeß dabei,
Hebt die Arm' er alle zwei
Aber ist der Prinz allein,
Zieht den einen Arm er ein.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 46. *Jahrg. XII.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. November 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

Es war im Frühjahre 18 . .

Wir wollen die Jahreszahl nicht näher bezeichnen und unterlassen es auch, den Ort namhaft zu machen, in welchem unsere Geschichte spielt. Noch leben Personen, welche freilich in ihrer Kindheit oder in ihren zarten Jugendjahren Zeugen jener düsteren Szenen waren, die wir zu schildern haben und in den Familien, die davon betroffen wurden, verbreitet die Erinnerung daran noch heute wehmuthsvolle Trauer.

Wir dürfen uns nur mit der Andeutung begnügen, daß die Ereignisse, von denen wir zu berichten haben, in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts fallen, und daß der Schauplatz ein Flecken an der Grenze von Ungarn und Serbien bildet.

Es war also im Frühjahre, die Sonne schien bereits heiß hernieder und den vom tiefsten Blau gesättigten Himmel trübte nicht ein einziges Wölkchen.

Die Bewohner des Fleckens, Jung und Alt, Männer und Weiber, waren alle auf den Beinen und bewegten sich in langer Reihe hinaus nach dem Friedhofe, der unten am Abhange eines Berges lag.

Dem Zuge voraus wurde von acht kräftigen Burschen ein Sarg getragen, auf welchem ein frischer Kranz ruhte. Dicht hinter dem Sarge gingen weißgekleidete Mädchen einher, Klagelieder singend.

Es wurde eine Jungfrau zu Grabe getragen, die in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit plötzlich vom kalten Tode dahingerafft worden war. Sie hatte sich Abends gesund und wohlauf zu Bette gelegt und als ihre Mutter — ihr Vater war nicht mehr am Leben — sie des Morgens wecken wollte, fand sie, daß das Töchterchen todt war.

Der Trauerfall erregte im Orte die allgemeinste Theilnahme, die sich denn auch bei dem Begräbnisse der Jungfrau in der regsten Weise kundgab.

Unter lautem Schluchzen und Klagen wurde der Sarg, nachdem der Zug auf dem Friedhofe angelangt war, an dem bereit gehaltenen offenen Grabe niedergelassen.

Die arme bedauernswerthe Mutter hatte ihr Kind nicht zum Grabe geleiten können; der Trauerfall hatte sie so sehr erschüttert, daß sie selbst auf's Krankenlager geworfen wurde. Von den nächsten Verwandten der Todten war nur ihr einziger Bruder zugegen, ein Husar, der vor einigen Wochen nach seinem Heimathsorte zurückgekehrt war, um daselbst einen Urlaub zu verbringen, den ihm sein Rittmeister bewilligt hatte.

Pista*), so hieß der Husar, hatte seine Schwester Oerzsi**) sehr geliebt und heiße Thränen rannen ihm in den Schnurbart hinab, während der Priester zum letztenmale die Einsegnung der Leiche vollzog.

Die Zeremonie war endlich vorüber und der Todtengräber mit seinen Gehilfen schickte sich an, den Sarg an langen Stricken ins Grab hinabzusenken, als mit einemmale eine kräftige Stimme Einhalt gebot.

Alles blickte auf.

Ein alter Mann mit grauem Barte hatte sich vorgedrängt und stand jetzt an derselben Stelle, die früher der Priester eingenommen hatte.

„Halt!“ rief der Greis mit einer Stimme, deren Kraft gar seltsam mit seinem Alter kontrastirte. „Halt! Nicht eher darf die Todte eingesenkt werden, als bis wir noch eine letzte Pflicht an ihr erfüllt, die Pflicht der Rache!“

Ein dumpfes, beifälliges Gemurmel lief durch die Menge. Es war, als ob der alte Mann den Gefühlen Aller einen Ausdruck gegeben hätte.

Die Augen Pista's, des Husaren, leuchteten in unheimlichem Feuer auf.

„Ja, Rache für das arme Opfer,“ fuhr der Alte fort, „und Beruhigung für uns. Denn wer bürgt uns dafür, daß der gespenstische Unhold, der im Grabe keine Ruhe hat, heute oder morgen nicht an der Thür des Einen oder des Andern in der Gemeinde anklopft und sich sein blutiges Opfer holt, wie er es hier geholt hat.“

Das Gemurmel der Menge steigerte sich, es wurde drohend.

„Ich habe die arme Oerzsi gesehen,“ sprach der Alte weiter, „wie sie aufgebahrt dalag und ich habe sie genau betrachtet. Oben am Halse, dicht hinter dem linken Ohre, hatte sie einen rothen Fleck. Es ist dies das untrügliche Zeichen der Todesart, der sie zum Opfer fiel. Euch brauche ich es aber nicht zu sagen, wo wir den Unhold zu suchen haben, der die schöne Oerzsi gemordet. Des Volkes Stimme hat ihn schon lange bezeichnet. Drum auf und folget mir, thun wir, was unsere Pflicht ist!“

Der Alte schritt nach diesen Worten vom Sarge weg. Der Priester, welcher noch zugegen war, wollte nun vortreten und durch seine Rede das Unheil abwenden, welches er kommen sah, aber es war zu spät.

In dem lauten Geschrei, welches sich nun von allen Seiten erhob, verhallte seine Stimme und die Menge, deren Leidenschaft wild erregt war, stürzte dem Greise nach, der eiligen Fußes durch die Reihen der Gräber dahinschritt, bis er an die Mauer des Friedhofes gelangte, wo er an einem Grabe stehen blieb.

Es begab sich nun Entsetzliches.

*) Stefan.

**) Elise.

Männer, Pista voran, hatten sich der Werkzeuge des Todtengräbers bemächtigt, und sie waren in leidenschaftlichem Eifer bemüht, das Grab aufzuwühlen, bei welchem der Alt stehen geblieben war. Hurtig fuhren Schaufel und Spaten in die Erde, daß die Scholle weit wegflogen, und so ward der Sarg, welcher unten in der Tiefe ruhte, gar bald blos gelegt. Stricke wurden nun hinabgelassen und der Sarg heraufgezogen. Als aber die lang hölzerne Truhe das Niveau der Oberfläche des Friedhofes erreicht hatte, wurde sie nicht be hutsam niedergestellt, sondern die Männer, welche sie heraufgezogen hatten, schleuderten si von sich weg, so daß sie mit dumpfen Getöse umschlug und auf dem etwas abschüssige Terrain dahinrollte. Dabei geschah es, daß der Sargdeckel aufging und die Leiche, welch im Sarge war, herausfiel und nun vor aller Augen dalag.

Bisher hatte von dem Momente an, als die Männer sich anschickten, das Grab zu öffnen, unter der Menge, welche den Schauplatz der grausen That umwogte, die tiefste Still geherrscht. Bei dem Anblicke der Leiche aber wurde die Wuth und Leidenschaft auf's Neu entfesselt, Alles stürzte mit lautem wildem Geschrei auf den entseelten Körper los; da tra wieder der Greis vor und sich gleichsam zum Schutze vor die Leiche stellend, erhob er seine Arm mit einem gebieterischen Winke.

Die Menge wich scheu zurück. Der Alte übte offenbar einen Einfluß auf sie aus dem sie sich nicht zu entziehen vermochte.

„Was wollt Ihr?“ rief der Greis mit erhobener Stimme. „Ihr droht das Wer der Rache zu verderben. Lasset nur mich machen, denn ich allein weiß es, wie man mi diesen Ungeheuern umzugehen hat, um sie fernerhin unschädlich zu machen. Bildet eine Kreis!“

Die Menge gehorchte. Von dem Greise ab wendeten sich aller Blicke nach der Leiche

Die Kleider, mit welchen man den Körper vor Monaten vielleicht in das Grab ge senkt hatte, waren zerfallen und vermodert, doch erkannte man an ihnen noch, daß die Leich welcher sie zur Hülle gedient hatten, die eines Mannes war.

„Bringt einen Pfahl herbei!“ gebot der Alte.

Einige Bursche sprangen über die niedere Friedhofsmauer und in einen naheliegende Weinberg hinein; hier rissen sie einige von den Stecken aus, an welche die Reben gebunde waren und eilten damit nach dem Friedhofe zurück.

Der Alte wählte unter den Stecken den spitzigsten aus und überreichte ihn den Husaren Pista.

„Dir, Pista,“ sagte er, „Dir dem Bruder der Todten, kommt es zu, den Stoß zu führen. Thu' es und zittere nicht.“

Pista trat vor, erfaßte den Pfahl und mit einem kräftigen Fluche stieß er ihn der Leiche in die Brust, dort, wo einst das Herz geschlagen hatte.

Ein Schauer durchlief die Menge.

„Noch ist das Werk nicht vollendet,“ begann jetzt der Alte wieder, „noch bleibt uns Eines zu thun übrig.“

„Pista hatte den Pfahl in der Brust der Leiche stecken lassen und blickte den Alten an, bereit, Alles zu erfüllen, was dieser heißen würde.

„Wir müssen den Körper des Verdammten verbrennen,“ fuhr der Greis fort, „denn erst dann können wir Ruhe haben, wenn seine Asche in die vier Winde zerstreut ist.“

Der Raum, auf welchem die eben erzählten Vorfälle sich ereigneten, war noch von Gräbern leer. Zwischen dem hart an der Friedhofsmauer gelegenen Grabe, aus welchem man soeben die Leiche gerissen hatte, und jenem Platze, wo inmitten von andern Grabhügeln sich die frisch aufgeworfene Grube befand, in welche der Sarg mit der Leiche Derzsi's gesenkt werden sollte, befand sich nicht ein einziges Grab. Die Menge, welche diesen leeren Zwischenraum einnahm, hatte also Platz genug, um gleich an Ort und Stelle alles zu vollführen, was der Alte anordnete.

Sie beeilte sich auch, seiner letzten Weisung nachzukommen.

Eifrig übersetzten die jungen Leute unter der Menge die Umzäunungsmauer und nach wenigen Minuten schon flogen Reisig, Aeste und Holzstöcke, ein Material, das sich in dem links vom Friedhof gelegenen Wäldchen reichlich vorfand, herüber und geschäftige Hände, diesmal mengte sich das Weibsvolk darunter, machten sich daran, einen kunstgerechten Scheiterhaufen aufzuführen.

Aus der Kammer des Todtengräbers wurde nun eine Fackel herbeigeholt, dieselbe angezündet und in den Holzstoß geworfen.

Bald flackerte eine hohe Flamme knisternd und prasselnd empor und der grausam mißhandelte Leichnam wurde von den Burschen erfaßt und mitten in das Feuermeer hineingeschleudert. Im selben Augenblicke ertönte von Ferne Trommelschall. Alles horchte auf, „Militär kommt," tönte es von Munde zu Munde, und die Menge, in ihrer Furcht vor einem Konflikte mit der bewaffneten Macht, zerstob nach allen Seiten.

In der That rückte Militär an. Der Priester hatte, da er wohl ahnen mochte, was da kommen würde, den Todtengräber nach der kleinen Kaserne des Fleckens entsendet. Er selbst hatte sich gleichzeitig vom Friedhofe entfernt, um nicht Zeuge der Greuelszenen sein zu müssen. Aber auch die bewaffnete Macht konnte dieselben nicht mehr verhindern; als sie kam, war es, wie die Leser wissen, bereits zu spät, die Entheiligung des Grabes, die Schändung einer Leiche war bereits geschehen.

Als die Abtheilung Soldaten den Friedhof betrat, hörte der Trommelschlag auf; die bewaffneten Männer schritten in tiefster Stille zwischen den Gräbern dahin, von ihrem Offizier geführt, an dessen Seite der Todtengräber einherging.

Ihr Weg führte sie an dem offenen Grabe vorbei, welches bestimmt war, die irdische Hülle des jungen Mädchens aufzunehmen; als sie aber an demselben anlangten, blieb der Todtengräber entsetzt stehen. Der Sarg mit der Leiche Derzsi's war verschwunden!! —

Am Abend desselben Tages, an welchem die geschilderten Ereignisse vorfielen, saßen drei Herren in der Laube eines kleinen, freundlichen Gartens im eifrigen Gespräche beisammen.

Auf dem gedeckten Tische vor ihnen standen Speisen und einige Flaschen Wein, deren Inhalt von einem der drei Herren fleißig in die Gläser geleert wurde.

Dieser Mann, welcher sich so eifrig dem Dienste widmete, den Durst seiner beiden Genossen zu löschen, war der Herr des Gartens und des an denselben stossenden Hauses, die andern beiden waren seine Gäste.

In einem von den letzteren erkennen wir den Offizier, welcher die militärische Expedition nach dem Friedhofe angeführt hatte. Der zweite ist zwar in Zivil, hat aber doch einen militärischen Charakter, er ist Oberarzt.

Was den Hausherrn anbelangt, so stellen wir in ihm den Lesern eine gewichtige, oder eigentlich die gewichtigste Person des Fleckens vor, den Mann, der in sich zwei ansehnliche Würden vereinigte: die eines Gemeindevorstandes und eines Richters.

Ihr Gespräch drehte natürlich um die Vorgänge des Tages, und der Richter hatte seinen beiden Gästen, welche erst seit kurzer Zeit in den Flecken eingezogen waren, gar Vieles zur Aufklärung zu erzählen.

„Ja, meine Herren," sprach er, nachdem er in unermüdlicher Weise aufs Neue die Gläser gefüllt hatte, „dieser unselige Wahn, der Glaube an Vampyre, ist unter unserm Volke nicht auszurotten. Wir haben ihn von Serbien herüber bekommen, wo dieser Aberglaube vielleicht seit einem Jahrhundert zu Hause ist, und weder Belehrung noch Strafe hat bis heute etwas dagegen gefruchtet. Zwar muß ich es sagen, daß solche Greuelszenen wie die heutige hier in unserem Orte seit vielen Jahren nicht vorgekommen sind, aber vor nicht langer Zeit haben sie drüben in Serbien wie in mehreren diesseitigen Grenzorten nicht zu den Seltenheiten gehört, so daß sich die Regierung wiederholt veranlaßt gesehen hat, mit energischen Maßregeln dagegen einzuschreiten."

„Und was ist denn eigentlich das Wesen dieses Vampyrismus?" fragte der Lieutenant.

„Wie, Sie wissen nicht einmal, was das Volk unter einem Vampyr versteht?" lautete die Gegenfrage des Richters.

„Ich habe schon Einiges davon sprechen gehört," entgegnete der Lieutenant, „aber hier in dem eigentlichen Sitze dieses Aberglaubens dürfte ich denn doch Näheres und Ausführlicheres über dieses Thema vernehmen."

„Nun, ich will Ihnen sagen, was ich darüber weiß. Ein Vampyr ist ein Unhold, der ob der bösen Thaten, die er bei Lebzeiten vollführt, im Grabe keine Ruhe hat, und nächtlicher Weile als ein lebendiger Todter umherwandelt zur Pein und Qual des noch lebenden Geschlechtes. Er schleicht sich in die Schlafkammern der Menschen, und saugt den Schlafenden das Blut aus, bis sie todt sind. Der Volksglaube nimmt aber an, daß eine solche von einem Vampyre getödtete Person gleichfalls zum Vampyr wird, so daß es nie an solchen Unholden fehlt. Um aber einen Vampyr unschädlich zu machen, bedarf es außerordentlicher Mittel. Die Leiche desselben muß ausgegraben und ihr ein Pfahl ins Herz gestoßen werden, worauf sie verbrannt wird, daß nichts von ihr übrig bleibt, als ein Häuflein Asche."

Der Lieutenant wollte eben wieder eine Frage an den Hauswirth richten, als ein Pandur eiligen Schrittes über den Kiesweg, der zu der Laube führte, daher kam, und in respektvoller Haltung vor den drei Herren stehen blieb.

„Nun, Jancsi, was bringst Du Neues?" fragte der Richter den Pandur.

„Alles vergebens," erwiderte dieser, „der alte Gyuri ist unauffindbar. Wir haben die ganze Umgegend in allen Richtungen durchforscht, an jeder Hütte, an jeder Csarda angeklopft, nirgends war er zu finden."

„Und bis Morgen muß ich ihn haben, hörst Du, Jancsi!" rief der Richter mit erhobener Stimme, „er war der Rädelsführer, und Gerechtigkeit muß geschehen. Bringst Du ihn bis morgen Früh nicht zur Stelle, so jag' ich Dich mit Schanden aus den Diensten des Komitates."

„Ich werde mein Möglichstes thun," sprach der Pandur, „hab' ich doch noch eine ganze Nacht vor mir."

„Gut, Du kennst mich, und weißt, daß ich Wort halte. Was ist's mit dem Sarge der Derzsi?" fragte der Richter weiter.

„Auch von dem Sarge war bis jetzt keine Spur aufzufinden," erwiderte der Pandur.

„Wirklich seltsam!" meinte der Richter zu seinen beiden Gästen gewendet.

„In der That," meinte der Arzt, „dieses spurlose Verschwinden des Sarges . . ."

„Du kannst gehen," unterbrach der Richter den Sprechenden, indem er dem Panduren gebieterisch mit der Hand winkte, „Du kannst jetzt gehen und merke Dir, was ich gesagt habe."

Der Pandur entfernte sich. Die drei Herren setzten ihr Gespräch fort.

„Ja," begann der Richter wieder, „die Geschichte mit dem Sarge ist es eigentlich, die meine Gedanken am meisten beschäftigt. Ich bin geneigt anzunehmen, daß der alte Gyuri davon weiß. Er hat gewiß den ganzen grausigen Spektakel nur deshalb angezettelt, um seinen Helfershelfern die Möglichkeit zu geben, den Sarg unbemerkt wegzutragen. Nun, wenn ich ihn in meinen Händen habe, werde ich ihm schon die Wahrheit herauskitzeln; ich weiß mit diesen Leuten umzugehen, mir schwatzt man nichts von Vampyren vor."

„Wer war jener Todte eigentlich," fragte der Lieutenant, „dessen Grab so geschändet wurde?"

„Darüber kann ich den Herren keine Auskunft geben, der alte Gyuri wird übrigens schon wissen, warum er gerade dieses Grab gewählt hat. O, wenn ich ihn nur schon in meinen Händen hätte! Im Laufe des morgigen Tages werden sie vom Komitat herüberkommen, der Stuhlrichter und wahrscheinlich auch der Vizegespan selbst, um die Untersuchung persönlich an Ort und Stelle vorzunehmen und die Schuldigen zu strafen. Ich habe schon vor einigen Stunden einen reitenden Boten mit einem Rapport über das Vorgefallene an die Komitatsbehörde abgesendet, und möchte, wenn die Herren morgen eintreffen, ihnen schon mit fertigen Resultaten entgegenkommen. Es wird einen interessanten Prozeß geben-Entweihung eines Grabes, Leichenschändung, Aufwiegelung und dazu noch Waldfrevel, da das Holz, welches sie zum Scheiterhaufen verwendeten, Eigenthum der Grundherrschaft war. Wenn nur schon mein Schreiber hier wäre, muß der gerade an einem solchen Tage sich einen Urlaub erbitten!"

„Und wozu brauchen Sie ihn denn?" fragte der Arzt, „haben Sie nicht den Rapport schon abgeschickt?"

„Freilich," lautete die Antwort des Richters, „aber er wäre mir sehr nützlich gewesen, um die Expedition zur Habhaftwerdung des Gyuri zu leiten. Er ist ein findiger und gescheidter Kopf, und darum vermisse ich ihn gerade heute so ungerne. Freilich, des Morgens, als er mich um die Erlaubniß bat, sich auf vierundzwanzig Stunden entfernen zu dürfen, konnte er noch keine Ahnung von den Dingen haben, die hier vorgehen würden."

„Ich muß aufrichtig gestehen," sprach nun der Oberarzt, daß mich die Vorfälle des heutigen Tages nicht nur mit Entsetzen, sondern auch mit schmerzlicher Ueberraschung erfüllt haben. Wohl habe ich so Manches über den Vampyrismus gehört und gelesen, und erst unlängst ein Werk in Händen gehabt, welches diese Materie ausführlich behandelt, aber daß ich solchen Ausbrüchen des düstersten Aberglaubens je in der Wirklichkeit begegnen würde, daran hätte ich nie gedacht."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf mit der Newyorker Polizei.

Newyorker Blätter bringen folgende, mit echtem Yankeehumor gefärbte Schilderung der Abenteuer eines tollen Ochsen in den Straßen von Newyork. Eine beträchtliche Anzahl von Ochsen wurde durch Weststreet getrieben, als es plötzlich einem Mitgliede der Gesellschaft einfiel, sich von seinen Brüdern zu trennen und auf eigene Faust zu operiren. Unbekannt mit den vorzüglichen Einrichtungen der Newyorker Polizei stürzt er sich ohne Zeitverlust auf Polizist Williams, welcher am Fuße von Murrayhstreet der Dinge harrte, die da kommen sollten. Der Polizist empfing ihn mit einem Knüppelschlage auf die Nase. Der Ochse nieste. Der Polizist feuerte sodann seinen Revolver ab und traf das Ungethüm am Hinterkörper. Der Ochse blutete, war aber keineswegs eingeschüchtert.

Vermuthlich in der Absicht, den Polizisten zu verhindern, um Hilfe zu telegraphiren, riß der Ochse eine Telegraphenstange um, machte sodann Kehrt und fiel dem Mitgliede der Polizei in den Rücken. Williams sah sich plötzlich hoch in die Luft geschleudert, und kam, diverse Purzelbäume schlagend, zur Mutter Erde zurück. Glücklicherweise fiel er auf einen Haufen Heu. Ehe er sich wieder aufzuraffen vermochte, hatte der Ochse einen zweiten Angriff begonnen und ihn abermals in die Luft geschleudert.

Diesmal kam der Metropolitaner auf die Füße zu stehen, und ergriff, da sein Blut nach und nach in Wallung kam, die Offensive. Er schoß dem zudringlichen Ochsen eine Kugel in die rechte Schulter. Zwei andere Kugeln drangen in den Körper des Thieres, ehe dasselbe sich von seinem Erstaunen erholen und den Metropolitaner abermals eine Luftreise antreten lassen konnte. Williams stieg bei dieser Gelegenheit etwa fünfzehn Fuß über den Meeresspiegel, kam aber, gleich einer Katze, abermals auf die Füße zu stehen.

Er feuerte sofort die letzten drei Schüsse ab und den unnütz gewordenen Revolver wegwerfend, ergriff er den Ochsen an den Hörnern, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Der Ochse nahm mit dem Polizisten Reißaus und verhalf dem Letztgenannten zu einer Promenade im Doppelschritte. Es war in der That ein „Bull Run.“ Es ging im Fluge bis zur Greenwichstreet. Der Polizist ließ den Ochsen nicht los und der Ochse bewies sich als großer Freund des „Fortschritts“. Endlich kam aber Williams zu der Ansicht, daß der tiefsinnige Satz: „Der Klügste gibt nach“, nicht umsonst zum Sprichworte wurde, und sagte seinem bisherigen Begleiter Adieu, d. h. er verzichtete auf eine weitere Begleitung „Hand in Hand.“

Die Verfolgung gab aber Polizist Williams nicht auf, besonders da sich ihm inzwischen seine Collegen Brush und Farley angeschlossen hatten. Zwischen diesen drei Polizisten und dem Ochsen entwickelte sich nun ein Wettrennen der interessantesten Sorte. So oft das Thier eine kleine Pause machte, und Brush und Farley zu Athem kommen ließ, feuerten die Letztgenannten ihre Revolver ab und dann ging es wieder im lebhaftesten Tempo weiter.

Gefolgt von den drei tapferen Polizisten und zahlreichen Gassen-Jungen langte der Ochse in Reade Street an, woselbst er dem Porzellan-Waarenlager der Herren Scarrey und Comp. einen kurzen Besuch machte. Einen derartigen Kunden hatte die genannte Firma noch nicht bei sich gesehen, und Prinzipale wie Clercs bewiesen ihm ihre Hochachtung durch ein überaus eiliges Verschwinden.

Unter den Waaren-Vorräthen richtete der Ochse enorme Verheerungen an. In seiner blinden Wuth warf er sich auf einen großen mit Weingläsern gefüllten Korb und wälzte sich auf den Gläsern herum. Auf dem einen Horn ein immenses Waschbecken, auf dem andern eine rosafarbene Punschbowle, zeigte sich der „verbrecherische" Ochse der außenstehenden Menge. Die drei Polizisten hatten übrigens den Kampf noch nicht aufgegeben, sondern sich auf eine reguläre Belagerung vorbereitet. Schuß auf Schuß fiel, aber der Ochse machte sich wenig daraus. Nachdem er das Etablissement gründlich besichtigt hatte, begab er sich plötzlich zum allgemeinen Schrecken der Außenstehenden wieder auf die Straße.

Einen Jungen, der ihm in den Weg kam, schleuderte er in das zweite (?) Stockwerk eines Hauses in Washingtonstreet. Man glaubte allgemein, daß der Junge tödtlich verletzt sein müsse, fand aber, daß nur seine Kleider zerrissen waren. In rasender Eile setzte der Ochse seine Reise durch Washingtonstreet. In der Nähe von Hubertstreet stieß er auf einige junge Damen, die sich entsetzt auf eine Anzahl leerer Kisten, die an der Ecke aufgestappelt waren, flüchteten.

Der Ochse konnte unmöglicher Weise vorbeieilen, ohne dem schönen Geschlechte seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, weshalb er denn eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe machte, und bei dieser Gelegenheit sich mit den Hörnern in die Geheimnisse einer Crinoline verwickelte. Wenn die Gefährtinnen der unglücklichen Inhaberin besagter Crinoline nicht mit aller Kraft an der jungen Dame festgehalten hätten, wäre dieselbe sicherlich zu Schaden gekommen. So aber mußte sich der Ochse damit begnügen, die Crinoline als Trophäe mitzuschleppen. Auf dem einen Horn hing immer noch das erwähnte Waschbecken, während von dem andern stolz die erbeutete Crinoline „wehte". In der Nachbarschaft von Hubertstreet stürzte das aus vielen Wunden blutende Ungethüm ermattet zu Boden und wurde ohne Zeitverlust in die Ewigkeit befördert.

Wanderlust.

Neue Folge, nach bekannter Melodie.

Nach Bethanien, nach Bethanien,
Nach dem frommen Epiphanien,
Zu den Schwestern möcht' ich zieh'n.
Wo der Judenknab' gecohnt wird,
Und mit Zuckerwerk belohnt wird,
Was von Rom gelernt Berlin.

Nach Holsteinigen, nach Holsteinigen,
Traget mich, ihr flinken Beinigen,
Wo die Klippen-Auster wohnt,
Mitregierende Gespenster
Umgehen und am Erkerfenster
Der Augustenburger thront.

Nach Biaritzien, nach Biaritzien
Möcht' ich noch in Eile flitzigen,
Wo der Heilung Sprudel fleußt,
Wo so Manches corrigirt wird,
Und die Welt neu colorirt wird,
Sonder Harm und sonder — Beust!

Ein ertappter Dieb.

Ein witziger Journalist ließ sich bei Stehely in Berlin ein Glas Wasser mit einer Portion Zucker geben. Von dem letzteren blieben einige Stücke übrig. Ein anderer Gast benützte einen günstigen Augenblick, und ließ den Zucker in seine Rocktasche verschwinden. Der Journalist aber bemerkte den Diebstahl. Schnell ergriff er das fast noch volle Glas und sagte: Wollen Sie nicht so gut sein und das Wasser auch mitnehmen! und goß es dem Erschrockenen in die Rocktasche. Das allgemeine Gelächter wollte kein Ende nehmen.

Aus Kurhessen.

Noch immer kein Minister fand
Für's Inn're sich im Hessenland,
So sehr er auch von Nöthen.
Minister sein ist dort kein Glück:
Noch keiner trat von selbst zurück,
Er ward zurück getreten.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 47. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. November 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Wie, Sie haben ein solches Werk, Doktor?“ rief der Lieutenant, „lassen Sie mir es zukommen.“

„Warum denn nicht? Der vollständige Titel dies's Werkes heißt: „Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit der Hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt, auch alle von dieser Materie bisher zum Vorschein gekommenen Schriften rezensirt werden.“

„In der That, ein vielversprechender Titel,“ meinte der Lieutenant.

„Und in dem Buche,“ fügte der Arzt hinzu, fand ich auch Alles bestätigt, was uns der Herr Richter eben über die Vampyre gesagt hatte. Es heißt darin, daß sich oft die Bewohner ganzer Dörfer umsetzten in grauenhafte Vampyre. Auch die Vertilgung und Unschädlichmachung derselben wird in derselben Weise angegeben, wie wir sie aus dem Munde unseres gastfreundlichen Wirthes gehört haben. Ferner heißt es in dem Buche, daß diese scheußlichen Kreaturen oft nicht in eigener Gestalt erscheinen. So ist ein Brief abgedruckt, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor in Leipzig schrieb, um sich nach der eigentlichen Natur des Vampyrismus zu erkundigen, und in diesem Briefe wird Folgendes erzählt: „In einem Dorfe, Kinklina genannt, hat es sich zugetragen, daß zwei Kinder von einem Vampyr geplagt worden, weswegen Eines um den Andern gewachet, da es denn wie ein Hund die Thür geöffnet, auf Anschreien aber gleich wieder davon gelaufen, bis endlich einmal Beide eingeschlafen, da es denn dem Einen in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten Ohr gesauget, worauf es dann in drei Tagen davon gestorben.“

„Und in demselben Werke“, fuhr der Oberarzt fort, „heißt es in einem Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyrs:

„Weil sie nun ersahen, daß es ein wirklicher Vampyr sei, so haben sie demselben einen Pfahl durchs Herz geschlagen, wobei er einen wohlvernehmlichen „Gächzer" gethan und häufiges Geblüte von sich gelassen."

Wir lassen die drei Herren ihr Gespräch fortsetzen, und wenden uns einem andern Schauplatze zu, wo sich Ereignisse begeben, welche uns eben erklären werden, was Lajos, den Schreiber des Richters, bewogen hatte, sich von seinem Vorgesetzten einen Urlaub zu erbitten.

Die Nacht ist hereingebrochen. Finsteres, schwarzes Gewölke hat den Horizont umzogen, und nur hoch oben im Zenith bemerkt man einen matt leuchtenden Punkt. Es ist der Mond, der vergebens den Wolkenschleier zu durchbrechen sucht. Die Luft ist von jener dumpfen, brütenden Schwüle geschwängert, welche den nahen Ausbruch eines Gewitters ankündigt.

Auf der Pußta, die sich mehrere Stunden weit um den Flecken ausdehnte, steht eine einsame Csarda. Das große Thor derselben öffnet sich geräuschlos, und ein Wagen fährt heraus.

Es ist ein einfacher, länglicher Bauernwagen, zwei Männer sitzen in demselben, von denen der Eine die Zügel der kleinen Rößlein erfaßt hat, welche feurig ausgreifend durch die Haide dahinfliegen.

Eine halbe Stunde mochte die Fahrt gedauert haben, als der Wagen am Saume eines Waldes stehen blieb. Die beiden Männer stiegen ab, und der Eine, welcher kutschirt hatte, band die Zügel an den herabhängenden Ast eines Baumes.

„Komm," sprach er jetzt zu seinem Gefährten, „wir haben nur noch wenige Schritte, und dann ist Alles geschehen."

Nicht ohne Mühe hoben sie jetzt einen Gegenstand vom Wagen, der von einem weiten Mantel verdeckt war. Beim Herabheben jedoch verschob sich der Mantel, und man sah, daß der Gegenstand, welchem er zur Hülle diente, ein — Sarg war.

Schweigend trugen die beiden Männer den Sarg in den Wald hinein; derjenige, welcher früher seinen Gefährten zuerst angesprochen hatte, ging gleichsam als Führer voraus.

Ein schmaler Fußpfad zog sich mitten zwischen den Bäumen hin, doch kaum hatten die nächtlichen Wanderer ungefähr hundert Schritte auf demselben zurückgelegt, als sie seitwärts in das Dickicht einbogen. Hier war der Weg schon der Last halber, welche sie trugen, mühsamer; der vorangehende Mann schien aber den Wald, in dem sie sich befanden, vollkommen zu kennen, denn trotz der Finsterniß schritt er, ohne zu straucheln, ohne an einen Baum anzustoßen, vorwärts, und blieb endlich inmitten einer kleinen Lichtung stehen.

In demselben Augenblick brach der Mond durch die Wolken und beleuchtete die nächtliche Szene.

Die Lichtung bildete einen kleinen Kreis, der ringsum von Baum- und Strauchwerk umsäumt war.

In der Mitte dieses Kreises erhob sich eine einsame, ehrwürdige Eiche. Am Fuße derselben hatten die beiden Männer den Sarg niedergestellt. Der Mond verbreitete Licht genug, um den Blicken auch eine offene, längliche Grube zu zeigen, welche neben der Eiche gähnte, und dicht dabei die aus der Grube genommene Erde zu einem Hügel aufgeworfen.

„Laß' uns ein wenig ausruhen," begann wieder der Eine von den beiden Männern, „wir haben noch ein Stück Arbeit vor uns, und brauchen dazu frische Kräfte."

Der Andere gehorchte gerne der Aufforderung und ließ sich auf dem Rasen nieder, sein Genosse that eben so.

„Jetzt aber erzähle mir," begann jener, „wie das Alles gekommen ist, und wen wir eigentlich hier begraben?"

„Ja, Freund, Du sollst Alles wissen," sprach der Zweite, „Dich allein kann ich in mein Geheimniß einweihen, und deßwegen habe ich Dich auch zu mir beschieden."

„Und ich kam, mein guter Lajos. Heute Früh erschien Dein Bote bei mir in der Stadt, und übergab mir Deinen Brief. Du batest mich, ich solle Dich bei hereinbrechender Nacht in der Csarda, die Du mir bezeichnetest, erwarten, weil Du meiner Dienste bedürftest, und ich bin pünktlich erschienen. Nicht lange wartete ich, und Du kamst. Du ludest mich ein, mich mit Dir auf den Wagen zu setzen, der schon lange im Hofe der Csarda bereit stand, und ich folgte Dir bis hieher."

„Ich weiß Dir auch Dank, Freund Karl, für Deine Treue und Aufopferung," sagte Lajos, „und es ist nur billig, daß ich Dich ganz in das Geheimniß einweihe. Weiß ich doch, daß es am Besten bei Dir aufbewahrt ist."

„So erzähle."

„Wisse, mein Freund, die hier im Sarge ruht, ist Oerzsi, die Braut meines Herzens. Ach! wie habe ich sie geliebt, und wie liebe ich sie noch!"

Der Sprechende verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen; der Schmerz schien ihn zu übermannen. Nach einer kurzen Pause jedoch faßte er sich wieder, und fuhr fort:

„Gestern Morgens fand man sie todt auf ihrem Lager, und der ganze Flecken war darob in großer Aufregung. Soll ich Dir den Schmerz schildern, das Weh, das mich erfaßte! Und ich mußte mein Leid still mit mir herumtragen, denn Niemand hatte um unsere Liebe gewußt, nicht einmal ihre Mutter, welche mich, den armen Schreiber, gewiß als Schwiegersohn verschmäht und zurückgewiesen hätte. Zu meinem Schmerz kam aber noch eine andere fürchterliche Besorgniß. Du weißt, daß in dem Volke hier der Glaube an die Existenz von Vampyren noch festgewurzelt und allgemein verbreitet ist. Und so sagten es denn auch jetzt Angesichts dieses plötzlichen Todesfalles die Leute Einer dem Andern, daß Oerzsi dem Blutdurste eines Vampyrs erlegen sei."

„Und was hat das weiter auf sich," unterbrach Karl den Erzähler, „wenn nur Du nicht daran glaubst."

„Ich freilich glaube nicht daran," sprach Lajos weiter, „aber daß das Volk hier es als feststehende Thatsache annahm, daß Oerzsi von einem Vampyr getödtet worden sei, das konnte die fürchterlichsten Folgen haben, und ich nahm mir vor, diese Folgen zu verhüten."

„Ich verstehe nicht recht, was Du meinst."

„Hast Du nicht gehört, was heute auf dem Friedhofe vorgefallen ist. Sie haben das Grab eines Todten geöffnet, sie haben die Leiche herausgerissen und mißhandelt, sie haben ihr einen Pfahl in's Herz gebohrt und sie dann zu Staub und Asche verbrannt."

„Entsetzlich! Und warum das?"

„Weil sie den Todten für einen Vampyr hielten. Mußte ich nicht befürchten, daß bei dem nächsten plötzlichen Todesfalle der Leiche meiner Oerzsi dasselbe Schicksal bevorstand,

da der Volksglaube einmal annimmt, daß jede von einem Vampyr getödtete Kreatur selbst zum Vampyr werden muß. Das aber wollte und mußte ich verhüten. Ich wollte die irdischen Ueberreste der Geliebten vor Entweihung bewahren, und darum traf ich meine Maßregeln. Ich schrieb an Dich, meinen bewährten Freund, weil ich wußte, daß ich auf Deine Hilfe zählen konnte. Anfangs hatte ich einen andern Plan, der auch seine größeren Schwierigkeiten hatte. Ich wollte mit Dir nächtlicher Weile auf den Friedhof gehen und den Sarg ausgraben. Wir hätten ihn dann hieher gebracht und ihn hier in die Erde gesenkt. Der Csardawirth, den ich in meiner Hand habe, und der allen Grund hat, sich mir blindlings gefällig und dienstfertig zu zeigen, hätte uns Wagen und Pferde zu unserer Expedition geliehen, wie er sie uns auch jetzt zu Gebote stellte. Aber es kam anders und besser. Ich war dem Leichenzuge hinaus auf den Friedhof gefolgt. Schon war die Einsegnung vorüber, als mit Einemmale der alte Gyuri, ein Fanatiker, der auf die Menge einen großen Einfluß hat, durch ein paar Worte das Volk so sehr aufregte, daß Alles den zur Beerdigung bereitstehenden Sarg verließ und nach einer andern Richtung auf ein Grab losstürzte, um hier ein Werk der grausamsten Art zu vollführen. Ich allein war an dem offenen Grabe neben dem Sarge Derzsi's zurückgeblieben. Ich freute mich darob. Konnte ich doch jetzt unbemerkt meinem Schmerze über den Verlust der Geliebten vollen Lauf lassen. Ich kniete hin am Sarge, und reichlich strömten meine Thränen, während ein inniges Gebet sich meinen Lippen entrang. Da wurde ich plötzlich durch nahende Schritte aufgestört. Ich blickte auf und sah den Csardawirth, der zum Thore des Friedhofes hereingekommen war. Er hatte, wie er mir später sagte, im Vorüberfahren den Lärm gehört, und war von seinem Wagen gestiegen, um nachzusehen, was es gebe."

„Ein glücklicher Gedanke durchfuhr mich. Ich ging auf ihn los und fragte ihn, ob er seinen Wagen draußen stehen habe. Er bejahte meine Frage. Ferencz, sagte ich hierauf zu ihm, ich weiß, was heute Nacht in Euerer Csarda geschehen ist." Er erbleichte. „Ich will aber schweigen, fuhr ich fort, wenn Ihr mir jetzt in einer Sache behilflich sein wollt."

„Ich will Alles thun, was Sie mir befehlen, Herr Schreiber," sprach er darauf, und ich sagte ihm sodann: „Helft mir diesen Sarg auf Euren Wagen bringen. Wir fahren dann nach Euerer Csarda, dort verbergen wir den Sarg, und des Nachts werde ich ihn schon abholen."

„Der Wirth gehorchte ohne Widerrede. Die Situation begünstigte unser Thun, kein Mensch bemerkte uns, als wir mit dem Sarge den Friedhof verließen und wenige Minuten darauf die Pferde mit uns in rasendem Galopp davonjagten. Ich blieb bis zum späten Nachmittag in der Csarda, dann begab ich mich hieher, und grub an der Stelle hier dieses Grab, wo meine Derzsi die ewige Ruhe finden soll. Daß ich den Csardawirth nicht mit hieher nehmen wollte, wirst Du leicht begreifen. Er darf die Ruhestätte Derzsi's nicht kennen; gewiß ist er auch von dem allgemeinen Aberglauben befangen, und er könnte es seiner Zeit verrathen, oder er selbst wäre gar im Stande, das Grab mit verruchter Hand zu entweihen."

Lajos hatte sich bei den letzten Worten erhoben, und an die Grube hinanschreitend, bückte er sich, und holte aus derselben einige Grabwerkzeuge hervor.

Auch Karl hatte sich erhoben, um seinem Freunde bei dem letzten Liebeswerke zu helfen. Er nahm ihm eine Schaufel aus der Hand.

„Warte noch mein Freund," sprach Lajos, „laß mich von der theuren Todten nur noch zum letzten Male Abschied nehmen, bevor wir sie der Erde für immer anvertrauen."

Lajos kniete am Sarge nieder. Sein Freund vernahm nichts als ein leises Schluchzen.

Der Mond hatte sich wieder verhüllt. Immer schwärzer wurde die Nacht, schon erhob sich jener in kurzen, heftigen Stößen wiederkehrende Wirbelwind, welcher den bevorstehenden Niedergang eines Gewitters anzeigt.

In der That zuckten schon einzelne Blitze auf, von einem noch fernen, dumpfen Rollen begleitet, und hie und da fielen schwere Regentropfen zu Boden.

Karl, welcher eine Weile still und schweigend dagestanden war, — er wollte seinen Freund in seiner schmerzvollen Andacht nicht stören, schritt endlich an ihn heran und klopfte ihm auf die Schulter.

„Lajos," sprach er, „das Gewitter ist da, laß uns eilen."

„Ja, Du hast Recht," erwiderte Lajos, indem er aufstand, „wir wollen sie begraben. Aber höre mich vorher an. Wie ich so eben hier am Sarge kniete, ist mir ein Gedanke gekommen, den ich, er mag freventlich sein oder nicht, zur Ausführung bringen muß."

„Was hast Du wieder?" fragte Karl, den zum erstenmal eine seltsame Scheu erfaßte.

„Ich muß," sprach Lajos entschiedenen Tones, „meiner Derzsi noch einen letzten Abschiedskuß geben, und dann mag sie ruhen in Frieden."

„Was ficht Dich an, Lajos?" mahnte Karl.

„Halte mich für einen wahnsinnigen Thoren," fuhr Lajos fort, „aber ich kann nicht anders. Höre mich an. Noch vorgestern Abends war ich mit ihr beisammen. O, das waren selige Minuten. Wie gewöhnlich saßen wir beisammen und hielten unsere Hände umschlungen und plauderten mit einander von dem, was uns auf dem Herzen lag. Und da sagte ich ihr, daß ich, wenn ich sie nicht zum Weibe bekäme, wenn ich sehen müßte, daß sie einem Andern angehörte, mir eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Sie aber zürnte mir, weil ich so sündhafte Reden führte, und sagte, daß sie mir zur Strafe keinen Kuß geben wolle. Und sie gab mir auch keinen Kuß. Das erste Mal schieden wir schmollend auseinander. Ich gedachte mir den Kuß des andern Tages hundertfach wieder zu holen, aber des Morgens war sie todt. Und jetzt will ich mir den Kuß nehmen, will ihn nehmen von der Todten, da mir ihn die Lebende nicht gab."

Schon hatte Lajos die Schaufel erfaßt und sie zwischen den Sarg und dessen Deckel gezwängt, um letzteren zu heben. Karl, welcher sah, daß er seinen Freund von der einmal gefaßten Idee nicht abbringen könne, war ihm dabei behilflich.

Sie bedurften aber auch keiner großen Anstrengung, um den Deckel zu lüften, und als dies geschehen, legten sie ihn sachte und behutsam zur Seite des Sarges nieder.

Ein Blitzstrahl leuchtete auf und warf seinen hellen Schein auf die Leiche.

Derzsi lag da im weißen Kleide, die über die Brust gefalteten Hände hielten einen Rosenkranz.

Das holde, marmorblasse Gesichtchen zeigte keine Verzerrung. Die Augen waren geschlossen. Man hätte geglaubt eine Schlafende vor sich zu sehen.

Lajos neigte sich über die Todte hin, und seine Lippen berührten die ihrigen mit einem Kusse.

„So," sprach er, sich wieder aufrichtend, „jetzt erst bin ich vokommen ruhig, jetzt, da ich meine Verzsi geküßt habe."

Und wieder faßten die beiden Freunde den Deckel, um ihn auf den Sarg zu legen, aber als sie dies thun wollten, da wurden sie beide von starrem Entsetzen erfaßt.

Ein Blitzstrahl zuckte auf, und bei dessen Lichte sahen Beide, wie die Todte ihre gefalteten Hände erhob und sich langsam in ihrem Sarge aufrichtete.

Wie von wildem Wahnsinn gepackt, ließen Karl und Lajos den Deckel fallen, und rannten in ungestümmer Hast davon.

Der Lieutenant und der Oberarzt schienen sich beim Richter sehr gut zu unterhalten.

Von der Laube hatten sie sich, da ein Gewitter im Anzuge war, in die Stube begeben, wo sie noch lange, wir wissen nicht, ob durch das interessante Gespräch oder durch den guten Wein gefesselt, beisammen blieben.

Endlich, es war nahe an Mitternacht, brachen die beiden Gäste des Richters auf.

Sie verabschiedeten sich von ihrem Wirthe in der herzlichsten Weise, und schritten nun der kleinen Kaserne zu, in der Absicht, ihr Nachtlager aufzusuchen.

Das Gewitter hatte bereits ausgetobt. Eine angenehme frische Kühle erfüllte die Luft, das finstere Gewölk war zerrissen, und majestätisch schwebte hoch am Firmamente die Mondessichel, ihr magisches silbernes Licht auf die Fluren rings umher ergießend.

„Was meinen Sie," begann der Oberarzt, „zu einem kleinen Spaziergange? Ein Viertelstündchen in der frischen Luft könnte uns wirklich nicht schaden, Herr Lieutenant."

„Ich bin dabei, Herr Doktor," sprach der Offizier, „aufrichtig gesagt ist mir der Kopf ein wenig eingenommen, und ich denke auch, daß mir ein bischen Luft und Bewegung gut thun wird."

„Sie beschämen mich, den Arzt, durch ihre treffende Bemerkung. Aber wohin wollen wir unsere Schritte lenken?"

„Ich hätte einen Vorschlag, Herr Doktor, der nicht ohne ist."

„Und der wäre?"

„Was sagen Sie zu einem Gange nach dem Friedhofe?"

„Nach dem Friedhofe?" wiederholte der Doktor stutzend.

„Mir scheint gar, Sie fürchten sich?"

„Ich ein Arzt, und mich vor Leichen fürchten? Was kömmt Ihnen bei?

„Nun denn, so sind wir ja einig. Machen wir den Spaziergang, den wir unserer Gesundheit halber als nothwendig erachtet haben, nach dem Friedhofe. Vielleicht stößt uns dort so ein Vampyr auf, und mich gelüstet es, einen solchen Unhold von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen."

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Herr Lieutenant," scherzte der Oberarzt.

„Warum sollte ich nicht?" erwiderte lachend der Offizier. „Er mag nur kommen mit allen seinen Gespenstern, ich fürchte mich vor Tod und Teufel nicht, und bin gerade in der rechten Stimmung, um mit allen Geistern anzubinden."

Beide hatten während dieses Gespräches ihren Weg fortgesetzt, und wirklich die Richtung nach dem Friedhofe eingeschlagen. In kaum zehn Minuten hatten sie denselben erreicht.

Das Gitterthor war offen. Schweigend traten die beiden Männer ein. So beherzt sie auch sein mochten, fühlten sie doch ihre Brust einigermaßen beengt. Die stille Friedensstätte, vom magischen Mondlicht übergossen, brachte auf sie einen Eindruck hervor, dem sie sich nicht entziehen konnten.

Der Lieutenant hatte unwillkürlich den Oberarzt unter den Arm genommen, und so schritten sie in der schmalen, unheimlichen Gasse dahin, welche von den Grabsteinen gebildet wurde.

Sie kamen endlich an der äußersten Grenze dieser Gasse an, und vor ihnen lag der leere Raum, der sich eine ziemliche Strecke weit bis zur Mauer des Friedhofes dahinzog, und der am selben Tag der Schauplatz jener Greuelszenen war, die wir im Eingange unserer Erzählung geschildert haben.

„Sehen Sie Doktor,“ begann jetzt der Lieutenant, indem er auf einen Punkt zeigte, „sehen Sie, dort war es, wo sie den Scheiterhaufen aufgerichtet hatten. Als ich mit meinen Soldaten ankam, hatte sich das Volk geflüchtet, und uns blieb nichts übrig, als das brennende Reisig auseinanderzuwerfen und es zu löschen, und so retteten wir noch einige Rest der verkohlten Leiche.“

„Und was geschah mit diesen?“ fragte der Arzt.

„Der Todtengräber trug sie wieder in ihr Grab zurück. Hoffentlich werden sie daselbst jetzt Ruhe haben.“

„Und wissen Sie nicht,“ fragte der Arzt weiter, „wer der Unglückliche war, dessen Leiche in so entsetzlicher Weise mißhandelt wurde.“

„Ich kann Ihnen gar nichts darüber sagen,“ entgegnete der Offizier, „aber jedenfalls muß es mit dem Todten sein eigenes Bewandtniß haben, sonst hätten sie ihn nicht gleichsam von der Gemeinschaft mit der übrigen Gemeinde ausgeschlossen, und ihm dort, getrennt von den andern Gräbern, an einsamer Stelle seine letzte Ruhestätte angewiesen.“

Der Lieutenant wies bei diesen Worten nach jener Stelle hin, wo sich dicht an der Friedhofsmauer das vereinzelte Grab befand. Im selben Momente prallte er jedoch mit dem Ausrufe: „Was ist das?“ einen Schritt zurück.“

Auch der Arzt, der mit seinen Blicken der ausgestreckten Hand des Lieutenants gefolgt war, konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

Dort, am Grabe, auf welches der Lieutenant soeben seinen Begleiter aufmerksam machte, hatte sich eine Gestalt aufgerichtet, deren Umrisse sich deutlich abzeichneten. Die Erscheinung war so blitzschnell vor den Augen der beiden nächtlichen Wanderer aufgestiegen, daß man fast hätte meinen mögen, sie sei aus dem Grabe selbst, an dem sie stand, so eben aufgetaucht.

Sie war in einen langen, weißen Mantel gehüllt, der bis auf die Erde niederfloß, das Haupt war unbedeckt. Die große Entfernung erlaubte aber nicht, ihre Gesichtszüge zu unterscheiden.

Von beiden Männern war der Arzt der Erste, der sich faßte.

„Ei, sieh doch,“ sagte er, „man sollte doch glauben, daß der Mann trotz der grausamen Operation, die sie heute mit ihm vorgenommen haben, noch immer nicht von seiner Nachtwandlerschaft geheilt ist. Und da sind Sie schuld, Herr Lieutenant, hätten Sie ihn ruhig verbrennen lassen . . .“

„Keine unzeitigen Scherze, Herr Doktor," unterbrach der Offizier den Arzt, „gehen wir lieber dem Ding direct an den Leib, damit wir wissen, mit wem wir es zu thun haben. Kommen Sie!"

Und dieß sagend, zog der Lieutenant den Doktor mit sich fort. Er eilte geradenwegs auf die Erscheinung los.

Die Gestalt am Grabe schien sich um die Beiden gar nicht zu kümmern. Auch sie hatte sich in Bewegung gesetzt und ging gemessenen Schrittes längs der Friedhofsmauer einher.

Dabei war es seltsam, daß ihr Gesicht nie den Männern, welche auf sie loskamen, sondern immer und ununterbrochen der Mauer zugekehrt war.

„Halt!" rief ihr der Lieutenant zu, als er in die entsprechende Nähe gekommen war, „Halt! Wer Du auch immer seist, komm heran zu uns und steh' uns Rede!"

Die Gestalt achtete nicht des Zurufs.

„Kommen Sie," sprach nun der Lieutenant zum Doktor, „kommen Sie hier, wir wollen ihr den Weg abschneiden."

Und er lief in schiefer Richtung der Friedhofsmauer zu, so daß er an einem Punkte derselben mit der Erscheinung zusammentreffen mußte.

Noch hatte er aber kaum die Hälfte der Strecke zurückgelegt, welche er zu diesem Ende zu durchlaufen hatte, als er wieder, dießmal aber vom wirklichen Entsetzen gepackt, stehen blieb.

Die Gestalt war verschwunden.

Die Mauer des Friedhofes selbst schien sich geöffnet und sie verschlungen zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Was sich ein Franzose unter Smollis denkt. Im „Pariser Artiste" erzählt Etienne Eggis (in den Confessions d'un poète pauvre) aus Deutschland. „Man tauscht manchmal in Deutschland, wenn man „schmolle" ist, d. h. wenn man sich den Bruderkuß gegeben hat, einen Schwur aus; dieser Schwur verpflichtet den, welcher zuerst von den beiden stirbt, dem Ueberlebenden zum Besuch zu erscheinen, um ihm von den Dingen aus der andern Welt zu berichten; mehrere der hervorragendsten Männer Deutschlands versichern, daß der Kamerad Smollis, der den Eid geleistet, sein Wort gehalten habe."

Seltene Bescheidenheit eines Berichterstatters. Ein Professor, der u. A. mit landwirthschaftlichen Versuchen abgibt, schloß einst einen Bericht, den er an ein Comite erstattete, mit den Worten: „Dieser Bericht, seiner Mangelhaftigkeit sich bewußt, macht auch sonst auf weiter nichts Anspruch."

Lord Palmerston's letzte Worte.

Als an dem Tage vor seinem Tode Phantasien eintraten, sagte Lord Palmerston mit deutlicher Stimme — und dies waren wohl die letzten vernehmlichen Worte, welche man von ihm gehört hat: „Den Vertrag mit Belgien! Ja, lest mir diese sechste Klausel noch einmal vor!"

Auch eine Liebe.

Die „Kreuzztg." bringt folgende Annonce: „Ein gläubiges, gebildetes Mädchen, das den Herrn lieb hat, wird zur Stütze der Hausfrau zu Ostern gesucht."

Einem alten Spruch zufolge ist unter allen Glocken Deutschlands die Landshuter die höchste, die Straßburger die schönste und die Wiener Glocke die größte. Das schönste Geläute soll die Elisabeth-Kirche in Marburg besitzen, daran sieben Glocken den reinen Dur-Accord und den Quart-Sexten-Accord angeben.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 48. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. November 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der Oberarzt, der auch jetzt seine Fassung nicht verlor, eilte auf die Mauer zu und untersuchte die Stelle, wo die Erscheinung verschwunden war. Der Lieutenant, der sich nach und nach wieder faßte, war ihm langsam gefolgt.

„Das ist in der That äußerst seltsam,“ sagte der Arzt, „in der ganzen Mauer hier ist nicht eine Oeffnung, welche einem Wesen von Fleisch und Blut Raum zum Durchschlüpfen geben würde.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Lieutenant.

„Ich meine,“ erwiderte der Doktor ganz kaltblütig, „daß wir nun, da Sie, Herr Lieutenant, das was Sie wollten, erreicht haben, indem Ihnen ein wirkliches und leibhaftiges Gespenst erschienen ist, daß wir nun nach Hause gehen sollen. Das wird mich aber nicht hindern, noch heute bei Tage wiederzukehren und die Stelle hier nochmals genauer zu untersuchen.“

„Sie glauben also wirklich —“

„Ich glaube nur an natürliche Dinge,“ unterbrach der Doktor den Fragenden, und den Lieutenant, der sich fast willenlos fortziehen ließ, unter den Arm nehmend, schritt er dem Ausgange des Friedhofes zu.

Das Thor war bald erreicht. Doch kaum hatten sich die Männer einige Schritte von demselben entfernt, als sie neuerdings zum Stillstehen bewogen wurden.

Auf der Straße, die sich dicht am Friedhofe hinzog, jagte ein offener, leichter Wagen, von zwei Pferden gezogen, in fast rasendem Fluge daher.

Vor dem Thore des Friedhofs blieb der Wagen stehen; der Mann, welcher die Zügel hielt, hatte dieselben mit beinahe übermenschlicher Kraft angezogen, so daß die Pferde, auf

diese Weise zum plötzlichen Stillstehen gebracht, mit den Hinterfüßen niederfielen, sich aber im selben Moment wieder aufrafften.

Der Mann wollte nun vom Wagen springen, doch hatte ihn sein Begleiter, der neben ihm saß, mit seinen Armen umfaßt und wollte ihn daran verhindern.

Der Andere sträubte sich, ein Kampf schien sich entspinnen zu wollen.

Der Lieutenant und der Doktor sahen das Alles mit an.

„Treten wir näher," sprach der Erstere, „wie es scheint, kommen wir heute aus den Abenteuern nicht heraus."

Der Oberarzt ließ sich nicht nochmals auffordern, und Beide schritten nun rasch und entschlossen auf den Wagen zu.

„Laß mich! Laß mich!" hörten sie eine Stimme rufen, „laß mich zurück in's Grab, wohin ich gehöre."

Es folgte ein kurzes Ringen, das sich endlich zum Vortheil Desjenigen entschied, der so eben jene Worte gerufen hatte. Es gelang ihm, sich von seinem Gefährten loszumachen und mit einem Satze sprang er vom Wagen herab und wollte zum Thore des Friedhofes hineineilen.

Der Lieutenant und der Oberarzt verstellten ihm den Weg.

„Gebt Raum," schrie der Mann ihnen zu, „sonst sollt Ihr mich kennen lernen."

„Lajos," rief jetzt der Oberarzt, „um Gotteswillen, Lajos, was ist Euch?"

Er und der Lieutenant hatten in dem Manne, den sie vor sich sahen, den Schreiber des Richters erkannt.

Der Andere war mittlerweile gleichfalls vom Wagen gesprungen und dem Ersteren gefolgt.

Die Gruppe vermehrte sich in diesem Augenblicke noch um eine Person. Der Todtengräber war durch den Lärm des Ringens geweckt worden und er kam aus seiner dicht neben dem Thor gelegenen Wohnung heraus, um nachzusehen, wer da die Ruhe der Todten störte.

„Halten Sie ihn, meine Herren," rief Karl, der Freund des Schreibers, — diese beiden Männer waren es, die in dem Wagen daher gekommen waren, — „halten Sie den Unglücklichen, er ist wahnsinnig geworden."

„Das ist ja Herr Lajos, unser Schreiber," sagte jetzt der Todtengräber, indem er herantrat.

Lajos machte noch immer einen Versuch, sich durch die Männer hindurch einen Weg zu bahnen.

„Lajos," sprach ihm der Arzt zu, „so nehmen Sie doch Vernunft an, kommen Sie, wir bringen Sie nach Hause."

„Nach Hause?" entgegnete der junge Mann, „wo wäre ich denn anders zu Hause, als hier? Ihr wißt also nicht, daß sie mich heute begraben haben."

„Was ist denn eigentlich geschehen?" richtete der Arzt jetzt die Frage an Karl. „Wo kommen Sie her?"

„Was geschehen ist?" antwortete Karl. „O Fürchterliches, Grauenhaftes!" Ist es noch ein Wunder, daß ich meine fünf Sinne beisammen zu halten vermag."

„So erzählen Sie," drängte der Oberarzt.

„Aber Lajos!" wendete Karl ein. „Zuerst müssen wir den zur Ruhe bringen. Der Arme ist wahnsinnig geworden, er hält sich für eine Leiche, für einen Vampyr."

Während dieses Zwiegespräches hatten der Lieutenant und der Todtengräber Lajos mit kräftigen Armen erfaßt und dieser, sei es, daß er wirklich ruhiger geworden, sei es, daß er sich willenlos der Uebermacht beugte, blieb bewegungslos zwischen den beiden Männern stehen.

„Sie sehen, daß er jetzt ruhig ist," sprach der Arzt weiter zu Karl. „Ich bin Arzt, vielleicht kann ich helfen, aber wissen muß ich, wie das Alles gekommen ist."

In wenigen Worten berichtete Karl das Erlebniß, das er und sein Freund in dieser Nacht durchgemacht.

„Und Sie haben," rief der Arzt, als Karl geschlossen hatte, „und Sie haben die Unglückliche verlassen, als sie sich in ihrem Sarge aufrichtete?"

„Entsetzen packte mich," entgegnete Karl, „mich und meinen Freund. Ich war sonst auch nicht abergläubisch, aber wenn man es selbst mit eigenen Augen sieht, wie Leichen sich zu bewegen anfangen, da muß man wohl erschüttert werden."

„Unglückseliger," rief der Arzt, „wissen Sie, daß sie durch Ihre feige Flucht vielleicht erst recht einen Mord begangen haben. Die arme Derzsi war scheintodt!"

„Scheintodt!" wiederholte Karl, sich vor die Stirne schlagend. „O, Sie mögen Recht haben. Aber nehmen Sie den fürchterlichen Eindruck des Moments, wer hätte in einem solchen Augenblicke daran denken sollen. Und dann, als ich mit meinem Freund im Wagen saß, gab er, bei dem sich mit jeder Minute der Wahnsinn in immer stärkeren Ausbrüchen zu erkennen gab, mir so viel zu schaffen, daß meine geistige Kraft und, wie Sie selbst gesehen haben, auch meine körperliche, nur von ihm allein in Anspruch genommen war."

„Haben Sie den Muth," fragte der Arzt, „mit mir an jene Stelle zurückzukehren, wo der Sarg steht?"

„Mit Ihnen? ja!" entgegnete Karl entschlossen, „aber was machen wir mit Lajos."

„Kommen Sie nur rasch!" drängte der Arzt, „es gilt ein Menschenleben. Mein Freund, der Herr Lieutenant, und jener Mann werden mit Lajos schon fertig werden. Kommen Sie!"

Der Oberarzt eilte nach dem Wagen und Karl folgte ihm. Der Letztere ergriff die Zügel der Pferde und diese jagten in der Richtung, aus der sie gekommen waren, davon.

Karl warf im Davonfahren noch einen Blick zurück und er sah, wie der Lieutenant und der Todtengräber Lajos der Wohnung des Letzteren zuführten.

Die Pferde griffen rasch aus und nach kaum einer halben Stunde hielt der Wagen an jener Stelle des Waldsaumes, wohin er früher von Lajos gelenkt worden war.

Der Arzt und Karl stiegen ab und Beide schritten nun eiligen Fußes der Stelle zu, wo Lajos das Grab für seine Derzsi bereitet hatte.

Die Lichtung war bald erreicht. Dort am Fuße der Eiche stand noch der Sarg. Die beiden Männer eilten auf denselben zu.

Eine neue entsetzliche Ueberraschung wurde ihnen zu Theil.

Der Sarg war leer!

Der Morgen ist angebrochen.

Nicht ferne von der Lichtung, in deren Umkreise wenige Stunden vorher Karl und der Oberarzt den Körper Derzsi's suchten, der, sei es todt oder lebend, aus dem Sarge verschwunden war, nicht weit von jener Lichtung, sagen wir, lagen zwei Männer zu den Füßen eines alten Ahornbaumes.

Wenn es den Beiden darum zu thun war, sich vor der übrigen Welt verborgen zu halten, so hatten sie den Platz sehr gut gewählt. Die Bäume standen hier dichter zusammen, und dichtes Gestrüppe wehrte ringsumher den Zutritt.

Der eine von den beiden Männern ist in einen weißen Reitermantel gehüllt; ein runder Bauernhut mit weiten Krämpen ist in sein Gesicht gedrückt, unter dem Hute quillt ihm langes, pechschwarzes und glänzendes Haar auf die Schultern herab.

Dann und wann lüftet er den Hut, und in solchen Momenten sieht man ein dunkles Augenpaar in unheimlichem Feuer aufblitzen.

Seine braungelbliche Gesichtsfarbe kennzeichnet ihn als einen Zigeuner, als welchen man ihn übrigens schon aus der Fidel erkennen würde, die neben ihm im wuchernden Grase liegt. Seinen Genossen kennen wir bereits, es ist Gyuri, der Alte, welcher am Tage vorher die Menge auf dem Friedhofe durch seine Reden fanatisirt und zu den Greuelthaten, die wir erzählt haben, hingerissen hatte.

Die Sicherheit und Ruhe, mit welcher er da liegt und aus einem kurzen Pfeifchen die bläulichen Rauchwolken von sich bläst, ist ganz geeignet, uns die ernstesten Besorgnisse um das Schicksal des Panduren Jancsi einzuflößen, denn die Zeit, welche diesem vom Richter zur Einbringung Gyuris diktirt ward, war bereits verstrichen, und wir kennen die Drohung, welche der Richter seiner Weisung hinzugefügt hatte.

Gyuri und der Zigeuner unterhielten sich in leisem Gespräche.

„Du bürgst mir also dafür," sprach Gyuri zu dem Zigeuner, „daß ohne mein Wissen Niemand mit ihr in Berührung kommt, und daß sie auch nicht eher das Zelt verläßt, als bis ich es für gut finde?"

„Verlasse Dich nur auf mich," entgegnete der Zigeuner, „ich habe alle Anordnungen getroffen, wie Du es gewünscht hast, als Du heute Nacht sie zu mir brachtest, und in meinem Lager gehorcht man nur mir. Wehe dem, der einen Befehl von mir zu überschreiten wagt."

„Gut," sagte Gyuri, indem er mit dem Kopfe nickte, „ich will Dir trauen, Peti, obschon ich einigen Grund hätte, das Gegentheil zu thun."

„Wie, Du hättest Grund, mir zu mißtrauen?"

„Ja, Du arbeitest, ich will annehmen, ohne daß Du selbst es weißt, gegen mich, Du durchkreuzest meine Pläne."

„Aber wie kannst Du nur so etwas von mir denken, Gyuri, kennst Du mich nicht schon von meiner Kindheit an?"

„Ja, ich kenne Dich von der Zeit an, als Du noch ein kleiner Knabe warst. Ich brachte Dir immer schöne glänzende Sachen mit, wenn ich in Euer Lager kam, um Deinen Vater zu besuchen, und Du sprangst mir immer freundlich entgegen und nanntest mich Deinen lieben „Bácsi."*) Und als Du vor wenigen Jahren nach dem Tode Deines Vaters

*) Vetter.

die Hauptmannschaft über Eure Horde übernahmst, hab' ich Dir mit Rath und That beigestanden und die Mittel und Wege an die Hand gegeben, wie Du die Plackereien der Obrigkeit, welche Euch Zigeuner unablässig verfolgt, umgehen oder unschädlich machen kannst. Ist es nicht so?"

„Ja, Gyuri, aber gerade weil die Erinnerung an Alles, was Du mir und den Meinen Gutes gethan, in mir so lebhaft sein muß, solltest Du mich nicht für fähig halten, einen Undank gegen Dich zu begehen."

„Ich habe Dir auch gesagt, wenn Du wirklich gegen mich und meine Pläne etwas unternimmst, Du vielleicht selbst keine Ahnung davon hast, daß deine Handlung gegen mich gerichtet ist."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Deine alte Mutter hat allen Grund mich zu hassen, und sie übt noch immer einen großen Einfluß auf Dich aus. Ist das wahr oder nicht?"

Petti nickte bejahend mit dem Kopfe, doch machte er dabei eine Miene, welche deutlich zeigte, daß er sich nur ungern diesem Einflusse füge.

„Du wirst mich gleich besser verstehen," fuhr Gyuri fort. „Du warst heute Nacht einige Stunden vom Lager abwesend, nicht wahr?"

„Wer hat Dir das gesagt?" warf Peti rasch ein, „hast Du mich nicht im Zelte angetroffen, als Du bei mir warst?"

„Ja, aber Du warst kaum eine Viertelstunde vor mir von Deinem nächtlichen Ausfluge heimgekehrt. Versuche es nicht, mich anzulügen."

„Ich habe keine Lüge gesagt," entgegnete Peti, indem er mit einem gewissen Stolze seinen Kopf aufwarf. „Ich habe Dich nur gefragt, wer Dir das gesagt hat."

„Gut, aber Du wolltest es mir auch nicht geradezu zugestehen, daß Du fort warst, und soll ich Dir sagen, warum?"

Peti antwortete mit einem fragenden Blick.

„Weil," fuhr Gyuri fort, „die Alte, die Dich ausgesendet hat, Dir das strengste Schweigen aufgetragen hat. Ich will Dir noch mehr sagen. Du warst gegen Mitternacht auf dem Friedhofe, Du hast aber den Auftrag, den Dir die Alte gab, nicht vollführen können, weil zwei Männer Dich plötzlich verscheucht haben."

Peti blickte mit einer Art ängstlicher, aber zugleich ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Sprechenden auf, der ihm das Alles mit solcher Bestimmtheit enthüllte.

Hätte er gewußt, daß Gyuri nach seinem Besuche bei ihm sich von dem Zelte nur scheinbar entfernt und sich auf leisen Sohlen zurückgeschlichen hatte, so daß jener leicht das Gespräch belauschen konnte, welches er mit seiner Mutter führte, so würde sein Gefühl ein ganz anderes gewesen sein. So aber mußte er in seiner Ueberzeugung von einer übernatürlichen Begabung Gyuri's, deren vermeintliches Vorhandensein er an sich zu erproben schon oft Gelegenheit hatte, nur noch mehr bestärkt werden.

Gyuri schwieg eine Weile. Es schien fast, als wollte er absichtlich und in kluger Berechnung den Eindruck seiner Enthüllungen nachhaltig auf den Zigeuner wirken lassen.

„Nach einer mehrere Minuten langen Pause, während welcher Peti in seine Gedanken vertieft vor sich hinbrütete, unterbrach der Alte endlich das Schweigen.

„Höre mich an, Peti," begann er, „ich habe Dich nicht ohne einen besonderen Zweck hieher bestellt. Ich wollte eine kleine Stunde ungestört mit Dir plaudern und da sie mich, wie Du weißt von Gerichtswegen suchen, so wählte ich diese Stelle zu unserer Zusammenkunft. In diesem Walde werden sie mich nicht so leicht finden."

„Und was hast Du mir zu sagen?" fragte Peti.

„Vor Allem habe ich Dir einen Auftrag zu geben. Nicht umsonst habe ich Dir gesagt, daß Du Deine Geige mitnehmen sollst. Wenn wir uns hier trennen werden, wirst Du nach dem Flecken hineingehen und indem Du hie und da vor den Hütten und Höfen musizirst, wirst Du wohl aufpassen und auskundschaften, was es Neues gibt. Besonders suche zu erfahren, was mit Pista geschieht, Du kennst ihn ja, den Husaren, den Bruder der Verzsi. Sie haben ihn gewiß, weil er Militärurlauber ist, ins Stockhaus nach der Kaserne gebracht und werden ihn nun zu seinem Regimente transportiren, um ihn dort aburtheilen zu lassen; das aber ist es eben, was ich genau wissen will, Tag und Stunde seiner Transportirung, denn ich habe meinen eigenen Plan, von dem ich Dir, wenn es Zeit ist, ihn auszuführen, Näheres sagen werde. Rechne ich doch dabei auf Dich und Deine Leute."

„Du sollst mit mir zufrieden sein, Gyuri," sagte Peti, „ich werde wegen des Pista schon Alles herauszubringen wissen."

„Auch das Haus des Richters hab' im Auge," setzte Gyuri seine Instruktionen fort. „Hinterbringe mir, was dort geschieht und vor Allem, ob die Herren vom Komitat schon angekommen sind. Mit Einem von ihnen hab' ich ein Wörtchen zu reden."

Die letzten Worte sprach Gyuri mehr zu sich, als zu dem Zigeuner, der nun abermals seine Bereitwilligkeit betheuerte, Alles nach dem Wunsche des Alten auszurichten.

„Und jetzt," sprach Gyuri weiter, verweile noch ein wenig bei mir. Bevor Du von mir gehst, muß ich Dir eine Geschichte erzählen, die Geschichte meines Lebens. Es ist Zeit, daß Du endlich einmal die dunkeln Fäden kennen lernst, welche mich und mein Schicksal an das Deiner Familie knüpfen. Ich hatte diese Mittheilungen für Dich eigentlich auf eine spätere Zeit verschoben, aber nach den Vorfällen des vergangenen Tages und der eben verflossenen Nacht kann ich nicht länger warten. Du mußt thätig und selbst mit Aufopferung zur Ausführung meiner Pläne mit eingreifen und daher ist es nothwendig, daß Du auch alles weißt, daß ich den Schleier der Vergangenheit vor Deinen Augen lüfte."

Gyuri klopfte sein Pfeifchen aus und füllte dasselbe auf's Neue; erst nachdem er es mit Hilfe von Feuerstein und Schwamm angezündet und der Rauch wieder in bläulichen Wölkchen in die Höhe ging, mochte er sich in der rechten Stimmung fühlen, mit seinen Mittheilungen zu beginnen, und er sprach:

„Siebzig Jahre bin ich nun alt, und wenn ich trotzdem noch immer rüstig und wohlauf bin, so habe ich das meinem Leben in den Wäldern und in Gottes freier Natur zu danken, ein Leben, daß ich nun volle fünfzig Jahre führe."

„Denn bis zu meinem zwanzigsten Jahre lebte ich in den Städten, und ich würde in den dumpfen Mauern derselben wahrscheinlich auch verkümmert sein, wenn nicht eine dunkle Macht, die mit unsichtbarer Hand in meinen Lebenslauf eingriff, mich aus all meinen früheren Gewohnheiten herausgerissen und mir ganz andere Bahnen vorgeschrieben hätte."

„In der Stadt, welche die nächste an diesem Flecken ist, in dessen Weichbild wir uns befinden, wurde ich geboren. Ich stamme aus einem adeligen Geschlechte, dessen Name

jedoch mit mir aussterben wird, oder vielmehr bereits ausgestorben ist, denn schon lange führe ich nicht mehr den Namen meiner Familie."

„Ich wurde in einem behaglichen Wohlstand erzogen, doch würde es mich zu weit führen, und es ist im Grunde auch überflüßig, Dir von den Jahren meiner Kindheit und meiner Jugend zu erzählen. Ich komme zu dem wichtigsten und entscheidenden Momente meines Lebens, zu der Zeit, wo ich zum ersten Male liebte. Ich war damals zwanzig Jahre alt. Das Mädchen, das ich liebte, hieß Derzsi, wie die, welche sie gestern im Flecken da drüben auf den Friedhof hinaustrugen, und daß ich Dir es gleich sage, sie, die ich vor fünfzig Jahren mit allem Ungestüm und aller Glut der Jugend liebte, sie lebt heute noch und ist die Großmutter eben dieser Derzsi, an deren offenem Grabe die Bewohner des Fleckens gestern weinend standen."

„Derzsi war die Tochter unseres Nachbars; wir wuchsen, so zu sagen, mit einander auf, und die Jungfrau erwies dem jungen Manne dieselbe herzliche Zuneigung, die das Kind dem Knaben erwiesen. Aber darauf eben beschränkten sich die Gefühle, welche in ihrem Innern für mich rege wurden. Während ich in ihrer Nähe von den seligsten Schauern durchbebt ward, scherzte und lachte sie mit mir wie mit einem Bruder, und wenn ich einmal eine Andeutung wagte, daß meine Gefühle für sie ganz anderer Art wären als vordem, so sah sie mich mit großen Augen an, als verstände sie mich nicht, und ich mußte unwillkürlich abbrechen."

„So vergingen mehrere Monate. Da geschah es eines Tages, daß ich zu einer Zeit zu Derzsi kam, in welcher sie mich nicht erwartete. Ich fand einen andern jungen Mann bei ihr. Nicht daß ich die beiden bei irgend einer Vertraulichkeit überrascht hätte, aber die Eifersucht schärfte meine Sinne, und ich merkte gleich, woran ich war."

„Derzsi und jener junge Mann liebten einander. Schon die Art, wie sich ihre Blicke begegneten, verrieth es mir. Ich mußte all' meine Kraft zusammen nehmen, um nicht meine Fassung zu verlieren. Ich fühlte einen unaussprechlichen Schmerz."

„Der junge Mann war der Sohn eines reichen Grafen, der in der Nähe ein großes Gut hatte. In der Hauptstadt erzogen, war der Grafensohn erst vor kurzem nach unserer Stadt gekommen, und er hatte sich der Familie Derzsi's genähert, die obwohl selbst von Adel, sich durch die Besuche des Jünglings, der einen so glänzenden Namen trug, sehr geehrt fühlte."

„Aber eben dieser glänzende Name hätte ihnen die Augen öffnen und sie belehren sollen, daß an eine Verbindung desselben mit Derzsi nicht zu denken war. Der alte Graf hätte diese Heirath nie zugegeben. Und in der That hatte der junge Mann, wie es sich später herausstellte, keine ernstlichen Absichten. Ihm war es nur darum zu thun, das schöne Mädchen zu verführen, und er erreichte auch vollkommen seinen Zweck."

„Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, reiste er nach der Hauptstadt zurück; aber seitdem ließ er nichts mehr von sich hören. Schon wenige Wochen nach seiner Abreise erzählte man sich allerlei in der Stadt von der schönen Derzsi, und was man sprach, bot der Bosheit und der Schadenfreude die reichste Nahrung. Das Gerede kam auch zu meinen Ohren, und ich überzeugte mich, daß die Leute nur zu sehr Recht hatten."

„Derzsi's Eltern fanden es für angemessen, sie aus der Stadt weg zu einer Verwandten zu schicken, wo sie in stiller Verborgenheit ihre Schande den Augen der Welt entziehen konnte."

„Zur selben Zeit faßte ich einen gar seltsamen Entschluß. Derzsi, das sah ich, konnte nie die Meine werden, denn nach dem, was vorgefallen war, mußte ich jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihr aufgeben. Ich beschloß der Welt zu entsagen, die mir ohne Derzsi keine Freude mehr bot, und in ein Kloster zu treten, um als Mönch meine Tage zu beschließen."

„Wenige Tage, nachdem Derzsi die Stadt verlassen hatte, reiste auch ich ab. Ich begab mich nach Pesth, und fand hier ohne Schwierigkeit als Novize Aufnahme in einem Kloster. Monate lang lebte ich in stiller Einsamkeit und Beschaulichkeit, und übte gewissenhaft alles, was die strenge Klosterregel dem Novizen vorschrieb. Da kam eines Tages der Versucher an mich heran, und ich erlag."

„Mit mir in derselben Zelle wohnte ein zweiter Novize, der nur um zwei Jahre älter als ich sein mochte. In einer Nacht, wir hatten uns zur gewöhnlichen Stunde zu Bette begeben, wachte ich auf, mir war es, als ob sich die Thür der Zelle bewegt hätte. Ich horchte auf, vernahm aber nichts, was einen Verdacht erregt hätte. Aber die Ueberzeugung, daß ich die Thüre der Zelle sich bewegen gehört, stand zu fest in mir, und ich beschloß aufzustehen, um nachzusehen, ob dieselbe wirklich verschlossen sei. Im Finstern tappte ich nach der Thür und drückte an der Schwelle. Sie war versperrt. Damit nicht zufrieden, wollte ich den Schlüssel, der stets von innen im Schlosse steckte, noch einmal umdrehen, aber zu meiner Ueberraschung fand ich, daß der Schlüssel abgezogen war."

„Und doch, das wußte ich mit Bestimmtheit, hatte ich selbst den Schlüssel im Schlosse umgedreht, bevor ich mein Lager aufsuchte. Ich hatte mich also nicht getäuscht, die Thür war wirklich aufgegangen, und sie war dann von außen versperrt worden. Nur mein Zellengenosse, der sich mit mir zugleich zur Ruhe begeben hatte, konnte dies bewerkstelligt haben. Ich rief ihn beim Namen, keine Antwort erfolgte. Ich horchte nach der Richtung hin, wo er zu liegen pflegte, kein Athemzug verkündete, daß Jemand dort schlief. Da tastete ich hin nach seiner Lagerstätte und befühlte dieselbe mit beiden Händen: sie war leer, mein Gefährte war mitten in der Nacht auf und davon gegangen."

(Fortsetzung folgt.)

Verwirrung im Waggon.

Das „Journal von New-York" beschreibt eine tragi-komische Szene grenzenloser Verwirrung in einem überfüllten Waggon der dortigen Eisenbahn. Ein Passagier schrie plötzlich nach seiner Taschenuhr, ein anderer vermißte seine Brieftasche, ein dritter sein Sacktuch; eine Obstfrau sah mit Schrecken ihren ganzen Korb geleert, und wurde in ihrem Geschrei von zwei alten Jungfern unterstützt, welche Börse und Handschuh verloren hatten. Der durch einen höllischen Lärm herbeigerufene Kondukteur ließ die Maschine halten und trat mit einem Polizisten in den Waggon, worauf ein reicher New-Yorker Kaufmann den Vorschlag machte, sämmtliche Taschen zu leeren. Als er mit den seinigen den Anfang machte, fiel ein Theil der gestohlenen Aepfel heraus; aus den Taschen des Kondukteurs sprangen zwei Kaninchen; der Polizist hatte die vermißte Uhr in seiner Brusttasche u. s. w. Da trat ein bisher in der Ecke schlummernder Herr hervor, hob einen der am Boden liegenden Aepfel auf, und schnitt aus demselben das verlorene Portemonnaie heraus. Es war der berühmte Taschenspieler Hermann, welcher die bald sich erheiternde Gesellschaft mit den artigsten Worten um Verzeihung bat, und der Obstfrau ihren Verlust vergütete.

(Schilda in — Darmstadt.) In dem letzten Darmstädter „Wochenblatt" ist wörtlich zu lesen:

„Beerdigte bei der katholischen Gemeinde.

Den 20. Oktober: eine unehelich todtgeborene Tochter, 4 Tage alt."

Solcher Unsinn ist doch wohl noch nie dagewesen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 49. Jahrg. XII.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. Dezember 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Anfangs wollte ich in dem Gefühle, daß ich unfreiwillig gefangen sei, Lärm machen und an der verschlossenen Thür rütteln und pochen, allein ich überlegte mir es und beschloß, jedenfalls bis zum Morgen zu warten, wo ich noch immer dazu Zeit haben würde; mittlerweile wollte ich abwarten, ob Cyprian, dieser Name ward meinem Genossen bei dem Antritte seines Noviziates gegeben, zurückkehren werde.“

„Daß ich unter solchen Umständen nicht mehr an's Einschlafen dachte, kannst Du Dir leicht denken. Ich kehrte zwar wieder auf mein Lager zurück, dachte aber immer nur an Cyprian, und suchte mir vor Allem vergebens zu erklären, wie er es anstelle, um unbemerkt das Kloster zu verlassen, denn daß Cyprian das gethan, davon war ich fest überzeugt.“

„Der alte Pförtner, das wußte ich, ließ nicht mit sich spaßen, und bei dem konnte er unmöglich vorbei, ohne bemerkt und angehalten zu werden. Zudem waren alle Fenster ohne Ausnahme im ganzen Kloster mit starken Eisengittern versehen, und die Mauer, die sich um den Garten hinzog, war viel zu hoch, als daß sie ein noch so gewandter Kletterer hätte übersetzen können.“

„Ich erwog im Geiste alle diese Hindernisse, welche sich Cyprian bei seiner nächtlichen Wanderung entgegensetzten, und vermochte die Art seiner Entfernung eben so wenig zu begreifen, als die Motive, die ihn zur nächtlichen Stunde aus dem stillen, friedlichen Kloster hinaus in die Welt trieben.“

„Da endlich, ich mochte mehrere Stunden wach gelegen haben, hörte ich, wie Jemand an meiner Zelle stille stand. Er mußte im Gange draußen mit so leichten Schritten aufgetreten sein, daß ich erst in dem Momente ein Geräusch vernahm, als seine Hand draußen am Schlosse herumsuchte.“

„Der Kommende durfte keine Ahnung davon haben, daß ich wach war, und ich begann jenes regelmäßige gedehnte und tiefe Athemholen, welches den Schlafenden kennzeichnet.“

„Die Thür öffnete sich endlich, und ich hörte Jemand eintreten. Daß dieß Caprian war, daran konnte ich nicht zweifeln. Noch herrschte Finsterniß ringsumher, aber der Angekommene schritt, nachdem er die Thür von innen sachte versperrt hatte, trotz der Dunkelheit mit der größten Sicherheit gegen sein Lager hin. An demselben angelangt, entkleidete er sich, ich hörte, wie er in seinem Bette herumwühlte und unter anderm den Strohsack aufhob und fallen ließ, dann legte er sich endlich nieder, und in der Zelle ward es wieder ruhig.“

„Ich schlief auch den übrigen Theil der Nacht nicht, und als wir kaum eine Stunde nach der Rückkehr Cyprians aufstanden, um uns zur Morgenandacht vorzubereiten, beobachtete ich genau meinen Gefährten, und es fiel mir auf, daß sich in seinen Zügen eine gewisse Abgespanntheit ausprägte, auf die ich früher gar nicht geachtet hatte.“

„Ich hütete mich wohl, ihm etwas von dem zu sagen, was ich in der Nacht erfahren hatte; auch hatte ich beschlossen, vorderhand überhaupt Jedermann gegenüber von der Sache zu schweigen. Ich wollte erst wissen, was es mit dem nächtlichen Ausgange Cyprians für eine Bewandtniß hatte, und ich gedachte es so einzuleiten, daß er selbst sich mir werde entdecken müssen.“

„Zu diesem Ende hatte ich für die nächste Nacht bereits meine Maßregeln getroffen Als wir uns zur Ruhe begaben, sperrte ich wie gewöhnlich die Thür ab, aber anstatt, wie ich es sonst that, den Schlüssel im Schlosse stecken zu lassen, zog ich denselben, ohne daß Cyprian, der bereits in seinem Bette lag, es bemerkte, ab, und barg ihn unter meinem Kopfkissen.“

„Unser Oellämpchen war ausgelöscht und ich hörte bald, daß Cyprian schlief, oder, was wahrscheinlicher war, sich nur schlafend stellte. Ich für meinen Theil rührte mich nicht, und Cyprian, wenn er nach mir hinhorchte, mußte seinerseits glauben, daß ich in tiefem Schlafe lag.“

„Zwei Stunden waren in solcher Weise vergangen. Um neun Uhr Abends hatten wir uns niedergelegt, jetzt schlug es eilf Uhr. Da hörte ich, wie Cyprian sich erhob und sich ankleidete. Leise schlich er sodann zur Thür, und ich vernahm plötzlich eine halblaute Verwünschung, die sich seinen Lippen entrang. Er hatte entdeckt, daß der Schlüssel fehlte. Eine Minute mochte er unschlüssig an der Thür gestanden haben, dann schritt er geradezu auf mein Bett los und rüttelte mich, um mich, den er im Schlafe wähnte, zu erwecken.“

„Ich that, als ob ich erwachte und fragte ihn, was er wolle.“

„Mache Licht, Franciscus‘“ sagte er — Franciscus war nämlich mein Novizenname — „mach Licht, ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Ich gehorchte seiner Aufforderung, stand auf und zündete mit Hilfe von Feuerstein und Schwefelzunder, die auf einem Stuhle neben meinem Bette in Bereitschaft lagen, das Oellämpchen an.“

„Wie staunte ich aber, als ich beim Scheine des Lichtes Cyprian in ganz anderer Gestalt vor mir sah. Statt der Kutte, die ihm zu tragen vorgeschrieben war, trug er den Anzug eines Juraten, und ich mußte mir sagen, daß ihn das Gewand sehr gut kleidete. Ein niederer Kalpag mit einer kleinen, weißen Feder war in seine Stirne gedrückt.“

„Cyprian, wie siehst Du aus?“ rief ich, „was soll die Mummerei?“

„Franciscus,“ erwiderte er, indem er seine beiden Hände auf meine Schultern legte, „Du wolltest ein verrätherisches Spiel mit mir spielen, aber ich gehe, wenn ich Gefahr sehe, muthig darauf los, bei mir heißt es nur: Entweder, oder!“

„Ich verstehe Dich nicht, sprach ich darauf.“

„Aber ich verstehe Dich,“ antwortete er. „Du hast mich in der vergangenen Nacht belauscht, und hast deßhalb heute den Schlüssel verborgen, um mir den Ausgang zu verbergen. Ist dem nicht so?“

„Ich schlug die Augen nieder und vermochte kein Wort zu erwiedern. Ich wollte weder lügen, noch geradezu bejahen.“

„Höre mich an,“ fuhr Cyprian fort, „ich muß jetzt fort, man erwartet mich, und um keinen Preis der Welt möchte ich auf mich vergebens warten lassen. Hörst Du: um keinen Preis der Welt.“

„Cyprian sprach die letzten Worte in einem Tone, der mich erschreckte.“

„Du mußt mir also den Schlüssel herausgeben“, sprach Cyprian weiter, „vorher aber mußt Du mir einen heiligen Eid schwören, daß Du mich nicht verräthst.“

„Ich erklärte mich zu Allem bereit. Vor dem Kruzifix, das in unserer Zelle hing, schwor ich den Eid, wie er ihn mir vorsprach, und gab ihm den Schlüssel. Nun aber bat ich ihn, mir zu sagen, wie er es bewerkstellige, um das Kloster unbemerkt zu verlassen.“

„Das sollst Du erfahren“, sagte er, „wenn ich den letzten Ausgang machen werde, denn nicht lange mehr wird es mich hier dulden.“

„Er schritt nun zur Thür hin und steckte den Schlüssel an; plötzlich aber kehrte er, wie von einem anderen Entschlusse getrieben, zu mir zurück.“

„Ich habe mir es überlegt, Franciscus“, sagte er zu mir, „ich kann Deinem Eide doch nicht so sehr trauen. Du könntest, von Deinem Gewissen getrieben, ihn brechen, Du könntest in der Beichte mich verrathen, darum habe ich ein anderes Mittel gewählt, um Dich mir unschädlich zu machen. Du mußt mein Mitschuldiger sein, dann weiß ich gewiß, daß Du schweigen wirst. Du mußt mich begleiten.“

„Mein Sträuben gegen seinen Vorschlag dauerte nicht lange, und war, soll ich es aufrichtig sagen, auch nicht so ernst gemeint. Ich ließ mich gerne von Cyprian überreden, ihn zu begleiten. Freilich war es auch ein gut Theil Neugierde, was mich seinen Antrag annehmen ließ.“

„Kaum hatte ich meine Einwilligung ausgesprochen, mit ihm zu gehen, als er an sein Bett eilte und den Strohsack desselben in die Höhe hob.“ „Hier,“ sagte er, „hast Du Kleider,“ indem er ein Bündel hervorzog, „sie werden Dir passen“, fügte er hinzu, „denn Du hast ganz meine Größe.“

„Ich warf mich rasch in das weltliche Gewand, das ich nun seit Monaten nicht mehr getragen hatte, und, um es Dir nur zu gestehen, ich fühlte ordentlich, als ich mir den schmucken Attila zuknöpfte und den Kalpag aufstülpte, wie die Lebenslust und der Drang nach der Außenwelt mit erneuter Kraft erwachte, und nun war ich es, der Cyprian drängte, so rasch als möglich hinauszukommen.“

„Wir löschten jetzt das Licht aus, Cyprian versperrte die Zelle und blieb im Gange draußen an der Thür derselben stehen.“

„In welche Richtung gehen wir?“ flüsterte ich ihm zu, er aber legte, um mir Stille zu gebieten, seine Hand auf meinen Mund, und schritt nun auf das Gangfenster zu, welches der Thür unserer Zelle gegenüber lag.“

„Unsere Zelle lag im obersten Stockwerke des Klosters, aber das Fenster derselben war trotzdem so wie die andern, da es auf die Straße hinausging, vergittert. So wollte es die Regel der Klausur. Nicht so war es bei den Fenstern des Ganges der Fall, welche in einen schmalen Hof hinaus gingen, der diese Seite des Klosters von der zu demselben gehörigen Kirche trennte. Dem Gange gegenüber, in dessen Front unsere Zelle lag, befand sich gerade das Chor der Kirche, aus dessen Fenstern man bequem zu uns herüber schauen konnte. In den Klostergängen standen hie und da hölzerne Bänke, auf denen die in den Korridors herumwandelnden Mönche ausruhten, und gerade vor unserer Zelle war eine solche Bank angebracht.“

„Ich sah nun beim Scheine der Ampel, welche über den Gang ihr zweifelhaftes Licht ergoß, wie Cyprian von dem Fenster, nachdem er dasselbe geöffnet hatte, zurückkam, sich bückte und das lange Sitzbrett der erwähnten Bank von seinem Gestelle aufhob. Dann kehrte er zum Fenster zurück, und schob das Brett vorsichtig in gerader Richtung zu demselben hinaus, bis es mit seinem andern Ende auf das Fenster des Kirchenchores, welches offen war, zu liegen kam. Auf diese Weise hatte Cyprian über den Abgrund, der die beiden gegenüberliegenden Fenster trennte, eine fliegende Brücke gebildet, die er nun ohne Zagen beirat.“

„Folge mir nur,“ flüsterte er mir jetzt zu, bevor er seinen Fuß auf dem schmalen Brette weiter setzte, „folge mir, blicke weder nach rechts noch nach links, vor allem aber hüte Dich, abwärts zu blicken, hefte Deine Augen gerade auf das Chorfenster, und gehe muthig darauf los.“

„Nach diesen Worten wandte er sich um, und in fünf Schritten hatte er den gefährlichen Weg zurückgelegt.“

„Obwohl mir das Herz ein wenig lauter pochte, schwang ich mich ihm nach auf das Fensterkreuz, und ich war eben so rasch bei ihm drüben.“

„Zieh das Brett herein, sprach jetzt Cyprian zu mir, nachdem ich vom Fenster in den Chor herabgesprungen war.“

„Ich gehorchte, und blickte dabei unwillkürlich in den Hofraum hinab, der, ein schwarzer Abgrund, vor meinen Blicken lag. Unwillkürlich erfaßte mich ein Gefühl des Schauders bei dem Gedanken, daß es nur eines einzigen Fehltrittes auf dem engen, schwanken Stege bedurft hätte, um mich in diesen Abgrund hinunterstürzen zu machen und am Steinpflaster des Hofes elendiglich zu zerschellen.“

„Cyprian ließ mir nicht lange Zeit, an die überstandene Gefahr zu denken; er faßte mich am Arm und zog mich vorwärts. Der Weg mußte ihm genau bekannt sein, denn trotz der Dunkelheit zögerte er nicht ein einzigesmal, noch stieß er irgendwo an. So stiegen wir, nachdem wir zwischen den Bänken des Chores dahingeschritten waren, die enge Schneckenstiege hinab, welche in den Raum der Kirche führte.“

„Unten angelangt, gingen wir quer durch das Schiff zu einer kleinen Seitenthür, welche den Tag über den Andächtigen Einlaß gewährte, wenn das Hauptthor der Kirche geschlossen war. Hier zog Cyprian einen Schlüssel aus seiner Tasche und sperrte die kleine

Thür auf. Ich fragte ihn nicht, wie er in den Besitz dieses Schlüssels gekommen sei; die Erwartung der Erlebnisse, denen ich entgegenging, füllte alle meine Gedanken aus."

„Endlich waren wir auf der Straße. Kein menschliches Wesen zeigte sich außer uns. Cyprian hatte mich wieder unter den Arm genommen."

„Komm," sprach er jetzt zu mir, „wir haben nicht viel zu gehen. Früher aber, bevor wir den Ort erreichen, der das Ziel unserer Wanderung ist, muß ich Dir noch Eins sagen: Ich bin den Leuten gegenüber, die Du sehen wirst, ein Edelmannssohn aus Waitzen, der dann und wann nach Pesth herabkömmt, um sich hier die Zeit zu vertreiben. Dich werde ich als meinen Freund vorstellen."

„Ich ließ mir das natürlich wohlgemerkt sein, und Cyprian setzte mit mir den Weg weiter fort. Endlich, nachdem wir ungefähr tausend Schritte zurückgelegt und kreuz und quer mehrere Gassen und Gäßchen passirt hatten, blieb Cyprian vor einem Hause stehen, dessen unteres Geschoß hell erleuchtet war. Ein lautes Summen tönte heraus. Wir traten ein. Mehrere große Zimmer, die in einander gingen, lagen vor uns. In dem einen wurde gespielt, und an den Tischen umher saßen Männer, zwischen denen die Gold- und Silberstücke fortwährend umherwanderten, je nachdem den Einen oder den Andern das Glück begünstigte. Cyprian war in diesem Kreise wohl bekannt, denn Alles grüßte ihn freudig. Als ihn aber einer von den Männern aufforderte, sich zu ihnen zu setzen und mitzuspielen, sagte er, daß er dieß später thun wolle, früher müsse er mich, seinen Freund, der heute zum ersten Male in der Hauptstadt sei, noch in die andern Zimmer führen."

„Wir gingen also weiter. Das zweite Zimmer, welches fast einem kleinen Saale zu vergleichen war, schien nur den Zechern gewidmet. Ueberall saßen Gruppen von Trinkenden und Schmauchenden umher, die Gläser klirrten, die Augen blitzten in gar lebhaftem Feuer. Auch Mädchen waren da, jung, schön und geputzt, wie ich sie noch nie gesehen hatte, welche in dem fröhlichen Ton mit den andern sangen und tranken."

„Wir blieben aber auch hier nicht, sondern begaben uns in den dritten Saal, wo es erst recht toll herging. Hier wurde getanzt. Zigeuner spielten einen Csardas auf, und die Paare drehten und schwangen sich jauchzend und jubelnd wild im Kreise. Wir drängten uns so gut es ging durch die Tanzenden durch, und kamen endlich an jene Stelle am äußersten Ende des Saales, wo die musizirenden Zigeuner saßen. Ein Mädchen, welches neben demselben saß, sprang von ihrem Sitze auf und eilte Cyprian mit einem freudigen Aufrufe entgegen."

„Du bleibst heute aber lange aus," sagte sie zu ihm, „ich habe schon gedacht, daß Du nicht kommen würdest."

„Mein Freund," erwiderte er, auf mich zeigend, „hat mich aufgehalten."

„Das Mädchen blickte mich mit seinen großen, schwarzen Augen forschend an. Auch ich betrachtete sie, und ein Gefühl, wie ich es noch nie empfunden, bemächtigte sich meiner bei ihrem Anblicke. Das war nicht jene stille, fast heilige Verehrung, mit der ich sonst zu Derzsi aufzublicken gewohnt war, es war eine verzehrende Gluth, die alle meine Adern durchströmte und meine Pulse höher schlagen machte."

„Majda, so hieß jenes Mädchen, war aber auch eine reizende Erscheinung, wie ich sie noch nie gesehen. Sie gehörte zu den Zigeunern, welche hier musizirten, und mit denen sie von Ort zu Ort herumzog. Doch wenn sie auch das schwarze Haar, die dunkeln Augen

und die bräunliche Gesichtsfarbe der Zigeuner hätte, so war doch ihr ganzes Wesen ein von dem Stamme, dem sie angehörte, so verschiedenes, daß man annehmen mußte, sie sei als zartes Kind von den Zigeunern irgendwo gestohlen worden, wie dieß gar oft zu geschehen pflegte."

„Cyprian und Majda hatten sich gleich nach ihrer Begrüßung unter die Tanzenden gemischt, und ich verfolgte nun, an die Wand gelehnt, mit gierigen Augen jede Bewegung des Mädchens, die selbst in den leidenschaftlichsten Tempo's nie die Grenzen der Anmuth überschritt."

„Endlich war der Tanz zu Ende, und Cyprian kam mit seiner Tänzerin zu mir heran."

„Unterhalte meinen Freund unterdessen," sagte er zu ihr, „ich gehe spielen."

„Was soll ich Dir von jener Nacht weiter erzählen? Ich unterhielt mich mit Majda, und ich tanzte auch mehrere Male mit ihr, und wenn ich sie so im rasenden Wirbel umschlang und sie an mich drückte, da wurde ich von einem berauschenden Taumel erfaßt, mir schienen die Sinne vergehen zu wollen."

„Endlich — nach einer Stunde ungefähr, kehrte Cyprian vom Spiele zurück. Er hatte gewonnen, und warf von den leicht erworbenen Goldstücken eine Handvoll Majda in den Schooß. Ich weiß nicht, wie es kam, aber als Cyprian wieder zu uns herantrat und Majda nur für ihn allein Augen und Ohren hatte, da erfüllte es mich mit einem bitteren Gefühl des Neides und des Hasses gegen meinen bisherigen Freund; ich mißgönnte ihm die Liebkosungen des Mädchens, und hätte ihn niederstechen mögen, um mich ihres Besitzes allein zu freuen!"

„Cyprian schien die Wandlung, die in meinem Innern vorgegangen war, gar nicht zu bemerken. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, und Majda, die sich keinen Zwang anthat, umhalste ihn und drückte wiederholt brennende Küsse auf seine Lippen. Dumpf vor mir hinbrütend, sah ich diesem Schauspiele zu, das meine Seele mit allen Qualen der Hölle erfüllte. Ich war zu dem festen Entschlusse gekommen, daß Majda mein werden müsse, und war auch über die Mittel einig, wie ich dieß anzustellen habe. Aus meinem früheren Leben in der Welt hatte ich schon Erfahrung genug, um zu wissen, daß ich mich an einem Orte befand, wo Laster und Ausschweifung ihre nächtlichen Feste begingen, und es war mir auch nicht neu, daß die Liebe jener weiblichen Geschöpfe, die sich an diesen Orten einfanden, käuflich war. Wenn ich also Majda gegenüber mit mehr Glanz und größerer Freigebigkeit auftrat, als Cyprian, mußte ich diesen bei ihr ausstechen. Daß ich dadurch meinem Freunde selbst wehe that, daran dachte ich gar nicht, und ich hätte übrigens, wenn ein solcher Gedanke in mir aufgestiegen wäre, demselben bei der Allgewalt der Leidenschaft, die mich erfaßt hatte, keinen Raum gegeben."

„Wie aber zu Gelde kommen? Das Mittel hierzu war einfach, es wurde mir an diesem Orte selbst geboten. Ich durfte nur spielen; daß das Glück mich begünstigen werde, daran zweifelte ich nicht. Ich trat also an Cyprian heran, und begehrte von ihm ein Goldstück, indem ich ihm meine Absicht kundgab, seinem Beispiele zu folgen, und auch mein Glück an einem der Spieltische draußen zu versuchen."

„Cyprian gab mir arglos das Geld, doch zog er mich bei Seite und flüsterte mir zu, daß wir nur mehr eine halbe Stunde vor uns hätten, indem wir vor Tagesanbruch schon wieder in unserem Pensionat sein müßten."

„Ich versprach ihm, daß ich selbst darauf bedacht sein würde, damit wir den rechten Zeitpunkt zur Rückkehr nicht versäumten, und eilte hinaus in das Schlafzimmer, wo man mir als einem Neuling gerne an einem der Tische Platz machte. Wie ich gehofft hatte, so kam es, ich spielte mit entschiedenem Glück, und bald hatte ich ein ansehnliches Sümmchen vor mir liegen."

„Die Spielerwuth begann sich meiner zu bemächtigen, und schien beinahe die andere Leidenschaft verdrängen zu wollen, welche mich eben an den Spieltisch getrieben hatte."

„Da fühlte ich mit einem Male eine kleine, weiche Hand, die sich auf meine Schulter legte. Ich wendete mich um und sah Majda, die hinter mir stand und mich gar freundlich anlächelte."

„Cyprian war herausgekommen, um mich zum Fortgehen aufzufordern, und sie hatte ihn bis zu mir begleitet. Cyprian winkte mir bedeutsam zu, gewiß war es höchste Zeit, um uns zu entfernen, damit wir noch rechtzeitig in unsere Zelle zurück konnten. Ich verstand seinen Wink, raffte schnell mein Geld zusammen und steckte es in die Tasche; dann erhob ich mich und wollte eben der schönen Majda die Hand zum Abschiede drücken, und ihr sagen, daß ich gewiß in der nächsten Nacht wieder kommen werde, als mit einem Male ein heilloser Tumult entstand, der sich von dem Zimmer aus, in dem wir uns befanden, mit Blitzesschnelligkeit in die andern Gemächer fortpflanzte."

Bewaffnete Männer waren, ohne daß Jemand von den Anwesenden eine Ahnung davon hatte, eingedrungen, und hatten eine heillose Verwirrung hervorgebracht. Die städtische Behörde, der das wüste, liederliche Treiben in diesem Hause schon lange ein Dorn im Auge war, hatte eben diese Nacht gewählt, um in demselben aufzuräumen. Militärmannschaft und Panduren wurden aufgeboten, um das Haus zu umzingeln. Sie hatten den Befehl, alle Personen zu verhaften und mitzunehmen, die sich in dem verrufenen Hause befinden. Kaum waren die Spieler der ersten Bewaffneten ansichtig geworden, welche eintraten, als sie gleichsam zur Warnung ein Geschrei erhoben, das sich in die anderen Säle fortpflanzte. Rette sich wer kann! war jetzt die Losung."

„Die nächste Folge des Eindringens der bewaffneten Macht war, daß fast augenblicklich alles in dichte Finsterniß gehüllt war. Die Leuchter mit den Kerzen wurden umgestürzt, und die Lampen, die an den Wänden befestigt waren, zerschlagen und herabgerissen. Im nächsten Momente hörte man in der tiefen Dunkelheit, die nun eingetreten war, nichts als Waffengeklirre, Krachen von Stühlen, von denen die Männer die Füße abbrachen, um sich ihrer als Waffe zu bedienen, Angstgeschrei und Kreischen der Frauenzimmer, die sich in der Gesellschaft befanden, Flüche und Verwünschungen, in die sich gar bald Stöhnen und Aechzen von Verwundeten mengte."

„Was mich anbelangt, so stand ich im ersten Augenblicke rathlos da, aber bald gab mir eine einzige Berührung meine ganze Thatkraft wieder. Majda hatte sich zitternd an mich gedrängt und hielt mich umfaßt."

„Um Gotteswillen", flüsterte sie mir zu, „retten sie mich, bringen Sie mich fort von hier!"

„Und wo ist mein Gefährte," fragte ich, „denn ich hatte noch gesehen, wie er im ersten Moment der Gefahr dicht an ihrer Seite war."

„Sie haben ihn von mir fortgerissen", antwortete sie, und schmiegte sich noch enger an mich an."

„Du wirst es seltsam finden, daß ich vor Allem nach Cyprian fragte, aber bei all' den feindseligen Gefühlen gegen ihn, die seit meinem Zusammentreffen mit Majda in mir erwacht waren, gewann in diesem Augenblicke die Selbstsucht die Oberhand. Cyprian war mit den Oertlichkeiten vertrauter als ich, der ich mich zum ersten Male dort befand, und mit seiner Hilfe konnte ich leichter einen Ausweg finden."

„Nun aber war ich, wie ich aus dem Munde Majdas erfuhr, auf mich allein angewiesen, und hatte noch dazu die Sorge für das junge Mädchen auf dem Hals, die mich so flehentlich bat, sie zu retten. Und ich war fest entschlossen, ihre Bitte zu erfüllen, und kostete es auch mein Leben. Ich nahm sie mit meinem linken Arm um die Hüfte, um sie fortzutragen, während ich mit dem rechten Arm ausholte, um mir einen Weg zu bahnen. Fast gleichzeitig erhellte sich der Raum, in dem wir uns befanden, und das brachte mir und Majda die ersehnte Rettung."

„Die Soldaten hatten Fackeln mitgebracht, die sie nun anzündeten und damit den Schauplatz des Kampfes, der bisher im Finstern gewüthet hatte, beleuchteten. Beim Scheine des Lichtes sah ich ein Fenster vor mir offen, zu dem ich kaum drei Schritte zurückzulegen hatte. Wahrscheinlich war es von einem Flüchtling früher geöffnet worden, der durch dasselbe sein Heil gesucht hatte, und nicht darauf achtend, daß vor diesem Fenster eine Wache postirt sein mußte, machte ich mit meiner Bürde, die sich mir anvertraut hatte, einen Sprung nach der willkommenen Oeffnung, und schwang mich hinaus auf die Straße. Draußen stand in der That eine Wache, aber zum Glücke für mich war sie mit einem Manne im Kampfe, der offenbar vor mir den gleichen Weg zu seiner Rettung versucht hatte. Sie konnte mir also nicht in den Weg treten und mußte sich damit begnügen, die Kameraden, von denen je Einer bei einem Fenster postirt war, anzurufen, daß sie mich verfolgen sollten."

„Ich aber, ihrer nicht achtend, eilte raschen Laufes dahin, Majda, die, als ich kaum den Boden der Straße erreicht hatte, aus meinem Arm geglitten war, lief, meine Hand fest in der ihrigen haltend, neben mir her. Ohne uns umzusehen, eilten wir Beide mehrere Minuten lang geflügelten Laufes dahin, und hatten bereits zwei bis drei Staßen passirt, als Majda endlich athemlos inne hielt."

„Ich kann nicht mehr!" sagte sie, und ließ sich auf eine steinerne Bank nieder, die neben einem Hausthor angebracht war."

(Fortsetzung folgt.)

Ein guter Witz macht in Wien die Runde. Als der östr. Botschafter Baron Bach sich beim Papst verabschiedete, äußerte er den Wunsch „heilig gesprochen zu werden" worauf der Papst antwortete: da müsse er erst sterben, bei Lebzeiten gehe die Kanonisation nicht an. „Nun", meinte der Staatsmann, „da kann ich mich ja scheintodt stellen, bis die Ceremonie vorüber ist." „Gut, thun Sie das," erwiderte Pius IX. dann spreche ich Sie scheinheilig."

Es ist nicht zu verwundern, daß eben so wenig Mädchen unter die Haube kommen; denn ihr Verlangen ist ein gar eigenthümliches! sie verlangen Alle Männer, die noch jung und zugleich schon ziemlich vorgerückt sind.

Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu Etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser: die Schildkröte und die Schnecke.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 50. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. Dezember 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Ich horchte nach rückwärts, kein Schritt, kein Laut ließ sich vernehmen, wir waren außerhalb des Bereiches der Häscher. Ich ließ mich neben Majda auf die Bank nieder, ich vergaß ganz auf die Gefahr, die ich so eben überstanden, ich dachte nicht daran, was mit mir nun werden sollte, Vergangenheit und Zukunft, sie beide existirten nicht mehr für mich in diesem Augenblicke; ich saß an der Seite Majda's, die, noch immer angstbeklommen, ihr Haupt an meine Brust lehnte, ihr heißer Athem, der sich stoßweiße dem keuchenden Busen entrang, wehte mich berauschend, alle meine Sinne berückend an, ich umschlang sie immer fester und fester, und meine Lippen berührten in einem langen, brennenden Kusse ihren Mund. Und Majda, ich fühlte es, erwiderte meinen Kuß!"

„Doch war sie es, welche sich aus dem Sinnestaumel, der uns befangen hielt, zuerst aufraffte."

„Komm," sagte sie, „wir können hier nicht bleiben."

„Wohin soll ich Dich führen?" fragte ich sie, und jetzt erst dachte ich daran, daß ich selbst ohne Obdach war."

„Unser Lager ist auf der Rakoser Haide, draußen vor der Stadt. Willst Du mich hingeleiten? Dort bin ich in Sicherheit."

„Ich sagte ihr gerne meine Begleitung zu, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Während wir so dahin wandelten, erzählte sie mir, daß sie allnächtlich mit den Zigeunermusikanten, von denen einer ihr Bruder sei, aus dem Lager nach der Stadt in jenes Haus komme, wo ich sie gefunden, und daß sie dort meinen Freund kennen gelernt. Um die Ihrigen, welche in dem Tumult zurückgeblieben waren, äußerte sie keine Besorgniß. „O, denen geschieht nichts zu Leide," sagte sie, „sie werden sich gewiß irgend wo verkrochen

haben, und wenn die Soldaten sie erwischen, so lassen sie sie laufen. Weiß man doch, daß die Zigeuner überall aufspielen, wo sie bezahlt bekommen."

„Ich fragte sie jetzt näher um Cyprian, den sie nur flüchtig erwähnt hatte. Sie wußte nicht einmal seinen Namen, sie sah ihn nur jede Nacht, und er hatte sie vor allen Frauenzimmern, welche dort waren, bevorzugt."

„Du liebst ihn also nicht?" fragte ich sie jetzt.

„Majda schien von dieser Frage überrascht, doch gab sie keine gerade Antwort."

„Darf ein armes Zigeunermädchen einen Edelmann lieben?" sagte sie bloß.

„Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten."

„Du würdest also", fragte ich weiter, „bloß einem Manne von Deinem Stamme in Liebe zugethan sein können, verstehst Du mich, in der wahren, echten Liebe, die keinen Eigennutz kennt, die zu jedem Opfer fähig ist?"

„Gibt es eine solche Liebe?" erwiderte Majda.

„Ja", rief ich, und stehen bleibend, umschlang ich sie auf's Neue; „ja, Majda, es gibt eine solche Liebe, und an mir sollst Du es erfahren."

„Du mußt nämlich wissen, Peti, daß, während ich so durch die Straßen an der Seite Majda's dahinwandelte, um sie ihrem Wunsche gemäß in ihr Lager zu geleiten, ein gar abenteuerlicher Entschluß in meinem Innern zu reifen begann, und diesen Entschluß theilte ich nun dem Mädchen mit, um ihr zu zeigen, welches Opfer meine Liebe zu bringen im Stande sei. Ich wollte bei ihrem Stamme verbleiben und mit ihren Brüdern in der weiten Welt herumziehen, wofern ich nur immer bei ihr sein konnte."

„Majda glaubte anfangs, daß ich scherze, aber als ich immer eindringlicher zu ihr sprach und wiederholt auf das Ernsteste betheuerte, daß mein Entschluß unwandelbar feststehe, zweifelte sie nicht länger an der Wahrheit meiner Worte, und sie versprach mir, mich in den ersten Morgenstunden schon zu ihrem Großvater, dem Wojwoden des Stammes zu führen, von dessen Entscheidung meine Aufnahme abhing."

„So, Peti," fuhr Gyuri in seiner Erzählung fort, „kam ich zu Deinem Stamme denn Majda, die ich in jener Nacht in ihr Lager begleitete, mit dem festen Vorsatz, bis an mein Lebensende bei ihr und den Ihrigen auszuharren, Majda ist dieselbe, die Du Deine Mutter nennst."

„Was sagst Du", rief Peti, welcher den Mittheilungen des Alten mit der größten Theilnahme gefolgt war und bei der letzten Eröffnung seine Ueberraschung nicht verbergen konnte, „was sagst Du", rief er, „jenes Mädchen von damals, jene Majda, ist meine Mutter? Und Du?"

Peti vollendete seine Frage nicht, aber Gyuri verstand ihn.

„Ich blieb drei Jahre bei den Zigeunern", fuhr er fort, „Majda hatte mich dem Wojwoden vorgestellt, und dieser sagte mir nur unter der Bedingung die Aufnahme in die Truppe zu, wenn ich eine gewisse Probezeit bei dem Stamme durchgemacht haben würde, doch wollte er mir keinen bestimmten Termin feststellen und meinte bloß, daß er selbst es ermessen werde, wenn ich endgiltig und für immerdar in den Stamm aufgenommen werden sollte."

„Drei Jahre verstrichen auf diese Weise; ich zog mit der Bande herum, denn schon am Morgen nach jener Nacht, in der ich mit Majda zusammengetroffen war, brachen wir von der Rakoser Haide auf, da es dem Wowjoden nach dem Vorgefallenen in der Näh von Pesth denn doch nicht ganz geheuer erscheinen mochte. Wir zogen weiter hinab in das Niederland, und ich fand, um Dir es aufrichtig zu sagen, an diesem Wanderleben, das mich heute hier, morgen dort weilen ließ, ein eigenes Gefallen."

„Ich hatte mich schon am ersten Tage, als ich in das Lager kam, in meinem Aeußern umgewandelt. Statt des Attila, den ich damals an hatte, nahm ich eine beschmutzte Jacke an, und statt des strammen Beinkleides ging ich in weiten, leinenen Hosen umher. Blos meine Gesichtsfarbe verrieth noch, daß ich nicht zu dem Menschenschlage gehörte, dem ich mich angeschlossen, und auch diese bräunte sich allmählig unter dem Einflusse der brennenden Sonne, der ich fortwährend ausgesetzt war. Du siehst, daß ich diese Gesichtsfarbe noch heute habe, denn nachdem ich Euren Stamm wieder verließ, duldete es mich nicht mehr lange in den engen Mauern einer Stadt, ja selbst eine Hütte wurde mir lästig, und der Wald ist noch heute mein liebster Aufenthalt."

„Du hast unsern Stamm also verlassen?" fragte Peti.

„Ja", erwiderte Gyuri. „Ich blieb, wie ich Dir gesagt habe, nur drei Jahre, und dann trieb mich ein Ereigniß fort, das ich Dir dann erzählen will."

„Das Geld, das ich damals im Spiele gewonnen, hatte ich dem Wojwoden übergeben, der die gemeinschaftliche Kasse des Lagers verwaltete. Er räumte mir einen Platz in seinem Zelte ein, und ich war auf allen unseren Kreuz- und Querzügen stets um ihn. Was aber Majda anbelangte, hatte ich eine harte Probe zu bestehen. Der Wojwode sprach gleich im Anfang unseres beisammenseins mit mir über mein Verhältniß zu dem Mädchen. Wenn ich die Augen zumache, sagte er zu mir, so ist Majda die gesetzliche Königin des Stammes, denn ihr Bruder ist jünger als sie, und sie hat daher das Vorrecht vor ihm Der Mann also, den sie zu ihrem Gefährten für das Leben wählt, wird dadurch der Häuptling der Bande. Ich habe nun nichts dagegen, daß Du es werdest, aber vorher mußt Du Dich auch als echt und treu erwiesen haben, Du mußt mit Einem Worte zu einem echten und rechten Zigeuner geworden sein. Wann dieser Zeitpunkt gekommen sein wird, das zu beurtheilen überlasse mir; aber wenn du es aufrichtig meinst und den ernsten Willen hast, Dich uns mit Leib und Seele anzuschließen, so wird es Dir gelingen, und ich werde dann zu Dir herantreten und Dir Majda selbst als Deine Lebensgefährtin zuführen. Vor der Hand ist es Dir nicht verwehrt, sie als Deine Braut zu betrachten, aber Du mußt mir nur das Eine geloben, daß Du nie trachten wirst, mit ihr allein zu sein, daß Du überhaupt von einem Rechte an sie keinen Gebrauch machen wirst, bis ich es Dir nach altem Herkommen bei unserm Volke gestatte."

„Ich versprach, mich in Alles zu fügen, mußte aber zum Ueberflusse noch einen heiligen Eid darauf ablegen, daß ich in Bezug auf Majda das Betragen einhalten werde, wie er mir es vorgeschrieben."

„Und ich hielt auch meinen Eid. Der Wajwode war mit mir so zufrieden, daß er, als das dritte Probejahr sich seinem Ende näherte, mir dieß zu erkennen gab, und mir zugleich anzeigte, daß ich binnen wenigen Wochen schon mein Hochzeitslager mit Majda werde feiern können. Wir befanden uns damals gerade wieder in der Nähe von Pesth, wohin

wir zum erstenmale seit unserer einer Flucht ähnlichen Abreise vor drei Jahren wieder zurückgekehrt waren. Doch hatten wir dießmal unser Lager jenseits der Donau in einem Thale zwischen den Ofner Bergen aufgeschlagen."

„Der Tag, der meine Wünsche krönen sollte, kam immer näher und näher, aber mit jedem Tage merkte ich immer mehr und mehr eine auffallende Veränderung, die in dem Benehmen Majda's gegen mich vorgegangen war. So freundlich und lieb sie gegen mich vorgegangen war. So freundlich und lieb sie gegen mich früher gewesen war, so kalt und zurückhaltend wurde sie jetzt, ja sie schien mich ganz und gar meiden zu wollen. Ich beobachtete sie, und entdeckte, daß sie des Abends immer ganz allein aus dem Lager schlich, und stets nach mehreren Stunden erst unbemerkt, wie sie gegangen war, zurückkehrte. Anfangs hielt mich der Eid, den ich geleistet hatte, ab, ihr auf diesen geheimen Gängen zu folgen; aber endlich siegte in mir die Eifersucht, denn dieses Gefühl hatte sich mit all seiner fürchterlichen Pein meiner bemächtigt, und ich beschloß ihr bei der nächsten Gelegenheit nachzuschleichen."

„Eine solche Gelegenheit ergab sich bald. Es war gerade drei Tage vor der für unsere Vereinigung festgesetzten Frist. Der Abend war herangebrochen, die untergehende Sonne sendete ihre letzten Strahlen in das Thal, als ich, der ich draußen vor dem Lager unter einem Baume lag, Majda, die mich nicht bemerkte, in einer Entfernung von kaum hundert Schritten dahinhuschen sah. Ich sprang auf und folgte ihr, indem ich mich immer hinter dem Gebüsche hielt und dabei sorgfältig jedes Geräusch vermied."

„Da sah ich, wie ihr auf dem Wege, den sie dahinwandelte, ein städtisch gekleideter junger Mann entgegenkam; noch war die Dämmerung nicht so tief, als daß man nicht noch Alles hätte genau unterscheiden können; auch ich nahm die Züge des Herankommenden deutlich wahr, und erkannte Cyprian, meinen Kameraden aus dem Pensionat, den ich seit jener verhängnißvollen Nacht nicht mehr gesehen hatte. Majda eilte auf ihn zu, und ich sah, wie Beide sich in den Armen lagen und sich herzten und küßten. Mir ward es blutroth in den Augen, meiner nicht mächtig, stürzte ich vor und riß Majda mit gewaltigem Arm los von ihrem Buhlen, dann holte ich mit der Faust aus zu einem Schlage nach dem Elenden, aber im selben Momente traf es mich wie ein Blitz in die linke Seite zwischen den Rippen, ich fuhr mit einem lauten Aufschrei unwillkürlich nach der getroffenen Stelle, und sank dann bewußtlos zusammen. Cyprian hatte mich . . ."

Gyuri vollendete den Satz nicht. In dem Laube knisterte es, Zweige raschelten, als würden sie auseinander gebogen, und das geübte Ohr der Söhne des Waldes vernahm die Fußtritte von Menschen.

„Verdammt", sprach Gyuri in gedämpftem Tone, „man kommt hieher!"

Er war von seiner Ruhestätte unter dem Baume aufgesprungen, und Peti folgte seinem Beispiele. Sie horchten abermals.

„Noch ist es Zeit," flüsterte Gyuri dem Zigeuner zu, „bis sie hieher kommen, sind wir schon längst aus ihrem Bereiche. Wir kennen den Wald besser als sie, nicht wahr?"

Gyuri erhob bei diesen Worten drohend seinen Arm gegen die Richtung, aus der das Geräusch, welches sie allarmirte, gekommen war.

„Vergiß nicht auf das, was ich Dir gesagt habe," fügte Gyuri hinzu, „Du weißt, wo Du mich triffst, und gib mir über Alles genauen Bescheid."

„Und Du erzählst mir dann weiter?“ konnte sich Peti trotz der drohenden Gefahr nicht enthalten zu fragen.

Aber Gyuri antwortete nicht mehr. Schon war er im nahen Dickicht verschwunden, und Peti, seine Geige unter dem Arm, eilte ihm nach.

Kaum fünf Minuten waren nach ihrer Entfernung vergangen, als auf dem Platze, den sie eben verlassen hatten, drei bis an die Zähne bewaffnete Männer erschienen.

Es waren Panduren, und in einen von ihnen erkennen wir Feri, den strammen Diener des Gesetzes, welchem der Richter am Abende vorher die Verfolgung und Verhaftung des alten Gyuri in so eindringlicher Weise eingeschärft hatte.

Der arme Feri! Seine Ehre stand in dieser Angelegenheit auf dem Spiele, und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nicht anders vor dem Richter zu erscheinen, als im Triumphe mit dem gebundenen und bewältigten Gyuri an seiner Seite. Zu seiner Ehre müssen wir es doch sagen, daß es nicht so sehr die ihm von Seiten des Richters gewordene Drohung, als sein aufgestachelter Ehrgeiz war, der ihn die Spur des Flüchtigen so hartnäckig verfolgen ließ.

In dem Hause des Richters herrschte reges Leben. Gäste waren angekommen, die Herren vom Komitate, auf deren Erscheinen der Richter, wie er am Abend vorher in seinem Gespräche mit dem Lieutenant und dem Oberarzt erwähnte, gewartet hatte.

Der Richter fühlte sich nicht wenig stolz und geehrt, denn nebst dem Vizegespan und dem ersten Stuhlrichter war der Obergespan des Komitates, ein Graf, in eigener Person erschienen, um die nöthigen Anordnungen behufs der einzuleitenden Untersuchung zu treffen; die Sache war ihm so wichtig erschienen, daß er es für nöthig erachtete, mit seinem persönlichen Ansehen einzutreten.

Er wollte aber nicht blos durch Strafe wirken, seine Absicht war es auch durch Belehrung dem Volke das Unselige seines Wahnes einleuchtend zu machen und zu diesem Zwecke hatte er eigens einen Geistlichen mitgebracht, der durch die Kraft seiner Beredsamkeit im Vereine mit dem Seelsorger des Ortes auf die Menge einwirken sollte.

Da sich die Gerichtsstube des Ortes zu eng erwies, hatte man unter freiem Himmel den Gerichtshof aufgeschlagen. Im Garten des Richters saßen die Justizbeamten an einer langen Tafel und ließen sich die Personen vorführen, deren Vernehmung für nothwendig erachtet ward. Alle die Ereignisse, die wir kennen, kamen zur Sprache und doch vermochten die Beamten sich über all' die dunklen Punkte in der Geschichte des vergangenen Tages keine Aufklärung zu verschaffen. Dahin gehörte die gespenstische Erscheinung, welche der Lieutenant und der Doktor um die mitternächtige Stunde am Grabe des unglücklichen Opfers des Volkswahnes gesehen hatten, dann das Verschwinden Derzsi's aus ihrem Sarge, die trotz der eifrigsten Nachforschungen nirgends gesehen worden war. Es lag aber vor Allem daran, über diese beiden Fälle Licht zu verbreiten, da die Kunde davon hingereicht hatte, das Volk in seinem Aberglauben zu bestärken und geschäftige Zungen bereits thätig waren, um die abenteuerlichsten und grauenhaftesten Dinge, die sich an die beiden Fälle knüpften, zu erzählen.

Was Lajos, den Schreiber des Richters, anbelangt, so war er unzurechnungsfähig und konnte nicht vernommen werden. Der Lieutenant und der Todtengräber, welche ihn in der Nacht vorher am Thore des Friedhofes in ihre Mitte genommen hatten, während

der Doktor mit Karl, dem Freunde des Schreibers, nach dem Walde fuhr, führten ihn nach der Wohnung des Todtengräbers und er ließ sich ruhig dahin geleiten. Aber sie sollten noch ihre schwere Mühe mit ihm haben. Von der Stelle der Straße an, wo der Wagen angehalten hatte, war er nämlich, wie gesagt, ganz ruhig fortgegangen, auch das Thor des Friedhofes überschritt er, ohne eine Miene des Widerstandes zu machen. Als aber die beiden Männer ihn zur Thür des kleinen Wohngebäudes hineinführen wollten, sträubte er sich und wollte die Schwelle nicht übertreten.

„Wißt Ihr nicht, daß ich ein Vampyr bin," rief er, „ich gehöre ins Grab, dorthin könnt Ihr mich geleiten."

Die zwei Männer, welche sahen, daß gütliches Zureden nutzlos war, faßten ihn nun kräftig an und wollten ihn gewaltsam in das Zimmer schieben, aber mit einer Kraft, wie sie nur den Wahnsinnigen eigen ist, riß er sich von ihnen los und eilte in rasendem Laufe zwischen den Reihen der Gräber dahin. Die beiden Männer folgten ihm. Sie sahen, wie er an dem offenen Grabe, welches für Oerzsi bereitet worden war, stehen blieb und dann mit einem wilden Aufschrei in dasselbe hineinsprang.

Als sie an den Rand des Grabes traten, lag der Wahnsinnige in demselben ausgestreckt und keine Zurufe, keine Mahnungen vermochten ihn aus seiner Lage zu bringen, noch ihn zu einer Antwort zu bewegen. Starr und unbeweglich lag er da, daß man ihn wirklich für das hätte halten mögen, was er in seinem Wahnsinne zu sein glaubte, für eine Leiche.

Der Lieutenant hieß den Todtengräber am Grabe zurückbleiben und eilte nach dem Flecken zurück, um Sukkurs herbeizuholen. Er brachte auch wirklich einige Mannschaft aus der Kaserne herbei und nun wurde nicht ohne Mühe der Körper des Wahnsinnigen heraufgezogen. Aber kaum auf der Oberfläche der Erde angelangt, verfiel der Unglückliche in eine Art Todsucht, so daß er gebunden und fortgetragen werden mußte. In diesem Zustande lag er seitdem in seinem Zimmerchen, daß er im Hause des Richters inne hatte, auf seinem Bette, an welches er der größeren Vorsicht halber noch angegurtet ward.

Man kann sich das Entsetzen und den Schreck des Richters denken, als ihm sein Schreiber nächtlicher Weile in solchem Zustand nach Hause gebracht wurde und der Lieutenant ihm erzählte, was sich begeben hatte. So sehr es ihn auch kränkte, müßte er des andern Tages den Komitatsbeamten mittheilen, daß sein eigener Schreiber in den Ereignissen, welche die ganze Bevölkerung des Ortes bewegten, eine Rolle spielte; aber von diesem selbst eine Aufklärung zu erhalten, war unmöglich.

Auch Karl, der Freund des Unglücklichen, konnte an diesem ersten Tage der Untersuchung nicht vernommen werden. Er war mit den Leuten ausgezogen, welche die Aufgabe hatten, die verschwundene Oerzsi aufzusuchen und noch immer nicht zurückgekehrt.

Die Gerichtskommission kam, nachdem sie durch mehrere Stunden getagt hatte, zu dem Resultate, daß alle Maßregeln ergriffen werden müßten, um des flüchtigen Gyuri habhaft zu werden, da der Akt der Gerechtigkeit, den man zu vollziehen im Begriffe war, nur durch die Bestrafung des eigentlichen Urhebers und Rädelsführers der Greuelthat seine Weihe erhalten konnte. Der Richter betheuerte, daß er alles aufgeboten habe, um den Beschuldigten zu Stande zu bringen, und daß seine Organe eben jetzt noch thätig seien, um den Alten ausfindig zu machen, nichtsdestoweniger wurden energischere Schritte für zweck-

mäßig befunden und der Kommandant der Kaserne in dienstfreundlichem Wege ersucht, ein Detachement von Soldaten aufzubieten, um die Umgebung des Fleckens nach dem verfolgten Verbrecher zu durchstöbern. Der Kommandant erklärte sich gerne dazu bereit und der Lieutenant, der in der Nacht vorher das nächtliche Abenteuer bestanden hatte, meldete sich freiwillig, daß er die Leitung dieser Expedition übernehmen wolle.

Während der Verhandlungen war, wie man sich denken kann, das Haus und der Garten des Richters von der neugierigen Menge umwogt und unter derselben konnte man den Zigeuner Peti bemerken, der sich mit der Behendigkeit eines Aals durch die dichten Gruppen durchwand, bald hier bald dort stehen blieb und überall, ganz gleichgiltig thuend, mit aufmerksamen Ohre hinhorchte.

Endlich, als es hieß, daß die Sitzung des Gerichtes aufgehoben sei, zerstreute sich die Menge nach allen Richtungen und Peti schlug seinen Weg, der Instruktionen eingedenk, die er von Gyuri erhalten, nach der Kaserne ein.

Die Herren vom Gerichte ergingen sich mittlerweile im Garten, während das Dienstpersonale des Richters Alles aufbot, um dieselbe Tafel, welche soeben, mit einem grünen Tuche bedeckt, das Symbol der Gerechtigkeit repräsentirt hatte, in eine Tafel anderer Art umzuwandeln, deren Zweck und Bedeutung sich durch das darauf gedeckte weiße Linnen und durch darauf gestellte Teller, Schüsseln, Flaschen, Gläser in allen erdenklichen Dimensionen kundgab.

Der Richter setzte sich mit seinen Gästen zu Tische, der gräfliche Obergespan nahm die Ehrenstelle ein und der Wirth ließ es sich angelegen sein, seine Gäste, was Küche und Keller anbelangte, in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

Der Graf, der ein Mann schon hoch in Jahren war, zog sich jedoch nach kaum einer Stunde von den Tafelfreuden zurück und während die Andern wacker darauf lospokulirten, verließ er ganz allein und ohne Begleitung das Haus des Richters und schritt durch den Flecken dahin.

Ein düsterer Ernst war in den Zügen des alten Grafen ausgeprägt, der sich fast bis zum Ausdrucke der Traurigkeit steigerte, als er vor einem kleinen Häuschen anhielt, das fast ganz am Ende des Ortes lag.

Wohl einige Minuten blieb der Graf an diesem Häuschen stehen, dann entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust und er trat ein.

Durch eine kleine Küche kam er in die Stube, deren Fenstervorhänge herabgelassen waren. In dem Bette, das gegenüber von dem Fenster aufgestellt war, lag eine Frau, die kaum das vierzigste Jahr überschritten haben mochte, also noch immer allen Anspruch auf Lebenskraft und Rüstigkeit hatte, der man es aber ansah, daß Gram und Leid an Stelle der Zeit getreten und sie noch vor der von der Natur festgesetzten Frist auf's Siechenlager geworfen hatten.

Eine Nachbarin saß am Bette der Kranken und erhob sich, als der Graf eintrat. Die Kranke selbst schlug die Augen auf und diese leuchteten, wir möchten sagen, in einem fast freudigem Strahle auf, als sie des Angekommenen ansichtig wurden.

Sie streckte dem Grafen ihre dürren Arme entgegen und dieser drückte mit warmer Herzlichkeit die ihm dargebotenen Hände.

Die Nachbarin machte große Augen, aber sie war noch mehr außer Fassung gebracht, als der Graf, den sie nicht kannte, sie bat, ihn mit der Kranken allein zu laßen.

Ein bittender Blick der Kranken bestätigte der Nachbarin, daß dies auch ihr Wunsch sei und dieser blieb nichts anderes übrig, als sich zu entfernen.

Kaum hatte die Nachbarin die Thür hinter sich zugedrückt, als der Graf sich über die Kranke beugte und einen innigen Kuß auf ihre Lippen drückte. Die Kranke umschlang den Grafen mit ihren Armen und sie fühlte eine heiße Thräne, die auf ihre Wange niederfiel.

Der alte Graf setzte sich sodann auf demselben Stuhl, den früher die Nachbarin eingenommen hatte und die eine Hand der Kranken in der seinigen festhaltend, sprach er:

„Derzsi meine gute Tochter, muß ich Dich so elend und bekümmert wiedersehen!“

Seine Stimme zitterte. Wer ihn noch vor wenigen Stunden den Vorsitz des Gerichtshofes in so entschiedener und fester Weise handhaben gesehen, würde ihn jetzt kaum wieder erkannt haben.

Die Kranke sah mit einem Blicke voll Vertrauen und Liebe zu ihm auf und erwiderte mit schwacher, leiser Stimme:

„Dank Ihnen, tausend Dank, daß Sie gekommen sind, einer Sterbenden ihre letzten Stunden noch zu versüßen. O, die Mutter hat mir es immer gesagt, daß Sie so gut und großmüthig sind!“

„Hat Sie das?“ rief der Graf und seine Augen leuchteten in fast jugendlichem Feuer auf. „Und hat sie“, fügte er in einem gleichsam vorwurfsvollen Tone hinzu, „hat sie Dich nicht auch mich wie Deinen Vater lieben gelehrt?“

„Habe ich Ihnen je diese Liebe versagt?“ erwiderte die Kranke. „Ach! in den seltenen Fällen, wo es mir gegönnt war, meinen Gefühlen Ihnen gegenüber freien Lauf zu lassen, habe ich mich so glücklich gefühlt. Als meine arme Mutter die Augen zudrückte, segnete sie noch mit dem letzten Zuge Ihr Andenken, und hieß mich, Sie um ihretwillen lieben und ehren.“

„Sie war immer so sanft und ergeben, die gute Derzsi Und was hat sie um mich alles leiden müssen! O Du weißt nicht Alles, mein liebes Kind, laß mich Dir sagen, daß Deine Mutter an erhabener Seelengröße alle Frauen überragt, die ich je kennen gelernt, laß mich Dir die Geschichte unserer Liebe, die Du nur zum Theile kennst, ganz erzählen.“

Der Graf machte eine Pause, wie um sich zu sammeln, dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen, und begann. (Fortsetzung folgt.)

Hundeverstand. In dem hübschen Buche von Perty „Ueber das Seelenleben der Thiere“ findet sich ein seltenes Beispiel von scharfsinniger Kombinationsgabe bei einem Hunde. Ein Hund auf einem schottischen Dorfe hatte vorzüglich die Hühner des Pachthofes zo bewachen, welche er muthig gegen Füchse, Wiesel u. s. w. vertheidigte. Jeden Abend steckte er seinen Kopf in das Loch des Hühnerstalles und zählte die Häupter seiner Lieben, ob keines fehle. Eines Tages aber verkaufte der Pächter drei Höhner an einen remden Händler, während der Hund gerade nicht da war. Am Abend steckte nun dieser wie gewöhnlich seinen Kopf durch das Loch und fand seine Schützlinge zu seinem großen Verdruß nicht vollzählig. Wie ein Blitz rennt er darum fort aus dem Dorf, trifft eine englische Meile davon den Händler, wirft ihn über den Haufen, ergreift auf seinem Karren den Korb mit den drei Hühnern und jagt damit triumphirend zurück. Der Pächter, der ihn erstaunt mit den Hühnern zurückkommen sah, nahm sich vor, künftig keine Höhner mehr zu verkaufen, ohne seinen Hund zuvor in Kenntniß zu setzen.

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 51. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Dezember 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Fortsetzung)

„Gewaltsam haben sie mich von ihr weggerissen, von ihr, die meine erste und einzige Liebe war. Als ich mich damals von ihr verabschiedete, um einem Rufe meines Vaters nach Pesth zu folgen, da dachte ich, daß die Trennung von ihr nur wenige Tage währen würde. Ich schied von ihr mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens, aber in der Hauptstadt angelangt, wurde ich von meiner Oerzsi länger fern gehalten, als ich es gedacht hatte. Aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate. Ich kann Dir jetzt nicht die Mittel alle aufzählen, welche angewendet wurden, um mich derart zu beschäftigen, daß ich an eine Reise hieher gar nicht denken konnte. Erst später sollte es mir klar werden, daß alles absichtlich und nur zu dem Zwecke geschah, um mich an meine Liebe vergessen zu machen, von der meine Angehörigen erfahren hatten, und die ihnen ein Dorn im Auge war.“

„Sie kannten meinen Charakter und wußten, daß ich der Mann war, mit Zurücksetzung aller Rücksichten und Verhältnisse dem Mädchen meiner Wahl, und sei sie aus noch so niederem Stande, meine Hand zu reichen, und mein Vater war es besonders, der Alles daran setzte, um die Verbindung, die er fürchtete, zu hintertreiben. Doch ging er nicht direkt auf sein Ziel los. Ohne ein Wort davon fallen zu lassen, daß ihm meine Liebe bekannt sei, wußte er mich in gewisse politische Angelegenheiten zu verwickeln, welche zu jener Zeit das ganze Land bewegten. Ich mußte mehrmals nach Preßburg, wo eben der Landtag beisammen war, ja einmal wurde ich sogar mit einer Mission nach Wien betraut.“

„Auf diese Weise vergingen, wie gesagt, Monate, aber im Drang all dieser Geschäfte, mit denen man mich überhäufte, vergaß ich auf meine Oerzsi nicht, und die Sehnsucht brachte ihr Bild nur lebhafter vor meine Augen.“

„Endlich wurde der Landtag geschlossen, und ich durfte hieher zurückkehren. Ich fand aber Oerzsi nicht mehr bei ihren Eltern, kurz nach meiner Abreise hatte sie sich Mutter gefühlt, und man hatte sie wegen des Geredes im Orte fortgeschickt. Ich mußte harte Worte anhören, man nannte mich ihren Verführer. Man wollte nicht meinen Betheuerungen glauben, daß ich es ernst meinte, und daß ich Oerzsi zu meiner rechtmäßigen Gattin machen wollte. Da suchte ich wenigstens auszuforschen, wo Oerzsi sich befand, und als ich dieß in Erfahrung gebracht hatte, eilte ich zu ihr und forderte sie auf, mir zum Altare zu folgen. Sie aber schlug mir dieß standhaft ab, kein Bitten, kein Drängen konnte sie zu einem anderen Entschlusse bewegen."

„Kümmere Dich nicht um mich," sprach sie, „es ist wahr, wir beide haben gefehlt, aber dafür wollen wir auch büßen. Ich für meinen Theil will es thun, indem ich still und ergeben die Folgen trage, welche mein Fehltritt über mich heraufbeschworen. Deßwegen werde ich aber die Liebe zu Dir doch fortwährend treu im Herzen wahren, und unser Kind hier will ich für Dich beten lehren."

„Dieß Kind", fuhr der Graf fort, indem er sich über die Kranke neigte und sie küßte, „bist Du; Oerzsi hat ihr Wort gehalten. Die Verhältnisse rissen uns auseinander, aber trotzdem hatte ich oft Gelegenheit, mich im Geheimen der Vaterfreude hinzugeben. Deine Mutter selbst wollte es, daß ich Dich, mein Kind, nicht mit dem stolzen Namen meines Hauses schmücken konnte, aber sie gestattete mir, dann und wann zu ihr zu kommen, um mich an Deinem lieben Anblick zu laben. Ich habe aber auch gethan, was in meiner Macht stand, um Dein Leben so ruhig und sorgenfrei als möglich zu gestalten; aber was frommen alle Güter der Erde, wenn die Seele vom Gram gebrochen ist, und wahrlich, Du meine arme, unglückliche Tochter, Du hast viel gelitten!"

„O meine Kinder!" seufzte die Kranke mit einem thränenvollen Blicke.

„Mache Dir keinen Kummer," tröstete der Vater, „für Deine Kinder werde ich sorgen."

„Für meine Kinder?" wiederholte die Kranke mit einem Seufzer. „Habe ich doch nur mehr Ein Kind, und ach! das ist jetzt in Kerker und Banden!"

„Du hast noch Deine beiden Kinder, laß Dich nicht von den Zuträgereien der abergläubischen Nachbarn bethören", sprach der Graf. „Oerzsi lebt."

„Was sagst Du?" rief die Kranke, und ein Freudenstrahl zuckte über ihr Antlitz.

„Ja, sie lebt," fuhr der alte Mann fort. „Sie war nur scheintodt, es ist nach dem was vorgefallen, kein anderer Schluß zuzulassen, und wenn auch ihr letztes Verschwinden unerklärlich ist, so sind alle Mittel getroffen, um auch dieses Räthsel zu lösen, und sie in Deine Arme zurückzuführen. Auch wegen Deines Pista magst Du Dich beruhigen. Er hat sich schwer vergangen und muß nun sein Vergehen sühnen. Aber seine Strafe wird gewiß eine geringe sein. Die Richter werden nicht nur den von einem unglücklichen Wahn Bethörten, sie werden auch den Bruder des vermeintlichen Opfers vor sich sehen und ein mildes Urtheil fällen." — — — — — — — — — — — — — —

Lange noch unterhielt sich der Graf mit seiner Tochter, indem er ihr Trost zusprach in ihrem schweren Leid und ihre gebeugte Seele aufzurichten suchte. Als er sie verließ, war es bereits Nacht geworden. Langsam und nachdenkend schritt der Graf gegen das Haus des Richters zu, als ihm auf einmal eine Gestalt in den Weg trat und ihn ansprach.

Der Graf erkannte den flüchtig gewordenen alten Gyuri.

Außer den beiden Männern sah man kein menschliches Wesen in der Straße. Der Graf zeigte keinerlei Furcht bei der plötzlichen Begegnung. Er warf den Kopf gebieterisch in die Höhe, und wollte, indem er bloß mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, seinen Weg weiter fortsetzen.

„Oho, Gräflein", sprach jetzt Gyuri, „macht Euch nicht so aus dem Staube, wir haben ein Wörtlein miteinander zu reden. Ihr braucht Euch nicht vor mir zu fürchten."

Stolz blieb der Graf stehen. Fast schien es, als wollte er Gyuri zeigen, daß er sich in der That vor ihm nicht fürchte.

„Was hast Du mir zu sagen?" fragte er.

„Wie stolz der Herr Obergespan thut," erwiderte Gyuri, „und erst, wenn ich als Gefangener vor seinem Richterstuhl stehen würde! Aber ich lasse mich nicht fangen, und am wenigsten lasse ich mir von Euch ein Urtheil sprechen, von Euch, den ich hasse seit meinem zwanzigsten Jahre."

„Ob ich das Urtheil spreche oder ein Anderer," sprach der Graf, „das ist immer das Gleiche. Gerechtigkeit muß geschehen, und was Du verbrochen hast, mußt Du büßen."

„Was ich verbrochen habe!" rief Gyuri. „Wisset es denn, daß ich nichts weiter gethan, als daß ich das Werk einer Rache vollendet, die selbst über das Grab hinaus nicht Ruhe noch Rast findet. Der Mensch, dessen Leiche ich gestern aus ihrem ruhigen Grabe reißen und mißhandeln ließ, hat mich einst um mein Glück betrogen, und mein Haß, meine Rache hat ihn verfolgt, bis er ins Grab sank und hat sich selbst an dem Todten noch geweidet."

„Wozu sagst Du mir das?" fragte der Graf.

„Weil Du gleich Jenem störend in mein Leben eingegriffen hast, weil Du mich um die süßeste Freude, um die rosigste Hoffnung gebracht hast, um die Freude und die Hoffnung der ersten Liebe. Und darum will ich Dir sagen, daß es Dir eben so ergehen wird, wie Jenem!"

Der Graf konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, doch faßte er sich bald, und erwiderte in ruhigem und festem Tone:

„Du schreckst mich nicht mit Deinen Drohungen. Was ich gethan, kann ich vor Gott und meinem Gewissen verantworten!"

„Thut nur nicht gar so furchtlos," sprach Gyuri mit höhnischer Miene. „Ihr meint, daß es Euch gelingen werde, mich einzufangen, und dann könntet Ihr mich für immer unschädlich machen, aber all' Eure Panduren und Soldaten sind dem Gyurie nicht gewachsen. Jetzt durchstöbern sie den ganzen Wald nach mir, und ich wandle, wie ihr seht, hier mitten im Orte ganz ruhig an Eurer Seite."

Die beiden Männer waren während dieses Gespräches langsam neben einander fortgegangen, und kamen so in die Nähe des Richterhauses. Hier aber mochte es Gyuri bei all' seinem an den Tag gelegten Sicherheitsgefühle nicht so ganz geheuer finden, denn er blieb stehen und fuhr, an seine letzten Worte anknüpfend, fort:

„Bei Euch allein konnte ich mich auch sicher fühlen, ich weiß, daß Ihr es unter Eurer Würde haltet, den Häscher zu machen und Euren Panduren ins Handwerk zu greifen; aber jetzt muß ich Euch verlassen, Ihr werdet mir nicht zumuthen, daß ich Euch bis an das

Haus hinan folge, wo Euch am Ende doch die Lust anwandeln könnte, Eure Leute auf mich zu hetzen, natürlich im Namen der Gerechtigkeit, wie Ihr zu sagen beliebt."

Der Graf gab dem Alten keine Antwort. Er schritt, ohne daß ihn der Andere weiter behelligte, auf das Haus zu, während dieser ihm eine Weile nachblickte und dann im Dunkel der Nacht verschwand.

Die Rückkehr des Grafen störte nur auf kurze Zeit die Ruhe, welche bereits in das Haus des Richters eingezogen war. Der letztere hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Obergespan sein stattliches Prunkzimmer zum Nachtlager einzuräumen, und der gräfliche Gast fand seinen Wirth noch wach und seiner etwaigen Wünsche harrend.

Der Graf aber schlug das Abendessen aus, welches ihm der Richter anbot, nahm bloß einen Schluck Wein zu sich, und zog sich sodann, ohne daß er dem Richter etwas von seiner eben stattgehabten Begegnung erzählte, in das für ihn bereit gehaltene Gemach zurück.

Nach einer Stunde schon war tiefe Stille über das Haus gebreitet, seine sämmtlichen Insassen lagen im Schlafe. Selbst der arme Schreiber, der noch immer an sein Bett angegurtet war, hatte der Natur ihren Tribut gezollt, und sein kurzes, mehr einem Stöhnen vergleichbares, aber regelmäßiges Athmen verrieth, daß sich der Schlummer auf seine Augen herabgesenkt hatte. Dieß mochte auch den Wärter, der ihm zur Ueberwachung und zur Pflege in die Stube gesetzt ward, so sehr beruhigt haben, daß er auch seinerseits den Entschluß faßte, sich ein paar Stündchen Schlafes zu gönnen. Nachdem jedoch in dem Gemache außer dem Bette, worauf der Wahnsinnige lag, sich keinerlei Vorrichtung befand, die als Lagerstätte hätte benützt werden können, und der Wärter den Schlaf auf seinem Sessel für nicht so stärkend halten mochte, zog er es vor, sich eine bequemere Ruhestätte aufzusuchen, die er auch bald fand. Draußen im Gange stand eine Bank, und der Wärter schob dieselbe vor die Thür hin und streckte sich, nachdem er aus seiner Jacke und einigen Kleidungsstücken, die er aus der Stube genommen, sich ein Kopfkissen zurechtgemacht hatte, behaglich nieder.

Die Stube des Schreibers lag im Erdgeschoße, und ihr einziges Fenster ging in den Garten hinaus, der eine so niedere Umzäunung hatte, daß man mit einem Sprunge in denselben eindringen konnte. Diesen Weg mochte auch der Mann benützt haben, welcher eine Stunde, nachdem der Graf zurückgekehrt war, mit leisen, kaum hörbaren Schritten durch den Garten schlich. Er kam bis an das erwähnte Fenster der Stube, in welcher der Schreiber schlief, und warf einen langen, forschenden Blick hinein in den von einer kleinen Oellampe erleuchteten Raum. Das Ergebniß dieser Forschung mußte für den Mann ein befriedigendes sein, denn, nachdem er sich überzeugt, daß außer dem schlafenden Schreiber Niemand im Zimmer war, drückte er an das Fenster, welches offenbar schlecht verwahrt war, denn der Holzrahmen desselben gab dem Drucke nach, und der Flügel war in einer Sekunde offen.

Jetzt schwang sich der Mann auf das Fensterkreuz und ließ sich dann vorsichtig und leise, um auch das geringste Geräusch zu vermeiden, innerhalb der Stube auf den Fußboden nieder.

Eben so behutsam und leise schlich der Eindringling bis an das Bett des Wahnsinnigen heran.

Er stand nochmals still und horchte.

Er vernahm nichts, als das stöhnende Athmen des Schlafenden und laute Töne des Schnarchens vor der Thür, welche anzeigten, daß derjenige, welcher draußen lag, in festen Schlaf versunken war.

Der Mann nahm nun die Lampe vom Tisch und ließ ihr Licht auf das Antlitz des Schlafenden fallen.

War es Effekt der Beleuchtung, oder war es der von dem krankhaften Anfalle bedingte Zustand, der das Gesicht des Schreibers von einer Leichenblässe überzogen erscheinen ließ? Die sonst so schönen und angenehmen Züge des jungen Mannes waren wie von einem peinigenden Schmerze verzerrt, und der Mann, welcher lauschend am Bette stand, konnte hören, wie sich zwischen den stoßartig aus der Brust heraufkommenden Athemzügen dann und wann jener knirschende Ton hören ließ, den die sich heftig gegeneinander reibenden Zähne verursachen.

Der Lauscher stellte die Lampe wieder auf den Tisch zurück und setzte sich auf den Rand des Bettes nieder. Erst jetzt fällt der Schein des Lichtes voll in sein Gesicht, und wir erkennen in ihm den alten Gyuri, der tollkühn in das Haus des Richters eingedrungen war, wo, wie er sich dessen wohl bewußt war, seiner nur Verderben harrte, wenn er entdeckt ward.

Aber nicht an sich, nicht an sein Verderben dachte der verbrecherische Greis. Was ihn hieher gebracht, war das Verderben eines Andern.

Gyuri wählte ein eigenthümliches Mittel, um Lajos, den Schreiber, aus seinem Schlafe zu wecken. Nicht rüttelte er ihn, nicht rief er ihn an. Er neigte sich über ihn, und indem er seinen Mund an das Ohr des Schlummernden brachte, flüsterte er die Worte: „Wach auf, Vampyr, wach auf, Vampyr! Die Mitternacht ist nahe!“

Gyuri hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; die Worte drangen so zu sagen an das geist'ge Ohr des Schlafenden, und dieser schlug in der That die Augen auf.

„Ja,“ rief er, „die Mitternacht ruft, ich muß fort aus meinem Grabe.“

Sein Auge fiel auf Gyuri.

„Wer bist Du?“ fragte er diesen. „Ah, jetzt weiß ich es,“ fügte er hinzu, indem er sich gleich selbst die Antwort gab. „Du kannst ja nur meinesgleichen sein, sonst wärest Du Dich nicht in meine Nähe gewagt haben.“

„Ich bin auch Deinesgleichen,“ entgegnete Gyuri, „und deßhalb bin ich auch gekommen, Dich zu retten. Die Menschen haben Dich hier gefesselt und angebunden, weil sie sich vor Dir fürchten, aber wir machen ihr Thun zu Schanden. Ihr Blut ist unser, sie mögen sich noch so dagegen wehren.“

„Ja, ihr Blut ist unser“, wiederholte Lajos, und seine Augen funkelten in seltsamer Gier.

„Ich werde die Bande lösen, die Dich gefangen halten,“ fuhr Gyuri fort. „Dann stehe auf und suche Dir Dein Opfer.“

„Ja, mein Opfer muß ich haben“, rief Lajos, „Dank Dir, tausend Dank, daß Du mir dazu verhilfst.“

„Du wirst es auch nicht weit suchen müssen“, sprach Gyuri weiter, „gleich hier in der Nähe schläft ein Mann, der in seinem Leben viel Böses gethan, der Himmel läßt ihn

durch Dich strafen. Er soll zum Vampyr werden und keine Ruhe im Grabe finden gleich Dir, gleich mir."

Gyuri begann nun mit geschäftiger Hand die Gurten und Riemen zu lösen, welche Lajos der Fähigkeit, sich zu bewegen, beraubten, dann forderte er ihn auf, aufzustehen und ihm zu folgen.

Der Wahnsinnige ließ sich von dem Manne, der mit teuflischer Berechnung auf seine fixe Idee eingegangen war, um sich dieselbe zu seinen Zwecken dienlich zu machen, vollkommen beherrschen und leiten.

Außer der Thür, vor welcher, wie wir erwähnt haben, der Wärter schlief, hatte die Stube des Schreibers noch eine Seitenthür, welche direkt in das Gerichtszimmer führte. Aus diesem Zimmer kam man unmittelbar in das Prunkgemach, welches der Richter seinem gräflichen Gaste, dem Obergespan eingeräumt hatte.

Da der Wahnsinnige fest gebunden und unschädlich gemacht war, und überdieß einen Mann zur Bewachung bei sich hatte, war es für unnöthig befunden worden, die Seitenthür, welche seine Stube mit den erwähnten Gemächern verband, zu verwahren; kein Riegel war vorgeschoben, und Gyuri, welcher die Lampe in der Hand voranschritt, stieß auf seinem Wege auf keinerlei Hinderniß.

An der Thür, welche in das Prunkgemach führte, angelangt, blieb Gyuri stehen und lauschte.

Aus einer Ritze der Thür drang ein Lichtschimmer, welcher verrieth, daß in dem Gemache eine Nachtlampe brannte.

„Stille!" flüsterte Gyuri dem Schreiber zu, der ihm gefolgt war, „Du mußt leise auftreten, denn das Opfer muß im Schlafe überfallen werden."

Hierauf öffnete er geräuschlos die Thür und streckte den Arm nach dem Obergespan aus, der in tiefem Schlummer auf seinem Bette lag.

„Dort", fuhr Gyuri noch immer in flüsterndem Tone fort, „siehst Du ihn dort? Schleich Dich hinan an ihn, er gehört Dir!"

Lajos aber achtete jetzt nicht mehr der Mahnung des Andern, behutsam und schleichend vorzugehen; als er den Schlafenden erblickte, kam die wahnsinnige Idee, welche seinen Geist zerrüttete, mit solcher Gewalt zum Ausbruche, daß er Alles ringsum vergessend, ein lautes Geheul ausstieß und mit dem Sprunge des Tigers auf seine Beute losstürzte.

Der Schlafende war von dem lauten Schrei erwacht, er wollte sich aufraffen, aber schon fühlte er sich von den Armen des Wahnsinnigen umklammert, und er rang vergebens sich dieser eisernen Umarmung zu entziehen. Er wollte schreien und nach Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihm, er konnte nicht einmal mehr athmen. Die Hand des Wahnsinnigen würgte ihn am Halse, und dann fühlte er einen stechenden Schmerz im Nacken, die Zähne des Angreifers waren in den Nacken eingedrungen, und Blut bedeckte das weiße Linnen des Bettes.

Dem Grafen begannen schon die Sinne zu schwinden, aber mitten in den vor seinen Augen verschwimmenden Reflexen sah er noch deutlich die Gestalt Gyuris, der hinter dem Wahnsinnigen stand und mit höllischem Grinsen dessen Treiben betrachtete.

Diese Erscheinung reichte hin, um in dem Grafen die Energie der Verzweiflung zu erwecken. Mit dem Bisse, den er erhalten, hatte der Druck an seinem Halse nachgelassen,

der ihn zu ersticken drohte, und mit dem wiedererwachten Bewußtsein kehrte auch die Kraft zurück, die sich in diesem Momente äußerster Todesgefahr noch verdoppelte. So gelang es ihm nach kurzer Anstrengung, den Wahnsinnigen von sich abzuschütteln, dessen Paroxismus zu seinem Glücke von dem Momente an, wo sein Blut floß, nachzulassen, oder vielmehr, wenn wir so sagen dürfen, sich auf eben dieses Blut zu lenken schien, das er nun, wie es die Kissen herabrann, gierig aufleckte.

Von der Last seines Angreifers frei, sprang nun der Graf auf und riß ein Gewehr herab, welches oberhalb dem Bette an der Wand hing.

„Stirb, Du Hund," rief er, indem er die Waffe auf Gyuri anlegte.

Dieser hatte aber den Moment der Gefahr auf der Stelle ersehen, mit einem Satze war er am Fenster, riß es auf und sprang hinaus in den Garten. Eine Kugel sauste an seinem Ohre vorbei, der Graf hatte das Gewehr nach ihm abgedrückt.

Ohne sich umzusehen, eilte Gyuri in hastigem Laufe durch den Garten, sprang über die Umzäunung und lief auf einen Baum zu, an welchem ein Pferd angebunden stand. Der Flüchtige band das Thier los, warf sich auf den Rücken desselben und jagte in der Finsterniß von dannen.

Im Hause des Richters war es indessen laut und unruhig geworden. Der Schuß hatte die Bewohner geweckt, und in wenigen Minuten war Alles auf den Beinen, um nach dem Prunkgemache zu eilen, aus welchem man den Knall des Gewehres vernommen.

Um dieselbe Zeit fast, als die eben geschilderten Ereignisse sich im Hause des Richters zutrugen, saß Peti, der Zigeuner, im Zelte seiner alten Mutter.

Er starrte sinnend vor sich hin in die Flammen, welche aus einem vor dem Zelte lodernden Feuer emporzüngelten und die nächste Umgebung grell beleuchteten.

Hinter seinem Rücken bildete ein großes Tuch eine Art Vorhang, welcher das Zelt in zwei Hälften theilte, und manchmal warf Peti einen Blick nach rückwärts, als erwartete er hinter diesem Vorhange Jemanden hervortreten zu sehen.

In der That regte sich das Tuch schon nach kurzer Zeit, und eine weibliche Gestalt kam hinter demselben zum Vorschein, welche auf Peti zuschritt und sich an seiner Seite niederließ.

„Nun, Mütterchen," fragte der Zigeuner. „wie stehts drinnen?"

„Sie schläft", antwortete die Gefragte.

Die Mutter Peti's, dieselbe Majda, von der Gyuri dem Zigeuner erzählt hatte, war schon alt und grau, aber ihre Augen hatten noch nichts von ihrem feurigen Glanze verloren, und ihre Züge trugen noch immer Spuren jener Schönheit zur Schau, welche in früheren Jahren die Sinne der jungen Männer berückt hatte.

„Und was wird es mit ihr werden?" fragte Peti weiter. „Ich werde mit Gyuri ein entscheidendes Wort sprechen. Er soll das Mädchen mit sich fortnehmen und dann meinetwegen mit ihr anfangen, was er will. Lange können wir sie nicht verbergen, und wenn man sie bei uns findet, wenn sie aussagt, daß wir sie gegen ihren Willen gefangen gehalten haben, dann kann es uns schlimm gehen. Mit den Zigeunern macht man kurzen Prozeß."

„Mir ist es im Grunde genommen auch lieb," sprach die Alte, „wenn wir sie vom Halse haben, aber vorderhand hat es noch keine solche Gefahr, wie Du meinst. Wer kann

es uns verargen, wenn wir ein armes, krankes Mädchen, das man mitten in der Nacht zu uns bringt, aufnehmen und ihm unsere Pflege angedeihen lassen? Und sie hat sich auch sichtlich erholt, so daß sie heute schon verlangte, nach Hause zu ihrer Mutter gebracht zu werden. Ich habe sie aber zu überreden gewußt, daß sie noch der Ruhe bedürfe, und so werden wir sie schon ein paar Tage hinhalten können, bis Gyuri seinen Entschluß mit ihr gefaßt hat."

„Höre mich an, Mutter," sprach Peti, „mir kommt es seltsam vor, daß Du, von der ich weiß, daß Du dem Gyuri eben nicht freundlich gesinnt bist, ihm gerade in dieser Angelegenheit zu Gefallen arbeitest und seinen Willen thust?"

„Weil ich", erwiderte die alte Zigeunerin, und ihre Stimme vibrirte vor innerer Erregung, „weil ich ihn eben verderben will, weil ich es voraussehe, wie dieses Mädchen das Werkzeug zu seiner Vernichtung sein wird, darum will ich sie ihm eben in die Hände geben, und ich werde schon dafür sorgen, daß man seiner habhaft wird, bevor er den verruchten Plan ausführt, der in seinem Innern aufgekeimt sein mag, als er die vom Scheintode Erwachte mitten im Walde fand und sich ihrer bemächtigte."

„Wenn Du Gyuri verderben willst," meinte Peti, „so hättest Du es doch viel leichter gehabt, indem Dir schon heute die Gelegenheit dazu geboten war. Du weißt doch, daß die Panduren seit vierundzwanzig Stunden auf seinen Fersen sind."

„Wohl weiß ich das", erwiderte die Alte, „aber ich will in meiner Rache sicher gehen. Gyuri ist jetzt auf seiner Hut und wird sich nicht so leicht überrumpeln lassen. Laß mich nur machen, ich werde schon wissen, wann seine Zeit gekommen ist, und dann werde ich handeln."

„Mutter," begann jetzt Peti, indem er die Hand der alten Zigeunerin erfaßte, „nicht will ich es versuchen, das Gefühl des Hasses zu bekämpfen, welches Euch gegen Gyuri erfüllt, aber sagen muß ich es Euch doch, daß ich nichts damit zu thun haben will, wenn es sich um einen Verrath an ihm handelt. Ihr könnt dann nicht auf mich zählen."

„Peti," entgegnete die Zigeunerin, „Du würdest nicht so sprechen, wenn Du diesen Menschen in seiner ganzen Ruchlosigkeit kennen würdest. Verrath an ihm ist kein Verbrechen!"

(Schluß folgt.)

Ein sächsischer Prediger hatte bei feierlicher Gelegenheit eine Rede gehalten, die den Dunkelmännern unter seinen Amtsbrüdern anstößig war. Sie entliehen dem harmlosen Manne das Manuscript und schickten es einem Consistorialrath in Dresden. Damit der Herr die anstößigen Stellen nicht übersehe, bogen sie oben an den Ecken das Papier ein und freuten sich einstweilen der Nase, die der Amtsbruder bekommen werde. Am dritten Tage schon erhielten sie das Manuscript zurück. Ich habe, schrieb der wackere Consistorialrath (Käuffer), nichts Anstößiges gefunden als — eine Menge Eselsohren!

Die Frauen sind wie die Lichter, je mehr man sie putzt, desto lieber gehen sie aus.

Vor einiger Zeit erschien in mehreren Dörfern bei Köslin ein Mann, welcher sich für einen Rattenfänger ausgab und versprach, alles Ungeziefer im Hause in kurzer Zeit zu vertilgen. Er ließ sich 15 Sgr. bezahlen und steckte dann kleine Zettelchen auf dem Boden zwischen die Dachziegel und in die Mäuse- und Rattenlöcher mit der Anweisung, dieselben nicht eher fortzunehmen oder zu öffnen, ehe vier Wochen verstrichen seien. Der Mann fand Glauben und Zutrauen. Man bezahlte ihn, und er vertheilte seine Zettel. Die vier Wochen verflossen und — das Ungeziefer blieb. Man nahm die Zettel aus ihren Versteck heraus, fand dieselben beschrieben und las:

Haltet euch, ihr Narren, tücht'ge Katzen,
So habt ihr weder Mäus' noch Ratzen!

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 52. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. Dezember 1865.

Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

(Schluß.)

„Cyprians Mörder war kein Anderer als Gyuri. O, aus Cyprians Munde erfuhr ich erst, welch' ein Scheusal, welch' eine entmenschte Natur dieser Elende ist. Er hat sich fürchterlich für jene Wunde gerächt, die er im Walde erhielt. Jene Scene, welche so blutig endete, hatte aus Cyprian einen ganz anderen Menschen gemacht. Er glaubte nicht anders, als daß er den Mann, welchen er noch immer für seinen Freund gehalten, ermordet hatte, und er zog in seinem Gram und seiner Verzweiflung in den Krieg wieder die Türken. Er gerieth in Gefangenschaft und Sklaverei, doch betrachtete er all das Elend, welches über ihn erging, als eine gerechte Strafe für den am Freunde begangenen Mord. Da ward wieder Friede geschlossen, die Gefangenen wurden ausgewechselt, und Cyprian in seinem Leid viel Anhänglichkeit und Treue bewies, und dem er sein schweres Geschick durch allerlei Dienste erleichterte."

„Als sie nun befreit wurden und wieder in ihre Heimath zogen, da nahm der Offizier den treuen Cyprian zu sich, beschenkte ihn reichlich, so daß er sich ein Haus gründen konnte, in das er auch bald eine Frau einführte, welche den Verwalter seines Wohlthäters zum Vater hatte. Einige Jahre hindurch erfreute er sich des angenehmsten häuslichen Glücks, als mit einem Male ganz unerwartet wieder das Unglück über ihn hereinbrach."

„Eines Tages mußte er im Auftrage seines Wohlthäters verreisen, und als er von dieser Reise zurückkehrte, harrte seiner eine schreckliche Kunde. Schon in der Nacht nach seiner Abreise war sein Häuschen, welches mitten in der Pußta ganz einsam stand, bis auf den Grund niedergebrannt. Die Leute, welche aus dem nahen Dorfe und vom Gute herbeigeeilt waren, um zu retten, kamen zu spät. Das Fürchterlichste bei diesem Unglücke aber war, daß man bei der Wegräumung des Schuttes die verkohlten Ueberreste menschlicher

Gebeine fand. Die Frau Cyprians und die beiden unschuldigen Kinder waren in den Flammen, aus denen sie offenbar keinen Ausweg mehr gefunden hatten, zu Grunde gegangen.

„Cyprian wollte sich schier nicht trösten über den grausamen Verlust, und man fürchtete, daß er in Wahnsinn verfallen würde. Da nahm sich der Edelherr, sein Wohlthäter, abermals seiner an; er ließ ihn nicht mehr aus seiner Nähe, sprach ihm Trost und Muth zu, und bot alles auf, um ihn zu zerstreuen. So kam es, daß der Edelherr Cyprian auf einer Reise nach der Hauptstadt mitnahm, welche aber wieder für letzteren den unglücklichsten Ausgang nehmen sollte."

„Nach wenigen Wochen nämlich kehrte Cyprian allein auf das Gut zurück; aber hier harrten seiner bereits Häscher, welche ihn banden und in einen Kerker warfen. Ein abscheulicher Verdacht ruhte auf ihm. Der Edelherr war am selben Tage noch, als er mit ihm zugleich abgereist war, im Walde todt gefunden worden, und da auch seine Baarschaft und andere Kostbarkeiten fehlten, lag der Verdacht eines Raubmordes nahe. Der Argwohn, diese Unthat verübt zu haben, lenkte sich auf Cyprian, und deßwegen wurde er auch eingekerkert. Der Verdacht wurde noch mehr dadurch bestärkt, daß man bei Cyprian einen kostbaren Siegelring bemerkte, welchen der ermordete Edelherr immer am Finger trug, und nie abzulegen pflegte."

„Vergebens erzählte Cyprian den Richtern, welche ihn verhörten, daß der Edelherr, als er mit ihm in jenen Wald kam, ihm bedeutet habe, er möge allein voraus nach der Hauptstadt ziehen, da er, der Edelherr, noch einen Abstecher auf das nahe Gut eines Freundes machen wolle und ihm binnen 24 Stunden nachfolgen wolle; vergebens betheuerte er, daß ihm sein Wohlthäter den Ring selbst gegeben, und zwar deßhalb, damit er sich mittelst desselben bei dem Gastfreunde in der Hauptstadt, bei welchem sie zu wohnen gedachten, ausweise, vergebens legte Cyprian die heiligsten Eide darauf ab, daß er die Wahrheit und nur die Wahrheit sage, und daß er, nachdem er mehrere Wochen hindurch bei dem Gastfreunde in der Hauptstadt umsonst auf den Edelherrn gewartet, sich endlich in der Besorgniß, daß diesem ein Leid zugestoßen sein möchte, zur Rückkehr entschlossen habe: man glaubte ihm alles das nicht, und da er im Bewußtsein seiner Unschuld nicht anders als leugnen konnte, ließ man ihn auf die Folter spannen, um ein Geständniß von ihm zu erpressen."

„Die ersten zwei Foltergrade vermochten aber seine Standhaftigkeit nicht zu brechen, bis endlich beim dritten Grade seine Kräfte schwanden, und er, um nur die unausstehlichen Martern loszuwerden, denen er einen raschen Tod weitaus vorziehen mußte, alles eingestand, was die Richter nur wollten. Er ward denn auch sofort nach abgelegtem Geständnisse zum Tode verurtheilt, und seine Glieder, so lautete der Richterspruch, sollen auf's Rad geflochten werden."

„Nachdem Cyprian sein Urtheil angehört hatte, das ihn dem schmachvollen Tod durch Henkershand preisgab, sank er, der ohnedieß von den ausgestandenen Martern ganz erschöpft war, bewußtlos hin. Als er wieder die Augen aufschlug, lag er noch immer an der Folterbank angebunden, und er sah, daß die Richter die Marterkammer bereits verlassen hatten und nur Einer von den Folterknechten bei ihm zurückgeblieben war."

„Erkennst Du mich nicht?" fragte dieser Mann den Verurtheilten, indem er sich über denselben beugte und sein Gesicht nahe an das des Andern hielt."

„Eine Erinnerung dämmerte in dem Geiste des Unglücklichen auf."

„Gyuri!" rief er, „Du lebst also?"

„Ja, ich lebe", rief ihm dieser entgegen, „ich lebe, um nur der Rache zu fröhnen, der Rache an Dir für das Lebensglück, das Du mir geraubt hast!"

„Und der Verruchte hatte die Herzlosigkeit, dem am Körper und Seele Gebrochenen mit kaltem Hohne zu erzählen, wie er es war, der sein Haus in Asche gelegt, so daß Weib und Kinder bei dem Brande ums Leben kamen, wie er es war, der in der Voraussicht, daß sich der Verdacht auf Cyprian wenden werde, den Edelherrn gemordet, und wie er noch jetzt sich die Freude nicht versagen wollte, bei der Marter, die dem ihm so tief verhaßten Manne angethan ward, hilfreiche Hand zu leisten."

„Hoffe nicht," so schloß Gyuri seine fürchterlichen Bekenntnisse, „hoffe nicht, Deine Richter umzustimmen, indem Du mich als den Thäter bezeichnest, man wird Dir es nicht glauben, und ich habe alle meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um zu beweisen, daß ich zu jener Zeit, als der Mord geschah, in einer ganz andern Gegend war."

„Cyprian machte auch keinen Versuch mehr, seinen Prozeß wieder aufnehmen zu lassen, nach den gemachten grausamen Erfahrungen war ihm der Tod erwünscht. Aber auch dieser Trost sollte ihm nicht werden."

„Schon war der Tag der Hinrichtung festgesetzt," fuhr die Zigeunerin in ihrer Erzählung fort, „als dem Landesfürsten ein Kind geboren ward, was zur Folge hatte, daß dmancherlei Gnaden geübt wurden, und so ward denn auch unter Andern dem armen Cyprian die Todesstrafe in eine zwanzigjährige Kerkerstrafe umgewandelt. Der Unglückliche überstand tiese Zeit, und nachdem er wieder die Freiheit genießen durfte, irrte er als gebrochener, lebensmüder Greis, ein wahres Bild der Erbarmung, im Lande umher. So kam er auch in diese Gegend und an unser Lager. Er erkannte mich, und theilte mir all seine grausamen Erlebnisse mit. Ich sprach ihm Trost zu, so viel ich es, die ich selbst von seiner Erzählung auf das Tiefste erschüttert war, vermochte, und ich lud ihn ein, bei mir zu bleiben und in unserm Lager seine Tage, deren er ohnedieß nicht viele mehr vor sich hatte, zu beschließen. Er schlug es aus und verließ mich, um seinen Stab weiter zu tragen, und wenige Stunden darauf war er eine Leiche. Da magst es errathen, wer auch diesen Mord begangen."

„Das Uebrige weißt Du, Du hast es gesehen, wie Gyuri, nicht zufrieden damit, den Lebenden grenzenlos elend und unglücklich gemacht zu haben, selbst an dem Todten noch fürchterliche Rache übte, und ihn unter dem Vorwande, daß er ein Vampyr sei, den Mißhandlungen des wüthenden Volkes preisgab."

Schon als die Alte dem Schlusse ihrer Erzählung nahe war, hatte Peti mehrere Male nach einer Richtung des Waldes aufmerksam hingehorcht, und jetzt sprang er auf und rief:

„Ein Reiter kommt, er sprengt auf unser Lager zu."

In der That vernahm man immer deutlicher den näher kommenden Hufschlag eines Pferdes.

„Das ist Gyuri!" sprach Peti, „ich will ihm entgegeneilen."

„Nein, bleibe bei mir," sagte die Alte, „wer weiß, was er wieder vor hat, und ich will nicht, daß er mit Dir allein verhandle."

Peti gehorchte und blieb stehen. Der Reiter kam jetzt dicht an das Zelt heran, wo er anhielt, ohne jedoch vom Pferde zu steigen.

Es war in der That Gyuri, der, wie wir wissen, kurz vorher, nachdem er jene fürchterliche Szene im Hause des Richters herbeigeführt, aus dem Flecken entflohen war.

„Peti," sprach er zu dem Zigeuner, „schnell, gib mir das Mädchen heraus, ich muß sie mit mir nehmen."

„Was hast Du mit ihr vor?" fragte Peti.

„Das ficht Dich wenig an," antwortete Gyuri in barschem Tone, „ich habe Dir keine Rechenschaft zu geben."

Gyuri hatte, was er dem Zigeuner nicht sagen mochte, seine guten Gründe, warum er das Mädchen zu sich nehmen wollte. Er gedachte sich ihrer, von der er wußte, daß sie die Enkelin des Obergespans war, diesem gegenüber gewissermaßen als Geißel zu bedienen.

Peti zögerte noch immer der Aufforderung Gyuri's Folge zu leisten.

„Nun, was schwankst Du," rief ihm dieser zu, „rasch, ich habe Eile."

„Das Mädchen schläft und die Ruhe thut ihr noth," antwortete jetzt die Alte statt ihres Sohnes.

„Wecke sie", erwiderte Gyuri, „sie wird gerne mit mir gehen, wenn Du ihr nun sagst, daß ich sie zu ihrer Mutter bringe. Hülle sie in einen Mantel und bringe sie heraus."

Es geschah nach Gyuri's Willen. Majda begab sich hinter den Vorhang, und kehrte nach einer Weile mit Oerzsi zurück, die auf den Arm der Alten gestützt zu Gyuri herantrat.

„Du willst mich zu meiner Mutter bringen?" fragte sie den Alten mit schwacher, aber mehr vor freudiger Aufregung zitternder Stimme.

„Ja," antwortete Gyuri.

Peti hob das Mädchen in die Höhe, Gyuri erfaßte sie und setzte sie vor sich hin auf das Pferd.

„So," sprach er ihr zu, „hülle Dich nur fest in Deinen Mantel und fürchte Dich nicht!" und indem er mit seiner Linken sie um den Leib faßte, um sie zu stützen, zog die Rechte den Zügel an, um davonzusprengen.

„Peti," rief er noch dem Zigeuner nach, „wir sehen uns noch heute, ich werde Dich schon aufsuchen, Du wirst noch mehreres für mich zu thun haben."

Nach diesen Worten gab er dem Pferde die Sporen und ritt von dannen.

Kaum war er der Alten und ihrem Sohne aus dem Gesichte, als diese sich an Peti wandte und ihm die Worte zuflüsterte:

„Peti, Du hast gehört, was Gyuri verbrochen hat, was ich Dir erzählt habe, ist die volle Wahrheit gewesen. Wohlan, wirst Du Dich noch ferner weigern, diesen Unmenschen seinem sichern Verderben überliefern zu wollen, wirst Du einen Verrath an ihm noch für ein Verbrechen halten?"

„Mutter," sprach Peti, „ich glaube Euch Alles, aber wenn ich jetzt etwas gegen ihn unternehmen soll, so thue ich es nicht so sehr aus einem Gefühle des Hasses, als weil ich das arme Mädchen retten will, das er mit sich genommen hat. Was willst Du, daß ich thue?"

„Hast Du die Soldaten mit dem Offizier an ihrer Spitze durch den Wald ziehen sehen?" fragte Madja ihren Sohn. „Dort in jener Lichtung, wo der unglückliche Liebhaber des Mädchens, von dem Du mir erzähltest, daß er wahnsinnig geworden, sie begra-

ben wollte, dort haben die Soldaten sich zur nächtlichen Ruhe gelagert, um mit dem Tages aubruch ihre Nachforschungen nach Gyuri fortzusetzen. Du allein weißt sein Versteck, geh hin zu den Soldaten und führe sie an jenen Ort, wo der Gesuchte in ihre Hände falle muß, willst Du das thun, Peti?"

„Mutter, ich will!" entgegnete Peti entschlossenen Tones.

* * *

Eine Stunde später bewegte sich ein Trupp Soldaten durch den Wald, zu beide Seiten der geschlossenen Reihen gingen Männer mit brennenden Fackeln. Voran marschirt der Lieutenant und neben ihm Peti, der Zigeuner. Die Bewaffneten hatten nach kurzer Marsche den Wald hinter sich, und schritten nun, von Peti geführt, auf einen Bergabhan zu, der sich an der einen Seite der Straße hinzog. Dichtes Gestrüpp bedeckte den Fu dieses Berges. Peti blieb an einer Stelle des Gestrüppes, nachdem er dieselbe genau for schend betrachtet hatte stehen, und sprach dann zu dem Lieutenant:

„Hier ist ein Ausgang aus der Höhle, Herr Offizier. Hier müssen einige Man Wache halten, sonst entschlüpft er uns, wenn wir ihn von der andern Seite fangen wollen.

Der Offizier that nach Peti's Worten, und nachdem er den Männern, welche er hie zurückließ, die nöthigen Weisungen gegeben, setzte er mit dem übrigen Theil der Truppe seinen Weg fort.

Ungefähr zehn Minuten mochten sie gegangen sein, als Peti abermals stehen bleeb

„Hier ist der eigentliche Eingang in die Höhle, sagte er, „man braucht nur das Ge strüpp hier auseinander zu biegen, und man sieht die Oeffnung der Grotte."

„Warst Du schon drinnen," fragte der Offizier den Zigeuner.

„Mehr als einmal," antwortete dieser. „Sie ist so breit und hoch, daß mehrer Männer bequem und aufrecht neben einander einhergehen können. Gyuri hat es sich hie ganz wohnlich eingerichtet, und außer ihm und mir weiß Niemand von diesem Versteck."

„Willst Du uns vorangehen?" fragte der Lieutenant weiter.

Peti weigerte sich aus leicht begreiflichen Gründen, dieß zu thun, und der Lieutenan drang auch nicht weiter in ihn, sondern übergab ihn zwei Soldaten zur Bewachung, un schlug mit den Andern den Weg ein, den ihm der Zigeuner bezeichnet hatte.

Der letztere hatte wahr gesprochen. Der Raum der Grotte, in welche der Offizie mit seinen Leuten eingedrungen war, gestattete ihnen freie Bewegung. Kaum hatten si hundert Schritte zurückgelegt, als sie aus der entgegengesetzten Richtung, in der sie vor drangen, einen Schuß vernahmen.

„Vorwärts", rief der Lieutenant den Soldaten zu, „der Fuchs will ausbrechen?"

Der Fuchs kam ihnen aber entgegen. Gyuri hatte in der That, da er herannahend Schritte vernahm, sich bei dem andern Ausgange der Höhle retten wollen; als er denselbe besetzt fand, beschloß er zurückzukehren und der unbekannten Gefahr in's Auge zu sehen Der Kampf war ein kurzer, und sein Ausgang läßt sich leicht errathen. Gyuri wurde be wältigt und gebunden. Da der Lieutenant von Peti erfahren hatte, daß Derzsi sich i Gyuri's Gewalt befinde, forschte er nun in der Höhle weiter, und in der That entdeckt er eine nischenartige Höhlung, in der ein Lager von Stroh zurecht gemacht war, auf wel chem die arme Derzsi im Gebete kniend lag, da sie sich, als sie den Lärm und das Getös des Kampfes hörte, nicht hervorwagte.

Wir haben nur noch Weniges zu berichten. Gyuri entging seiner gerechten Strafe nicht, er endete auf dem Hochgerichte, der Henker flocht seine Gebeine auf des Rad, wie er selbst einmal es dem unglücklichen Cyprian zugedacht hatte.

Lajos, der wahnsinnig gewordene Schreiber, war nach jener Nacht, in der er den Obergespan überfallen hatte, in festes Gewahrsam gebracht worden. Zu jener Zeit gab es noch keine Irrenhäuser, und man begnügte sich damit, die Tobenden einzukerkern, und sie durch Ketten und Eisenringe unschädlich zu machen. Eines Morgens fand man Lajos in seinem Kerker todt. Er hatte sich in einem Anfalle von Paroxismus die Pulsadern an beiden Armen aufgebissen und war verblutet.

Der Obergespan, welcher sich von den Schrecknissen jener Nacht im Hause des Richters rasch erholt hatte, hielt in Bezug auf das, was er seiner Tochter wegen ihrer Kinder versprochen hatte, sein Wort. Schon nach wenigen Monaten reichte Derzsi ihrem Retter, dem Lieutenant, die Hand, und die Hochzeit wurde auf dem Schlosse des alten Grafen gefeiert. Der Husar Pista, für den sein Großvater die äußerste Milde bei seinem Gerichte erwirkt hatte, wohnte dieser Hochzeit bei.

In jener Gegend, wo die hier geschilderten Ereignisse vorfielen, ist aber der Glaube an die Existenz von Vampyren noch heute nicht ganz verschwunden.

Ein russisches Familiendrama.*)

Die zivilisirte Welt erfährt von den Vorgängen im russischen Riesenreiche nur äußerst spärliche Thatsachen, denn die Preßzustände im Reiche des Czaren gestatten keine unliebsamen Enthüllungen, und dasjenige, was gesprächsweise mitgetheilt wird, wird je nach dem Partei-Standpunkte, mehr oder weniger gefärbt, weiter verbreitet. Eine unparteiische Berichterstattung über russische Zustände und Ereignisse wird daher jedem Gebildeten willkommen sein. Die nachfolgende Schilderung gehört dazu, sie ist einer vertrauenswürdigen Quelle entlehnt und läßt einen tiefen Einblick thun in den Gährungsprozeß, in dem sich Rußland noch heute befindet.

In dem Dorfe Lakno, ungefähr 20 Werst von Moskau entfernt, lebte im Jahre 1862 der Graf Teschnikow, der seine zahlreichen Seelen in einer Weise terrorisirte, daß er wie ein Ungeheuer von Allen gefürchtet ward. Graf Teschnikow hatte acht Söhne, welche sämmtlich auf seinem Schlosse lebten und im Geiste ihres Vaters erzogen wurden. Die jungen Grafen überboten sich in allerlei Ruditäten, jeder einzelne übte das Faustrecht nach seinem Ermessen; so hatten denn die Unterthanen des Grafen Teschnikow an Tyrannen keine Noth. Nur der jüngste seiner Söhne, Graf Olaf Teschnikow, hatte nichts von dem wüthenden Elemente seiner Familie an sich; er war ein stiller, in sich gekehrter junger Mann, dem das ernste Studium besser gefiel, als das wilde Leben seiner Brüder; er war sanft, weichherzig, eine wahre Mädchennatur.

Als die Regierung den Ukas dekretirte, welcher nach einem gerechten Modus die Leibeigenschaft der Bauern aufhob, ging Graf Teschnikow in die Reihen der Opposition über, d. h. er erklärte in den Adels-Versammlungen, daß er mit aller ihm zu Gebote stehenden

*) Aus der „Ost-Deutschen Post", der die Verbürgung der schrecklichen Erzählung überlassen bleiben muß.

Macht den Plan der Regierung zu vereiteln trachten werde, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, so werde er alle „Seelen“ eher vernichten, bevor sie die ersehnte Freiheit erlangen würden. Von diesem Tage an mußten die Bauern von Lakno nie gekannte Martern erdulden. Auf dem Marktplatze des Dorfes wurde eine sogenannte Exekutionsglocke angebracht; so oft ein Leibeigener gezüchtigt werden sollte, wurde diese Glocke geläutet; das war das Signal, daß sämmtliche Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, auf dem Platze erscheinen sollten, um Zeugen der Abstrafungen zu sein. Es gab Tage, an welchen zehn- bis zwanzigmal das Glockenzeichen zum Entsetzen der geängstigten Bevölkerung erdröhnte. Ein Schreiber las der versammelten Menge das Vergehen des zu Züchtigenden vor; dieser hörte es mit an; hierauf wurden ihm Hände und Füße gebunden, der Rücken entblößt. Während dieser Prozedur mußten die Zuschauer niederknieen und ein Gebet murmeln; nachdem dies geschehen war, begannen die Henkersknechte auf das wehrlose Opfer so fürchterlich mit der Knute loszuschlagen, bis dasselbe bluttriefend zusammenbrach. Es gab in Lakno mit seinen 10,000 Seelen nur Wenige, welche nicht schon in irgend einer Weise die Ungnade ihres Oberherrn in entsetzlicher Weise gefühlt hatten; zu diesen Unglücklichen zählte der Greis Simonowitsch, dessen Biederkeit und Rechtlichkeit ihm die Achtung Aller erworben hatte. Simonowitsch war durch 25 Jahre Soldat gewesen, hatte sich im Kaukasus durch seine Tapferkeit ein Ehrenkreuz erworben und war dadurch, wenn auch noch Leibeigener, dennoch in eine bevorzugtere Stellung eingetreten. Simonowitsch hatte eine sechzehnjährige Tochter, die er zärtlich liebte und deren Schicksal ihm unter den bevorstehenden Verhältnissen ernste Sorgen machte. Während die anderen Leibeigenen ihre Sorgen und Gedanken, wenn sie solche hatten, in Branntwein ersäuften, war Simonowitsch ein äußerst mäßiger und nüchterner Mensch, der im Wirthshause sich nur selten blicken ließ, und wenn er daselbst erschien, nahm er den Ehrenplatz ein und erzählte den versammelten Dorfgenossen von seinen Kreuz- und Querzügen durch die Welt, von Italien und Frankreich, von Suwarow und Paskiewitsch, von Bonaparte und den Janitscharen. Die Anderen hörten ihm aufmerksam zu, sie sahen in Vater Simonowitsch einen Gelehrten, der den Popen um viele Fuß überragte. Graf Teschnikow erblickte in dem alten Soldaten einen Propagandamacher, der in die Bauernschädel ein gefährliches Element pfropfte, und wiederholt verwies er ihm das Erzählen, aber Simonowitsch kam fast unwillkürlich immer wieder auf seine Lieblingsthemata zurück. Graf Teschnikow erwähnte eines Tages an der Tafel in Gegenwart seiner Söhne, daß er sich demnächst genöthigt sehen werde, an Simonowitsch wegen Insubordination ein Exempel zu statuiren, und war nicht wenig erstaunt, daß zwei seiner Söhne, und zwar der älteste, Graf Peter, und der jüngste, Graf Olaf, den Bauer in Schutz nahmen. Es war noch nie vorgekommen, daß Graf Peter irgend einen Bauer in Schutz nahm; das mußte etwas zu bedeuten haben; von dem jüngeren, den der alte Graf spöttisch den „Professor“ nannte, war derlei philantropischer Schutz zu erwarten, aber von seinem unversöhnlichen Peter nahm ihn das sehr Wunder.

Das Räthsel war bald gelöst; eines Abends erfuhr es der alte Graf aus dem Munde Olaf's selbst, daß dieser „das süße Täubchen“ Czerwenka, die Tochter des verständigen Bauers, heiß und treu seit lange liebe und ernstlich an eine Heirath dachte. Diese Erklärung erfolgte im Schloßhofe.

(Schluß folgt.)

Getunkt und begossen!

„Es schwamm ein Schäflein über den Rhein,
Als großes Schaf kam's wieder heim.“

Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Doch war nicht Alles schön und gut,
So möcht' er's gern verhehlen.
Allein die Luft hat Ohren auch,
Und Stimmen selbst die Winde,
Und bald erzählt es jeder Hauch
Dem Greise wie dem Kinde.

O Biarritz, o Biarritz!
Wie kannst du Einen tunken,
Daß schnell sein bischen Mutterwitz
Versunken und ertrunken.
Und statt gewaschen aus dem Schooß
Der Wellen aufzusteigen,
Muß ich besudelt nackt und bloß
Der heitern Welt mich zeigen.

Und in Paris, der bösen Stadt —
Ich denke an die Taufe! —
Da kam ich unter „Schach und matt!“
Vom Regen in die Traufe.
Da haben sie am Narrenseil
Gezerrt mich und gehänselt,
Und lachten arg für ihren Theil,
Derweil ich zahm geschwänzelt.

Und laut lacht ganz Europa mit,
Und ich bin der Gefoppte!
Ich wähnte stets, ich sei der Schmied,
Nun bin ich — der Verkloppte!
Der Teufel hole Biarritz
Sammt dem Pariser Dritten,
Wo der Berliner Mutterwitz
Jroßartig sich jeschnitten!

Zehn Sous für eine Frau.) Das „Journal de Roanne“ (Departement Loire) erzählt unter dem Titel „Erratum“ folgende Anekdote: „Durch das Versehen eines unserer Mitarbeiter wurde verflossenen Sonntag in unserem Blatte eine Frau als verstorben in die Liste eingereiht, welche als Madame C . . . . sich noch wohlauf und am Leben befindet. Natürlich erhielten wir Montag Morgens den Besuch des Herrn Gemahl der Todtgesagten. „Mein Herr,“ begann er zu dem Secretär, „Sie haben meine Frau getödtet.“ — „Mein Gott, was sagen Sie uns hier?“ rief das Bureau wie aus Einem Munde. — „Ganz gewiß, Sie setzten in Ihr Journal, daß meine Frau gestorben sei, während sie sich ganz vortrefflich und lebendig befindet.“ — „Nun, da gratulire ich Ihnen bestens.“ — „O, darum handelt es sich nicht — Sie haben mir Unrecht gethan; ich verlange eine Entschädigungssumme.“ — „Entschädigung, weil Ihre Frau nicht gestorben ist?“ — Sicherlich; denn es kann zu Unannehmlichkeiten für mich führen.“ — „So, das ist etwas Anderes, und wie viel verlangen Sie denn?“ — „Nun, das ist wenigstens zehn Sous werth!“ — Zehn Sous für eine nicht gestorbene Frau, fährt das Provinzblatt fort, scheint allerdings keine exorbitante Forderung, allein wir mußten sie dennoch zurückweisen, um keinen unbequemen Präcedenzfall zu schaffen.

Ein seltsames gemeindeamtliches Aktenstück über einen wuthverdächtigen Hund wurde der „Graz. Tagespost“ zugemittelt, welches also lautet: „Löbliches k. k Bezirksamt! In Befolgung des h. schriftlichen vom 27. Oktober des k. k. Bezirksamtes Erlachstein rücksichtlich des Bisses eines wuthverdächtigen Hundes wird gehorsamst berichtet, daß in der Gemeinde Sch. kein Lehrer mit dem Namen R. heiße, sondern B. Der Letztere sollte im vorigen Jahre 1862 einen haben, den er aber nicht lange haben sollte. Gemeindeamt Sch.“

Zur Erheiterung theilen wir unsern Lesern zwei Geschichtsproben mit, wie man Geschichte nicht lehren soll. Wir haben diese Kleinode den Heften eines fleißigen „Geschichts-Gymnastikers“ entnommen, welche noch mehr solche Perlen enthalten. —

Aus der alten Geschichte.

„Die alten Deutschen zogen unter Anführung des Cherusker-Fürsten Hermann, im Jahre IX über die Alpen und Pyrenäen in den Teutoburger Wald ein, und stellten ihre Kanonen rechts von der Klausnerhütte auf. Einige Zeit später kommen die übermüthigen Franzosen, die nichts als raubten und plünderten, stellten ihre Kanonen links von der Klausnerhütte auf, zogen dann in das übrige Deutschland, raubten und versengten Alles; wendeten sich dann zur Klausnerhütte zurück, feuerten ihre Kanonen auf die Deutschen ab, schlugen somit die Deutschen auf das Haupt und gewannen die Krone des Sieges.“

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

„Gustav Adolph fiel in mehreren Schlachten; am meisten aber in der Schlacht von Lützen.“

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.

Nr. 53. Jahrg. XII.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 31. Dezember 1865.

Ein russisches Familiendrama.

(Schluß.)

Ich weiß nun Alles! rief der Graf dann lachend. Mein Junge! Ich habe nichts dagegen, wenn du die Mädchen wohl leiden magst. Ich war nicht besser, als ich jung war; aber was du dir da in den Kopf gesetzt von ernsten Absichten, das sieht dir „Professor" ähnlich. Ich glaube gar, der alte Spitzbube und Millionen-Rebell von einem Simonowitsch hat es darauf angelegt, mich lächerlich zu machen. Beim heiligen Isaak, dem Hunde will ich seine rebellischen Gedanken austreiben! Jetzt geht zu Bette, und „Professor" trink einen Tschai, damit du morgen keinen Schnupfen hast und nichts versäumest. Lakno soll morgen eine Komödie zu sehen bekommen, wie man sie seit dem Brande des hl. Kreml nicht gesehen. Graf Teschnikow schritt mit seinen riesigen Hunden in das Schloß. Olaf mußte ihm auf dem Fuße folgen. Seminofski bekam den Auftrag, den jungen Herrn während der Nacht zu bewachen, daß er sich aus dem Schlosse nicht entferne. Um 8 Uhr wird der Millionen-Rebell Simonowitsch hieher gebracht, um neun Uhr wird die Exekutionsglocke geläutet; man fängt nicht eher zu knuten an, als bis ich auf dem Platze erscheine; keine Seele darf fehlen, selbst die Kranken müssen heraus, und versteht sich von selbst, das Mädel muß dabei sein, denn nach Umständen, wenn es nicht gesteht, wird es auch geknutet. Das soll ein Festtag werden, wie seit dem Brande des hl. Kreml keiner im heiligen Reiche des Czaren gesehen wurde. Der Art lautete der Auftrag des Grafen. Graf Olaf sank, vom Fieber durchschauert, auf sein Bett; er brachte eine schlaflose Nacht zu; er wußte, daß sein Vater sein Wort in fürchterlicher Weise zu halten wisse.

Mit dem Glockenschlage 8 Uhr erschien Simonowitsch im Schlosse. Graf Teschnikow empfing ihn in der geräumigen Halle, von seinen sieben Söhnen umringt, den jüngsten hatte er absichtlich fern gehalten.

Mein Sohn, so rief der Graf, als Simonowitsch eintrat, da siehe den Hund an, diesen räudigen, elenden Maulesel, und richte selbst. Der Mensch hat sich in den Kopf ge-

setzt, daß seine Tochter meine Schwiegertochter werde, ha, ha, ha! Was verdient der Hund? Graf Peter, ich frage Dich, und beim heiligen Isaak, Du sollst reden vom Herzen weg.

Väterchen, Ihr irrt Euch, so ernst nahm der Mann die Sache nicht, er ist ein Leibeigener, sein Kind ist es auch, er weiß, daß sein Kind Dir, o Väterchen gehört, mithin auch mir durch Deine Gnade, daß ich mit demselben machen kann, was mir beliebt. Das Mädchen hat mir gefallen, und mehr darf ich nicht sagen, das verbietet die Ehrfurcht vor meinem gestrengen Vater.

Daß Du besonnen bist, daran habe ich nicht gezweifelt; aber der Olaf, der Gelbschnabel, hat sich in den Kopf gesetzt, denke Dir die Thorheit, das soll sein Weib werden.

Sein Weib? rief Peter erstaunt. Was untersteht sich der Junge, wo ich liebe, zu begehren?

Danach frage ich nicht, versetzte der Graf, was soll mit dem da geschehen?

Väterchen, wenn ich Herr wäre, ich ließe ihn hängen.

Und das Mädchen?

Väterchen, das Mädchen ließe ich peitschen, vorausgesetzt, daß es solch dummes Zeug sich in seinen Kopf setzt.

Gut gesprochen, mein Sohn, erwiderte der Graf. Du sprichst wie ein echter Teschnikow, in Deinen Adern fließt unverfälschtes Tatarenblut. Jetzt rede, Du Hund, was weißt Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?

Simonowitsch stand kerzengrade. Er hatte, das Haupt stolz emporgerichtet, seinen Herrn angehört, seine Brust schmückte das Ehrenkreuz, er war ein Mann, wie zum Herrn geboren.

Herr! erwiderte er, mich hat nie danach gelüstet, in Eure Verwandtschaft zu treten, im Gegentheil, ich habe geschworen, denjenigen zu erwürgen, der mein reines, unschuldiges Kind zu berühren wagte.

Das hast Du gewagt, da Du wußtest, daß meine Söhne Dein Kind würdigen, von ihnen geliebt zu werden?

Herr, das habe ich, erwiderte Simonowitsch. Gott hat mir mein Kind gegeben, er allein kann es mir nehmen, ich will es, wenn es von mir verlangt wird, unbefleckt in seine Hände geben.

Weißt Du, was Du verdienst? rief der Graf, glühend vor Zorn, Du hast Mordgedanken gegen Deine Herren im Schilde.

Nur dem Verführer habe ich den Tod zugedacht.

Bindet den Hund, rief der Graf.

Herr! ich trage das Ehrenzeichen des Czaaren auf der Brust.

Reißt es ihm herunter, kreischte der Herr.

Simonowitsch mußte der Uebermacht weichen, er ließ mit sich Alles geschehen.

Da erdröhnte die Exekutionsglocke. Auf dieses Zeichen stürzte Graf Olaf herbei, warf sich seinem Vater zu Füßen, beschwor ihn, den Greis zu schonen, der nichts verbrochen.

Ein Fußtritt des erbitterten Vaters war die Antwort, die er dem flehenden Sohne gab.

Simonowitsch wurde auf die Straße geschleppt. Auf dem Markte standen die „Seelen“, um Zeugen der furchtbaren Exekution zu sein.

Drei der angesehensten Bauern (Miko, Warba und Szentow) näherten sich dem Grafen, um fußfällig für ihren Kameraden um Gnade zu bitten; sie umfaßten die Kniee des Herrn, hoben die Hände gefaltet empor, die Versammelten unterstützten ihre Bitten. Der Graf versetzte den Flehenden Fußtritte, hetzte seine Hunde auf sie und befahl, dem Simonowitsch den Rücken zu entblößen. Es geschah, wie er befahl; Simonowitsch ließ Alles über sich ergehen. Nun ließ er die Tochter des Unglücklichen herbeirufen. Czerwenka trat vor, das Haupt in ein schneeweißes Tuch gehüllt, das jugendlich anmuthsvolle Antlitz hatte einen Ausdruck voll tiefen Kummers. Graf T. weidete sich an der Seelenangst des Kindes. Eben wollte er an die Geängstigte Worte richten, als Seminofski bleich und verstört herbeistürzte, und seinem Herrn zurief:

Beim heiligen Jesus, Herr! Es ist ein Unglück geschehen, Graf Olaf hat sich soeben erschossen; er ist eine Leiche.

Der Graf war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt, sein Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck, mit Mühe nur vermochte er seine Rührung zu verbergen, und als das Sterbeglöcklein seine Klagetöne weithin erschallen ließ, die Massen die Häupter entblößten und knieend für das Heil der abgeschiedenen Seele beteten: als der Vater das von dieser Schmerzensnachricht in sich zusammengebrochene Kind vor sich erblickte, kam eine Thräne in sein Auge.

Wer diese Thräne sah, hoffte auf Gnade; doch kaum war sie getrocknet, da erwachte der Ingrimm des Wolfes in seiner Brust. Der Schurke Simonowitsch ist an dem Tode meines Jüngsten Schuld. Knutet ihn!

Kaum, daß dieses Wort gesprochen wurde, fielen Hiebe wie ein Hagel auf den entblößten Rücken.

Da rief Miko, der Bauer: Wer zu Gott hält, hält zu mir! stürzte sich auf den Grafen, warf ihn zu Boden, und ehe es verhindert werden konnte, zerschmetterte er sein Haupt mit einem bereit gehaltenen Schmiedehammer.

Es entstand ein furchtbares Gewirr, es regnete Steine. Die feigen Schergen flohen, Graf Peter, welcher der Wuth der Masse Stand hielt, wurde verwundet hinweggetragen. Die Sturmglocke heulte durch das Dorf.

Simonowitsch, seiner Fesseln entledigt, ward der Führer der von Wuth und Branntwein berauschten Massen, fünfhundert bewaffnete Leibeigene stürzten sich auf das Schloß Teschnikow, plünderten es, und als die Nacht hereinbrach, stand das Schloß in Flammen, die Rache der Leibeigenen hatte es in Brand gesteckt. Ein Steinhaufen bezeichnet die Stelle des einst so stolzen Grafenschlosses.

Von den acht Söhnen des Grafen Teschnikow ist nur einer am Leben geblieben, die anderen fielen als Opfer der Volkswuth.

Hundertfünfzig Angeklagte standen in den ersten Tagen des Monats Januar laufenden Jahres vor dem Gerichtshofe zu Moskau, wegen Meuterei, Aufruhrs, Mordes, Brandes und öffentlicher Widersetzlichkeit angeklagt, unter ihnen war Simonowitsch. Letzterer wurde freigesprochen, doch die lange Kerkerhaft und gefährlichen Brandwunden haben ihn sehr heruntergebracht, so daß er sich wohl seiner Freiheit nicht lange mehr erfreuen wird. Die 149 Meuterer wurden in die Quecksilber-Bergwerke Sibiriens verbrannt.

Die Königin Emma von den Sandwich-Inseln in England.

Die erste Person in London, diejenige, welche das größte Interesse aller Kreise der Bevölkerung in der britischen Hauptstadt erregt, ist gegenwärtig die dort weilende Königin Emma von den Sandwich-Inseln. Diese sind eine kleine Inselgruppe im großen Ozean zwischen Amerika und Asien, bewohnt von einem intelligenten und lustigen Völklein, das den Schutz Englands genießt. Zur Zeit, als jene Inseln von Cook aufgefunden wurden, hatten deren Bewohner noch die primitive Gewohnheit, Menschen mit gleichem Appetit wie Thiere zu verzehren, namentlich ihre Feinde. Die Kultur ist aber auch bis zu jenem Punkt des Ozeans gedrungen, und hat die Menschenfresser so gesittet gemacht, daß jetzt schon Tausende von Fremden ruhig unter ihnen wohnen. Wie es aber scheint, ist die europäische Kultur, welche auf den Sandwich-Inseln im Gefolge der Europäer und Amerikaner einzog, für die Urbewohner nicht zum Besten gewesen. Denn es geht die laute Sage, daß dieselben mehr von den groben Lastern der Fremden angenommen hätten, als von deren zweifelhaften Vorzügen. Thatsache wenigstens ist es, daß die ursprünglichen Bewohner den Einflüssen der sogenannten Zivilisation in furchtbarer Weise erliegen, so daß, wenn die Sterblichkeit in gleichem Grade wie bisher fortdauerd, in 50 Jahren der ganze Stamm ausgestorben sein wird. Die Engländer, deren größte wie häßlichste Leidenschaft bekanntlich die Sucht zur Bekehrung anders Denkender und anders Gläubiger, seien sie Heiden, Juden oder Anhänger der nicht englisch-christlichen Konfessionen, ist, beschäftigen sich in regem Interesse mit den Heiden auf den Sandwich-Inseln, und haben auch nach den Quellen geforscht, auf welche jene Entvölkerung derselben zurückzuführen sei. Diese Ursachen nun werden gefunden: 1) in dem Einfluß der amerikanischen Methodisten, deren Religion für die heiteren und leichtherzigen Eingebornen zu düster, und in dem französischen Katholizismus, der für die erregbaren Hawajier (Hawaji heißt die größte der Inseln) zu lustig sein soll; 2) in den Lastern der Zivilisation, denen sich die Eingebornen zu willig hingeben. Die Königin Emma, ihr verstorbener Gemahl und der gegenwärtige König sind nun alle davon überzeugt, daß das anglikanische Christenthum gerade die Sorte von Religion sei, welche ihren Landsleuten zusage. Um für ihr Land den Segen der befriedigenden Religion zu suchen, ist die Königin Emma nach London gekommen, und wird dort besonders von den religiösen Vereinen fetirt. Die Majestät ist eine Wittwe von 29 Jahren, von dunkeln, aber einnehmenden Zügen, und wie die englischen Blätter sich ausdrücken, eine „vollkommene Lady," modisch und geschmackvoll gekleidet, mit allen Manieren einer großen Dame, die sich mit Sicherheit und Anmuth in der ausgesuchtesten Gesellschaft bewegt. Sie soll sehr gelehrig sein und ein einnehmendes, frommes Wesen besitzen. In dieser Beziehung sticht sie wesentlich ab von ihren Landesschwestern, den naiven und lustigen Hawajierinnen. Es hat sich auch bereits ein Verein philantrophischer Damen in London gebildet zur Beförderung christlicher Sittsamkeit unter dem weiblichen Theil der primitiven Bewohner der Sandwich-Inseln. Königin Emma hat übrigens auch halbwegs europäisches Blut in den Adern, indem ihre Mutter eine Enkelin eines Engländers ist. Doch ist von der Mission Ihrer Majestät die Politik nicht ausgeschlossen. Königin Emma ist nämlich noch immer die Seele der Hawajischen Regierung, und die Engländer benützen den Einfluß derselben, sich auch ohne Annexion die vortrefflich für den Handel gelegenen Inseln zu erhalten, nach deren Be-

fitz die Nordamerikaner lüstern sind. Haben doch dieselben bereits einmal den Versuch gemacht, dieselben zu nehmen, und, nach ihrer Art, zu kolonisiren. Gegenwärtig sind die Inseln der Kampfplatz gegenseitig sich bekämpfender Missionäre, welche sich wechselseitig um des ewigen Heiles der Hawajier willen verfluchen.

Geschichte der Oper am Hofe zu München.

Nach archivalischen Quellen bearbeitet von Fr. M. Rudhart.

Eine klare Darstellung der Verhältnisse früherer Zeit, aus denen unsere gegenwärtigen Musikzustände sich entwickelten, ist für den Künstler von Fach eben so Bedürfniß, als für den gebildeten Leser von Interesse. Vielfach sind die Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen sich entgegenstellen, und die zunächst in Auffindung des Materials bestehen. Denn nur wenige Partituren, Textbücher u. s. w. finden sich noch vor, ja selbst der letzte Anhaltspunkt, woran sich die Bearbeiter derartiger Werke anklammern, Akten, Rechnungen u. dgl., läßt sie oft im Stich, wie denn im vorliegenden Fall z. B. die Hofmarschallsamtsrechnungen von 1707 bis 1750 nicht mehr vorhanden sind. Es wäre ungerecht, unter solchen Umständen ein in allen Theilen vollständiges Werk zu fordern, vielmehr müssen wir selbst Lückenhaftes dankbar annehmen, da wenigstens dem Nachfolger ein Fundament zum Fortbau gegeben ist. Sagt doch der Herr Verfasser selbst: „Ein glücklicherer Forscher wird noch gar manches aus den Schachten der Archive zu Tage fördern, was mir bei dem besten Willen und bei aller Gefälligkeit der königl. Beamten verborgen blieb — indeß es kam darauf an, einmal den Anfang zu machen."

In einer gediegenen Uebersicht der Musikzustände vor und zu Beginn des Zeitraums von 1654—1787, welche Zeit der erste Band umfaßt, finden wir neben einigen musikalisch-dramatischen Festlichkeiten am Hofe Albrechts V. auch die für das Bühnenwesen wichtigen Jesuitenspiele erwähnt. „Man kann diese theatralischen Vorstellungen, wie sie bei den Jesuiten in Uebung waren, unbedenklich als die Vorläufer der spätern Hofprunkoper betrachten. Weit entfernt von der Nüchternheit und Armseligkeit, wie man sie bisher in den Mysterien, Schulkomödien u. s. w. gewohnt gewesen, suchten die Jesuiten vielmehr ihre ebenfalls aus der Bibel und Legende genommenen Stoffe mit Umkleidung aller erdenklichen Kunstmittel interessant zu machen. Eine der merkwürdigsten Vorstellungen der Art fand am 7. Juli 1597 zur Einweihung der Michaelskirche zu München auf dem freien Platz vor dieser Kirche statt; sie führt den Titel „Triumph und Freudenfest zu Ehren dem heil. Erzengel Michael," und es wirkten außer den Hauptakteurs hiebei 900 Choristen mit. Nero, Diocletian, Decius, Maxentius traten nach einander auf mit zahlreichem Gefolge. Mit nicht geringerer Pracht waren die Päpste und Bischöfe umgeben, eine Menge allegorischer Persönlichkeiten, darunter Cohorten von Teufeln und Satans vollständiger Hofstaat, verfehlten nicht gewaltigen Eindruck zu machen; aber mit schauderndem Entsetzen mag die Menge zum Schluß den Erzbösewicht Luzifer sammt 300 Teufeln von St. Michael in die hochaufprasselnden Höllenflammen stürzen gesehen haben."

Die Vermählung des Churfürsten Ferdinand Maria mit Henriette von Savoyen 1652 ist Veranlassung, daß unter dem zahlreichen Adel und der Menge von Dienerschaft, die der jungen Churfürstin aus ihrer Heimath folgte, auch viele Musiker nach München

kamen, wo übrigens bereits im sechzehnten Jahrhundert schon viele bei Hof bedienstete Italiener sich befanden; die Churfürstin, selbst vortrefflich musikalisch gebildet, wandte ihre Hauptsorge musikalisch-dramatischen Darstellungen zu, wie diese in ihrer Heimath bei hohen Familienfesten üblich. Ihr verdankt München die Einführung der Oper.

Am 12. Februar 1654 kam das erste Drama per musica auf dem damals im Herkulessaal der churfürstlichen Residenz errichteten Theater zur Aufführung; es hieß „La Ninfa ritrosa“ (Verfasser des Textes und Komponist unbekannt.) Der dreiaktigen Oper, die an Wortschwall und Langweiligkeit ihren zahlreichen Geschwistern früherer und späterer Zeit in keiner Weise nachsteht, geht ein Prolog voran. Es erscheinen: La pace, il fiume Isra und Amore; der Friede, auf einem Regenbogen in der Luft sitzend, erzählt von seiner großen Macht und seinen Tugenden, die aber von der Mehrzahl der Sterblichen nicht forderlich beachtet würden; er habe deßhalb beschlossen, fortan sich für immer beim churfürstlichen Haus Bayern niederzulassen, zitirt sofort die Isar, und eröffnet dieser, welche sich mit freudigem Staunen aus den Fluthen erhebt: von nun an sollen alle Verliebte in Freude und Genuß leben. „Sodann beginnt die Isar sich mit einem annehmlichen Gesang hören zu lassen, durch welchen alle Herzen zu Lieb animiret werden.“ Zuletzt kommt Amor, von Weitem in der Luft fliegend, und läßt den lieblichen Klang seiner Stimme mit einer schönen Aria erschallen, begibt sich dann auf den Erdboden, „den zufählen der Lieb beistand zu leisten.“

In Betreff des musikalischen Werths der Opern jener Zeit meint der Herr Verfasser: daß das Wenige, was sich erhalten habe, nicht geeignet sei, uns einen erfreulichen Begriff über diese Art Musik beizubringen. Endlose unbeholfene Rezitation wechselt mit einigen steifen Koloraturen und endlosen Chören. Arien kannte man noch nicht. Die Hauptsache blieb nicht die Musik, sondern die in der Oper entwickelte Pracht an Aeußerlichkeiten; auch die in der nächsten Zeit stattfindenden Verbesserungen der Opernmusik gingen nicht von Opernkomponisten selbst, sondern von einem Mann aus, der nie eine Oper geschrieben hat, von Giacomo Carissimi. Ihm war es gelungen, in seinen Kammerkantaten jenen unbeholfenen steifen Styl der weltlichen Musik angenehmer, sangbarer, fließender zu gestalten; die melodische Bewegung des Rezitativs ward frischer; die Accentuirung durch die von ihm eingeführte größere Lebendigkeit und Abwechselung der Bässe schärfer, das Rezitativ erhielt durch ihn eine anmuthige Beimischung arioser Stellen, welchen geschmackvollere, gerundetere Koloraturen nicht mehr fehlten; auch die im Bau und in der Spielart der Instrumente damals gemachten Fortschritte ließ er sich nicht entgehen, er machte in seinen Kompositionen bei Begleitung des Gesangs in Zwischen- und Nachspielen freieren Gebrauch von den Instrumenten, als man seither gewohnt gewesen war. Erst einem Schüler Carissimi's, dem Neapolitaner Alessandro Scarlatti (geb. 1659, gest. 1725), verdankt die Oper jene Gestaltung des musikalischen Inhalts, welche in bestimmten Formen als normal und mustergültig das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch beibehalten wurde.

Einen bedeutenden Aufschwung nimmt das Münchener Kunsttreiben unter der Regierung des prachtliebenden Churfürsten Max Emmanuel, der mit verschwenderischer Freigebigkeit die Musik förderte und seine Residenz zum Sammelplatz der gefeiertsten Künstler jener Tage machte, so daß, etwa Wien ausgenommen, keine zweite Residenz sich in dieser Beziehung mit München messen konnte.

Zur Feier der Vermählung des Churfürsten mit Maria Antonia, Tochter des Kaisers Leopold I., wurde im Januar 1686 von Herren und Damen des Hofstaats die Oper Servio Tullio (Musik von Steffani) aufgeführt. Die Ausstattungskosten (man hatte die Kostüme in Paris fertigen lassen) beliefen sich auf 26,378 Gulden, ungerechnet die Auslagen für das fremde Personal, die Comparserie u. s. w. Die Ausgaben nehmen überhaupt größere Dimensionen an, so daß die Gesammtsumme der für Opernzwecke im Jahr 1686 verwendeten Gelder sich auf 72,000 fl. beläuft. In den spätern Verlauf der Regierung dieses Fürsten fällt noch die Berufung musikalischer Berühmtheiten, als Antonio Bernachi, Diana Vico und Margarita Albinoni, welche laut Dekret aus Italien berufen wurden, „und selbigen nach gesungener Oper ein Recompens von 300 Mard'or für jeden zugesagt." Bernachi („der König der Sänger" von seinen Zeitgenossen genannt), tritt später als virtuoso di camera in wirkliche Dienste des Churfürsten. Für die aus Italien berufene berühmte Sängerin Margarita Durastante mußten zur Bestreitung der Reisekosten hundert Speziesdukaten sofort ausgezahlt werden, sie selbst erhielt nach beendigter Vorstellung die „wahrhaft fürstliche" Belohnung von tausend Mard'or.

Die gewöhnlichen Mittel scheinen für den immer wachsenden Opernaufwand nicht mehr ausgereicht zu haben. Durch ein Dekret vom 8. Juli 1724 wurde, angeblich um der ungemessenen Spielwuth des gemeinen Manns Schranken zu setzen, der Kartenstempel eingeführt, welcher bis zum heutigen Tag besteht; allein aus einem Erlaß vom 12. März des. Js. an die Handelskammer erhellt, daß dieser Kartenstempel ausschließlich zur Bestreitung der Opernunkosten verwendet werden sollte, und auch verbraucht wurde.

Karl Albrecht, Maximilians Nachfolger, wollte zwar durch ein auch auf die Oper ausgedehntes Sparsystem die üble Lage der Finanzen bessern, allein nach einigen Jahren war alles wieder im alten Geleis. Im Herbst 1728 traf der berühmte Sänger Carlo Broschi, auch Farinelli genannt, in München ein; er war im Besitz einer Stimme von bewunderungswürdiger Klangfarbe, Stärke und Umfang — aber er trug seine dramatischen Gesänge in der regungslosen Haltung einer Statue vor, alle Bewegungen seinem Kehlmechanismus allein überlassend. Der Karneval von 1736 brachte „La Clemenza di Tito" von Metastasio und hiemit tritt ein Umschwung in den Bühnendichtungen ein. Die Mehrzahl der älteren Textbücher fand lediglich in Entfaltung äußerer Pracht, durch Maschinerien und Dekorationen ihre Aufgabe. Silvio Stampiglia (unter Franz I. in Wien) und nach ihm Zeno gehörten zu den ersten, die auf Anlage einer vernünftigen, zusammenhängenden Handlung, auf Charakteristik und würdige Sprache Gewicht legten. Die mythologischen Stoffe und der damit zusammenhängende Apparat von Zaubereien und Teufeleien verschwanden, das in fast allen früheren Texten vorfindliche komische Element, gewöhnlich durch dumme Bediente, Verstümmelte u. s. w. repräsentirt, wurde, als dem Ernst und der Würde des drama per musica unzuträglich, völlig aus der Oper verbannt. Man wählte mehr der Geschichte älterer und mittlerer Zeit entnommene Stoffe, und führte sie dem Charakter der handelnden Personen entsprechend aus. Metastasio's Libretti übertrafen in oben genannten Vorzügen die seiner Vorgänger, und beherrschten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich die Opernbühnen; Metastasio ist es aber auch, durch dessen ewig in gleich glatten Formen sich bewegende Werke der Opera seria das steife Gepräge der Schablone vollends aufgedrückt wurde.

Das wilde Kriegsgetümmel im Anfang der vierziger Jahre hatte die Musen verscheucht. Mit dem Churfürsten Max Joseph III. beginnt der Verfasser das dritte Kapitel. Ein leidenschaftlicher Freund der Musik und mit nicht gewöhnlichem Talent ausgestattet, hatte dieser Fürst auf dem Klavier, der Violine, dem Cello und der Gamba sich bedeutende Fertigkeit erworben, auch selbst schon einige Kirchensachen komponirt. So sehr er indessen der Kunst zugethan war, so ließ er doch in Berücksichtigung der Finanzlage eine weise Sparsamkeit eintreten, und setzte für die Oper einen Etat fest, den der Intendant, Graf v. Salern, ohne die dringendste Nothwendigkeit nicht überschreiten durfte. Die Aufführung der Operette „Il Caican Turco e Liseta Ortolana“ gibt Veranlassung, einige Worte über diese sogenannten „Intermezzi“ zu sagen. „In Italien kamen dieselben damals mehr und mehr in Uebung, und erlangten durch Pergolese's 1730 in Neapel aufgeführte Serva Padrona bleibende Bedeutung. Die ursprünglich meist nur auf zwei Personen beschränkte Handlung wurde durch Einführung komplizirter Vorwürfe erweitert, und allmälich schälte sich das Intermezzo aus den Rahmen der Opera seria los, und die Opera buffa stand auf eigenen Füßen fortan als selbstständiges Kunstelement.

Unter Max III. fällt auch die Erbauung und Eröffnung des neuen Opernhauses. Die auf Dokumente gestützten genauen Angaben sind um so werthvoller, als sich über diesen Theaterbau mancherlei Irrthümer festgesetzt hatten. Ein Brandunglück, welches auf dem in der Residenz im Georgi-Saal errichteten Theater ausbrach, erregte in Max den festen Entschluß, fortan in seiner Residenz keinerlei theatralische Vorstellungen mehr zu gestatten. Es sollte ein, zwar mit dem Schloß in nächster Verbindung stehendes, aber durch feuerfeste Mauern vom eigentlichen Residenzgebäude geschiedenes neues Opernhaus errichtet werden, zumal das ältere bei S. Salvator sich von Tag zu Tag baufälliger erwies. Am 15. Sept. 1752 war der Neubau nach dem Plan des Hofbaumeisters F. v. Couvillier vollendet. Im Winter wurde die innere Einrichtung unter der Leitung des Kabinetssekretärs v. Erdt besorgt, und endlich am 12. Okt. 1753, am Namensfest des erlauchten Erbauers, fand die feierliche Eröffnung und festliche Vorstellung mit Metastasio's Oper, „Cato in Utica“, Musik von Ferrandini, statt. Dieses neue Theater, dessen Kosten sich auf 169,496 fl. beliefen, blieb ausschließlich für die Aufführung der großen Carnevalsopern mit freiem Eintritt, und für alle besondern Vorstellungen anläßlich großer Hoffeste bestimmt.

Noch zwei Lichtpunkte strahlen uns am Ende des vorliegenden Abschnitts entgegen: es ist die im Karneval 1773 gegebene Oper „Orfeo e Auridice“ von Gluck, womit der große Meister den ersten Schritt zur Entfesselung des Drama per musica von den starren Banden altherkömmlicher Weise gethan. Das Jahr 1775 aber läßt mit der Aufführung von La Finta Giardiniera am 13. Januar das glänzendste Gestirn am Kunsthimmel, W. A. Mozart, aufgehen. Schuberts deutsche Chronik von demselben Jahr sagt darüber: Auch eine Opera buffa habe ich gehört von dem wunderbaren Genie Mozart; Genieflammen zucken da und dort, aber es ist noch nicht das ruhige, stille Altarfeuer, das in Weihrauchwolken gen Himmel steigt. Wenn Mozart nicht eine im Gewächshaus getriebene Pflanze ist, so muß er einer der größten musikalischen Komponisten werden, die jemals gelebt.“ Dieser Zweifel sollte schon am 29. Januar 1781 beseitigt werden. Der „Ieomeneo“ war es, womit an jenem Tage der größte aller Meister die Bahn der Unsterblichkeit betrat!

Druck, Eigenthum und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut. Verantwortlicher Redakteur: August Benz.



